This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,125,417

PROPERTY OF
University of
Michigan
Library
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Lessings

sämmtliche Schriften.

Z 9275

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Achter Band.

Berlin,
in der Voß'schen Buchhandlung.
1839.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

Seite

Briefe, antiquarischen Inhalts.
Erster Theil. 1768. 1
Zweyter Theil. 1769. 103
Wie die Alten den Tod gebildet. 1769. 210
Gedichte von Andreas Scultetus. 1769. 263
Predigt über zwei Texte 310
Berengarius Turonensis. 1770. 314
Vermischte Schriften. Erster Theil. 1771.
Vorbericht 424
Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmsten Epigrammatisten 425
Ueber die so genannte Agrippine, unter den Alterthümern zu Dresden. 1771. 529

Briefe, antiquarischen Inhalts.

Αγωνισμια μιαλλον ἐς το παραχρημια ἀκουειν ἢ κτημια ἐς ἀει —

Erster Theil.

1768.

Vorbericht.

Diese Briefe waren Anfangs nur bestimmt, einem wöchentlichen Blatte einverleibet zu werden. Denn man glaubte, daß ihr Inhalt keine andere, als eine beyläufige Lesung verdiene.

Aber es wurden ihrer für diese Bestimmung zu viel; und da die Folge den Inhalt selbst wichtiger zu machen schien, als es blosse Zänkereyen über mißverstandene Meinungen dem Publico zu seyn pflegen: so ward geurtheilet, daß sie als ein eigenes Buch schon mit unterlaufen dürften.

Die Ausschweifungen, welche der Verfasser mit seiner Rechtfertigung verbunden, werden wenigstens zeigen, daß er nicht erst seit gestern mit den Gegenständen derselben bekannt ist. In der Fortsetzung, welche der Titel verspricht, hofft er noch mehr einzelne Anmerkungen los zu werden, von denen es immer gut seyn wird, daß sie einmal gemacht worden.

Wem sie allzu klein, allzu unerheblich vorkommen sollten, für den, dünkt ihn, ist wohl das ganze Fach nicht, in welches sie gehören.

Noch erwartet man vielleicht, daß er sich über den Ton erkläre, den er in diesen Briefen genommen. — Vide quam

sim antiquorum hominum! antwortete Cicero dem lauen Atticus, der ihm vorwarf, daß er sich über etwas wärmer, rauher und bitterer ausgedrücket habe, als man von seinen Sitten erwarten können.

Der schleichende, süße Komplimentierton schickte sich weder zu dem Vorwurfe, noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfasser überhaupt nicht, der mehr das Lob der Bescheidenheit, als der Höflichkeit sucht. Die Bescheidenheit richtet sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich hat; sie giebt jedem, was jedem gebühret. Aber die schlaue Höflichkeit giebt allen alles, um von allen alles wieder zu erhalten.

Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben so weit, als von der Grobheit entfernt.

Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer, ist der wahre Grobe; er mag sich noch so höflich ausdrücken.

Doch es sey, daß jene gothische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges ist. Soll sie darum unsere Schriften eben so schaal und falsch machen, als unsern Umgang? —

Erster Brief. *)

Mein Herr,

Wenn es Ihnen gleichviel ist, ob Sie den Platz, den Sie in Ihren Blättern gelehrten Sachen bestimmen, mit einer guten Critik, oder mit der Widerlegung einer verunglückten füllen: so haben Sie die Güte, Folgendes einzurücken.

Herr Klotz soll mich eines unverzeihlichen Fehlers, in seinem Buche von den alten geschnittenen Steinen überwiesen haben. Das hat ein Recensent dieses Buches (*) für nöthig gehalten, mit anzumerken.

Mich eines Fehlers? das kann sehr leicht seyn. Aber eines unverzeihlichen? das sollte mir Leid thun. Zwar nicht sowohl meinetwegen, der ich ihn begangen hätte: als derentwegen, die ihn mir nicht verzeihen wollten.

*) Zuerst gedruckt in der Hamburgischen neuen Zeitung, 97. Stück, 20. Junii 1768, und im Hamburgischen Correspondenten vom 22. Junii, Num. 100.

(*) Beytrag zum Reichspostreuter St. 54.

Denn es wäre ja doch nur ein Fehler. Fehler schliessen Vorsatz und Tücke aus; und daher müssen alle Fehler allen zu verzeihen seyn.

Doch, gewisse Recensenten haben ihre eigene Sprache. Unverzeihlich heißt bey ihnen alles, worüber sie sich nicht enthalten können, die Zähne zu fletschen.

Wenn es weiter nichts ist! — Aber dem ohngeachtet: worinn besteht er denn nun, dieser unverzeihliche Fehler?

Herr Klotz schreibt: „Wie hat es einem unsrer besten „Kunstrichter (dem Verfasser des Laokoon) „einfallen können, „zu sagen, daß man sogar vieler Gemählde nicht erwähnt finde, „die die alten Mahler aus dem Homer gezogen hätten, und „daß es nicht der alten Artisten Geschmack gewesen zu seyn „scheine, Handlungen aus diesem Dichter zu mahlen? Die Ho„merischen Gedichte waren ja gleichsam das Lehrbuch der alten „Künstler, und sie borgten ihm ihre Gegenstände am liebsten „ab. Erinnerte sich Hr. Lessing nicht an das große Homerische „Gemählde des Polygnotus, welches zu unsern Tagen gleichsam „wieder neu geschaffen worden ist? Unter denen vom Philostra„tus beschriebenen Gemählden sind drey Homerische, und die „vom Plinius kurz angezeigten kann jeder leicht finden. Unter „den Herculanischen Gemählden ist eines, welches den Ulysses „vorstellt, der zur Penelope kömmt. Von halb erhabnen „Werken will ich nur die merkwürdigsten anführen, u. s. w.

Ich könnte zu dem Recensenten sagen: Hier sehe ich blos, daß Herr Klotz nicht meiner Meinung ist, daß ihn meine Meinung befremdet; aber er sagt nichts von Fehler, noch weniger von einem unverzeihlichen Fehler.

Doch, der Recensent könnte antworten: Was Herr Klotz keinen unverzeihlichen Fehler nennt, das beschreibt er doch als einen solchen; ich habe also dem Kinde nur seinen rechten Namen gegeben.

Der Recensent hätte fast Recht. Ich muß mich also nicht an ihn, sondern an den Herrn Klotz selbst wenden. Und was kann ich diesem antworten?

Nur das: daß er mich nicht verstanden hat; daß er mich etwas sagen läßt, woran ich nicht gedacht habe.

Herr Klotz beliebe zu überlegen, daß es zwey ganz verschiedne Dinge sind: Gegenstände mahlen, die Homer behandelt hat, und diese Gegenstände so mahlen, wie sie Homer behandelt hat. Es ist meine Schuld nicht, wenn er diesen Unterschied nicht begreift; wenn er ihn in meinem Laokoon nicht gefunden hat. Alles bezieht sich darauf.

Daß die alten Artisten sehr gern Personen und Handlungen aus der Trojanischen Epoche gemahlt haben: das weiß ich, und wer weiß es nicht? Will man alle solche Gemählde Homerische Gemählde nennen, weil Homer die vornehmste Quelle der Begebenheiten dieser Epoche ist: meinetwegen. Aber was haben die Homerischen Gemählde in diesem Verstande, mit denen zu thun, von welchen ich rede; mit denen, dergleichen der Graf von Caylus den neuern Künstlern vorgeschlagen hat?

Die Beyspiele, welche Herr Klotz mir vorhält, sind mir alle so bekannt gewesen, daß ich mich würde geschämet haben, sie Herr Klotzen vorzuhalten. Ich würde mich geschämet haben, zu verstehen zu geben, Herr Klotz habe sie entweder gar nicht, oder doch nicht so gut gekannt, daß sie ihm da beyfallen können, wo sie ihm so nützlich gewesen wären.

Was das sonderbarste ist: ich habe diese Beyspiele fast alle selbst angeführt, und an dem nehmlichen Orte meines Laokoon angeführt, den Hr. Klotz bestreitet. Er hätte sie aus meiner eigenen Anführung lernen können, wenn er sie nicht schon gewußt hätte. Und gleichwohl — Ich denke, das heißt, mit dem Sprichworte zu reden, einen mit seinem eigenen Fette beträufen wollen.

Ich sage, daß ich sie fast alle selbst angeführet habe; und füge hinzu: außer ihnen noch weit mehrere; indem ich nehmlich meine Leser auf den Fabricius (*) verwiesen. Denn ich mache nicht gern zehn Allegata, wo ich mit einem davon kommen kann.

Folglich; habe ich diese Beyspiele, und noch weit mehrere ihrer Art gekannt: so ist es ja wohl deutlich, daß, wenn ich dem ohngeachtet gesagt, „es scheine nicht der Geschmack der alten

(*) Bibl. Græc. Lib. II. c. VI. p. 345.

„Artisten gewesen zu seyn, Handlungen aus dem Homer zu „mahlen," ich ganz etwas anders damit muß gemeinet haben, als das, was diese Beyspiele widerlegen.

Ich habe damit gemeinet, und meine es noch, daß so sehr die alten Artisten den Homer auch genutzt, sie ihn doch nicht auf die Weise genutzt haben, wie Caylus will, daß ihn unsere Artisten nutzen sollen. Caylus will, sie sollen nicht allein Handlungen aus dem Homer mahlen, sondern sie sollen sie auch vollkommen so mahlen, wie sie ihnen Homer vormahlt; sie sollen nicht so wohl eben die Gegenstände mahlen, welche Homer mahlt, als vielmehr das Gemählde selbst nachmahlen, welches Homer von diesen Gegenständen macht; mit Beybehaltung der Ordonnanz des Dichters, mit Beybehaltung aller von ihm angezeigten Localumstände u. s. w.

Das, sage ich, scheinen die alten Artisten nicht gethan zu haben, so viel oder so wenig Homerische Gegenstände sie auch sonst mögen gemahlt haben. Ihre Gemählde waren Homerische Gemählde, weil sie den Stof dazu aus dem Homer entlehnten, den sie nach den Bedürfnissen ihrer eignen Kunst, nicht nach dem Beyspiele einer fremden, behandelten: aber es waren keine Gemählde zum Homer.

Hingegen die Gemählde, welche Caylus vorschlägt, sind mehr Gemählde zum Homer, als Homerische Gemählde, als Gemählde in dem Geiste des Homers und so angegeben, wie sie Homer selbst würde ausgeführt haben, wenn er anstatt mit Worten, mit dem Pinsel gemahlt hätte.

Deutlicher kann ich mich nicht erklären. Wer das nicht begreift, für den ist der Laokoon nicht geschrieben. Wer es aber für falsch hält, dessen Widerlegung soll mir willkommen seyn; nur, sieht man wohl, muß sie von einer andern Art seyn, als die Klotzische.

Herr Klotz hat in seinem Buche mir viermal die Ehre erwiesen, mich anzuführen, um mich viermal eines Bessern zu belehren. Ich wollte nicht gern, daß ein Mensch in der Welt wäre, der sich lieber belehren liesse, als ich. Aber —

So viel ist gewiß, er streitet alle viermal nicht mit mir, sondern ich weiß selbst nicht mit wem. Mit einem, dem er

meinen Namen giebt, den er zu einem groſſen Ignoranten und zugleich zu einem unſrer beſten Kunſtrichter macht.

Wahrhaftig, ich kenne mich zu gut, als daß ich mich für das eine, oder für das andere halten ſollte.

Zweyter Brief. *)

Sie meinen, es lohne ſich allerdings der Mühe, auch von den übrigen Beſtreitungen des Herrn Klotz ein Wort zu ſagen, weil ſie gar zu ſonderbar ſind, und Klotz ein gar zu berühmter Name geworden. Es ſey ſo, wie Sie meinen!

Aber ich muß bey der erſten wieder anfangen. Herr Klotz fragt: „Erinnerte ſich Leſſing nicht an das groſſe Homeriſche „Gemählde des Polygnotus?

In der Leſche zu Delphi waren zwey groſſe Gemählde des Polygnotus. Welches meinet Herr Klotz? das im Hereintreten rechter, oder linker Hand? Nach ſeinem Allegate (*) muß er das erſtere meinen, welches die Zerſtörung von Troja und die Rückkehr der Griechen vorſtellte. Beide Vorwürfe liegen auſſer dem Plane des Homer; von beiden hat er nur einzelne Züge in die Odyſſee einſtreuen können. Aber die Griechen beſaßen eine Menge andere Dichter, welche dieſe Vorwürfe ausdrücklich behandelt hatten; und dieſen, nicht dem Homer, iſt Polygnotus in ſeinem Gemählde gefolgt; einem Leſcheus, einem Steſichorus. Wie kann es alſo Herr Klotz ein Homeriſches Gemählde nennen?

Doch er mag das zweyte, linker Hand, gemeinet haben, welches den opfernden Ulyſſes im Reiche der Schatten vorſtellte. Das iſt zwar der Stoff eines ganzen Buches der Odyſſee: aber dennoch iſt es klar, daß Polygnotus auch in Anordnung dieſes Gemähldes nicht ſowohl der Odyſſee, als vielleicht den Gedich-

*) Zuerſt in der Hamburgiſchen neuen Zeitung, 115. St., 21. Julii 1768. „Der Brief, welchen wir, in dem gelehrten Artickel des 97ſten Stücks, unſern Leſern mittheilten, hat verſchiedne andre veranlaßt, in welchen Herr Leßing ſo wohl den übrigen Beſtreitungen des Herrn Geheimderath Klotz begegnet, als auch über das Werk ſelbſt, in welchem ſie vorkommen, ein umſtändliches Urtheil fällt. Wir haben die Erlaubnis, ſie gleichfals bekannt zu machen, und wollen uns derſelben bedienen, ohne im geringſten an der Streitigkeit ſelbſt Theil zu nehmen."

(*) Pauſanias Lib. X. p. 859.

ten Mynias und Nosti gefolgt ist. Denn er hat weder die Homerische Scene angenommen, noch sich mit den vom Homer eingeführten Personen begnügt. Folglich müßte auch dieses kein Homerisches Gemählde heißen; und ich könnte antworten: es wäre besser gewesen, Herr Klotz hätte sich gewisser Dinge gar nicht erinnert, als falsch.

In beiden Gemählden hat Polygnotus sich bald an diesen, bald an jenen Dichter und Geschichtschreiber gehalten; ohne sich ein Gewissen zu machen, auch Dinge von seiner eignen Erfindung mit einzumischen. Eine Freyheit, deren sich auch andere alte Artisten bedienten, wenn sie Vorstellungen aus der Trojanischen Epoche wählten!

Zwar habe ich schon gesagt, daß Herr Klotz diese Vorstellungen alle, meinetwegen immerhin Homerische Vorstellungen und Gemählde nennen mag. Aber noch einmal: was haben diese Gemählde, welche ihm Homerische zu nennen beliebt, weil ihre Vorwürfe aus eben der Geschichte genommen sind, aus welcher Homer die seinigen gewählt hatte, mit den Homerischen Gemählden zu thun, wie sie Caylus haben will?

Ich dünke mich über den Gebrauch, den die alten Artisten von dem Homer machten, verständlichere Dinge gesagt zu haben, als irgend ein Schriftsteller über diese Materie. Ich habe mich nicht mit den schwanken, nichts lehrenden Ausdrücken von Erhitzung der Einbildungskraft, von Begeisterung, begnügt: ich habe in Beyspielen gezeigt, was für mahlerische Bemerkungen die alten Artisten schon in dem Homer gemacht fanden, ehe sie Zeit hatten, sie in der Natur selbst zu machen. (*) Ich habe mich nicht begnügt, sie blos darum zu loben, daß sie ihre Vorwürfe aus ihm entlehnten: — welcher Stümper kann das nicht? — ich habe an Beyspielen gewiesen, wie sie es anfingen, in den nehmlichen Vorwürfen mit ihm zu wetteifern, und mit ihm zu dem nehmlichen Ziele der Täuschung auf einem ganz verschiedenen Wege zu gelangen; (**) auf einem Wege, von dem sich Caylus nichts träumen lassen. —

Nothwehr entschuldiget Selbstlob. —

(*) Laokoon S. 227-231. [Band VI, S. 505-507.]

(**) Laokoon S. 219-223. [Band VI, S. 501-503.]

Dritter Brief. *)

Ich komme also zu der zweyten Bestreitung des Herrn Klotz. Er fähret fort: „auch die Einwürfe, welche Herr Lessing von „der Schwierigkeit hernimmt, die Homerischen Fabeln zu mah„len, sind leicht zu heben, obgleich diese Widerlegung deutlicher „durch den Pinsel selbst, als durch meine Feder werden würde."

Ich glaube es sehr gern, daß Herr Klotz vieles ungemein leicht findet, was ich für ungemein schwer halte. Dieses kömmt von der Verschiedenheit, entweder unserer beiderseitigen Kräfte, oder unsers beiderseitigen Zutrauens auf uns selbst. Doch, das ist hier nicht die Sache.

Meine Einwürfe, von der Schwierigkeit hergenommen, die Homerischen Fabeln zu mahlen: was betreffen sie? Die Homerischen Fabeln überhaupt; oder nur einige derselben? Diese und jene einzeln genommen; oder alle zusammen in ihrer unzertrennlichen Folge bey dem Dichter?

Caylus schlug nicht blos den neuern Artisten vor, ihren Stoff fleißiger aus dem Homer, mit Beybehaltung der dichterischen Umstände, zu entlehnen: er wünschte den ganzen Homer so gemahlt zu wissen; wünschte, daß ein mächtiger Prinz eigene Gallerien dazu bauen wollte. (*)

Das hätte er immer wünschen können! Weil er sich aber dabey einbildete, daß eine solche zusammenhängende Reihe von Gemählden ein wirkliches Heldengedicht in Gemählden seyn würde; daß sich der ganze mahlerische Geist des Dichters darinn zeigen müsse; daß sie, statt des Probiersteins, zur Schätzung, in welchem Verhältnisse ein epischer Dichter vor dem andern das mahlerische Talent besitze, dienen könne: so glaubte ich einige Einwendungen dagegen machen zu dürfen.

Vors erste wendete ich ein: (**) daß Homer eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen bearbeite, sichtbare und unsichtbare; daß aber die Mahlerey diesen Unterschied nicht angeben könne, daß bey ihr alles sichtbar und auf einerley Art

*) In der Hamburg. neuen Zeitung vom 23. Julii 1768, St. 116.

(*) Tableaux tirés de l'Iliade. Avert. p. 26. 27.

(**) Laokoon XII.

sichtbar sey; daß folglich, — wenn in den Gemählden des Caylus das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, ohne unterscheidende Abänderung mit einander wechselt, ohne eigenthümliche Merkmahle sich mit einander vermische, — nothwendig sowohl die ganze Reihe, als auch manches einzelne Stück, dadurch äußerst verwirrt, unbegreiflich und widersprechend werden müsse.

Was antwortet Herr Klotz auf diese Schwierigkeit? Wie schon angeführt: — daß sie leicht zu heben sey. — Wahrhaftig? Aber wie denn? Darüber hat Herr Klotz nicht Zeit, sich einzulassen; genug, daß meine Widerlegung deutlicher durch den Pinsel selbst, als durch seine Feder werden würde. —

Ewig Schade, daß Herr Klotz den Pinsel nicht führet! Er würde ihn ohne Zweifel eben so meisterhaft führen, als die Feder. Oder vielmehr, noch unendlich meisterhafter. Denn das geringste wäre, daß er Unmöglichkeiten damit möglich machte!

Bis er ihn führen lernet, bitte ich indeß seine Feder, mich in die Schule zu nehmen. Seine fertige Feder sey so gütig, und belehre mich, — (wenn sie es schon nicht ganz deutlich kann; ich bin auch mit einer halbdeutlichen Belehrung zufrieden,) — und belehre mich nur einigermaaßen, wie man es einem Gemählde ansehen kann, daß das, was man darinn sieht, nicht zu sehen seyn sollte; — und belehre mich, was für Mittel ungefehr der Pinsel brauchen könnte, um gewisse Personen in einem Gemählde mit sehenden Augen so blind, oder mit blinden Augen so sehend zu mahlen, daß sie von zwey oder mehrern Gegenständen, die sie alle gleich nahe, gleich deutlich vor oder neben sich haben, die einen zu sehen und die andern nicht zu sehen, scheinen können. Sie belehre mich; nur beliebe sie unter diese Mittel keine Wolken zu rechnen, von welchen ich das Unmahlerische erwiesen habe.

Sie wird mehr zu belehren bekommen. Denn zweytens wendete ich ein: daß, durch die Aufhebung des Unsichtbaren in den Homerischen Handlungen, zugleich alle die charakteristischen Züge verlohren gehen müßten, durch welche sich bey dem Dichter die Götter über die Menschen auszeichnen.

Auch dieses ist leicht zu beantworten? Und am besten mit dem Pinsel? — Abermals Schade, daß Herr Klotz den Pin-

sel nicht führet: schweigend würde er ihn ergreifen, mit der Palette vor die Leinewand treten, und spielend meine Widerlegung dahin croquiren. Doch meine ganze Einbildungskraft ist zu seinen Diensten; er setze seine Feder dafür an; ich will mich bemühen, in den Beschreibungen derselben zu finden, was mir, leider, keine Gemählde von ihm zeigen können. — Indeß sinne ich bey mir selbst nach, welche Dimension seine Feder den Homerischen Göttern auf der Leinewand anweisen wird; sinne nach, welches das Verhältniß seyn dürfte, das sie dem Steine, mit dem Minerva den Mars zu Boden wirft, zur Statur der Göttinn, oder der Statur zu diesem Steine, bestimmen wird, damit unser Erstaunen zwar erregt, gleichwohl aber über keine anscheinende Unmöglichkeit erregt werde; sinne nach, in welcher Größe sie entscheiden wird, daß der zu Boden geworfne Mars da liegen soll, um die Homerische Größe zu haben, und dennoch gegen die übrigen Ausbildungen der Scene nicht ungeheuer und brobdingnakisch zu erscheinen; sinne nach — Nein; ich würde mich zu Schanden sinnen; ich muß lediglich abwarten, was das Orakel unter den Federn mir darüber zu offenbaren belieben wird.

Drittens wendete ich ein: daß die Gemählde, an welchen Homer am reichsten, in welchen Homer am meisten Homer sey, progressive Gemählde wären; die eigentliche Mahlerey aber auf das Progressive keinen Anspruch machen könne.

Ich Dummkopf, der ich noch itzt diese Einwendung für unwidersprechlich halte, blos weil sie auf das Wesen der verschiedenen Künste gegründet ist! Herr Klotz muß über mich lachen; und wenn Herr Klotz vollends den Pinsel führte! — Nichts würde ihm leichter seyn, als den Pandarus, von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeils, in jedem Augenblicke, auf einem und eben demselben Gemählde darzustellen. (*) — Seiner Feder dürfte es freylich schwerer werden, mich zu belehren, wie und wodurch dem Pinsel dieses Wunder gelingen müsse. Doch er versuch es nur; am Ende ist seiner Feder nichts zu schwer; ich kenne keine Feder, die alles so leicht, so deutlich zu machen weiß! —

(*) Laokoon XV.

Vierter Brief.

Sie haben Recht: mein voriger Brief fiel in das Höhnische. — Glauben Sie, daß es so leicht ist, sich gegen einen stolzen und kahlen *) Entscheider des höhnischen Tones zu enthalten?

Aber Sie urtheilen: daß ich zur Unzeit höhne; daß Herr Klotz unmöglich diese Einwendungen gegen die Homerischen Gemählde, könne gemeinet haben.

Und gleichwohl habe ich keine andere jemals gemacht.

Ja auch diese — merken Sie das wohl — habe ich keinesweges gegen die Ausführung der vom Caylus vorgeschlagnen, oder in seinem Geiste vorzuschlagenden, Homerischen Gemählde gemacht; habe ich keinesweges in der Meinung gemacht, daß diese Ausführung nothwendig mißlingen müsse.

Wenn dem Mahler nicht jeder Gebrauch willkührlicher Zeichen untersagt ist; wenn er mit Recht von uns verlangen kann, daß wir ihm gewisse Vorausseţungen erlauben, gewisse Dinge ihm zu Gefallen annehmen, andere ihm zu Gefallen vergessen: warum sollte er nicht, wenn er sonst ein braver Meister ist, aus jenen Entwürfen zu Homerischen Gemählden sehr schäţbare Kunstwerke darstellen können?

Ich wüßte nicht, wo ich meinen Verstand müßte gehabt haben, wenn ich dieses jemals geleugnet hätte.

Meine Einwendungen sollten lediglich die Folgerungen entkräften oder einschränken, welche Caylus aus dem Mahlbaren der Dichter, aus ihrer größern oder geringern Schicklichkeit, in materielle Gemählde gebracht zu werden, wider einige dieser Dichter, zum Nachtheile der Dichtkunst selbst, macht.

Fünfter Brief.

Sie bestehen darauf, daß Herr Klotz diese Einwendungen nicht könne gemeint haben; das Beyspiel, worauf er sich beziehe, zeige es deutlich.

Gut, daß Sie auf dieses Beyspiel kommen. Lassen Sie uns den Mann hören.

*) „und kahlen" fehlt in der neuen Zeitung.

„Nur Ein Beyspiel, sagt Herr Klotz, anzuführen: so ver„wirft Lessing des Grafen Caylus Vorschlag, die Bewunderung „der Trojanischen Greise über Helenens Schönheit, aus dem „dritten Buche der Iliade, zu mahlen. Er nennt diese Episode „einen eckeln Gegenstand. Ich frage hier alle, welche die von „Rubens gemahlte Susanna, nebst den beiden verliebten Alten „gesehen, ob ihnen dieser Anblick eckelhaft gewesen, und widrige „Empfindungen in ihrer Seele erzeigt habe. Kann man denn „keinen alten Mann vorstellen, ohne ihm dürre Beine, einen „kahlen Kopf, und ein eingefallenes Gesicht zu geben? Mahlt „der Künstler einen solchen Greis verliebt, so ist das lächerliche „Bild fertig. Aber Balthasar Denner und Bartholomäus van „der Helst belehren uns, daß auch der Kopf eines alten Man„nes gefallen könne. Ueberhaupt ist das, was Herr Lessing „von den jugendlichen Begierden und Caylus von gierigen Blicken „sagt, eine Idee, die sie dem Homer aufdringen. Ich finde „keine Spur davon bey dem Griechen, und der alte Künstler „würde sie ohne Zweifel auch nicht gefunden haben.

Vortrefflich! Wenn einem Unwahrheiten andichten, und diesen angedichteten Unwahrheiten die aller trivialsten Dinge entgegen setzen, einen widerlegen heißt: so versteht sich in der Welt niemand besser auf das Widerlegen, als Herr Klotz.

Es ist nicht wahr, daß ich jenen Vorschlag des Grafen Caylus verworfen habe.

Es ist nicht wahr, daß ich diese Episode einen eckeln Gegenstand genannt habe.

Es ist nicht wahr, daß ich dem Homer die Idee von jugendlichen Begierden aufgedrungen habe.

Nur drey Unwahrheiten in einer Stelle, die groß genug wäre, sieben zu enthalten: das ist bey alle dem doch nicht viel! Lassen Sie uns eine nach der andern vornehmen.

Es ist nicht wahr, daß ich jenen Vorschlag des Grafen Caylus verworfen habe. Denn verwirft man einen Vorschlag, wenn man blos einige zugleich mit vorgeschlagne Mittel, diesen Vorschlag auszuführen, verwirft? Wo habe ich gesagt, daß der Eindruck, den die Schönheit der Helena auf die Trojanischen Greise machte, gar nicht gemahlet werden könne, oder müsse?

Ich habe blos gemißbilliget, daß Caylus in einem solchen Gemählde der Helena noch ihren Schleyer lassen, und uns ihre ganze Schönheit einzig und allein in den Wirkungen auf die sie betrachtenden Greise zeigen will. Ja auch so hab ich nicht geleugnet, daß ein guter Meister noch immer ein schätzbares Stück daraus machen könne. Ich habe nur behauptet, daß dieses Stück nicht der Triumph der Schönheit seyn würde, so wie ihn Zeuxis in der Stelle des Homers erkannte. Ich habe nur behauptet, daß dieses Stück sich gegen das Gemählde des Zeuxis, wie Pantomime zur erhabensten Poesie verhalten würde; weil wir dort erst aus Zeichen errathen müßten, was wir hier unmittelbar fühlen. Ich habe nur durch dieses Beyspiel zeigen wollen, welcher Unterschied es sey, in dem Geiste des Homers mahlen, und den Homer mahlen. Der Artist des Caylus hätte den Homer gemahlt: aber Zeuxis mahlte in dem Geiste des Homer. Jener wäre knechtisch innerhalb den Schranken geblieben, welche dem Dichter das Wesen seiner Kunst hier setzet: anstatt daß Zeuxis diese Schranken nicht für seine Schranken erkannte, und indem er den höchsten Ausdruck der Dichtkunst nicht blos nachahmte, sondern in den höchsten Ausdruck seiner Kunst verwandelte, eben durch diese Verwandlung in dem höhern Verstande Homerisch ward. — Habe ich daran Recht, oder Unrecht? Es entscheide wer da will: aber er verstehe mich nur erst. Ich will nichts ausserordentliches gesagt haben: aber er lasse mich nur auch nichts abgeschmacktes sagen. *) — Doch weiter. —

Es ist nicht wahr, daß ich diese Episode einen ekeln Gegenstand genannt habe. Nicht diese Episode, sondern die Art des Ausdruckes, mit der Caylus sie gemahlt wissen wollen, habe ich eckel genannt. Caylus will, daß sich der Artist bestreben soll, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeusserungen einer staunenden Bewunderung auf den Gesichtern der kalten Greise, empfinden zu lassen. Hierwider, nicht wider den Homer, habe ich gesagt, daß ein gieriger Blick auch das ehrwürdigste Gesicht lächerlich mache, und ein

*) Der vierte und der fünfte Brief bis hieher in der Hamb. neuen Zeitung, 118. St., 27. Julii 1768, das Folgende im 120. Stück vom 30. Julii.

Greis, der jugendliche Begierden verrathe, so gar ein eckler Gegenstand sey. Ist er das nicht? Ich denke noch, daß er es ist; Herr Klotz mag mir von einer Susanna des Rubens schwatzen, was er will, die weder ich noch er gesehen haben. Aber ich habe mehr Susannen gesehen; auch selbst eine vom Rubens, in der Gallerie zu Sans-Souci; und selten habe ich mich enthalten können, bey Erblickung der verliebten Greise, bey mir auszurufen: o über die alten Böcke! Was war dieser Ausruf, als Eckel? Ich weiß es, die Kunst kann diesen Eckel mindern; sie kann durch Nebenschönheiten ihn fast unmerklich machen: aber ist ein Ingredienz deswegen gar nicht in einer Mischung, weil es nicht vorschmeckt? Nicht die dürren Beine, nicht der kahle Kopf, nicht das eingefallene Gesicht machen den verliebten Alten zu einem eckeln Gegenstande; sondern die Liebe selbst. Man gebe ihm alle Schönheiten, die mit seinem Alter bestehen können; aber man mahle ihn verliebt, man lasse ihn jugendliche Begierden verrathen, und er ist eckel, Trotz jenen Schönheiten allen.

Das sage ich von den Trojanischen Greisen des Caylus: aber wo habe ich es von den Greisen des Homer gesagt? Wo habe ich diesen, jugendliche Begierden aufgedrungen? — Und das ist die dritte Unwahrheit, welche Herr Klotz sich auf meine Rechnung erlaubt. Vielmehr habe ich ausdrücklich gesagt (*) „den Homerischen Greisen ist dieser Vorwurf (nehmlich des Lächerlichen und Eckelhaften) nicht zu machen; denn der Affekt, den sie empfinden, ist ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit sogleich erstickt; nur bestimmt der Helena Ehre zu machen, aber nicht sie selbst zu schänden.“

Nun sagen Sie mir, mein Freund, was ich von dem Herrn Klotz denken soll? was er darunter suchen mag, daß ihm gerade mein Name gut genug ist, unter demselben sich einen Strohmann aufzustellen, an dem er seine Fechterstreiche zeigen könne? warum gerade ich der Blödsinnige seyn muß, dem er Dinge vordociret, die das Auge von selbst lernet, die zu begreifen schlechterdings nicht mehr Menschenverstand erfodert

(*) Laokoon S. 221. [Band VI, S. 502.]

wird, als um von eins bis auf drey zu zählen? „Kann man „denn keinen alten Mann vorstellen ohne ihm dürre Beine, „einen kahlen Kopf, und ein eingefallnes Gesicht zu geben?" Welch eine Frage! und in welchem Tone gethan! und in welchem Tone sich selbst beantwortet! „Aber Balthasar Denner und „Bartholomäus van der Helst belehren uns, daß auch der Kopf „eines alten Mannes gefallen könne." Also bis auf Balthasar Dennern, bis auf Bartholomäus van der Helst, wußte das in der Welt niemand? Und wen es nicht dieser Balthasar und dieser Bartholomäus gelehrt hat, der weiß es noch nicht? Ich bin wirklich so eitel und glaube, daß ich es auch ohne diese Meister wissen würde; jaohne alle Meister in der Welt.

Sechster Brief.

Sie entschuldigen den Herrn Klotz: er habe zu seinem Buche so vieles nachschlagen müssen, daß es kein Wunder sey, wenn er nicht alles auf das genaueste behalten; mein Laokoon sey auch das Werk nicht, das er verbunden gewesen, so eigentlich zu studiren; indeß zeigten seine Einwürfe selbst, daß er es zu lesen gewürdiget; er habe es auch anderwärts mit Lobsprüchen überhäuft.

So würde ich ihn gern selbst entschuldigen; wenn er nicht in mehrern Stücken eine allzuausdrückliche Geflissenheit verriethe, seine Leser wieder mich einzunehmen.

In diesem Lichte sollen Sie sogleich auch seine übrigen Bestreitungen erblicken, die ich in diesem Briefe zusammen fassen will.

An einem Orte schreibt Herr Klotz: (*) „Ich gebe es Herr „Lessingen gern zu, daß wenn Dichter und Künstler die Gegen„stände, welche sie mit einander gemein haben, nicht selten aus „dem nehmlichen Gesichtspunkte betrachten müssen, ihre Nachah„mungen oft in vielen Stücken übereinstimmen können, ohne daß „zwischen ihnen selbst die geringste Nachahmung oder Beeiferung „gewesen. Aber ich möchte diesen Satz nicht allzu sehr ausge„dehnt haben." Bin ichs, der ihn allzu sehr ausgedehnet hat? Wozu mein Name hier, wenn er dieses nicht zu verstehen geben

(*) S. 170.

will? Der Satz enthält eine Bemerkung, die ich wahrlich nicht zuerst gemacht habe, und auf die ich mich im Laokoon blos gegen Spencen bezog, der das Gegentheil viel zu weit ausdehnet.

Doch ich will meinen Namen hier gar nicht gesehen haben. Auch in der Anmerkung will ich ihn nicht gefunden haben, (*) wo Herr Klotz sagt, daß er sich einer Münze des Antoninus Pius gegen mich angenommen. Ich habe nie diese Münze, sondern blos die Erklärung bestritten, welche Addison von einer Zeile des Juvenals aus ihr herhohlen wollen; und habe sie bestritten, nicht um meine Erklärung dafür annehmlicher zu machen, sondern lediglich das bescheidene Non liquet auch hier wiederum in seine Rechte zu setzen.

Aber nicht genug wundern kann ich mich, wie ich zu der Ehre komme, das Werk des Herrn Klotz durch mich gekrönet zu sehen. Er hat einige Steine zu seinem Buche in Kupfer stechen lassen, wovon der letzte meinem Unterrichte ganz besonders gewidmet ist. „Dieser Stein, schreibt er, ist gleichfalls aus der „Sammlung des Hrn. Casanova, und auch von ihm gezeichnet. „Er stellt eine Furie vor, und ich habe ihn meinem Buche bey„gefügt, um Herr Lessingen zu überzeugen, daß die alten Künst„ler wirklich Furien gebildet haben: welches er leugnet."

Welches er leugnet! Als ob ich es so schlechterdings, so völlig ohne alle Ausnahme geleugnet hätte, daß ich durch das erste das beste Beyspiel widerlegt werden könnte!

Er stellt eine Furie vor, dieser Stein! — Ganz gewiß? Ich erkenne bloß einen Kopf im Profil mit wildem aufstiegenden Haare, zweydeutigen Geschlechts. Muß ein solcher Kopf nothwendig der Kopf einer Furie seyn? Der Ausdruck des Gesichts, wird Herr Klotz sagen, macht ihn dazu. Auch dieser Ausdruck ist sehr zweydeutig; ich finde mehr Verachtung, als Wuth darinn.

Doch es mag eine Furie seyn. Was mehr? Was liegt mir daran? Wäre es doch eine Furie auf einem geschnittenen Steine; und die geschnittenen Steine habe ich ausdrücklich ausgenommen.

Ausdrücklich ausgenommen? Ausdrücklich; denn es war mir gar nichts Unbekanntes, daß man auf geschnittenen Steinen, Furien und Furienköpfe sehen wollen.

(*) S. 203.

Sie können dieses kaum glauben, mein Freund; und fragen: wie es, bey dieser Ausnahme, dem ohngeachtet dem Herrn Klotz einfallen können, mich mit einem geschnittenen Steine zu widerlegen?

Ja das frag ich Sie! Lesen Sie indeß nur die Stellen meines Laokoon. —

Siebender Brief.

Vergessen hatte Herr Klotz meine Einschränkungen wohl nicht: aber er verschwieg sie seinem Leser mit Fleiß. Und er mußte wohl; denn allerdings würde es ein wenig kindisch geklungen haben, wenn er aufrichtig genug gewesen wäre, zu schreiben: „Ungeachtet Lessing, wenn er behauptet, daß die alten Artisten keine Furien gebildet, die geschnittenen Steine ausnimt, so will ich ihn dennoch mit einem geschnittenen Steine augenscheinlich hier widerlegen.“ Lieber also schlecht weg: Lessing leugnet gebildete Furien; hier ist eine!

Ich weiß wohl, daß meine Assertion von den Furien mehrere befremdet hat. Das Allgemeine scheinet uns in allen Anmerkungen anstößig zu seyn. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung dieser Art: sogleich zieht unsere Einbildungskraft dagegen zu Felde; und selten oder nie wird es ihr mißlingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird sich bereden, daß durch diese einzelne Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu seyn aufhöre. Der Verständigere untersucht die Ausnahmen, und wenn er findet, daß sie aus der Collision mit einem andern allgemeinen Satze entspringen, so erkennt er sie für Bestätigungen beider.

Der Mythologist hatte es längst vor mir angemerkt, daß man auf alten Denkmählern wenig oder nichts von Abbildungen der Furien finde. Was der Mythologist aber dem bloßen Zufalle zuschrieb, glaubte ich aus einem Grundsatze der Kunst herleiten zu dürfen. Der Artist soll nur das Schöne zu bilden *wählen*: folglich wird der alte Artist, der dem Schönen so vorzüglich treu blieb, keine Furien zu bilden *gewählt* haben; und daher der Mangel ihrer Abbildungen.

Aber eben der Artist, welcher nur das Schöne zu bilden wählen sollte, muß alles bilden können. Wen verleitet sein Können, nicht öfters über sein Sollen hinaus? Zudem arbeitet der Artist meistens für andere, von denen er nicht fodern kann, daß sie seiner Geschicklichkeit sich nur zur höchsten Bestimmung der Kunst bedienen sollen, so lange es noch mehr Dinge giebt, zu welchen sie ihnen gleichfalls nützlich seyn kann. Und folglich? Folglich ist es moralisch unmöglich, daß es keinem Menschen vor Alters sollte eingefallen seyn, eine Furie zu bilden, oder sich bilden zu lassen. Es hat vielen einfallen können: und ist vielen eingefallen.

Leugne ich dieses, wenn ich jenes behaupte? Nur der Antiquar, der nichts als Antiquar ist, dem es an jedem Funken von Philosophie fehlet, kann mich so verstehen.

Ich that alles, was ich thun konnte, diesem Mißverständnisse vorzubauen. Ich schlug vor, den Namen der Kunstwerke nicht allen Antiken ohne Unterschied zu geben, sondern nur denen, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen können, bey welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. „Macht man, schrieb ich, (*) keinen solchen Unterschied, so werden der Kenner und der Antiquar beständig mit einander im Streit liegen, weil sie einander nicht verstehen. Wenn jener, nach seiner Einsicht in die Bestimmung der Kunst, behauptet, daß dieses oder jenes der alte Künstler nie gemacht habe, nehmlich als Künstler nicht, freywillig nicht: so wird dieser es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch sonst eine ausser dem Gebiete der Kunst liegende Ursache, von dem Künstler habe machen lassen, von dem Künstler als Handarbeiter. Er wird also mit der ersten mit der besten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben" u. s. w.

Das ist keine itzt ersonnene Ausflucht, da ich mich in die Enge getrieben sehe; das schrieb ich schon damals, als mir noch niemand widersprach; das schrieb ich, um allen eiteln, das rechte Ziel verfehlenden Widersprüchen vorzukommen: aber was kümmert das Herr Klotzen, und seines gleichen? Er thut dennoch gerade das, was ich verbeten; um zu zeigen, daß er ein Paar armse-

* Laokoon S. 105. [Band VI, S. 436.]

lige Beyspiele mehr weiß, als ich wissen mag. Ich gönne ihm diesen Vorzug recht gern; es sey aber, daß ich sie gekannt oder nicht gekannt habe: sie haben ihre Abfertigung mit der ganzen Classe erhalten, in die sie gehören.

Welches Jucken, seine Belesenheit so sehr auf Unkosten seiner Ueberlegung zu zeigen!

Wenn Herr Klotz noch erst den Unterschied bestritten hätte, den ich unter den Antiken zu machen vorschlage! Aber stillschweigend diesen Unterschied zugeben, und nur immer mit einzeln Beyspielen auf mich ein stürmen, die nach diesem Unterschiede von gar keiner Folge für mich sind: wahrlich, das ist eine Art zu streiten — eine Art, für die ich gar kein Beywort weiß.

Als ich behauptete, daß die alten Artisten keine Furien gebildet, fügte ich unmittelbar hinzu: (*) „ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich sind." Dem ohngeachtet kömmt Herr Klotz, mich zu widerlegen, mit ein Paar Münzen aufgezogen, auf welchen Caylus Furien bemerkt habe. Ich kannte dergleichen Münzen schon selbst: was liegt an der Mehrheit?

Die Figuren auf den Münzen, sagte ich, gehören *vornehmlich* zur Bildersprache. Aber nicht allein: die geschnittenen Steine gehören, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, gleichfalls dahin. (**) Wenn wir also auf geschnittenen Steinen Furien zu sehen glauben, so sind wir berechtiget, sie mehr für eigensinnige Symbola der Besitzer, als für freywillige Werke der Künstler zu halten. Ich kannte dergleichen Steine: aber Herr Klotz kennt einen mehr! Ey, welche Freude! So freuet sich ein Kind, das bunte Kiesel am Ufer findet, und einen nach dem andern mit Jauchzen der Mutter in den Schooß bringt; die Mutter lächelt, und schüttet sie, wenn das Kind nun müde ist, alle mit eins wieder in den Sand.

Achter Brief.

Noch hundert solche Steine, noch hundert solche Münzen: und meine Meinung bleibt, wie sie war. Es ist vergebens,

(*) Laokoon S. 16. [Band VI, S. 384.]

(**) Laokoon S. 108. [Band VI, S. 438.]

die Einschränkungen, die ich ihr selbst gesetzt, zu Widerlegungen machen zu wollen.

Aber Herr Riedel, wie Herr Klotz sagt, (*) soll bereits diese meine Meinung mit guten Gründen widerlegt haben.

Ich habe Herr Riedeln aus seinem Buche als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verspricht; verspricht, indem er sich in vielen Stücken bereits als einen solchen zeigt. Ich traue ihm zu, daß er in den folgenden Theilen ganz Wort halten wird, wo er auf Materien stoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet.

Doch hier habe ich ihn nicht zu loben, sondern auf seine Widerlegung zu merken.

Er gedenkt meiner Assertion von den Furien an zwey Orten. An dem erstern (**) giebt er ihr völligen Beyfall. Er nimt sich sogar ihrer gegen den Herrn Klotz selbst an, indem er hinzusetzt: „Herr Klotz hat zwar unter den alten Denkmälern der „Kunst Furien gefunden. (***) Allein Herr Lessing hat schon „diejenigen Figuren ausgenommen, die mehr zur Bildersprache, „als zur Kunst gehören, und von dieser Art scheinen die Beyspiele des Herrn Klotz zu seyn."

Diese Stelle führt Herr Klotz sehr weislich nicht an. Er durfte sie vielleicht auch nicht anführen, wenn es wahr ist, daß Herr Riedel an der zweyten völlig anderes Sinnes geworden.

Sie lautet so: (†) „Herr Lessing behauptet, daß die alten „Künstler keine Furien gebildet, welches ich selbst oben zugegeben habe. Itzt muß ich ihm, nachdem ich eine kleine Entdeckung gemacht habe, widersprechen, aber aus einem andern „Grunde, als Herr Klotz. Es ist hier dem Hrn. Lessing eben „das begegnet, was er vom Hrn. Winkelmann sagt; er ist durch „den Junius verführt worden. Vermuthlich hat er, in dem „Register der alten Kunstwerke, unter dem Titel Furien gesucht und nichts gefunden. Ich schlage nach, Eumenides; „und finde, daß Scopas deren zwey und Calos die dritte zu

(*) S. 242.
(**) Theorie der schönen Künste und Wissenschaften S. 45.
(***) S. Acta litter. Vol. III. p. 289.
(†) S. 136.

„Athen gebildet. Man kann den Beweis im Clemens Alexan„drinus selbst nachlesen.“

Ich wundere mich nicht, daß Herr Riedeln die kleine Entdeckung, wie er sie selbst nennt, so glücklich geschienen, daß er geglaubt, seinen Beyfall zurück nehmen zu müssen. Aber ich werde mich wundern, wenn er das, was ich dagegen zu sagen habe, nicht auch ein wenig glücklich findet.

Vorläufig muß ich ihn versichern, daß ich nicht durch den Junius verführt worden. Denn ich erinnere mich überhaupt nicht, den Junius der Furien wegen nachgeschlagen zu haben. Nicht weil, in dieses Schriftstellers Verzeichnisse der alten Kunstwerke, unter dem Titel Furien keiner Furien gedacht wird; sondern weil ich die schon erwähnte Bemerkung der Mythologisten, namentlich des Bannier,(*) im Kopfe hatte, daß sich gegenwärtig keine alte Abbildungen von diesen Göttinnen fänden: kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht die alten Artisten dergleichen nie gemacht, und ward in diesem Gedanken durch die Beyspiele selbst bestärket, die bey dem ersten Anblicke dagegen zu seyn scheinen.

Hätte ich den Junius nachgeschlagen, so hätte mir sehr leicht begegnen können, was Hr. Riedel vermuthet: sehr leicht aber auch nicht; denn daß die Furien mehr als einen Namen haben, ist ja so gar unbekannt nicht. Und gesetzt, es wäre mir nicht begegnet; gesetzt, ich wäre auf die Furien gestoßen, die Herr Riedel darinn gefunden: was mehr? Würde ich meine Meinung eben so geschwind zurückgenommen haben, als er seinen Beyfall? Gewiß nicht.

Der ganze Zusammenhang beym Clemens Alexandrinus zeigt es, daß er von Statuen redet, die der Verehrung gewidmet waren, und in ihren Tempeln standen. Da nun Herr Riedel gegen meine Ausnahme aller mehr zur Bilderspräche, als zur Kunst, gehörigen Figuren, nichts zu erinnern hatte; da er selbst urtheilte, daß eben wegen dieser Ausnahme, die vom Herrn Klotz gegen mich angeführten Beyspiele in keine Betrachtung kämen: wie konnte es Hr. Riedeln nicht einfallen, daß keine

(*) Nous n'avons point à présent de figures antiques de ces Decsses. Memoires de l'Acad. des Inscr. T. V. p. 43.

Figuren gerade mehr zur Bilderſprache gehören, als eben die, welche der Anbetung öffentlich aufgeſtellet waren?

Nicht genug, daß ich, in einem eigenen Abſchnitte meines Laokoon, ausdrücklich hierauf dringe; ich gedenke ſogar insbeſondere der Statuen, welche die Furien in ihren Tempeln nicht anders als gehabt haben könnten; ich führe namentlich die in dem Tempel zu Cerynea an. Aber auch dieſe, ſtatt aller: denn was hätte es helfen können, wenn ich einen Tempel nach dem andern durchgegangen wäre? Was ich von den Statuen des einen ſagte, hätte ich von den Statuen aller ſagen müſſen.

Und alſo, dächte ich, wäre dem Einwurfe des Herrn Riedel genugſam begegnet, wenn ich ihm antwortete: die Furien, die Sie mir entgegen ſetzen, gehören zu den Kunſtwerken nicht, von welchen ich rede; es ſind Werke wie ſie die Religion befohlen hatte, die bey den ſinnlichen Vorſtellungen, welche ſie der Kunſt aufgiebt, mehr auf das Bedeutende, als auf das Schöne zu ſehen pflegt.

Doch ich habe noch etwas wichtigeres zu erwiedern. Die Furien vom Scopas und Calos, (*) die Junius Herr Riedeln bey dem Clemens Alexandrinus nachwies, ſind unſtreitig die, welche in ihrem Tempel zu Athen ſtanden, und von welchen Pauſanias ausdrücklich verſichert, (**) daß ſie durchaus nichts Schreckliches, οὐδὲν φοβερον, an ſich gehabt. Nun ſage mir Herr Riedel, ob Furien, welche nichts von Furien an ſich haben, ſolche Furien ſind, deren Abbildung ich auf die alten Artiſten nicht will kommen laſſen? Ich ſchreibe im Laokoon: „Wuth und Verzweiflung ſchändeten keines von ihren Werken; ich darf behaupten, daß ſie nie eine Furie gebildet haben.“ Aus der unmittelbaren Verbindung dieſer zwey Sätze, iſt es ja wohl klar, was für Furien ich meine; Furien, die in jedem

(*) Bey Herr Riedeln heißt er Calas. Ein unſtreitiger Druckfehler; ſo wie in der Citation des Clemens p. 47 anſtatt 41. (Aber wenn Herr Klotz, nicht blos an einem Orte, nicht blos in einem und eben demſelben Buche, immer und ewig Zeuxes ſchreibt: ſo ſcheint es wohl etwas mehr als ein Druckfehler zu ſeyn, und er kann es nicht übel nehmen, wenn man ihn beyläufig erinnert, daß dieſer Mahler nicht Zeuxes, ſondern Zeuxis geheiſſen.)

(**) Lib. I. cap. 28. p. 68. Edit. Kuh.

Gesichtszuge, in Stellung und Gebehrden, verrathen was sie seyn sollen. Waren die Furien des Scopas und Calos dieser Art? Es waren Furien, und waren auch keine: sie stellten die Göttinnen der Rache vor, aber nicht so vor, wie wir sie itzt bey dem Namen der Furien denken.

Sie bestärken also meinen Satz vielmehr, als daß sie ihn im geringsten zweifelhaft machen sollten. Denn wenn die Alten auch nicht einmal an ihren gottesdienstlichen Vorstellungen, da, wo das Bedeutende ihnen mehr galt, als das Schöne; wenn sie auch nicht einmal da duldeten, wenigstens nicht verlangten, daß die Göttinnen der Rache durch die häßlichen, schändenden Kennzeichen des menschlichen Affekts entstellt und erniedriget würden: was sollte ihre Artisten, die in willkührlichen Werken den Ausdruck der Schönheit stets unterordneten, zu so scheußlichen Fratzengesichtern haben verleiten können? Selbst die Hetrurischen Künstler, die der Schönheit weit weniger opferten als die Griechischen, wenn sie Furien bilden mußten, bildeten sie nicht als Furien; wie ich an einer Urne beym Gorius gezeigt habe, von welcher ich schon damals anmerkte, daß sie den Worten, aber nicht dem Geiste meiner Assertion widerspreche.

Ich darf es nicht bergen, daß es Herr Klotz selbst ist, welcher mir die unschrecklichen Furien zu Athen nachgewiesen. (*) Sie schwebten mir in den Gedanken, aber im Nachschlagen gerieth ich auf die zu Cerynea.

Und nun, was meinen Sie, mein Freund? Sie sehen: Herr Riedel widerlegt die Einwürfe des Herrn Klotz, und Herr Klotz giebt mir Waffen wider Herr Riedeln. Sie drengen von entgegen gesetzten Seiten in mich; beide wollen mich umstürzen: aber da ich dem einen gerade dahin fallen soll, wo mich der andere nicht will hinfallen lassen, so heben sich ihre Kräfte gegen einander auf, und ich bleibe stehn. Ich dächte, ich schiede gänzlich aus: so liegen sie einander selbst in den Haaren. Doch dafür werden sie sich wohl hüten. Vielmehr sehe ich sie schon im voraus in ihrer Deutschen Bibliothek so nahe zusammenrücken, daß ich doch küppen muß; ich mag wollen oder nicht: geben sie nur Acht!

(*) Acta litt. Vol. III. Pars III. pag. 389.

Neunter Brief. *)

Ich denke nicht, daß ich mir zuviel herausnehme, wenn ich mich auch noch an einem Orte von Herr Klotzen gemeint glaube, wo er mich nicht nennt: denn er nennt mich dafür anderwärts, wo er den nehmlichen Kampf kämpfet.

Er will durchaus nicht leiden, daß man den alten Artisten die Perspektiv abspricht.

Im Laokoon hatte ich es gethan: obschon gar nicht in der Absicht, wie Perrault und andere, denen es damit auf die Verkleinerung der Alten angesehen ist. Doch da Herr Klotz mich so selten verstanden: wie konnte ich verlangen, daß er mich hier errathen sollte? Er warf mich also mit den Perraults in eine Classe, und nahm sich, in seinem Beytrage zur Geschichte des Geschmaks und der Kunst aus Münzen, (*) der Alten gegen mich an, die es wahrhaftig nie nöthig haben, daß man sich ihrer gegen mich annimt.

Seitdem hat er neue Hülfsvölker angeworben, mit denen er in seinem Buche von geschnittenen Steinen (**) zum zweyten auf dem Plane erscheinet. „Mein Eifer, sagt er, für „den Ruhm der Alten, denen ich grosse Dankbarkeit schuldig „zu seyn glaube, erlaubt mir nicht, eine Anmerkung hier zu „unterdrücken." Und diese Anmerkung läuft dahin aus, daß nunmehr durch Einen geschnittenen Stein aus Tausenden; durch eine gewisse Abhandlung des Grafen Caylus, und **) durch eine bisher unbemerkte Stelle des Philostratus, der Alten ihre Kenntniß und Ausübung der Perspektiv auffer allem Zweifel gesetzt sey.

Ich wünschte sehr, daß sich der Eifer des Herrn Klotz für

*) Zuerst im 131. und 132. Stücke der Hamburgischen neuen Zeitung von 1768, vom 18. und 20. August. „Wir übergehen den 6ten 7ten und 8ten dieser Briefe, in welchen Hr. Lessing auf verschiedne Vorwürfe des Hrn. Klotz von minderm Belange antwortet, um unsern Lesern einige der folgenden mitzutheilen, die von der Perspectiv der alten Artisten handeln, zu deren Vertheidiger sich Hr. Klotz aufgeworfen."

(*) S. 179.

(**) S. 92.

) Die Worte von „durch Einen" an, bis hieher, fehlen in der neuen

den Ruhm der Alten mehr auf Einsicht, als auf Dankbarkeit gründen möchte! Die Dankbarkeit ist eine schöne Tugend, aber ohn ein feines Gefühl bringt sie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobey er sich besser befindet, sie nicht zu haben, als zu haben. Meinem Bedünken nach, ist die Dankbarkeit des Herr Klotz gänzlich in diesem Falle. Doch davon an einem andern Orte. Itzt lassen Sie uns sehen, was Herr Klotz von der Perspektiv überhaupt weiß, und mit welchen ihm eigenen Gründen, er sie den Alten zusprechen zu müßen glaubt.

Herr Klotz erkläret die Perspektiv, in so fern sie in dem Künstler ist, durch „die Geschicklichkeit, (*) die Gegenstände auf „einer Oberfläche so vorzustellen, wie sie sich unserm Auge in „einem gewissen Abstande zeigen." Diese Erklärung ist von Wort zu Wort aus dem deutschen Pernety abgeschrieben, welches das abgeschmackte Oberfläche beweiset. Fläche ist für die Mahlerey Fläche, sie mag oben, oder unten, oder auf der Seite seyn.

Doch abgeschrieben, oder nicht abgeschrieben: wenn sie nur richtig ist. — Richtig ist die Erklärung allerdings; aber dabey viel zu weitläuftig, als daß sie bey Entscheidung der vorhabenden Streitsache im geringsten zu brauchen sey.

Denn ist die Perspektiv weiter nichts als die Wissenschaft, Gegenstände auf einer Fläche so vorzustellen, wie sie sich in einem gewissen Abstande unserm Auge zeigen: so ist die Perspektiv kein Theil der Zeichenkunst, sondern die Zeichenkunst selbst. Was thut die Zeichenkunst anders, was thut sie im geringsten mehr, als was nach dieser Erklärung die Perspektiv thut? Auch sie stellt die Gegenstände auf einer Fläche vor; auch sie stellt sie vor, nicht wie sie sind, sondern wie sie dem Auge erscheinen, und ihm in einem gewissen Abstande erscheinen. Folglich kann sie nie ohne Perspektiv seyn, und das geringste was der Zeichner vorstellt, kann er nicht anders als perspektivisch vorstellen.

Den Alten in diesem Verstande die Perspektiv absprechen, würde wahrer Unsinn seyn. Denn es würde ihnen nicht die

(*) Beytrag zur Gesch. der Kunst aus Münzen S. 178.

Perspektiv, sondern die ganze Zeichenkunst absprechen heissen, in der sie so große Meister waren.

Das hat niemanden einkommen können. Sondern wenn man den Alten die Perspektiv streitig macht, so geschieht es in dem engern Verstande, in welchem die Künstler dieses Wort nehmen. Die Künstler aber verstehen darunter die Wissenschaft, mehrere Gegenstände mit einem Theile des Raums, in welchem sie sich befinden, so vorzustellen, wie diese Gegenstände, auf verschiedne Plane des Raums verstreuet, mit samt dem Raume, dem Auge aus einem und eben demselben Standorte erscheinen würden.

Diese Erklärung ist mit jener im Grunde eins: nur daß jene, die mathematische, sich auf einen einzeln Gegenstand beziehet; diese aber auf mehrere geht, welche zusammen aus dem nehmlichen Gesichtspunkte, jedoch in verschiedner Entfernung von diesem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte, betrachtet werden. Nach jener können einzelne Theile in einem Gemählde vollkommen perspektivisch seyn, ohne daß es, nach dieser, das ganze Gemählde ist, indem es ihm an der Einheit des Gesichtspunkts fehlet und die verschiednen Theile desselben verschiedne Gesichtspunkte haben.

Herr Klotz scheinet von diesem Fehler gar nichts zu verstehen. Er spricht nur immer von der verhältnißmäßigen Verkleinerung der Figuren, und der Verminderung der Tinten: und bildet sich ein, daß damit in der Perspektiv alles gethan sey. Aber er sollte wissen, daß ein Gemählde beide diese Stücke gut genug haben, und dennoch sehr unperspektivisch seyn kann.

Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, sage ich im Laokoon,(*) daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheinet, als in der Nähe, macht ein Gemählde noch lange nicht perspektivisch. Ich brauche also diese Beobachtung den alten Artisten gar nicht abzusprechen; die Natur lehrt sie; ja, es würde mir unbegreiflich seyn, wenn nicht gleich die allererstен darauf gefallen wären. Ob sie aber die mathematische Genauigkeit dabey angebracht, die wir bey unsern auch sehr mittelmäßigen

(*) S. 198. [Band VI, S. 488.]

Mahlern gewohnt sind, ob sie sich nicht mit einem ungefehren Augenmaaße begnügt: das ist eine andere Frage, die durch blosse Schriftstellen zum Besten der Alten nicht entschieden werden kann, besonders da so unzählige alte Kunstwerke einer solchen Entscheidung keinesweges günstig sind.

Eben so natürlich ist eine etwanige Verminderung der Tinten: denn eben die tägliche Erfahrung, welche uns lehret, daß ein Ding in der Entfernung kleiner erscheinet, lehret uns auch, daß die Farben der entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und schwinden, in einander verfliessen und in einander sich verwandeln. Folglich können und müssen die alten Gemählde auch hiervon gezeigt haben; und die, welche ungleich mehr als andere davon zeigten, werden mehr als andere deshalb seyn gepriesen worden.

Dieses beantwortet die Frage des Herrn Klotz: „konnten „die alten Schriftsteller von einer Sache reden, die nicht da „war, und eine Eigenschaft an einem Gemählde rühmen, die „niemand sahe?" Sie lobten was sie sahen; daß sie aber etwas sahen, was auch wir sehr lobenswürdig finden würden, beweiset ihr Lob nicht.

Doch indeß zugegeben, daß die alten Gemählde in beiden Stücken eben so vollkommen waren, als die besten Gemählde neuerer Zeit: waren sie darum auch eben so perspektivisch? Konnten sie den Fehler darum nicht haben, von dem ich sage, daß Herr Klotz nichts verstehen muß?

Er sieht es nicht gern, (*) daß man sich bey dieser Streitigkeit immer auf die Herkulanischen Gemählde beruft. — In seinem Tone zu bleiben; ob er mir schon freylich so wohl nicht lassen wird: — ich seh es auch nicht gern. Aber unser beider nicht gern Sehen, hat ganz verschiedne Ursachen. Herr Klotz sieht es nicht gern, weil unstreitig der blühende Zeitpunkt der Kunst vorbey war, als die Herkulanischen Gemählde verfertiget wurden: und ich sehe es nicht gern, weil, obschon dieser Zeitpunkt vorbey war, dennoch die Meister der Herkulanischen Gemählde von der Perspektiv gar wohl mehr verstehen konnten,

(*) S. 96.

als die Meister aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir von der Kunst der Alten sprechen. Denn die Perspektiv ist keine Sache des Genies; sie beruht auf Regeln und Handgriffen, die, wenn sie einmal festgesetzt und bekannt sind, der Stümper eben so leicht befolgen und ausüben kann, als das größte Genie.

Aber wenn es Herr Klotz nicht gern sieht, daß wir uns auf die Herkulanischen Gemählde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen sollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunst, ist schlechterdings kein einziges von den noch vorhandenen alten Gemählden. Wir müssen also diese überhaupt aufgeben, und uns auf die Beschreibungen einschränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmtesten Stücke aus diesem Zeitpunkte finden.

Ich wählte hierzu, im Laokoon, die Beschreibungen des Pausanias von den zwey großen Gemählden des Polygnotus in der Lesche zu Delphi, und urtheilte, daß diese offenbar ohne alle Perspektiv gewesen. Eines derselben, höre ich von Herr Klotzen, (*) „soll zu unsern Tagen gleichsam wieder neu seyn geschaffen worden.“ Ich weiß nicht, welches; von dem Werke auf das er mich verweiset, habe ich nur die ersten Bände, und ich befinde mich gerade an einem Orte, wo ich wenig andere Bücher brauchen kann, als die ich selbst besitze. Aber es sey das eine oder das andere: wenn es in der neuen Schöpfung Perspektiv bekommen hat, so ist es sicherlich nicht das Gemählde des Polygnotus; sondern ein Gemählde, ungefehr des nehmlichen Vorwurfs.

Der Hauptfehler, welcher sich in diesen Gemählden des Polygnotus wider die Perspektiv fand, ist klar und unwidersprechlich. Um sich Platz für so viele Figuren zu machen, hatte Polygnotus einen sehr hohen Gesichtspunkt angenommen, aus welchem der ganze weite Raum vom Ufer, wo das Schiff des Menelaus liegt, bis hinein in die verheerte Stadt, zu übersehen sey. Aber dieser Gesichtspunkt war blos für die Grundfläche, ohne es zugleich mit für die Figuren zu seyn. Denn

(*) S. 140.

weil aus einem so hohen Gesichtspunkte, besonders die Figuren des Vordergrundes von oben herab sehr verkürzt und verschoben hätten erscheinen müssen, wodurch alle Schönheit und ein grosser Theil des wahren Ausdrucks verlohren gegangen wäre: so gieng er davon ab, und zeichnete die Figuren aus dem natürlichen ihrer Höhe ungefehr gleichem Gesichtspunkte. Ja auch diesen behielt er nicht, nach Maaßgebung der vordern Figuren, für alle die entferntern Figuren gleich und einerley. Denn da, zu Folge der aus einem sehr hohen Gesichtspunkte genommenen Grundfläche, die Figuren, welche hintereinander stehen sollten, übereinander zu stehen kamen, (welches beym Pausanias aus dem öftern ἀνωθεν, ἀνωτερω und dergleichen erhellet:) so würden diese entfernter oder höher stehende Figuren, wenn er sie aus dem Gesichtspunkte der Figuren des Vordergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verschoben und verkürzt werden müssen, welches der Grundfläche das Ansehen einer Berg an laufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perspektivisch verlängerte Fläche seyn sollte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren, einen neuen, ihrer besondern natürlichen Höhe gleichen Gesichtspunkt annehmen: das ist, er zeichnete sie alle so, als ob wir gerade vor ihnen stünden, da wir sie doch alle von oben herab sehen sollten.

Es ist schwer sich in dergleichen Dingen verständlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch so wortreich seyn, und gewisse Leute werden uns doch nicht verstehen; solche nehmlich, denen es an den ersten Begriffen der Sache, wovon die Rede ist, fehlet. Und an diesen fehlet es dem Herrn Klotz in der Perspektiv gänzlich: denn er versteht sich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

„Die gewöhnliche Perspektiv der Alten, sagt er, ist die von „uns so genannte Militarperspektiv von oben herein" — Nicht jede Perspektiv von oben herein, ist Militarperspektiv. Bey dieser werden zugleich die wahren Maaße der Gegenstände überall beybehalten, und nichts wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich ist die Militarperspektiv eigentlich gar keine Perspektiv, sondern ein blosses technisches Hülfsmittel gewisse Dinge vors Auge zu bringen, die aus einem niedrigen

Gesichtspunkt nicht zu sehen seyn würden, und sie so vors Auge zu bringen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ihm blos erscheinen. In diesem Verstande also von den Alten sagen, daß ihre gewöhnliche Perspektiv die Militarperspektiv gewesen, heißt ihnen in den gewöhnlichen Fällen schlechterdings alle Perspektiv absprechen. Nur diejenige Perspektiv aus einem hohen Gesichtspunkte ist wahre Perspektiv, die alles und jedes nach Maaßgebung der Höhe und Entfernung dieses Gesichtspunkts, verkleinert, verkürzt und verschiebt; welches die Militarperspektiv aber nicht thut, und welches auch in den Gemählden des Polygnotus nicht geschehen war.

Eben so wenig wird es in den Münzen geschehen seyn, welche Hr. Klotz zum Beweise anführt, wie gut sich die Alten auf die ihm so genannte Militarperspektiv verstanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, sie nachzusehen. Gleichwohl darf er, in dem ihm eignen Tone hinzusetzen: „Sollten „diese Zeugnisse nicht einmal die ewigen Anklagen der Alten, „wegen der Unwissenheit der Perspektiv vermindern?“ Allerdings sollten sie nicht: sondern Hr. Klotz sollte erst lernen, was Perspektiv sey, ehe er einen so entscheidenden Ton sich anmaaßt.

„Die Alten, fährt er fort, haben zugleich den Plan von „ihren Gebäuden gewiesen, und wenn sie den Augenpunkt sehr „scharf hätten nehmen wollen, so würden sie ein allzu hohes „Relief gebraucht haben. Hätten sie das Relief flach gehalten, „so würde die Münze ohne Geschmack, Gothisch oder nach der „Art unserer neuen Münzen ausgefallen seyn.“

O schön! o schön! Kauderwelscher könnte Crispin in der Komödie, wenn er sich für einen Mahler ausgiebt, die Kunstwörter nicht unter einander werfen, als hier geschehen ist. — „Die Alten haben zugleich den Plan von ihren Ge„bäuden gewiesen.“ Wie zugleich? Zugleich mit den Außenseiten? Wie machten sie das? Zeichneten sie, wie wir in unsern architektonischen Rissen, etwa den Grundriß neben die Fasade? Oder wie? — „Wenn sie den Augenpunkt zu „scharf hätten nehmen wollen;“ Was heißt das, den Augenpunkt zu scharf nehmen? Heißt das, sich zu scharf an die

heit des Augenpunkts halten? Oder was heißt es? — „So

„würden sie ein allzuhohes Relief gebraucht haben.“ Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Bestimmt der Augenpunkt, wie hoch oder wie flach das Relief seyn soll? — „Hätten sie das Relief flach gehalten;“ — Nun, was denn? was wäre alsdenn geworden? — „so würde die „Münze ohne Geschmack, gothisch oder nach der Art „unserer neuen Münzen ausgefallen seyn.“ O Logik, und alle Musen! Ein Mann, der so schließen kann, unterfteht sich von der Kunst zu schreiben? Also ist eine Münze von flachem Relief nothwendig ohne Geschmack und Gothisch? Also ist es nicht möglich, daß wir in einem flachen Relief eben so viel erkennen können, als in einem hohen? Also kann in einem flachen Relief nicht eben so viel, ja wohl noch mehr Kunst seyn, als in einem hohen? O Logik, und alle Musen! Der Mann hat lauten hören, aber nicht zusammen schlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus Ursache, daß es Münzen sind, daß es Werke sind, die sich sehr abnutzen; weil man aus dieser Ursache das flache Relief an cursirenden Münzen mißbilliget: daraus schließt er, daß das flache Relief überhaupt ohne Geschmack und Gothisch ist? O Logik, und alle Musen!

Zehnter Brief.

Ich sagte in meinem Vorigen, daß ein Gemählde die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perspektivisch seyn könne; Falls ihm die Einheit des Gesichtspunkts fehle.

Gut genug; Sie wissen was man gut genug heißt. Lassen Sie mich mit diesem gut genug ja nicht mehr sagen, als ich sagen will. Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen stellt, ist nicht viel mehr als ziemlich schlecht.

Denn wie in der Natur alle Phänomena des Gesichts, die Erscheinung der Grösse, die Erscheinung der Formen, die Erscheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entspringende Erscheinung der Entfernung, unzertrennlich verbunden sind: so auch in der Mahlerey. Man kann in keiner den ge-

ringsten Fehler begehen, ohne daß sie nicht zugleich alle zweydeutig und falsch werden.

Hatte das Gemählde des Polygnotus einen vielfachen Gesichtspunkt: so hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perspektiv, oder vielmehr kein Stück derselben konnte seine eigentliche Richtigkeit haben; es konnte von allen nur so etwas da seyn, als genug war ein ungelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge: an einem andern Orte werde ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnet ist, sich durch den Mangel zufälliger Schönheiten in dem Genuße der wesentlichen stören zu lassen. Räthsel! wird Hr. Klotz ruffen. Ich mache keinen Anspruch mehr darauf, von ihm verstanden zu werden.

Ein vielfacher Gesichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Erscheinung der Formen, sondern auch die Einheit der Beleuchtung schlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perspektivische Behandlung der Tinten Statt finden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als diese, ist im Grunde so gut als keine; ob sie schon immer auf den einigen Eindruck machen kann, der die wahre nirgends gesehen. In einem etwanigen Abfalle von Farben, in Ansehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinigkeit, mochte die ganze Luftperspektiv des Polygnotus bestehen.

Selbst die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren, kann in dem Gemählde des Polygnotus nicht gewesen seyn; sondern ungefehr so etwas ihr ähnliches. Denn man erwäge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis hinein in die verheerte Stadt: und urtheile, von welcher colossalischen Grösse die Figuren des Vordergrundes angelegt seyn müßten, wenn, nach den wahren perspektivischen Verhältnissen, die Figuren des hintersten Grundes im geringsten erkenntlich seyn sollten.

Eben das hätte sich Moor fragen müssen, und er würde lieber von gar keiner Perspektiv in dem allegorischen Gemählde des Cebes gesprochen haben. Ich biete dem größten Zeichner Trotz, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherige Versuche sind gerade so gerathen, wie sie ungefehr Kinder befriedigen können. Der erträglichste ist der von dem

jüngern Merian, welcher ganz von den Worten des Cebes abgieng, indem er die verschiedenen Umzäunungen in einen schroffen Felsen mit eben so vielen Absätzen verwandelte, und dennoch nichts Perspektivisches herausbringen konnte. Seine Figuren verjüngen sich von unten bis oben: aber perspektivisch? So wie sich die in dem Gemählde des Polygnotus mögen verjüngt haben: wo man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Parderfell erkannte, welches Antenor über die Thüre seines Hauses, zum Zeichen der Verschonung, aufgehangen hatte.

Eilfter Brief.

Es würde eine sehr undankbare Arbeit seyn, alle Stellen und Beyspiele zu prüfen, die Herr Klotz zum Behuf seiner guten Meinung von der Perspektiv der Alten, dem Caylus abborgt, oder aus den Schätzen seiner eigenen Belesenheit beyzubringen vorgiebt. Nur von einigen, ein Wort.

Was für eine perspektivische Anordnung kann Caylus in der Aldrovandinischen Hochzeit gefunden haben? Sie hat höchstens keine Fehler gegen die Perspektiv: weil sich der Meister keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen. Er hat alle seine Personen nach der Schnur neben einander gestellt; sie stehen alle auf einem und eben demselben Grunde; wenigstens nicht auf so verschiednen Gründen, daß die geringste Verjüngung unter ihnen möglich wäre.

Das, was Plinius von dem Ochsen des Pausias sagt, zu Perspektiv machen: heißt mit dem Worte tändeln. Es war Perspektiv in dem weitläuftigen Verstande, in welchem sie, wie ich schon erinnert, kein Mensch den Alten abgesprochen hat, noch absprechen kann.

Lauter Wind, wenn Herr Klotz versichert, „daß Lucian „von der perspektivischen Anordnung in einem Gemählde des „Zeuxis so weitläuftig rede, daß diese Stelle bey dieser Strei„tigkeit nothwendig geprüft werden müsse!“ Er nennt sie ungemein entscheidend, und sie entscheidet schlechterdings nichts. Ἀποτειναι τας γραμμας ἐς το ἐυθυτατον, was ist es anders, als ein correkter Contour? was die ἀκριβης κρασις, die ἐυ-

καιρος ἐπιβολη των χρωματων anders, als die schickliche Verbindung und fleißige Verschmelzung der Localfarben? Das σκιασαι ἐς βαθος, ist die gute Vertheilung von Licht und Schatten; mit einem Worte, das Helldunkle. Der λογος του μεγεθους, ist nicht das Verhältniß der scheinbaren Größen, in Absicht der Entfernung, sondern das Verhältniß an Größe wirklich verschiedener Körper; namentlich in dem Gemählde, wovon die Rede ist, das Verhältniß der jungen Centauren gegen die alten. Die ἰσοτης των μερων(*) προς το ὁλον, die ἁρμονια, ist das Ebenmaaß der Theile zu dem Ganzen, der Glieder zu dem Körper, die Uebereinstimmung des Verschiednen. Und nun frage ich: welches von diesen Stücken bezieht sich nothwendig auf die Perspektiv? Keines; jedes derselben ist ohne Unterschied allen Gemählden, auch denen, in welchen gar keine Perspektiv angebracht worden, den Gemählden eines einzeln Gegenstandes, dem bloßen Portrait, wenn es schön und vollkommen seyn soll, unentbehrlich. Es sind Eigenschaften eines guten Gemähldes überhaupt, bey welchen das Perspektivische seyn und nicht seyn kann.

Mich dünkt sogar, es aus einem Zuge des Lucians selbst beweisen zu können, daß dieses Gemählde des Zeuxis von der

(*) Herr Klotz muß sich einbilden, daß er seinen Lesern weiß machen kann, was ihm beliebt, und daß sie ihm auf sein Wort glauben müssen, was er will. „Einige Ausgaben, sagt er, haben των μετρων: welche Lesart mir „richtiger scheinet, obgleich jene sich auch vertheidigen läßt.“ Nicht einige, sondern die meisten Ausgaben und Handschriften lesen μετρων: der Verstand aber duldet dieses μετρων, wie Grävius erwiesen hat, so wenig, daß es lächerlich ist zu sagen, es scheine die richtigere Lesart zu seyn, wenn man sie noch dazu für die ungewöhnlichere ausgiebt. Die Mehrheit der Handschriften und Ausgaben ist das einzige, was sie vor sich hat: und ich möchte doch wissen, wie sie Herr Klotz sonst vertheidigen wollte. Er zieht sie blos vor, um etwas von Mensuren in der Stelle zu finden, die er auf die Verhältnisse der Perspektiv deuten könnte. — Sonst muß ich noch erinnern, daß Lucian nicht in seinem Herodotus, wie Hr. Klotz citiret, sondern im Zeuxis dieses Gemählde beschreibt; und daß, wenn Herr Klotz sagt, „die Kopie desselben „sey in Rom gewesen, da das Original, welches Sulla nach Rom schicken „wollen, im Schiffbruch untergegangen,“ es das erstemal für Rom, Athen heissen muß. Von dergleichen Fehlern, welche die Eilfertigkeit des Schreibers verrathen, wimmelt das Buch.

Seite der Perspektiv sehr mangelhaft gewesen. Denn wenn er den alten Centaur beschreiben will, so sagt er: ἀνω δε της εικονος, οἱον ἀπο τινος σκοπης Ἱπποκενταυρος τις ἐπικυπτει γελων: er sey oben an dem Bilde zu sehen gewesen, und habe sich von da, gleichsam wie von einer Warte, gegen seine Jungen lachend herabgeneigt. Dieses gleichsam wie von einer Warte, scheinet mir nicht undeutlich anzuzeigen, daß Lucian selbst nicht gewiß gewesen, ob die Figur nur rückwärts oder auch zugleich höher gestanden. Ich glaube die Anordnungen der alten Basreliefs zu erkennen, wo die hintersten Figuren immer über die vordersten wegsehn, nicht weil sie wirklich höher stehen, sondern blos, weil sie weiter hinten zu stehen scheinen sollen. Jedoch will ich damit nicht sagen, daß die Stellung der Figuren, so wie sie Lucian beschreibt, nicht einer völlig richtig perspecktivischen Behandlung fähig wären: sondern ich will nur sagen, daß wenn Lucian eine dergleichen Behandlung vor sich gehabt hätte, er sich schwerlich darüber so dürfte ausgedruckt haben.

Endlich auf die bisher unbemerkte Stelle des Philostratus zu kommen: so weiß ich nicht, welches die grössere Armseligkeit ist, sie eine bisher unbemerkte Stelle zu nennen, oder Perspektiv in ihr finden zu wollen. Philostratus rühmt an den Gemählden des Zeuxis, des Polygnotus, des Euphranor, το ἐυσκιον, die gute Schattirung; το ἐυπνουν, das Lebende; und το ἐισεχον και ἐξεχον das Herausspringende und Zurückweichende. Was haben diese Eigenschaften mit der Perspektiv zu thun? Sie können alle in einem Gemählde seyn, wo gar keine Perspektiv angebracht, wo sie mit den gröbsten Fehlern angebracht ist. Sie beziehen sich insgesammt auf die kräftige Wirkung des Schattens, durch welchen allein wir die tiefern Theile eines Körpers von den hervorragenden unterscheiden; welcher allein es macht, daß die Figur sich rundet, aus der Tafel oder dem Tuche gleichsam hervortritt, und nicht das blosse Bild des Dinges, sondern das Ding selbst zu seyn scheinet. Mußte des Apelles Alexander, mit dem Blitze in der Hand, von welchem Plinius sagt, digiti eminere videbantur, & fulmen extra tabulam esse, mußte er darum, weil er das ἐισεχον und ἐξεχον in

so hohem Grade hatte, nothwendig auch ein Werk seyn, welches Perspektiv, und eine richtige Perspektiv zeigte? Und dennoch darf Hr. Klotz von der Stelle des Philostratus sagen: „sie „kann von nichts anders handeln, als von der Kunst des „Mahlers, gewisse Dinge auf dem Vordergrunde und andere „auf dem Hintergrunde des Gemähldes erscheinen zu lassen, „andere zu entfernen und andere dem Auge zu nähern.“ Nein, kahler und zugleich positiver kann sich kein Mensch ausdrücken, als Hr. Klotz! Sie kann von nichts anders handeln? Und gleichwohl handelt sie von etwas anderm. Wenn sie aber auch wirklich davon handelte, wovon Hr. Klotz sagt, wäre dadurch die Perspektiv der alten Gemählde erwiesen? Wer hat denn in der Welt, indem er ihnen die Perspektiv abgesprochen, ihnen zugleich alle verschiedene Gründe, alle Entfernungen absprechen wollen? „Ist aber dieses Verschiessen, fährt Hr. Klotz fort, „diese Schwächung, oder stufenweise Verringerung des Lichts „und der Farbe, nicht eine Folge einer wohlbeobachteten Per„spektiv?“ Was steht von alle dem in der Stelle des Philostratus? Kein Wort. Und wie schielend heißt es sich ausdrucken, das, wodurch eine Sache wirklich wird, zu einer Folge dieser Sache zu machen? Denn nicht die stuffenweise Verringerung des Lichts und der Farbe ist eine Folge der wohlbeobachteten Perspektiv, sondern diese ist vielmehr eine Folge von jener. Doch das Schielende ist der eigentliche Charakter des Klotzischen Stils, und es steht in keines Menschen Macht, von einer Sache, die er nicht versteht, anders als schielend zu sprechen.

Wenn er denn nur bescheiden spricht, im Fall er sich gezwungen sieht, von einer solchen Sache zu sprechen! Aber zugleich den Ton eines Mannes annehmen, von dem man neue Entdeckungen darinn erwarten darf, ungefehr wie dieser: „Ich „will noch eine andere bisher unbemerkte Stelle „aus dem Philostratus herschreiben: was dünkt Ihnen davon, mein Freund? Eine bisher unbemerkte, und folglich von Hr. Klotzen zuerst, von ihm allein bemerkte Stelle! Ist sie das, diese Stelle des Philostratus? Nichts weniger. Er selbst findet sie bereits vom Junius und Scheffer genutzt: aber freylich mag es weder Junius noch Scheffer seyn, dem er ihre erste

Nachweisung zu danken hat. Ich denke, ich kenne den rechten, dem Hr. Klotz seinen kleinen Dank hier schuldig bleibt. Es ist ohnstreitig Du Soul: denn als er in der Reitzischen Ausgabe des Lucians jene Beschreibung von dem Gemählde des Zeuxis nachlas, fand er in den Anmerkungen dieses Gelehrten, bey dem σκιασαι ἐς δεον nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Mahlerey, sondern auch die nehmliche Stelle des Philostratus dabey angeführt. (*) Nun schlug Hr. Klotz selbst nach, und weil er das, was Du Soul nur der Seite nach citirt hatte, auch nach dem Kapitel citiren zu können, für sich aufbehalten sahe: so glaubte er Recht zu haben, etwas, das Er bisher noch nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbemerkt nennen zu dürfen. Der Unterschied mag wohl so groß nicht seyn: ich fürchte nur, es wird ein dritter kommen, der auch Hr. Klotzen die erste Bemerkung durch eine noch genauere Citation streitig macht. Denn so wie Hr. Klotz die Anführung des Du Soul, Philost. p. 71. durch Philost. Vit. Apollon. c. 20. p. 71. berichtiget, so läßt sich seine Anführung, durch Einschiebung Lib. II. gleichfalls noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher, und es wäre schlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach suchen müßte. —

Sie lachen über mich, daß ich mich bey solchen Kleinigkeiten aufhalten kann. — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denn nun aber einen Mann vor sich hat, der sich auf solche Kleinigkeiten brüstet? — Bisher unbemerket! Von mir zuerst bemerkt! — Ist es nicht gut, daß man diesem Manne zum Zeitvertreibe einmal weiset, daß er auch in solchen Kleinigkeiten das nicht ist, was er sich zu seyn einbildet? —

Sogar Webb hat diese Stelle des Philostratus gebraucht. (**)

Zwölfter Brief.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hätte ich bedenken sollen. Allerdings ist Hr. Klotz der erste, welcher die Stelle des

(*) At, si Perraltos audias, hoc pictoribus antiquis ne in mentem quidem venerat. Vid. Philost. p. 71. et Junius de Pict. Vet. III. 3.

(**) S. 100. deut. Uebers.

Philostratus bemerkt hat; nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem ist es vor ihm eingekommen, das geringste von Perspektiv darinn zu finden? Junius, Scheffer, Du Soul, Webb, haben sie alle blos von der Schattirung verstanden. Die guten Leute! Von der Perspektiv ist sie zu verstehen: Hr. Klotz ist der erste der dieses sagt, — und auch der letzte, hoff ich.

Aber lassen Sie mich nicht vergessen, bey welcher Gelegenheit Hr. Klotz die Ausschweiffung über die Perspektiv der Alten, in seinem Buche macht. Ohne Zweifel bey der großen Menge geschnittener Steine, welche sie unwidersprechlich beweisen! Ja wohl: und wie viele meinen Sie, daß er deren anführt? In allen, Summa Summarum, richtig gerechnet, — einen. Und dieser eine ist gerade der, von welchem Hr. Lippert, aus dem er ihn anführt, ausdrücklich sagt, „daß er gewiß glaube, er sey der einzige in seiner Art; denn unter so vielen Tausenden, die er gesehen, hab er nichts ähnliches angetroffen, wo die Perspektiv so wäre beobachtet worden."

„Ueberhaupt, sagt Hr. Lippert, (*) ist die Perspektiv bey „den Alten sehr geringe. Es hat aber doch Leute gegeben, die „solche als ein Wunderwerk an ihnen gelobt. Aber wie weit „kann die Liebhaberey einen nicht treiben? Wenn ich die Be„schreibung oder Erklärung eines alten Werks etwa in einem „Buche gelesen, worinnen von dessen schöner Perspektiv etwas „gesagt worden, habe ich auch allemal lachen müssen; denn das „sonst accurate Kupfer hat mir allemal das Gegentheil gezeigt. „Denn ich konnte an dem Bilde nicht einen einzigen Zug, der „nach den Regeln dieser Wissenschaft gewesen wäre, erkennen, „aber wohl solche Fehler, die man auch einem Anfänger in „dieser Wissenschaft nicht vergeben würde. Die Alten ahmeten „die Dinge so ungefehr nach, wie sie sich dem Auge darstellten, „ohne die Regeln und Ursachen zu wissen, warum die entfern„ten Dinge im Auge verkürzt oder kleiner erscheinen. Es ist „aber etwas sehr gemeines, daß man von Sachen urtheilet, „wovon man doch nichts versteht."

(*) Daktyl. Vorbericht. S. XVIII.

Wie kömmt es, da Hr. Klotz sonst sich die Einsichten des Hn. Lippert so frey zu Nutze gemacht, daß er es nicht auch in diesem Punkte gethan? Hr. Lippert sagt nichts mehr, als was alle Künstler sagen. Er nicht allein, sie alle lachen, wenn ihnen der Gelehrte in den alten Kunstwerken Perspektiv zeigen will. Aber Hr. Klotz hatte bereits seinen Entschluß genommen; seine Ehre war einmal verpfändet; er hält bey der Stange. Der Künstler, denkt er, sind so wenige; laß sie lachen! Sie können dich doch nicht um dein Ansehn lachen, das sich auf den Beyfall ganz anderer Leute gründet! —

Und hat er nicht seinen Caylus zum Rückenhalter! Auch noch Einen solchen Mann möchte er sich gern dazu aussparen. Aber ich fürchte, daß ihn dieser im Stiche läßt: denn dieser fand in der Folge das Perspektivische in den Herkulanischen Gemählden nicht, welches er sich damals darinn zu finden versprach, als er nicht so gar unverhörter Sache die Alten desfalls verdammt wissen wollte. (*)

Daß solches auch mehr geschehen zu seyn schien, als wirklich geschehen war, zeigt sich nunmehr in den Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, (**) deren Verfasser gewiß nicht proletarische Kenntniße von beiden besitzt. Ich hätte daher gern den Hn. Klotz an diesen Schriftsteller verwiesen. Aber seine Deutsche Bibliothek ist mir zuvor gekommen, (***) und hat diesen Schriftsteller bereits an Hr. Klotzen verwiesen. Diesen Schriftsteller an Hr. Klotzen! Nun das ist wahr: die Deutsche Bibliothek versteht sich darauf, welcher Gelehrte von dem andern noch etwas lernen könnte. Welch ein unwissender Mann ist dieser Schriftsteller, der uns auf einen Daniel Barbaro, auf einen Lomazzo, auf einen Fonseca, ja gar auf den pedantischen Commentator eines wunderlichen Poeten, wegen der Perspektiv der Alten verweiset, und gerade die beiden Hauptabhandlungen des Sallier und Caylus, in den grundgelehrten Werken der französischen Akademie der Innschriften,

(*) Bibl. der sch. Wissensch. und der fr. K. B. VI. Stück 2. S. 676. verglichen mit S. 185. der Betrachtung über die Mahlerey.

(**) S. 183.

(***) Fünftes Stück S. 132.

aus welchen Hr. Klotz seine Weisheit, wie aus der Quelle, geschöpft, gar nicht zu kennen scheinet!

Freylich ist das arg: aber doch, dächte ich, stellt sich die Deutsche Bibliothek diesen Schriftsteller ein wenig gar zu unwissend vor. Weil er in das Verzeichniß der Kupferstiche nach dem Michel Angelo, auch ein Blatt von dem so genannten Petschaftringe dieses Meisters bringt: so möchte sie lieber gar argwohnen, „er habe geglaubt, Michel Angelo sey der Verfertiger davon gewesen." Nein, das kann er wohl nicht geglaubet haben; denn drey Zeilen darauf führt er den Titel einer Schrift an, wo dieser Petschaftring ausdrücklich une Cornaline antique, nommée le cachet de Michelange, heißt. Und so viel Französisch mag er doch wohl verstehen!

Dreyzehnter Brief.

Warum sollte der Liebhaber die Abbildung eines alten geschnittenen Steines, den Michel Angelo so werth hielt, der mit unter die Antiken gehöret, nach welchen Michel Angelo studierte, aus welchem Michel Angelo sogar Figuren entlehnte, nicht in eben das Portefeuille mit legen dürfen, in welchem er die Kupfer nach diesem Meister aufhebt? Sind doch die Kupfer der ganzen ersten Classe, welche die Bildnisse desselben vorstellen, eben so wenig Kupfer nach Gemählden von ihm. Genug, daß sie eine so genaue Beziehung auf ihn haben.

Das fühlt jeder: nur ein Kritikaster wie F. will es nicht fühlen. Denn hier, oder nirgends, kann er einen Brocken Weisheit wieder auskramen, den er sich selbst erst gestern oder ehegestern einbettelte. „Wie kömmt, fragt er, unter das Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers das berühmte Cachet de Michelange?" Hat der Schriftsteller, den er zu hofmeistern denkt, ein Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers liefern wollen? Ich denke, blos ein Verzeichniß der Kupferstiche von verschiednen Arbeiten desselben: und es fehlt viel, daß sie alle gestochen seyn sollten. Der Verfasser, fährt er fort, wird doch nicht geglaubt haben, daß er der Verfertiger desselben gewesen. Nun ja; ein Mann, der das Leben dieses Künstlers aus dem Condivi

und Gori, aus dem Vasari und Bottari sich bekannt gemacht hat, kann freylich so viel nicht wissen, als Hr. F. der den Artikel im Füeßlin von ihm gelesen. Von so einem Manne, kann man freylich ohne Bedenken schreiben: Ueberhaupt muß er dieses berühmte Werk der Steinschneiderkunst gar nicht kennen. Und warum denn nicht? Hören Sie doch den schönen Grund! Weil er hinzugesetzt hat: „Die Abdrücke „ohne Buchstaben sind schön und rar." Dieses verstehe ich nicht! ruft Hr. F. — Nicht? Hr. F. hat doch wohl nicht das auf die Abdrücke des Steins gezogen, was der Verfasser von den Abdrücken der Piccartschen Platte sagt!

Und solches Zeug in den Tag hinein schreiben, nennen die Herren kritisiren. War es nicht auch eben dieser F. welcher in einem von den vorhergehenden Stücken der Bibliothek einem Schriftsteller, dem er doch ja von weitem erst möchte nachdenken lernen, ehe er das geringste an ihm ausetzt, Schuld gab, er habe nicht gewußt, was ein Torso sey?

Wie glauben Sie, daß dem armen Schriftsteller zu Muthe werden muß, wenn er sich so etwas gerade auf den Kopf zugesagt findet? Nur neulich ward es mir auch so gut, eine kleine Erfahrung davon zu machen.

Ich lese eine Recension von dem neuesten Werke des Hrn. Winkelmanns, (*) und auf einmal stosse ich auf folgende Stelle: „Beym Laokoon gedenkt Hr. Winkelmann Hrn. Lessings als eines „einsichtsvollen und gelehrten Schriftstellers, bleibt aber dabey, „es wahrscheinlicher zu finden, daß die Künstler des Laokoon „in die schönsten Zeiten gehören; nicht zwar nach Widerlegung „des Lessingschen Grundes, der aus der Zusammenstellung dieser Künstler mit jüngern beym Plinius, und aus dem ganzen „Zusammenhange genommen ist, sondern durch Anführung zwo „neuer Gründe, von denen der eine das Alter der Buchstabenzüge auf der zu Nettuno gefundenen Steinschrift, mit dem „Namen des Athanodors, Agesanders Sohns, der andere die „Arbeit an der Gruppe selbst, ist. Denn diese kömmt an den „Köpfen der beiden Söhne vollkommen mit den beiden Ringern

(*) Göttingische Anzeigen 22. u. 23. Stück dieses Jahres.

„zu Florenz, in welchen Hr. W. Söhne der Niobe entdeckt hat, „überein. Da hier Hr. W. seines Landsmannes Erwähnung „thut, so dürfte es jemanden wundern, warum er nicht beym „Borgheſiſchen Fechter eben deſſelben Deutung dieſes Fechters „auf den Chabrias angeführt hat; allein dieſe Vorbeylaſſung „gereicht dem Hn. Winkelmann zur Ehre; er hätte Hr. Leſ„ſingen ſagen müſſen, daß er jenen Fechter mit einer Statue „in Florenz verwechſelt hat, welche im Muſeum Florent. „Tab. 77. unter dem Namen Miles Veles ſteht, und einen „ähnlichen Ausfall thut, aber doch nicht obnixo genu ſcuto."

Wer vom Himmel fiel, das war ich! Du haſt nicht recht geleſen! ſagt ich mir. Ich las nochmals, und nochmals: je öfter ich las, je betäubter ward ich. Noch itzt weiß ich nicht, was ich anders aus der letzten Hälfte dieſer Stelle machen ſoll, als ein chriſtliches Präſervativ, über den Anfang derſelben nicht allzu ſtolz zu werden.

Verwechſelt ſoll ich den Borgheſiſchen Fechter, und mit einer Statue in Florenz verwechſelt haben? Aus Großmuth ſoll mir Herr Winkelmann dieſe Verwechslung nicht aufgemutzet haben? Aber der Recenſent iſt ſo großmüthig nicht: er mutzt mir ſie auf. Bey allem was mir werth iſt! ich wollte dieſem für ſeine Aufrichtigkeit, ſo ſehr ſie mich auch beſchämen möchte, unendlich verbundner ſeyn, als dem Hrn. Winkelmann für ſeine Großmuth, die mich lieber nicht belehren, als beſchämen will! Aber wie kann ich?

Hr. Winkelmann konnte mich ſchlechterdings nicht beſchämen, ohne ſich ſelbſt zu beſchämen. Denn wenn ich den Borgheſiſchen Fechter verwechſelt habe, ſo hat auch Er ihn verwechſelt. Ich habe keine andere Statue gemeinet, als die Er unter dieſem Namen meinet; keine andere, als die Ihm der Herr von Stoſch für einen Diſcobolus einreden wollte; keine andere, als die Er eben ſo wenig für einen Fechter als für einen Diſcobolus, ſondern für einen Soldaten erkennet, der ſich in einem gefährlichen Stande beſonders verdient gemacht hatte. Dieſe, dieſe Statue habe ich auf den Chabrias gedeutet; und iſt dieſe Statue nicht der Borgheſiſche Fechter, iſt ſie der Miles Veles in dem Florentiniſchen Muſeo: wie geſagt, ſo hat beide dieſe Werke Hr. Win-

kelmann selbst, und zuerst verwechselt; seine Verwechslung hat die meinige veranlaßt.

Kein Mensch wird das von Hr. Winkelmannen glauben wollen: aber dem ohngeachtet wohl von mir. Denn ich, ich bin nicht in Italien gewesen; ich habe den Fechter nicht selbst gesehen! — Was thut das? Was kömmt hier auf das selbst Sehen an? Ich spreche ja nicht von der Kunst; ich nehme ja alles an, was die, die ihn selbst gesehen, an ihm bemerkt haben; ich gründe ja meine Deutung auf nichts, was ich allein daran bemerkt haben wollte.

Und habe ich denn nicht Kupfer vor mir gehabt, in welchen die ganze Welt den Borgheſischen Fechter erkennet? Oder ist es nicht der Borgheſische Fechter, welcher bey dem Perrier (Taf. 26. 27. 28. 29.) von vier Seiten, bey dem Maffei (Taf. 75. 76.) von zwey Seiten, und in dem lateiniſchen Sandrart (S. 68.) gleichfalls von zwey Seiten erſcheinet? Dieſe Blätter, erinnere ich mich, vor mir gehabt zu haben; den Miles Veles in dem Florentiniſchen Muſeo hingegen nicht: wie iſt es möglich, daß ich beide Figuren dem ohngeachtet verwechſeln können?

Endlich, worinn habe ich ſie denn verwechſelt? Man verwechſelt zwey Dinge, wenn man dem einen Eigenſchaften beylegt, die nur dem andern zukommen. Welches iſt denn das Eigene des Miles Veles, das ich dem Borgheſiſchen Fechter angedichtet hätte? Weil beide einen ähnlichen Ausfall thun: ſo hätte ich ſie verwechſeln können; aber muß ich ſie darum verwechſelt haben?

Ich werde die erſte Gelegenheit ergreiffen, den Göttingiſchen Gelehrten inſtändigſt um eine nähere Erklärung zu bitten.

Was noch überhaupt gegen meine Deutung jenes ſogenannten Fechters bisher erinnert worden, iſt nicht von der geringſten Erheblichkeit. Man hätte mir etwas ganz anders einwenden können: und die Wahrheit zu ſagen, nur dieſe Einwendung erwarte ich, um ſodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaſſung zu drucken, oder ſie gänzlich zurück zu nehmen.

Vierzehnter Brief.

Und nun fragen Sie mich: was ich von dem Buche des Hrn. Klotz überhaupt urtheile?

Wollen Sie auch glauben, daß ich ohne Groll urtheile? daß ich nicht anders urtheilen würde, wenn er mich eben so oft darinn gerühmt hätte, als er mich getadelt hat?

So urtheile ich: daß das Buch des Hrn. Klotz „über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittnen Steine und ihrer Abdrücke" ein ganz nützliches Buch für den seyn kann, welcher von der darinn abgehandelten Materie ganz und gar nichts weiß, und sich in der Geschwindigkeit eine Menge Ideen davon machen will, ohne daß ihm an der Deutlichkeit und Richtigkeit dieser Ideen viel gelegen ist.

Wenn Mariette, wenn Caylus, wenn die Ausleger und Beschreiber der verschiednen Daktyliotheken, wenn Winkelmann und Lippert das ihrige zurück nehmen, so stehet die Krähe wieder da!

Hätte Hr. Klotz blos aus fremden, seltnen Büchern zusammen getragen: so könnten wir ihm noch Dank wissen. Was ein Deutscher einem Ausländer abnimmt, sey immer gute Prise. Aber sollte er seine eigene Landsleute plündern? —

Erlauben Sie mir, Ihnen die nähern Erörterungen hierüber nach und nach zukommen zu lassen.

Funfzehnter Brief.

Sie scheinen, zur Entschuldigung des Hrn. Klotz, zu glauben, daß man in dergleichen Dingen nichts anders thun könne, als zusammen tragen.

Doch wohl! — Und wenigstens kann man als ein denkender Kopf zusammen tragen. —

Hr. Klotz hat auch selbst geglaubt, daß sich etwas mehr dabey thun lasse; und hat sich sogar geschmeichelt, etwas mehr gethan zu haben. „Der Gebrauch der Quellen, sagt er (*), die „Anordnung der Sachen, und einige eigene Bemerkungen wer„den diesen Aufsatz gegen den Vorwurf der Compilation schützen."

(*) Seite 16.

Einige eigene Bemerkungen? klingt bescheiden genug! Aber welches diese eigene Bemerkungen sind, kann man nicht eher sagen, als bis man die fremden und geborgten davon abgesondert hat. Was übrig bleibt, ist freylich sein!

Die Anordnung der Sachen? — Mit dieser ist es nicht blos gethan, um aus einem Compilator ein Autor zu werden. Seine eigene Ordnung hat jeder Compilator.

Der Gebrauch der Quellen? — Auch der Compilator sollte diese, wenigstens verificiren. —

Und ist es auch wahr, daß sie Hr. Klotz immer gebraucht hat? Lassen Sie uns doch eine Seite, wie sie mir in die Hand fällt, untersuchen.

„Die geschnittenen Steine, schreibt Hr. Klotz (*), machten „noch einen andern Theil des Schmuckes aus. Das Frauen„zimmer suchte verschiedentlich ihrem Putze dadurch einen gröf„sern Glanz zu verschaffen. Hierzu nahm man die erhaben ge„schnittenen Steine, und eine gute Vereinigung dieser vortref„lichen Werke mit dem übrigen Schmucke, mußte in den Augen „der Zuschauer eine ungemein schöne Wirkung thun."

Hierüber führt Hr. Klotz den Bartholinus an. (**) Den Bartholinus! Ist Bartholinus eine Quelle? Er hätte die entscheidendste von den Stellen der Alten anführen sollen, auf die sich Bartholinus gründet.

Hr. Klotz fährt fort: „Auch das männliche Geschlecht be„setzte die Kleidung mit Steinen;" und beruft sich desfalls auf den Claudian. (***) Aber dort, bey dem Claudian, ist nicht die geringste Spur von geschnittenen Steinen; der Dichter redet blos von Togen, von Harnischen, von Helmen, von Gehenken und Heften, von Kronen, mit Edelsteinen besetzt; es kann wohl seyn, daß unter diesen auch geschnittene waren; aber das ist nur zu vermuthen, und von dieser Vermuthung muß Claudian nicht Gewähr leisten sollen.

„Caligula, fügt Hr. Klotz hinzu, ahmte in diesem Stücke „der Verschwendung des weiblichen Geschlechts nach." Und das

(*) S. 22.

(**) De Armillis veter. p. 13. & 35.

(***) De Laudib. Stil. Lib. II. v. 89.

soll Svetonius (*) versichern. Aber das Zeugniß des Svetonius ist hier gedoppelt gemißbraucht. Denn einmal redet Svetonius gleichfalls blos von Edelsteinen, die Caligula sogar auf seinen Reise- und Regenkleidern getragen, (gemmatas indutus pænulas) und daß es geschnittene Edelsteine gewesen, ist der Zusatz des Hrn. Klotz. Zweytens sagt auch Sveton nicht, daß Caligula hierinn der Verschwendung des weiblichen Geschlechts nachgeahmt: denn er sagt weder, daß das weibliche Geschlecht sich einer solchen Verschwendung in geschnittenen Steinen schuldig gemacht, noch daß es Caligula ihm darinn nachgethan. Der vestitus non virilis, den Sveton dem Caligula zur Last legt, bezieht sich nicht auf den Gebrauch der Edelsteine, sondern anderer Kleidungsstücke, die dem weiblichen Geschlechte eigen waren; auf die Cyklas, auf den Soccus.

Nun sagen Sie mir: heißt das Quellen brauchen? Ist es genug, um dieses von sich zu versichern, daß man den untersten Rand des Blattes mit Namen klassischer Schriftsteller umzäunt? Oder muß man diese Schriftsteller auch selbst nachgesehen haben, und gewiß seyn, daß sie wirklich das sagen, was man sie sagen läßt?

Einige Seiten vorher, schreibt Hr. Klotz: „um den Ring „des Prometheus, von welchem man den Ursprung der in Ringe „gefaßten Steine hergeleitet hat, bekümmere ich mich nicht." Sehr wohl! Aber warum führt er dieses Rings wegen den Isidorus an? Man muß den Isidorus oft anführen, weil er nicht selten Bücher gebraucht hat, die hernach verloren gegangen. Aber warum hier? Hier ist Isidorus der wörtliche Ausschreiber des ältern Plinius; Plinius ist hier die Quelle (**), und diesen hätte Hr. Klotz anführen müssen.

Es ist ein seltsamer Kniff mehrerer Gelehrten, über die bekannteste Sache gerade den unbekanntesten Schriftsteller anzuführen; damit sie ihre Nachrichten ja aus recht besondern Quellen zu haben scheinen.

Ein anderer ist dieser: daß sie, anstatt den Hauptort anzuführen, wo von der Sache, die sie erörtern wollen, geflissend-

(*) In Calig. c. 52.

(**) Libr. XXXIII. Sect. 4. & Libr. XXXVII. Sect. 1.

lich und umständlich gehandelt wird, sich auf Stellen beziehen, wo man dieser Sache nur im Vorbeygehen gedenkt, um ihre Scharfsichtigkeit bewundern zu lassen, der auch nicht der geringste Nebenzug entwische.

Z. E. um zu beweisen, „daß man in Rom so gar die „Bildsäulen mit Ringen gezieret," würde der gute einfältige Gelehrte gerade zu den Plinius anführen (*), wo dieser ausdrücklich von den Ringen handelt und sich wundert, daß unter den Bildsäulen der römischen Könige im Capitol, nur Numa und Servius Tullius einen Ring habe. Aber nicht so Hr. Klotz, und seines gleichen: sie führen lieber eine Stelle des Cicero an (**), wo unter verschiedenen Merkmalen, aus welchen erhelle, daß eine gewisse Statue eben so wohl die Statue des Scipio Africanus sey, als eine andere dafür erkannte, auch mit des Ringes gedacht wird.

Doch Hr. Klotz habe es hiermit halten können, wie er gewollt: wenn ich nur sonst seinen Scharfsinn weniger dabey vermißte! Weder die Stelle des Cicero, noch die ausdrücklichere des Plinius beweisen, daß es wirkliche Ringe gewesen, welche diese Bildsäulen gehabt; es werden, allem Ansehen nach, nur durch die Sculptur angedeutete, und mit eines jeden Symbolo bemerkte Ringe gewesen seyn. Waren es aber nur solche: so mußte sie Hr. Klotz gar nicht anführen; denn in der Sculptur blos nachgeahmte Ringe, konnten die wirklichen Ringe weder nothwendiger noch häufiger machen. Man bedenke, wie abstehend ein einzler Finger von den andern hätte müssen gearbeitet seyn, wenn man einen wirklichen Ring daran hätte stecken wollen; und erinnere sich, daß es der alten Meister ihre Sache nicht war, dergleichen Extremitäten so zerbrechlich aus zu führen.

Aber der Fehler des Hrn. Klotz ist es überhaupt nicht, allzu viel zu bedenken. Vielmehr weiß ich zuverläßig voraus, daß

(*) Libr. XXXIII. Sect. 4.

(**) Hr. Klotz führt sie noch dazu mit einem Fehler an; denn sie steht nicht in dem ersten Briefe des vierten, sondern des sechsten Buches an den Atticus. Dergleichen Druckfehler sind bey Hr. Klotzen sehr häufig, so daß besonders von seinen Anführungen der klassischen Schriftsteller, unter zwölfen gewiß immer achte uns zum April schicken.

er jeden feinern Unterschied, mit dem man seine Gelehrsamkeit auf die Capelle bringt, für Sophisterey erklären wird.

Sechszehnter Brief.

Laufen Sie geschwind die ganze Schrift des Hrn. Klotz mit mir durch. Es ist am besten, daß ich Ihnen in eben der Ordnung, in welcher Hr. Klotz sein Buch geschrieben, mein Urtheil darüber erhärte. Mehrere Beweise, wie schlecht er die Quellen gebraucht hat, werden uns bey jedem Schritte aufstossen.

Den Eingang (von Seite 1-16.) lassen Sie uns überschlagen. Er enthält sehr viel gemeine, sehr viel schwanke, sehr viel falsche Gedanken, in einem sehr pompösen und dennoch sehr lendenlahmen Stile. Das liebe Ich herrscht in allen Zeilen bis zum Eckel. „Ich will die Lehrer der Wissenschaften auf „gewisse Dinge aufmerksamer machen! Möchten sie doch von „mir lernen wollen! Ich will ihnen eine kleine Anweisung „geben! Ich will sie gleichsam bey der Hand ergreifen, und „sie zu den Werken berühmter Künstler des Alterthums führen! „Ich will ihnen diese Werke zeigen ꝛc."

Endlich und endlich kömmt er, aber wiederum mit einem solchen Ich, zur Sache. „Ehe Ich, schreibt er, meine Leser „von der Vortrefflichkeit der geschnittenen Steine und ihrem „vielfachen Nutzen unterrichte, muß ich einige Anmerkungen „von der Kunst in Stein zu schneiden und ihrer Geschichte, von „den berühmtesten Künstlern, deren Werke wir noch bewundern, „von dem mancherley Gebrauche der geschnittenen Steine, und „ihren Abdrücken vorausschicken."

Sie wissen doch was die französischen Taktiker Enfans perdus nennen? Wenn es die besten Soldaten sind, welche der General dazu aussucht, so kann ich ihren Namen hier nicht nutzen. Ist es aber Gesindel, an dem nicht viel gelegen, so glaube ich wird ihre Benennung auf die voraus geschickten Kenntnisse des Herren Klotz vortrefflich passen. Ich verspreche es Ihnen: was nicht ganz davon in die Pfanne gehauen wird, soll wenigstens nicht gesund nach Hause kommen.

Erst spricht er von dem hohen Alter der Kunst in Stein zu schneiden. Um den Ring des Prometheus, wie Sie schon

gehört haben, will er sich nicht bekümmern. Was hätte er sich auch darum zu bekümmern? Hat jemand behauptet, daß in den Stein desselben etwas geschnitten gewesen? Aber so vermengt er mit Fleiß das Alterthum und den Gebrauch der Ringe und Edelsteine überhaupt, mit dem Alterthume und dem Gebrauche der geschnittenen Steine insbesondere, um aus dem Kirchmann de annulis, und dergleichen Büchern, eine Menge Dinge abschreiben (*) zu können, die wenig oder gar nicht zur Sache gehören. Die gemißbrauchten Stellen des Claudians und Svetons, so wie den albernen Einfall von wirklichen Ringen an Statuen, habe ich in meinem Vorigen bereits gerügt: und wie vieles könnte ich noch gegen den übrigen Wust rügen.

Ich könnte zum Exempel Hr. Klotzen fragen, mit was für Recht er alle die Daktyliotheken, die er aus dem Plinius beybringt, (**) zu Sammlungen geschnittener Steine macht? Es waren Sammlungen von Edelsteinen, gefaßt oder ungefaßt; und wenn sich geschnittene darunter fanden, so war deren, aller Wahrscheinlichkeit nach, die kleinste Anzahl. Denn nur die minder kostbaren Steine wurden gewöhnlicher Weise geschnitten: die eigentlichen Edelsteine aber hatten, als bloße Steine, bey den Alten viele so eifrige Bewunderer, daß sie es für ein Verbrechen hielten, dergleichen Kleinode, in welchen die Natur sich ihnen in aller ihrer Herrlichkeit zeigte, durch die Kunst verletzen zu lassen. Tantum, sagt Plinius, (***) tribuunt varietati, coloribus, materiæ, decori: violari etiam signis gemmas nefas ducentes. Warum könnte also Scaurus, der die allererste Daktyliothek zu Rom hatte, nicht ein Liebhaber von dieser Art gewesen seyn? Warum muß ihn Hr. Klotz zu einem Kenner machen? „Wir „lesen, versichert er, daß Scaurus, der Stiefsohn des Sylla, zu „erst in Rom sich geschnittene Steine gesammelt habe.“ Wo

(*) Denn der ist doch wirklich ein blosser Abschreiber, der auch die Druckfehler in den Allegaten mit abschreibt. Z. E. Auf der 19ten Seite citirt Hr. Klotz Macrob. Saturn. VII. 18. weil er beym Kirchmann (de Annulis cap. XI. p. 59.) diese Stelle so citirt fand. Aber es ist ein Druckfehler beym Kirchmann; das siebende Buch des Macrobius hat keine 18 Kapitel, es muß 13 heissen.

(**) S. 23.

(***) Libro XXXVII. Sect. 1.

lesen wir denn das? Plinius sagt von ihm blos: gemmas plures primus omnium habuit Romæ. Sind denn gemmæ nothwendig geschnittene Steine? Weil bey den neuen Antiquaren alte Gemmen so viel heissen, als alte geschnittene Steine, und Daktyliothek so viel als eine Sammlung solcher Steine: muß Herr Klotz darum diese Bedeutung in die alten Autores übertragen? Und was ich von der Daktyliothek des Scaurus sage, ist von den übrigen noch mit mehrerem Grunde zu vermuthen. Noch itzt übersteigt es nicht das Vermögen eines wohlhabenden Privatmannes, ansehnliche Sammlungen von geschnittenen Steinen zu haben: und weiter nichts als solche Sammlungen sollten die Daktyliotheken gewesen seyn, welche Pompejus, und Cäsar, und Marcellus aufs Capitol und in die Tempel schenkten?

„Auch vom Mäcen, sagt Hr. Klotz, (*) wissen wir, daß er „eine besondere Neigung zu den Edelsteinen gehabt habe. Er „gesteht diese Neigung nicht allein selbst in einem Gedichte an „den Horaz, sondern man sieht sie auch aus einem Briefe des „Augustus an ihn.“ Er gesteht sie selbst? Ich habe die Anthologie seines Freundes, des Hrn. Burmanns, auf die er desfalls verweiset, nicht bey der Hand; doch das Gedicht auf den Horaz, in welchem Mäcen seine Neigung selbst gestehen soll, werden ohne Zweifel die Verse seyn, die uns Isidorus aufbehalten hat, und sich anfangen:

Lugent, o mea vita, te smaragdus,
Beryllus quoque.

Aus diesen aber erhellet blos die abgeschmackte Kakozelie des Mäcenas, und keinesweges seine Liebhaberey an Edelsteinen Denn sonst würde man auch unsere Lohensteine und Hallmanne, die ihren Geliebten so gern Augen von Diamanten, Lippen von Rubin, Zähne von Perlen, eine Stirn von Helfenbein, und einen Hals von Alabaster gaben, für grosse Liebhaber und Kenner von dergleichen Kostbarkeiten erklären müssen. Selbst das Fragment von dem Briefe des Augustus, beym Macrobius, ist nichts als eine Verspottung dieser Kakozelie. Eher noch hätte sich Hr. Klotz darauf berufen können, daß Mäcenas von

(*) S. 24.

Edelsteinen etwas geschrieben zu haben scheine, weil Plinius ihn zu seinem sieben und dreyßigsten Buche genutzt zu haben bekennet. Doch wozu auch das? Mäcenas mag ein noch so grosser Liebhaber von Edelsteinen gewesen seyn: war er es darum von geschnittenen? Wann er sie der Pracht wegen liebte, wie von ihm zu vermuthen, so zog er sicherlich die ungeschnittenen vor.

Um die Mannichfaltigkeit der Vorstellungen auf geschnittenen Steinen zu begreifen, sagt Herr Klotz, (*) müsse man erwägen, daß die Alten keine den Geschlechtern eigenthümliche Wappen in den Ringen geführet. Das schreibt er dem ehrlichen Kirchmann auf Treu und Glauben nach. Indeß ist nur so viel davon wahr, daß dergleichen Geschlechtssiegel nicht so gewöhnlich bey *ihnen* waren, als sie bey uns sind. Wer sie ganz und gar leugnen will, der ist bald widerlegt. Hatte nicht Galba ein solches προγονικον σφραγισμα, wie es Dio (**) nennet? Bis auf ihn hatten die Kayser alle mit dem Kopfe des Augustus gesiegelt; aber er behielt sein Geschlechtssiegel, welches ein Hund war, der sich über das Vordertheil eines Schiffes herabbiegte. Die ganze Familie der Macrianer führte den Alexander in ihren Ringen. Hiervon bringt Kirchmann selbst die Stelle aus dem Trebellius Pollio in dem nehmlichen Kapitel bey, in welchem er die Geschlechtssiegel der Alten leugnet: aber welcher Compilator hat nicht auf der andern Seite schon vergessen, was er auf der ersten geschrieben?

Und nun hören Sie doch, wie Herr Klotz diese Materie schließt! (***) „Wir würden also, sagt er, von der Steinschnei„derkunst ohngefehr folgende chronologische Geschichte zu entwer„fen haben. Sie scheinet im Orient entstanden zu seyn, wurde „von den meisten Völkern Asiens ausgeübt, und besonders von „den Aegyptern getrieben. Dann kam sie zu den Hetruriern, „ward den Griechen bekannt, und endlich in Rom aufgenom„men." Sagen Sie mir doch, was den Herrn Klotz mag bewogen haben, den Hetruriern eine frühere Kenntniß der Steinschneiderkunst beyzulegen, als den Griechen? Glaubt er wirklich,

(*) S. 20.
(**) Libr. LI. p. 634. Edit. Reimari.
(***) S. 26.

daß sie den Hetruriern unmittelbar von den Aegyptern mitgetheilet worden? Ist es also mehr als eine leere Vermuthung des Buonarotti, daß die Hetrurier eine Colonie der Aegypter gewesen? Hat man, außer der Aehnlichkeit des Stils in den Zeichnungen beider Völker, historische Beweise davon; und welche sind es? Doch ich will diese Fragen nicht weiter fortsetzen. Herr Klotz hat sicherlich an keine derselben gedacht; sondern, allem Ansehen nach, diese seine chronologische Geschichte lediglich nach der Folge der Kapitel in Winkelmanns Geschichte der Kunst abgefaßt. Wie diese, mit Absicht auf die verschiednen Stuffen der Kunst geordnet sind, läßt er die Kunst selbst wandern: aus Aegypten nach Hetrurien, aus Hetrurien nach Griechenland, und aus Griechenland nach Rom.

Siebzehnter Brief.

Was Herr Klotz hierauf von dem verschiedenen Stile der Aegyptischen, Hetruriſchen und Griechischen Künstler beybringt, das gehört dem Herrn Winkelmann; ob er es gleich vollkommen in dem Tone eines Mannes vorträgt, der alle diese Dinge sich selbst abstrahiret hat.

Eine Stelle fällt mir darunter in die Augen, die zur Probe dienen kann, in welchem hohen Grade Herr Klotz die Geschicklichkeit besitzt, fremde Bemerkungen so zu verstümmeln, daß ihre Urheber alle Lust verlieren müssen, sich dieselben wiederum zuzueignen.

„Man hat, sagt er, (*) viel hohlgegrabne Steine der „Aegypter. Allein der Graf Caylus erinnert sich nicht, einen „erhaben geschnittnen Stein gesehen zu haben. Hatten die „Aegypter keinen Geschmack an den letztern? oder hat ein unge„fehrer Zufall sie unsern Augen entzogen? oder was ist sonst „die Ursache dieser Seltenheit?

Wie? Caylus erinnerte sich keines einzigen Aegyptischen Cameo? Er besaß ja selbst einen, den er selbst beschrieben, und dessen ich mich bey ihm sehr wohl erinnere: einen Löwen auf einem Carneol. (**)

(*) S. 27.

(**) Samml. von Alterth. B. 1. Taf. 1. Nr. 3.

Nun sehe ich den Ort nach, wo Herr Klotz bey dem Caylus so etwas will gefunden haben, und sehe daß Caylus blos sagt: „Ohngeachtet wir eine große Menge Aegyptischer Steine „kennen, welche in die Tiefe geschnitten sind, so haben wir doch „beynahe gar keine, an denen die Figuren erhaben geschnitten „sind, und die wir pierres camées nennen.“ — (*) Beynahe gar keine! Heißt das, keine? Vielmehr sagt Caylus damit, daß ihm einige bekannt gewesen.

Sonst hätte ich selbst ihm ein Paar nachweisen können. Der schönste Aegyptische Stein, den Natter jemals gesehen, und der an trefflicher Arbeit keinem Griechischen etwas nachgab, war ein Cameo. Er stellt den Kopf einer Isis vor, und gehörte dem Marchese Capponi zu Rom. Einen ähnlichen, aber größern, besaß D. Mead. (**)

Ich glaube gläserne Pasten von beiden in der Stosischen, itzt Königl. Preußischen Sammlung gesehen zu haben. Hr. Winkelmann sagt zwar, (***) daß das Original des erstern sich in dem Collegio des h. Ignatius zu Rom befinde; allein es kann aus dem Besitze des Marchese Capponi dahin gekommen seyn. Wo das Original des zweyten sey, giebt Herr Winkelmann gar nicht an: doch der Umstand, daß er eine ähnliche Isis, nur etwas größer vorstelle, läßt vermuthen, daß er in der Sammlung des D. Mead zu suchen gewesen. Irre ich mich; desto besser: so finden sich zwey vortreffliche erhabne Aegyptische Steine mehr, die dem Herrn Klotz wohl hätten bekannt seyn sollen.

Die nehmliche Stosische Sammlung enthält noch verschiedne andere, sowohl alte als neue Aegyptische Pasten, die alle von erhabnen Steinen genommen worden, und deren Originale in den Cabinetern entweder verstreut sind, oder verloren gegangen.

Die Fragen, in welche Herr Klotz über die vermeinte gänzliche Vermissung erhabner Aegyptischer Steine ausbricht, sind ebenfalls die verstümmelten Fragen des Caylus. Anstatt ihm so sonderbar nachzufragen, hätte er vielmehr die falsche Voraussetzung des Grafen rügen sollen. Weil die Kunst, die Steine

(*) Ebendas. S. 26. deutscher Uebers.

(**) Traité de la Methode antique &c. Pref. p. 7.

(***) Descript. des Pier. gr. p. 9. 10.

tief zu arbeiten, und die ihr entsprechende Kunst, sie erhaben zu arbeiten, nicht wohl anders, als mit gleichen Schritten fortgehen können: so schließt Caylus, hätten sich auch die Steine von beiden Gattungen in gleicher Proportion vermehren müssen. Gewiß nicht; denn der Gebrauch damit zu siegeln, machte die von der einen Gattung nothwendiger, als die von der andern; und folglich auch häufiger. Daher sind, nicht blos bey den Aegyptischen Steinen, der Camei die wenigern: sondern bey allen. Der Luxus allein vermehrte die Camei; und wenn bey den Aegyptern der Camei gegen ihre vertieften Steine ungleich weniger waren, als bey den Griechen und Römern: so kam es nur daher, weil bey jenen der Luxus niemals so groß gewesen, als bey diesen. Das ist die Auflösung des Räthsels, die Caylus nicht erst von der Zeit hätte erwarten dürfen.

Ich könnte hinzufügen, daß die Aegypter diejenigen gewesen, welche beide Arten des Schneidens auf ihren Steinen angebracht. Ich meine die so genannten Scarabäi, welche auf der flachen Seite tiefe Zeichen und Figuren, auf der hintern convexen Fläche aber einen erhaben geschnittenen Käfer zeigen. Herr Klotz muß aus seinem Caylus wissen, (*) daß sich unter diesen Käfern Stücke von sehr schöner Arbeit finden. Wenn Aelianus aber sagt, (**) daß die Käfer, welche die Aegyptischen Soldaten in ihren Ringen getragen, eingegrabener Arbeit gewesen wären: so hat Aelian entweder sich geirrt, oder es hat sich mit diesen Käfern gerade das Gegentheil von dem zugetragen, was Hr. Klotz meinet, daß mit den andern Aegyptischen Steinen geschehen. Die von erhabner Arbeit sind nur allein übrig geblieben: ich wenigstens habe nie von einem tief gegrabenen Käfer dieser Art gehört.

Achtzehnter Brief.

Mit einem andern Auge betrachtet Caylus, mit einem andern Winkelmann, die Werke der Hetruriſchen Künstler. Caylus neiget sich noch immer gegen die Meinung des Buonarotti, welcher die Hetruriſche Kunst Aegyptischen Ursprungs macht:

(*) Erster Band, Taf. IX. Nr. 3.

(**) Hist. Animal. Libr. X. cap. 15. — Εγγεγλυμμενον καν̃θαρον.

Winkelmann hingegen will davon nichts wissen; sondern, wenn die Kunst durch Fremde nach Hetrurien gebracht worden, so waren es nach ihm die Pelasger, von welchen die Hetrurier den ersten Unterricht darinn bekamen. Jenem ist es genug, daß ein Stein, den man für Hetruriſch hält, ein Scarabäus ist, um daraus auf die Verwandtschaft dieses Volkes mit den Aegyptern zurück zu schliessen: dieser erkennt zwar in dem ältesten Hetruriſchen Stile die Aehnlichkeit mit dem Aegyptiſchen; aber auch der älteste griechiſche Stil hatte diese Aehnlichkeit, und das ist genug, sie in den Hetruriſchen Werken zu erklären, ohne deswegen zu einer unmittelbaren Abstammung von den Aegyptern seine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Mit welchen von beiden hält es Herr Klotz? — O, Herr Klotz hält es mit beiden: desto flinker geht das Abschreiben von Statten. Denn so ungefehr eine Verbindung, ist zwiſchen beiden bald gemacht. „An einigen ihrer Werke, sagt er (*), „kann man die Quelle wahrnehmen, woraus die Künste der „Hetrurier geflossen: ich meine Aegypten. — Die Werke späterer Zeiten zeugen von einer Bekanntschaft mit Griechenland.“ Die Werke späterer Zeiten: sehen Sie, nun hat Caylus und Winkelmann Recht; einer so gut wie der andere. Aber fragen Sie ja nicht: warum nur die Werke späterer Zeiten? Fragen Sie ja nicht: welche ältere Hetruriſche Steine Hr. Klotz kennt, als den mit den fünf Helden vor Theben? und wie er selbst eben diesen Stein, drey Zeilen vorher, wegen seines Alterthums rühmen, und dennoch gleich darauf die Bekanntschaft der Hetruriſchen Künstler mit der griechiſchen Geschichte und Fabel, auf ihre Werke späterer Zeit einschränken können? Der Compilator kann sich widersprechen, so oft als er will.

Von den Hetruriern leitet Hr. Klotzen seine chronologiſche Ordnung auf die Griechen. „Zur höchsten Vollkommenheit, „schreibt er, (**) ward die Steinschneiderkunst von den Griechen „gebracht, welche dieselbe, nach der Meinung einiger Schriftsteller, von den Aegyptern empfangen, aber durch die Größe „ihres Geistes erhoben hatten.“ Geben Sie wohl Acht! Nach

(*) S. 28.
(**) S. 29.

der Meinung einiger Schriftsteller, von den Aegyptern: aber nach seiner, und bessern, die sich auf die Chronologie gründet, von den Hetrurjern! Oder wollen wir Herr Klotzen diese gar zu grosse Ungereimtheit lieber nicht behaupten lassen, ob er sie schon wirklich sagt? Gut, sie mag nichts als Mangel an Präcision seyn; und wir wollen, was er da vorbringt, von einer andern Seite betrachten.

Wer sind die einigen Schriftsteller, welche behaupten, daß die Griechen die Steinschneiderkunst von den Aegyptern empfangen? Hr. Klotz, der die Quellen gebraucht zu haben versichert, verweiset uns desfalls auf Nattern. Natter ist keine Quelle; aber die Quellen werden sich bey dem Natter finden: gut. Ich schlage also Nattern nach, und finde, daß er allerdings sagt: J'en conclus naturellement — que les Grecs et les autres Nations avoient emprunté leur Méthode de graver des Egyptiens et l'avoient perfectionnée, comme tant de savans l'ont déja prouvé évidemment. Ein Stern verweiset mich unter den Text; und da stehen wirklich einige von diesen Gelehrten genannt: Plinius, Stoisch und Mariette. Aber Stosch und Mariette gelten eben so viel als Natter und Klotz: und alles beruhet folglich auf dem Plinius, dessen Anführung, buchstäblich nachgeschrieben, so aussieht: Plin. lib. 35. c. 3. p. m. 346. Anaglypho opere gemmis insculpere populis illis (Egyptis) mos erat, &c.

Ich sage: Herr Klotz muß diese Anführung nicht nur nicht nachgeschlagen, sondern auch nicht einmal gelesen haben.

Denn wenn er sie gelesen hätte, würde er sich ihrer doch wohl da erinnert haben, wo er ganz und gar von keinen erhaben geschnittenen Aegyptischen Steinen wissen will. Wenigstens würde er seine Frage: „Hatten etwa die Aegypter keinen „Geschmack an solchen Steinen?" zurück behalten haben; indem, nach den angeführten Worten des Plinius, sie gerade mehr Geschmack an erhaben, als an tief geschnittenen Steinen gehabt hätten; anaglypho opere gemmis insculpere populis illis mos erat. — Doch ich vergesse schon wiederum den Compilator, der sich schlechterdings an nichts zu erinnern braucht.

Nachgeschlagen hat er die Stelle wenigstens gewiß nicht. Denn wenn er sie nachgeschlagen hätte, würde er sie sicherlich —

nicht gefunden haben; wenigstens da nicht gefunden haben, wo sie stehen soll. Sie steht nicht in dem dritten Kapitel des fünf und dreyßigsten Buchs; sie steht in dem ganzen fünf und dreyßigsten Buche nicht; kurz, sie steht in dem ganzen Plinius nicht, und Gott mag wissen, wo sie Natter, oder Hr. Deschamps, dessen Feder sich Natter bediente, hergenommen hat.

Wie gefällt Ihnen das? Was sagen Sie zu einem solchen Quellenbraucher, der aus der ersten der besten Pfütze schöpft, ohne sich zu bekümmern, was für Unreinigkeiten auf dem Grunde liegen?

Neunzehnter Brief.

Von den Römern, in Absicht auf die Kunst, schwatzt Hr. Klotz (*) nach dem alten, von Winkelmannen (**) genugsam widerlegten Vorurtheile, daß ihre Künstler einen eigenen Stil gehabt. „Wahre Kenner, sagt er, bemerken an den römischen „Steinen eine trockne Zeichnung, ein ängstliches und plumpes „Wesen, eine kalte Arbeit, und an den Köpfen weder Geist „noch Charakter." Ueber die wahren Kenner! Wenn das den römischen Stil ausmacht, so arbeiten alle Stümper im römischen Stile. Aber wer heißt denn diese wahre Kenner, alles was schlecht ist für römisch ausgeben? Gab es unter den griechischen Künstlern keine Stümper?

Der letzte Stoß, mit dem Hr. Klotz gegen die römische Kunst ausfällt, ist besonders merkwürdig. Auch ist er ganz von seiner eignen Erfindung, und mit einer Behändigkeit und Stärke geführt, daß ich gar nicht absehe, wie er zu pariren ist. „Die Römer, versichert er, hatten nicht einmal ein Wort in „ihrer Sprache, einen Steinschneider anzudeuten."

Was eine so gering scheinende Anmerkung aus dem Wörterbuche, mit eins für einen Aufschluß in die Geschichte der Künste geben kann!

Nun rede man mir ja nichts mehr von der Baukunst der Römer! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache einen Baumeister anzudeuten.

(*) S. 30. u. f.

(**) Gesch. der Kunst. S. 291. und 293.

Eben so wenig sage man mir von ihrer Dichtkunst! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Dichter anzudeuten.

Hingegen ist aus eben diesem Grunde klar, daß wir Deutsche ganz andere Architekten und Poeten haben müssen.

Nur fällt mir ein, — kaum getraue ich mir aber gegen einen Lateiner, wie Herr Klotz ist, einen solchen Einfall vorzubringen — ob es auch wirklich wahr ist, daß die Römer kein Wort in ihrer Sprache gehabt, einen Steinschneider anzudeuten?

Sigilliarius, worüber sich Hr. Klotz in der Note allein ausläßt, mag es freylich nicht seyn; und besonders mag es, mit Flaturarius verbunden, (nicht Flatuarius, wie Hr. Klotz zweymal mit grossen und mit kleinen Buchstaben drucken lassen) wohl etwas ganz anders heissen. „Hr. Walch, sagt Hr. Klotz, „erklärt es richtiger durch signorum statuarumque ex metallo „fuso fabricator." Es kann seyn; aber warum denn eben Hr. Walch? Schon in Fabers Thesauro war es durch χαλκευς ἀνδριαντοποιος erklärt. Ich für mein Theil möchte indeß die Meister grosser Werke nicht anders darunter verstehen, als in so fern ein Künstler, der das Grosse zu fertigen weiß, auch das Kleinere dieser Art machen kann. Denn für jenen war das Wort Statuarius insbesondere; und der Sigilliarius, denke ich, beschäftigte sich allein mit den kleinen Kunst- und Spielwerken, welche die Römer zum Beschluße der Saturnalien einander schickten, und welche nach dem Savot und Rink, größtentheils aus Medaillen bestanden.

Aber was hat Hr. Klotz gegen das Wort Scalptor? Ich sollte meinen, es wäre ausgemacht, daß es in dem eigentlichsten Verstande einen Steinschneider bedeute. (*) Bey dem Plinius bedeutet es ihn gewiß, so oft es allein steht; und wenn er eine andere Art Künstler damit anzeigen will, so setzt er die besondere Materie, in der er arbeitet, hinzu. Er sagt, scalptores et pictores hoc cibo utuntur oculorum causa; er sagt, adamantis crustæ expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur: hingegen

(*) Scalptores proprie qui gemmas cavant, hoc est, qui cavam faciunt in gemmis effigiem, quæ pro sigillo solet insculpi. Salmasius ad Solinum p. 1100. Edit. Par.

sagt er, wenn er von Bildhauern redet, hæc sint dicta de marmorum scalptoribus.

Auch kömmt, in alten Inschriften und Glossen, das Wort cavator und cavitarius vor, welches ganz und gar nichts anders als einen Steinschneider bedeutet, und von den neuern Griechen sogar in ihre Sprache übergenommen worden. (*)

Zwanzigster Brief.

Nun kömmt Hr. Klotz auf die berühmtesten Steinschneider, neuer und alter Zeit. (**) Mit jenen, thut er, als ob er noch so bekannt sey; er läßt, die er für die vorzüglichsten hält, die Musterung passiren, und jeden mit einer kleinen Censur laufen. Seine Censuren aber sind lauter Scharwenzel, die man versetzen und vertauschen kann, wie man will, indem sie auf den einen eben so gut, wie auf den andern passen: „er hat sich „mit Ruhm gezeigt; er erwarb sich allgemeine Hochachtung; er „ist keinem Freunde der Kunst unbekannt." Was lernt man aus solchen Lobsprüchen? — Daß uns der Ertheiler nichts zu lehren gewußt.

Aber Hr. Klotz will uns nun mit aller Gewalt belehren: er schreibt also ohne Wahl und Prüfung aus, und lehrt auf gut Glück, es mag wahr oder falsch seyn. „Philipp Christoph „Beckern," sagt er, „und Marcus Tuschern will ich das Lob „des Fleißes nicht streitig machen." Marcus Tuschern, das Lob des Fleißes! das will ihm Hr. Klotz nicht streitig machen! Hr. Klotz kennt also wohl recht viel geschnittene Steine von Marcus Tuschern? O! das wird ihm Marcus Tuscher noch im Grabe danken. Denn Marcus Tuscher wollte gar zu gern ein Edelsteinschneider heissen, und war ganz und gar keiner. — Ganz und gar keiner? und Hr. Klotz macht ihn zu einem der fleißigsten? — Der Ausschreiber müßte sich hüten, zu dem was er findet, auch nicht eine Sylbe hinzu zu setzen! Hr. Klotz fand Tuschern beym Mariette als Steinschneider angeführt; ob wohl nicht, als einen fleißigen; der Fleiß ist sein Zusatz; und durch diesen Zusatz wird eine kleine Irrung des Mariette zu

(*) Salmasius l. c.

(**) S. 33-80.

einer groben Unwahrheit. Leſen Sie nur folgende Stelle! Mr. Mariette, ſagt Natter in ſeiner Vorrede (*) ſe trompe encore au ſujet de Mr. Marc Tuſcher de Nuremberg, qui n'a jamais gravé en pierres fines. C'étoit un Peintre qui avoit le foible de vouloir paſſer auſſi pour un Graveur. Il a modélé ſon propre Portrait en cire molle, fort en petit; il en a fait une empreinte en plâtre, & puis en pâte de differentes couleurs; entr'autres en couleur d'Aigue-marine, dont Mr. Ghinghi, qui etoit alors Graveur du Grand-Duc de Toſcane, a retouché les cheveux, & poli la face. Il a gravé à la verité la tete de Minerve en pierre Paragone, mais cela ſe peut faire avec une ſimple aiguille et un canif ſur cette pierre, mais non ſur des pierres fines.

Von den alten Meiſtern hat Hr. Klotz ſo etwas hingeworfen, was weder halb noch ganz iſt. Unter denen, die man in Schriften genennt findet, vergißt er den Cronius, deſſen Plinius mit dem Pyrgoteles und Apollonides zugleich gedenkt: und von denen, deren Namen blos auf Steinen vorkommen, bringt er keinen einzigen bey, den er nicht aus dem bekannten Stoſchiſchen Werke genommen hätte. Er ſcheinet nicht einmal gewußt zu haben, daß Stoſch an einem zweyten Theile dieſes Werks geſammelt; daß verſchiedene dazu geſammelte Stücke in ſeiner von Winkelmann beſchriebenen Daktyliothek anzutreffen; und daß ſo gar von einigen ſehr ſchöne Kupfer, die Schweickart nach Marcus Tuſchers Zeichnung geſtochen, gewiſſen Exemplaren des Winkelmanniſchen Werkes einverleibet ſind. Er hätte ſonſt den Phrygillus anführen müſſen, deſſen auf der Erde ſitzender Cupido, mit einer offenen Muſchel neben ſich, unter allen bekannten griechiſchen Steinen einer der ſchätzbarſten iſt; ſo wohl in Anſehung der Kunſt und Arbeit, als des hohen Alters, an welchem ihm, nach dem Zuge der Buchſtaben in dem Namen des Künſtlers zu urtheilen, kein einziger von den beſchriebenen Steinen beykömmt. (**) Er hätte ſonſt, unter den Werken des Solons die Bacchantinn auf einer alten Paſte nicht vergeſſen müſſen, die

(*) Pref. XXXI.

(**) Winkelmann, Deſcript. des pier. gr. p. 137.

uns eine weit grössere Idee von diesem Künstler macht, als uns die bisher von ihm bekannten Steine gewähren können. (*)

Der historischen Nachrichten von den alten Künstlern sind freylich wenige. Dieses hindert aber nicht, daß nicht über verschiedne dem ohngeachtet vielerley anzumerken seyn sollte. Ueber den Dioscorides, z. E. oder wie wir ihn eigentlich schreiben sollten, Dioscurides; denn so hat er sich auf seinen Steinen selbst geschrieben; so hat ihn Torrentius in verschiednen Handschriften des Svetons geschrieben gefunden. Von den Steinen, die seinen Namen führen, hat man nicht wenige für untergeschoben zu halten; und von denen, die man ihm nicht absprechen kann, werden verschiedne ganz falsch gedeutet. Die zwey Köpfe des Augustus beym Stosch, können keine Köpfe des Augustus seyn; der sogenannte Diomedes mit dem Palladio, stellt vielleicht ganz etwas anders vor; u. s. w.

Doch mit den Unterlassungssünden des Hr. Klotz muß ich mich ja nicht abgeben. Ich würde kein Ende finden!

Ein und zwanzigster Brief.

Lassen Sie sehen, was Hr. Klotz von der Materie, in welche diese Künstler arbeiteten, von den Steinen als Steinen, weiß.

„Die alten Künstler, schreibt er, (**) gruben in alle Arten „von kostbaren Steinen. Mariette sagt, daß er so gar schöne „Smaragde und Rubinen gesehen habe, in welche der Stein„schneider Figuren geschnitten. Aber dieses scheinet mir seltner „geschehen zu seyn, am seltesten mit dem Rubin, wegen seiner „Härte und grossem Werthe. Selten sind auch ihre Werke in „Sapphir. Am häufigsten brauchten sie zu hohlgegrabnen Wer„ken den Carneol und Agath, von einer Farbe, so wie sie sich „bey erhabnen Werken der verschiednen Agathonyche und Sardo„nyche bedienten.“

Wie vieles wäre hier zu erinnern! Wie manches müßte geändert und genauer ausgedruckt werden, ehe es von einem Manne geschrieben zu seyn scheinen könnte, der in diesen Dingen kein Fremdling ist.

(*) ibid. p. 251.

(**) S. 40.

Es sey, daß die alten Künstler, so gut wie die neuern, in alle Arten von Edelsteinen schneiden können; es sey, daß sie wirklich in alle geschnitten haben. Ihre Werke auf eigentliche Edelsteine waren darum doch eben so selten, als dergleichen zu unsrer Zeit sind, und es ist blosse Declamation, wenn Hr. Klotz an einem andern Orte (*) schreibt, „daß jene Neigung „der Alten zu den Ringen mit geschnittenen Steinen, einen „bessern Geschmack anzeige, als man heut zu Tage habe, da „man blos geschlieffene Steine, ohne daß die Erfindung oder „Arbeit des Steinschneiders sich auf eine Art daran gezeigt hätte, „die uns unterrichten oder ergötzen könnte, hoch schätzt, und „mit ungeheuren Summen bezahlt." — Dergleichen Steine, die man itzt mit ungeheuren Summen bezahlt, hielt auch das Alterthum, wie ich schon erinnert habe, für viel zu gut, sie von der Kunst verletzen zu lassen. Auch schon vor Alters dünkte es der Prachtliebe von besserm Geschmacke, dergleichen Steine als bloße Steine zu tragen; (**) und nur denen von geringerm Werthe, ließ man durch die Kunst einen höhern Werth ertheilen, ut alibi ars, alibi materia effet in pretio. Und wahrlich so gehört es sich auch! Denn wenn die Kunst nicht ausdrücklich, zur leichtern und glücklichern Behandlung, die kostbarere Materie erfodert: so ist es albern, und zeigt gerade von keinem Geschmacke, und zeigt von nichts, als einer barbarischen Verschwendung, diese kostbarere Materie dem ohngeachtet, vorzüglich vor der weniger kostbaren, aber zur Behandlung mehr geschickten Materie, zu brauchen.

Wenn folglich die Alten auch schlechterdings nie in Diamant, oder Smaragd, oder Rubin geschnitten hätten; wir Neuern hingegen hätten in nichts als solche Steine geschnitten: so würde dieses doch auf keine Weise ein Vorzug für unsre Künstler seyn; gesetzt auch, daß ihre Arbeit vollkommen so gut, als die Arbeit der alten Künstler wäre. Zwar gehört die Härte mit unter die Eigenschaften, welche den Werth eines Steines erhöhen;

(*) S. 21.

(**) Alias deinde gemmas luxuria violari nefas putavit, ac ne quis fignandi cauſam in annulis eſſe intelligeret, ſolidas induit. Plinius lib. XXXIII. ſect. 6.

und derjenige Künstler, der einen ungleich härtern Stein bearbeitet, findet ungleich grössere Schwierigkeiten zu übersteigen, als der, welcher einen geschmeidigern unter Händen hat. Aber die überstiegene Schwierigkeit machte bey den Alten keine Schönheit mehr, und ihren Künstlern kam es nie ein, sich muthwillig Schwierigkeiten zu schaffen, um sie überwinden zu können.

Wenn ein Natter zwölfmal mehr Zeit braucht, einen Kopf in einen Diamant zu schneiden, als in einen andern orientalischen Stein: (*) warum soll Natter seiner Zeit und seiner Ehre so feind seyn, und für zwölf Kunstwerke nur eins machen? Was hilft es ihn, das dieses eine von Diamant ist? Der Diamant hat nicht gemacht, daß seiner Kunst ein einziger Schwung sanfter, ein einziger Druck kräftiger gerathen: aber die Kunst hat den Diamant verhunzt. Der Diamant hat von seiner Masse, hat von seinem Feuer verloren: und warum? wozu? Eben die Kunst, die uns diesen Verlust kaum kann vergessen machen, würde jeden geringern Stein in einen Diamant veredelt haben.

Und so wollte ich sicher annehmen, daß überall, wo in den alten Schriftstellern eines besonders kostbaren Ringes oder Steines gedacht wird, ein Stein ohne Figuren zu verstehen sey. Von dem, zu dessen freywilligem Verluste sich Polykrates entschloß, um die neidische Gottheit zu versöhnen, die sein ununterbrochnes Glücke leicht beleidigen dürfte, sagt es Plinius ausdrücklich; ja seine Worte (**) scheinen so gar anzudeuten, daß dieser Stein nicht einmal geschliffen, sondern völlig so gewesen, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Hingegen bin ich völlig der Meinung, daß, wenn Eupolis den Cyrenäern nachsagte, (***) daß der geringste von ihnen einen Siegelring trage, der zehn Minen koste, dieser Vorwurf der Verschwendung mehr auf die zu theuren Steine gieng, welche sie ungeschnitten in ihren Ringen trugen, oder geschnitten zu ihren Siegeln mißbrauchten, als auf den zu grossen Lohn, den sie dem Künstler für den Schnitt entrichteten.

(*) Pref. XVI.

(**) Polycratis gemma, quæ demonstratur, illibata intactaque est. Libr. XXXV. sect. 4.

(***) Aelianus Hist. var. lib. XII. cap. 30.

Zwey und zwanzigster Brief.

Allerdings ist es ganz ohne Grund, wenn Hr. Klotz in dem Ringe, welcher die Feindschaft zwischen dem Cäpio und Drusus veranlaßte, so wie in dem Opale, der dem Nonius die Verbannung zuzog, geschnittene Steine finden will. (*) Aber über den Ring des Polykrates, meinen Sie, dürfte dem Plinius weniger zu glauben seyn, als dem Herodotus, und Strabo und Pausanias und Tzetzes, die nicht allein ausdrücklich sagen, daß der Stein desselben ein geschnittener Stein gewesen, sondern auch den Meister nennen, der ihn geschnitten habe.

Und doch halte ich es lieber mit dem Plinius! Nicht zwar deswegen, weil Plinius sagt, daß dieser Stein des Polykrates, welcher ein Sardonyx gewesen, noch bey seiner Zeit zu Rom, in dem Tempel der Concordia, gezeigt worden, und er sich also mit seinen eigenen Augen belehren können; denn er selbst sagt das, weil er es sagen hören, nicht weil er es wirklich glaubt: (**) sondern ich gründe mich auf etwas anders. Auf den Künstler nehmlich, der ihn geschnitten haben soll.

Theodorus von Samos wird als dieser genennt. Nun aber sagt das ganze Alterthum, daß dieser Theodorus in Metall gearbeitet, und zugleich ein Baumeister gewesen. Wäre es fast nicht ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinschneider zu machen? Und wie, wenn der Ring, von dem die Rede ist,

(*) S. 21.

(**) Sordonychem, heissen die Worte des Plinius, eam gemmam fuisse constat: ostenduntque Romæ, si credimus, Concordiæ delubro, cornu aureo Augusti dono inclusam, & novissimum prope locum tot prælatis obtinentem. Dieses giebt unser deutscher Uebersetzer: „und man zeigt ihn, wo wirs glauben wollen, zu Rom in der Kapelle der Eintracht, wo er durch das Geschenk der Kayserinn in ein goldnes Horn eingeschlossen ist, und da ihm so viele vorgezogen sind, fast den letzten Ort behauptet.“ Ich zweifle, ob man daraus versteht, was Plinius sagen wollen, und was er für ein goldnes Horn gemeinet, in welchem sich dieser Stein befand. Ich glaube, er meinte das Füllhorn, mit welchem die Göttinn der Eintracht vorgestellet wird. Dieses war mit Edelsteinen besetzt, unter welchen sich auch der Sardonyx des Polykrates, wie man vorgab, befand; aber fast ganz unten, wo er so vielen andern nachstehen mußte, zum Beweise, wie sehr der Luxus in diesen Kostbarkeiten, seit den Zeiten des Polykrates, gestiegen.

sein Werk seyn könnte, wenn er auch kein Steinschneider gewesen wäre? wenn er ihn nehmlich blos gefaßt hätte? Ohne Zweifel paßt dieses zu seiner anderweitigen Kunst besser; und Herodotus scheinet in der That auch nichts anders sagen zu wollen: ἦν δὲ σφρηγὶς τὴν ἐφόρεε χρυσοδετος — ἦν δὲ ἔργον Θεοδώρου τοῦ Τηλεκλέος Σαμίου. „Polykrates hatte „einen in Gold gefaßten Stein, welcher ein Werk des Theo„dorus war." Ich verstehe, in so fern er gefaßt war; nicht aber, in so fern er irgend eine eingeschnittene Figur enthielt. Denn es ist falsch, was Kuhnius (*) und andere sagen, daß σφραγὶς nothwendig einen Ring mit einem geschnittenen Steine bedeute; es kann eben so wohl einen Ring mit einem bloßen ungeschnittenen Steine bedeuten. Denn Pollux sagt ausdrücklich: (**) οὕτω (σφραγιδας) τους ἐπισημους δακτυλιους ὠνομαζον, τους τα σημαντρα, ἢ λιθους ἐν αὐτοις ἐχοντας. und beym Theophrast heissen σφραγιδια durchgängig alle Edelsteine überhaupt, wie man sie in Ringen zu tragen pflegt, ohne Absicht auf darein gegrabene Zeichen oder Bilder.

Indeß ist es auch nicht zu leugnen, daß σφραγὶς öfters im engern Verstande das ἐκμαγειον, das Bild, die Figur bedeute, welche auf den Stein geschnitten ist, und sich in dem Wachse abdrückt. Ja, eben diese Zweydeutigkeit scheinet mir die Ursache zu seyn, warum man in der angeführten Stelle des Herodotus einen Steinschneider zu finden geglaubt, wo man nichts als einen Goldarbeiter sehen sollen. Was bey dem Herodotus σφρηγὶς σμαραγδου λιθου ἐουσα heißt, heißt bey dem Pausanias (***) ἐπι του λιθου της σμαραγδου σφραγὶς: und man muß sonach erst dieses wiederum in jenes übersetzen, wenn man sich nicht eine ganz falsche Vorstellung davon machen will.

Ich halte mich bey dieser Kleinigkeit auf, weil es mir vorkömmt, als habe uns Plinius die Epoche der erfundenen, oder in Griechenland wenigstens bekannter gewordenen Kunst in

(*) Σφραγιδες differebant ἀπο των δακτυλιων in eo, quod signa quædam habebant insculpta in gemmis. In Indice ad Ael. Hist. var.

(**) Lib. V. segm. 100.

(***) Libr. VIII. p. 629. Edit. Kuh.

Stein zu schneiden, zwischen die Zeiten des Polykrates und Ismenias wollen vermuthen lassen. (*) Er sagt: Polycratis gemma, quæ demonstratur, illibata intactaque est: Ismeniæ ætate multos post annos, apparet scalpi etiam smaragdos solitos. „Der Edelstein des Polykrates war völlig unverletzt: „und erst zu den Zeiten des Ismenias, viele Jahr nachher, „zeigt es sich, daß man auch in Smaragd geschnitten." Ein geschnittener Stein aus den Zeiten vor dem Polykrates, war dem Plinius also nicht vorgekommen; und der Smaragd des Ismenias war der erste geschnittene Stein, dessen er erwähnt gefunden.

Dieses Datum aber fiele weg, wenn man nothwendig zugeben müßte, daß Theodorus von Samos auch in Edelsteinen gearbeitet habe. Indeß hätte Hr. Winkelmann es immer als ausgemacht annehmen mögen: wenn er das Zeitalter dieses Künstlers nur nicht überhaupt so sehr unrichtig bestimmt hätte. „In Erzt, (**) sagt er, müßte man in Italien weit eher als „in Griechenland gearbeitet haben, wenn man dem Pausanias „folgen wollte. Dieser macht die ersten Künstler in dieser „Art Bildhauerey, einen Rhöcus und Theodorus aus Samos, „namhaft. Dieser letzte hatte den berühmten Stein des Poly„krates geschnitten, welcher zur Zeit des Crösus, also etwa um „die sechzigste Olympias, Herr von der Insel Samos war. „Die Scribenten der römischen Geschichte aber berichten, daß „bereits Romulus seine Statue, von dem Siege gekrönt, auf „einem Wagen mit vier Pferden, alles von Erzt, setzen las„sen, u. s. w.

Es folgt nicht, weil Theodor den Stein des Polykrates geschnitten, weil er die große Vase von Silber gearbeitet hatte, welche Crösus in den Tempel zu Delphi schenkte, daß er darum ein Zeitverwandter des Polykrates und Crösus gewesen. Crösus und Polykrates konnten im Besitze dieser Kunstwerke seyn, ohne sie dem Meister selbst aufgegeben zu haben. Dieser konnte längst vor ihnen gelebt haben: und muß auch. Denn Plinius sagt ausdrücklich: Plasticen inveniſſe Rhoecum & Theodorum

(*) Lib. XXXVII. Sect. 4.

(**) Geschichte der Kunst. S. 16.

traduut, multo ante Bacchiadas Corintho pulsos. Diese Vertreibung der Bacchiaden geschah durch den Cypselus, um die dreyßigste Olympiade; und das multo ante des Plinius bringt das Zeitalter des Theodorus den Zeiten des Romulus ungleich näher: ja beide können gar wohl als völlig zeitverwandte Personen betrachtet werden.

Aus dem Clemens Alexandrinus lernen wir zwar, daß Polykrates mit einer Leyer gesiegelt; (*) und Junius vermuthet, daß diese eben das Sinnbild gewesen, welches Theodorus auf jenen Stein geschnitten. Aber wir wissen, daß man in den ältesten Zeiten auch mit Ringen von blossem Metall siegelte, in welches die Namen oder Sinnbilder gegraben waren: und folglich kann die Nachricht des Clemens ihre Richtigkeit haben, ohne daß darum die Nachricht des Plinius falsch ist. Denn in dieser ist nicht von blossen Siegelringen, sondern von Siegelringen mit geschnittenen Steinen die Rede; und es ist der Natur der Sache gemäß, daß jene längst im Gebrauche gewesen, ehe diese aufgekommen.

Drey und zwanzigster Brief.

Zum Beweise, daß die Cyrenäer von je her als ein der Verschwendung und Wollust äusserst ergebenes Volk bekannt gewesen, führt Aelian aus dem Eupolis an, daß der geringste von ihnen einen Ring von zehn Minen getragen, ὅς τις αὐτων ἐυτελεςατος σφραγιδας ἐιχε δεκα μινων; und setzt hinzu: παρην δε θαυμαζεσθαι και τους διαγλυφοντας τους δακτυλιους; „denn man hatte Ursache die, welche die Ringe gesto„chen hatten, zu bewundern.“

Aber hier muß man den Zusatz des Aelians, von dem Zeugniß des Eupolis unterscheiden. Es ist blos die Auslegung des Aelians, daß diese Ringe wegen der Arbeit des Steinschneiders so kostbar gewesen. Denn σφραγιδες, wie schon erinnert, heissen nicht eben nothwendig Ringe mit geschnittenen Steinen; und wenn sie es auch hier hiessen, so ist darum noch

(*) Pædag. Lib. III. p. 289. Edit. Pott.

nicht ausgemacht, ob der Stein, oder die Arbeit in dem Steine, das mehreste gekostet.

Ich weiß wohl, auch Christ(*) hat das letztere angenommen, um daraus zu zeigen, wie hoch die Alten die Kunst des Steinschneidens geschätzt, und wie gut sich die Meister derselben bezahlen lassen. Er evaluirt die zehn Minen über hundert und sechs und sechzig Thaler itzigen Geldes; und meint, daß dieses der ganz gewöhnliche Preis eines geschnittenen Steines gewesen. Aber ich finde, daß die geschnittenen Steine zu eben den alten Zeiten weit wohlfeiler gekauft wurden. Ismenias durfte für einen Smaragd, auf welchem eine Amymone gestochen war, nicht mehr als vier güldene Denare bezahlen, ob er gleich gern sechse dafür bezahlt hätte; und vier güldene Denare machen, nach eben dem Fuße evaluirt, welchen Christ angenommen, nicht viel mehr als sechzehn Thaler. Nun ist der Unterschied von sechzehn auf hundert und sechs und sechzig Thaler ohne Zweifel zu groß, als daß er blos von der mehr oder weniger trefflichen Arbeit hätte entstehen sollen; und die Ringe der Cyrenäer müssen nicht blos besser geschnittene, sondern auch an und für sich selbst ungleich theurere Steine gehabt haben.

Was Plinius von dem Smaragde des Ismenias erzählt, ist von Harduin und andern sehr falsch verstanden worden, so deutlich auch die Worte des Plinius sind. Erlauben Sie mir, sie her zu setzen!(**) Nec deinde alia, quæ tradatur, magnopere gemmarum claritas exstat apud auctores: præterquam Ismeniam choraulem, multis fulgentibusque uti solitum, comitante fabula vanitatem ejus, indicato in Cypro sex aureis denariis smaragdo, in quo fuerat sculpta Amymone, jussisse numerari: & cum duo relati essent, imminuto pretio, male hercules curatum, dixisse: multum enim detractum gemmæ dignitati. Ismenias erfährt,

(*) Comment. Lipf. litt. Vol. I. p. 325. Wenn Christ die Worte des Aelians daselbst anführt, so sagt er: Hæc autem sunt ejus verba, de Commentariis Eupolis petita, super moribus Cyrenensium. Aelian aber citirt den Eupolis blos ἐν τῷ Μαρικᾷ; und Marikas war der Titel eines seiner Lustspiele, in welchem er der Verschwendung der Cyrenäer ohne Zweifel nur im Vorbeygehen gedachte. Wie hat Christ aus diesem Lustspiele eigene Commentarii super moribus Cyrenensium machen können?

(**) Lib. XXXVII. sect. 3.

daß in Cypern ein geschnittener Smaragd für sechs güldene Denare zu verkaufen sey; geschwind schickt er einen hin, der solchen um diesen Preis für ihn kaufen soll. Der Besitzer läßt sich handeln; Ismenias bekömmt den Stein für vier Denare, und zwey Denare wieder zurück. Anstatt aber, daß er hierüber vergnügt seyn sollte, ist er vielmehr ärgerlich. Der Stein, sagt er zu dem Unterhändler, ist nun das nicht mehr, was er gewesen; um so viel wohlfeiler du ihn bekommen, um so viel schlechter hast du ihn gemacht. Die Worte, & cum duo relati essent, beziehen sich offenbar auf denarios aureos. Harduin aber nimmt es so, als ob bey duo zu verstehen wäre Smaragdi, und glaubt, Ismenias hätte für seine sechs Denare zwey Smaragde statt einem bekommen. Mercatorem, sagt er, puduit tanti æstimasse vel unicum: pretio persoluto duos emptori obtulit. Eben so hat auch unser deutscher Uebersetzer den Plinius verstanden. „Es sey in Cyprus ein Smaragd für sechs goldene Denare feil „geboten worden, in welchem die Amymone eingegraben war, „und er habe das Geld dafür bezahlen lassen: als man ihm „nachher zwey dafür brachte, habe er gesagt, u. s. w.“ Relati kann nur auf etwas gehen, was Ismenias wiederbekam; was er erst gegeben hatte; und das waren die zwey Denare. Wie hätte auch der Verkäufer, statt einem solchen Steine, gleich zwey geben können, da es kein blosser, sondern ein geschnittener Smaragd war? Die Sache spricht für sich selbst.

Ismenias war ein Zeitverwandter des Antisthenes (*), wel-

(*) Plutarch merkt in dem Eingange zu dem Leben des Perikles an, daß es Geschicklichkeiten gäbe, die wir bewundern könnten, ohne die, welche sie besitzen, hoch zu schätzen; daß wir uns über ein Werk freuen können, dessen Meister wir verachten. Antisthenes habe daher sehr wohl gesagt, als er gehört, daß Ismenias ein sehr geschickter Flötenspieler sey: „doch muß er „ein schlechter Mensch seyn, sonst wäre er kein so guter Flötenspieler.“ Antisthenes liebte die Musik überhaupt nicht, die er zu den Weichlichkeiten des Lebens zählte, an welchen der Weise keinen Geschmack haben müsse. Als einst bey einem Gastmahle jemand zu ihm sagte; Singe: so antwortete er ihm; Und du, blase mir. Εικοντος αὐτῳ τινος καρα ποτον, ἀσον, Συ μοι, φησιν, αὐλησον. Die Antwort sagt gar nichts, wenn sie nicht eben das sagt, was wir bey den deutschen Worten verstehen würden! Ganz gewiß eine sehr unstäthige Grobheit; die sich aber ein Cyniker gar wohl erlaubte.

cher den Sokrates überlebte. Man kann annehmen, daß er gegen die neunzigste Olympiade geblühet. Ohngefehr in eben diese Zeit muß die Komödie des Eupolis fallen, aus welcher Aelian sein obiges Zeugniß von der Verschwendung der Cyrenäer entlehnte. Denn wir wissen aus dem Quintilian, daß Eupolis unter seinem Marikas den Hyperbolus verstanden habe,

Doch ich will hier nicht von dem Haße des Antisthenes gegen die Musik, auch nicht von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit reden, durch unabläßige Uebung eine nichtswürdige Geschicklichkeit auf den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit zu bringen, und dabey dennoch ein guter rechtschaffener Mann zu seyn: ich betrachte itzt nur das Urtheil des Antisthenes, als einen Beweis, daß Ismenias ein Zeitverwandter dieses Philosophen gewesen. Nun hatte Antisthenes selbst schon Schüler, als er sich zum Sokrates in die Schule begab, und kann diesen nicht viel überlebt haben. Folglich kann auch Ismenias, welcher bey Lebzeiten des Antisthenes schon ein vollkommner Meister war, nicht viel älter geworden seyn als dieser. Sokrates starb gegen den Anfang der 95 Olympias; man lasse den Antisthenes zwanzig Jahre länger als den Sokrates, und den Ismenias zwanzig Jahre länger als den Antisthenes gelebt haben; so ist Ismenias doch in der 105ten Olympias schon todt gewesen. Gleichwohl lesen wir bey dem Plutarch (Ἀποφθ. Βασ. και Στρ. Edit. Henr. Steph. in 8. p. 304.) unter den denkwürdigen Sprüchen des Atheas folgendes: Ισμηνιαν, τον ἀριστον αὐλητην, λαβων ἀιχμαλωτον, ἐκελευσεν αὐλησαι. Θαυμαζοντων δε των ἀλλων, αὐτος ὡμοσεν ἡδιον ἀκουειν του ἱππου χρεμετιζοντος. „Atheas, oder wie ihn Plutarch schreibt, Ateas, habe den berühmten Flötenspieler Ismenias gefangen bekommen, und ihn vor sich blasen lassen. Als ihn nun die andern sehr bewundert, habe Atheas geschworen, das Wiehern eines Pferdes sey ihm weit angenehmer." Dieser Atheas war der König der Scythen, mit welchen Philippus König von Macedonien Krieg führte; und dieser Krieg fällt in die 110 Olympiade. Wie ist es wahrscheinlich, daß dieser Ismenias unser Ismenias gewesen sey? Wenn er auch damals noch leben können, so wird ein Mann von seinem Alter doch nicht mehr in den Krieg gezogen seyn. Er lebte und lehrte zu Athen: wie wäre er unter das Heer des Königs von Macedonien gekommen? Hier ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, und der Flötenspieler, welchen Atheas gefangen bekam, muß entweder ein ganz andrer Ismenias gewesen seyn; oder dieser Name ist selbst bey dem Plutarch verschrieben. Ich glaube das letztere. Denn obschon Plutarch das nehmliche Histörchen noch an zwey andern Orten seiner Schriften wiederhohlt hat; (nehmlich einmal in der Abhandlung Οτι οὐδε ζην ἐστιν ἡδεως κατ' Επικουρον p. m. 2010. und das anderemal in der zweyten Rede περι της Αλεξανδρου τυχης ἡ ἀρετης p. m. 595) und obgleich an beiden Orten, nach der Ausgabe des Henricus Stephanus, deren ich mich bediene, so wie in den denkwürdigen Reden, Ισμηνιας gelesen wird:

welcher in der zwey und neunzigsten Olympiade zu Samos umgebracht wurde. (*)

Dieser Synchronismus leitet zu verschiednen Schlüssen in der Geschichte der ältesten Kunst.

Als in Griechenland die geschnittenen und ungeschnittenen Steine nur erst ein eitler aber fast unentbehrlicher Putz für die Finger der Flötenspieler waren; als ein Ismenias von Athen bis nach Cypern schickte, um Einen, lieber theurer als wohlfeiler, für sich kaufen zu lassen: waren sie in Ländern von Afrika schon so gemein, daß der geringste Cyrenäer keinen schlechtern, als für zehn Minen, zu tragen pflegte. Zu den Cyrenäern war die Kunst ohne Zweifel von den Aegyptern gekommen; aber von der Ausbreitung der Kunst aus diesem ihrem Gebuhrtslande gegen Afrika, wissen wir sonst wenig oder nichts.

Der sechsjährige Krieg, welchen die Athenienser, in der acht und neun und siebzigsten Olympiade, in Aegypten führten, machte die Griechen, dünkt mich, mit den Künsten der Aegypter bekannter, als sie es bisher durch Vermittelung verpflanzter Familien und Völker, durch die Gemeinschaft des Handels, und durch Reisen einzler Personen werden können. Ich erinnere mich aus dem Thucydides, (**) daß, als damals die Athenienser endlich von den Persern wieder aus Aegypten vertrieben wurden, der Rest von ihnen sich durch Libyen nach Cyrene retteten, und von da in ihr Vaterland zurück kamen. Und ohne Zweifel waren es diese, welche von der Pracht und Verschwendung der Cyrenäer so viel Aufhebens machten, daß die Komödienschreiber noch verschiedne Jahre nachher darauf anspielten.

so ist doch gewiß, daß nicht alle Ausgaben so lesen, folglich nicht alle Handschriften so gelesen haben, und man in verschiedenen Αμεινιας anstatt Ισμηνιας findet. Paulus Leopardus (Emendat. lib. XII. cap. 2.) will zwar jenes in dieses verwandelt wissen, allein aus den von mir angeführten Gründen, hätte er vielmehr grade das Gegentheil rathen sollen. Auch Xylander schreibet in seiner lateinischen Uebersetzung der Denksprüche Ameinias anstatt Ismenias; und Aminias ist endlich auch nichts weniger als ein ungewöhnlicher Name.

(*) Thucyd. lib. VIII. §. 13.

(**) Libr. I. §. 110.

Aus der Anmerkung des Plinius (*), daß die Eitelkeit, sich mit vielen glänzenden Steinen zu schmücken, bey den Griechen Anfangs den Flötenspielern eigen gewesen, glaube ich eine Stelle des Aristophanes (**) besser zu verstehen, als sie von alten und neuen Auslegern verstanden worden. Wenn nehmlich Sokrates den Strepsiades bereden will, daß die Wolken wirkliche Gottheiten wären, so macht er ihm eine Menge Personen namhaft, die alle durch sie lebten; Sophisten, Wahrsager, Aerzte, Σφραγιδονυχαργοκομητας u. s. w. Dieses Wort bedeutet, nach seiner Zusammensetzung, Leute, welche ihre Finger bis an die weissen Nägel mit Steinringen bestecken: und man hat nichts als ἀσωτους, Weichlinge darunter verstanden; wie es denn auch die Dacier blos durch Effeminés übersetzte. Doch, wenn man erwägt, daß es unter Namen von Leuten steht, welche irgend eine windigte, betriegerische, eitle Kunst treiben, und sich erinnert was Plinius, in Rücksicht auf die damaligen Sitten, tibicinum gloria tumere nennt: so ist wohl kein Zweifel, daß Aristophanes mit dieser komischen Benennung die Flötenspieler anstechen wollen.

Auch davon, daß erst in den Zeiten des Peloponnesischen Krieges, sich die Griechen der geschnittenen Steine zu Siegeln zu bedienen angefangen, glaube ich in dem Aristophanes die Spur gefunden zu haben. Denn unter andern Dingen, welche er die Weiber in seinen Thesmophoriazusen (***) dem Euripides zur Last legen läßt, ist auch dieses, daß er die Männer gelehrt habe:

— Δριπηδες' ἐχειν σφραγιδια
Εξαψαμενους. —

Vordem hätten die Männer sich nur ganzer schlechter Schlüssel und Ringe bedient, wenn sie etwas verwahren wollen; die

(*) Hic (Ismenias) videtur instituisse, ut omnes musicæ artis hac quoque ostentatione conferentur. — Sorte quadam his exemplis initio voluminis oblatis adversus istos, qui sibi hanc ostentationem arrogant, ut palam sit eos tibicinum gloria tumere l. c.

(**) Nub. v. 331.

(***) v. 435. 36.

Weiber hätten sich, für ein sehr weniges, dergleichen können nachmachen lassen;

Πρωτου μεν σὺν ἡν αλλ' ὑποιξαι την θυραν,
Ποιησαμεναισι δακτυλιον τριωβολου —

aber der verwünschte Euripides sey es, der ihnen die Laconischen Schlüssel mit drey Zacken, und die σφραγιδια θριπηδεςα bekannt gemacht habe. Wirkliches von Würmern gefressenes Holz, dergleichen man sich in den allerersten Zeiten zu Siegeln soll bedient haben, kann eben darum hier nicht zu verstehen seyn. Es müssen also entweder Steine verstanden werden, die nach Art eines solchen Holzes geschnitten waren; oder das θριπηδεςα ist blos figürlich von der so besondern Kleinheit der in dem Steine enthaltenen Figuren zu nehmen, daß sie eher von Würmern hinein genagt, als von Menschen hinein gearbeitet scheinen sollten. In beiden Fällen erhellet so viel, daß der Gebrauch mit geschnittenen Steinen zu siegeln, unter den Griechen damals noch sehr neu gewesen, weil ihn sonst die Weiber unmöglich zu einer Erfindung des Euripides hätten machen können.

Vier und zwanzigster Brief.

Wir haben, über die Nachsuchung, zu welcher Zeit die Kunst in Stein zu schneiden bey den Griechen in Schwung gekommen, den Hrn. Klotz ganz aus dem Gesichte verloren. — Ich wollte Sie von seiner Kenntniß der Edelsteine, als Edelsteine unterhalten.

Wenn Hr. Klotz aus dem Mariette anführt, daß sich so gar schöne Smaragde und Rubinen fänden, auf welchen alte Steinschneider ihre Kunst gezeiget, so setzt er, wie Sie gesehen, hinzu: „aber dieses scheinet mir selten geschehen zu seyn, am „seltensten mit dem Rubin, wegen seiner Härte und gros„sem Werthe."

Die erste Hälfte dieses Zusatzes versteht sich von selbst; zwar bey Hr. Klotzen sollte sie sich nicht von selbst verstehen, der kurz zuvor die Neigung der Alten zu geschnittenen Steinen so sehr übertrieben, und so sehr wider den vermeinten neuern Geschmack an blossen Steinen geprediget hatte, „die ungeheure „Summen kosten, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des

„Steinschneiders sich auf eine Art daran gezeigt hätte, die uns „unterrichten oder ergötzen könnte.“ Denn bey einem solchen Eifer für das Schöne der Kunst, als er den Alten beylegt, hätte dem Liebhaber kein Stein zu kostbar, und dem Künstler keiner zu hart seyn müssen. Doch in diese Inconsequenz mußte Hr. Klotz fallen: also nichts weiter davon!

Nur hätte er sich die Ungereimtheit der andern Hälfte seines Zusatzes ersparen können: „am seltensten mit dem Rubin, „wegen seiner Härte und grossem Werthe.“ Denn das heißt, die Zeiten gewaltig verwechseln; das heißt sich einbilden, daß eben der Rang, daß eben die Schätzung, die wir itzt den Edelsteinen geben, ihnen auch von den Alten gegeben worden; das heißt, schlechterdings nicht wissen, was jeder wissen kann, der seinen Plinius fleißiger gelesen, als Hr. Klotz.

Wenn nehmlich gleich itziger Zeit der Rubin die nächste Stelle nach dem Diamante behauptet: so hat er sie doch nicht immer behauptet, sondern das Alterthum ertheilte sie dem Smaragde. Tertia auctoritas, sagt Plinius, nachdem er die erste Würde dem Diamante, und die zweyte der Perle, nach dem einstimmigen Urtheile seines und aller vorigen Zeitalter, zuerkannt hatte, tertia auctoritas smaragdis perhibetur pluribus de causis. (*) Folglich hätte es Hr. Klotz gerade umkehren und sagen müssen, daß, wenn die Alten nur selten in Rubin und Smaragd geschnitten, sie es am aller seltensten in den letztern, und nicht in den erstern, dürften gethan haben; denn nicht den Rubin, sondern den Smaragd setzten sie, unter andern Ursachen, auch wegen seiner Härte, gleich nach dem Diamante. Von derjenigen Gattung des Smaragds, welcher aus Scythien und Aegypten kam, sagt Plinius ausdrücklich: quorum duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Die Rubine hingegen, scheinen ihm nur wenig bekannt gewesen zu seyn, und weder die Griechen wissen von ihrem Ανθραξ, noch die Römer von ihrem Carbunculus etwas zu sagen, was dem Smaragde im geringsten den Vorzug streitig machen könnte.

Hierzu kömmt noch dieses: der Smaragd war bey den Alten nicht allein in höherm Werthe, als der Rubin, sondern es

(*) XXXVII. sect. 16.

war auch sogar verbothen, ihn zu schneiden; wegen seiner wohlthätigen Wirkung auf das Auge. Auch dieses lehrt uns Plinius: quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis.(*)

Ich weiß zwar wohl, was Goguet (**) gegen dieses Vorgeben erinnert: „Man begreift nicht, sagt er, worauf sich Plinius „gegründet, wenn er anmerkt, daß es überhaupt nicht erlaubt „gewesen, in Smaragd zu schneiden. Die alte Geschichte be„lehrt uns von dem Gegentheile. Der Ring, welchen Poly„krates ins Meer warf, und der in dem Bauche eines Fisches „wiedergefunden ward, war ein Smaragd, den Theodorus, ein „berühmter Künstler des Alterthums, geschnitten hatte. Desglei„chen meldet Theophrast, daß viele Leute die Gewohnheit gehabt, „Siegel von Smaragd zu führen, um sich durch ihren Anblick „das Gesicht zu stärken. Ja, Plinius selbst hatte verschiedene „Beyspiele von dergleichen geschnittenen Steinen vor sich."

Doch, diesen Einwürfen ist zu begegnen. Vors erste glaube ich nicht, daß Plinius sagen wollen, es sey ein positives, wirklich niedergeschriebnes und unter einer gewissen fest gesetzten Strafe, promulgirtes Verboth, in Smaragd zu schneiden, vorhanden gewesen. Dergleichen läßt sich kaum denken: und wo wäre es gewesen? Es hätte doch nur in einzeln Ländern von Kraft seyn können, und in allen übrigen würden sich Künstler und Liebhaber darüber weggesetzt haben. Die Worte des Plinius (decreto hominum iis parcitur) scheinen weiter nichts anzudeuten, als ein allgemeines aber stillschweigendes Uebereinkommen der Menschen, durch welches sich die Sache selbst verboth. Denn, da man den Smaragd nur seines lieblichen Anblicks wegen suchte, seiner Farbe wegen, welche das Auge so angenehm füllet, ohne es zu sättigen: so konnte es unmöglich eine Empfehlung für ihn seyn, sein Convolut durch die Kunst zu verringern. Jedermann liebte ihn wegen seiner Bestandtheile, und alles was diese verminderte, mußte nothwendig auch seinen Werth vermindern. Wer hätte also Lust haben können, ihn zu schneiden, da er ungeschnitten mehr gelten, mehr Käuffer finden konnte, als noch so künstlich geschnitten?

(*) l. c.

(**) De l'Origine des Loix, des Arts &c. Tom. I. Part. II. p. 238.

Sollte indeß, was auf diese Weise unterblieb, wohl ohne alle Ausnahme unterblieben seyn? Wer kann sich das vorstellen? Vielmehr haben deren aus eben der Ursache, welche das allgemeine Gesetz veranlaßte, von dem sie die Ausnahmen sind, entspringen können und müssen. Die Ursache, warum man den Smaragd nicht schnitt, war, wie es Solinus ausdrückt: ne offenſum decus imaginum lacunis corrumperetur. Wenn nun aber dem Künstler ein Smaragd in die Hände fiel, der irgend einen kleinen Fehler der Farbe oder des Körpers hatte, von welchem er sahe, daß er eben durch dergleichen imaginum lacunas heraus zu bringen sey: wird er ihn nicht eben darum geschnitten haben, warum er ihn ohne diesen Fehler nicht hätte schneiden müssen?

Und dieses wäre die Antwort überhaupt auf alle die einzeln Beyspiele von geschnittenen Smaragden, die man dem Plinius entgegen setzen könnte. Von denen aber, die Goguet anführet, läßt sich bey jedem noch etwas ins besondere anmerken.

Daß der Stein des Polykrates ein Smaragd gewesen, ist so ausgemacht nicht. Herodotus zwar sagt es; aber Plinius giebt ihn für einen Sardonyx aus. Wäre es aber auch wirklich ein Smaragd gewesen, so habe ich schon gezeigt, wie wenig es erwiesen, daß es ein geschnittener gewesen.

Das Zeugniß des Theophrast (*) beweiset vollends nichts. Denn Theophrast, wenn er anmerkt, daß der Smaragd für die Augen gut sey, sagt blos: διο και τα σφραγιδια φορουσιν ἐξ ἀυτης, ὡς βλεπειν; welches weiter nichts bedeutet, als daß man ihn daher gern in Ringen geführt.

Was endlich die geschnittenen Smaragde anbelangt, die bey dem Plinius selbst vorkommen sollen, so erinnere ich mich nur des einzigen, bereits gedachten, den Ismenias in Cypern kaufen ließ. Dieser beweise, sagt Plinius, daß damals ſcalpi etiam ſmaragdos ſolitos. „Man schnitt damals auch sogar Smaragde.“ Das etiam ist deutlich mit Beziehung auf das streitige Verboth gesagt. Freylich wird man, zu Anfange der Kunst die ersten die besten Steine geschnitten haben, die unter die Hände kamen.

(*) Seite 62. der Englischgriechischen Ausgabe von Hill.

Das Verboth, oder die stillschweigende Uebereinstimmung der Menschen, die Smaragde nicht zu schneiden, kann nicht mit der Kunst zugleich entstanden seyn. Dabey mußten Erfahrungen voraus gesetzt werden, wie wenig der Schnitt dem Smaragde zuträglich sey: und so nach widerspricht sich Plinius auch hier so wenig, daß er sich vielmehr bestätiget.

Fünf und zwanzigster Brief.

Was ich aber zu so vielen geschnittenen Smaragden sage, die sich in den Cabinetten finden?

Daß es keine wahren Smaragde sind; daß es Steine von einer geringern Gattung sind, welche dem alten Smaragde mehr oder weniger beykommen.

Die meisten dürften vielleicht das seyn, was die Italiener Plasma di Smeraldo nennen. Plasma di Smeraldo, sagt Hr. Winkelmann, (*) ist die Mutter oder die äussere Rinde des Smaragds. Ich will ihm das hier nicht streitig machen: aber erlauben Sie mir eine etymologische Anmerkung über das Wort Plasma. Man würde sich sehr irren, wenn man es für das Griechische πλασμα halten wollte. Es ist weiter nichts, als das sanfter ausgesprochne Prasma; denn Zanetti,(**) und andere, schreiben allezeit Prasma, anstatt Plasma di Smeraldo; und Hr. Lippert macht daher ohne Grund Plasma und Prasma zu zwey verschiedenen Steinen. (***) Er ist auch ganz falsch berichtet, daß die Italiener unter Plasma einen gräulich gesprengten Hornstein verstünden. Weder einen Hornstein, noch weniger einen gräulich gesprengten! Vielleicht zwar, daß das letztere blos bey Hr. Lipperten verdruckt ist, und es anstatt gräulich, grünlich heissen soll. Was er Plasma heißt, muß eben der Stein seyn, den er anderwärts Prasma nennt; und an einem dritten Orte, Pras (†). Denn kurz, Plasma und Prasma und Pras ist alles eins.

Aber wie das? Alle drey sind nichts als der Prasius,

(*) Anmerk. zu der Gesch. der K. S. 18.

(**) Dactyl. Zanett. p. 17.

(***) Dactyl. Erstes Tausend Nr. 178. und zweytes Tausend Nr. 391.

(†) Ebend. s. Erstes Tausend, Nr. 270.

oder die gemma prasina der Alten. In Prasina war der Punkt verwischt, in ward für m gelesen, und so entstand das Prasma, oder Plasma, welches wir Deutsche itzt in Pras verkürzen, nachdem das alte Präsem (*) aus dem Gebrauche gekommen.

Die Griechen und Römer scheinen, unter Prasius oder Prasites, alle Steine von einer unreinen grünen Farbe begriffen zu haben; indem das Wort selbst weiter nichts als eine solche Farbe andeutet. Da es aber unter diesen nothwendig einige geben mußte, welche dem schönen Grüne des Smaragds näher kamen: so machten die neuern Steinkenner für sie den zusammengesetzten Namen, Prasma di Smeraldo, Smaraldpräsem, welches im lateinischen Smaragdoprasius heissen muß, und keinesweges vom Gori (**) durch Prasma Smaragdinea hätte übersetzt werden sollen. Denn das heißt Verstümmlungen der Unwissenheit autorisiren, und die Benennungen unnöthiger Weise häuffen.

Die Alten kannten so vielerley Arten von Pras, oder gemmis viridantibus, welche alle ihre besondere Namen hatten! Der alte geschnittene Stein, den man Smaragd nennt, wird also sicherlich eher von der einen oder der andern, als ein wahrer Smaragd seyn. Denn da es Plinius ausdrücklich sagt, daß dieser nicht geschnitten worden, so kann man es glauben, und muß es glauben. Wie hätte sich Plinius so etwas können in den Kopf setzen lassen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Er sollte uns eine falsche Nachricht hinterlassen haben, deren Widerlegung ihm alle Tage hätte vor Augen kommen können?

Ich finde noch einen Umstand bey ihm, der dieses Vorgeben bestätiget. Diesen nehmlich, daß die Smaragde meistens hohl geschliffen wurden; (***) iidem plerumque & concavi, ut visum colligant: eine Form, welche sie zum Schneiden ganz ungeschickt machte. — Doch von dieser concaven oder convexen Form der alten Gemmen, einmal in einem besondern Briefe; wo es sich zeigen wird, daß die Meinung des Salmasius, (†) welcher das

(*) Boetius de Boot ex recenf. Adriani Toll. p. 203.

(**) Dactyl. Zanett. l. c.

(***) Lib. XXXVII. fect. 16.

(†) Ad Solinum p. 196.

Verboth die Smaragde zu schneiden, nur auf die concav geschliffenen einschränken will, nicht Statt haben kann.

Sechs und zwanzigster Brief.

„Selten, setzt Hr. Klotz hinzu, sind auch ihre Werke in „Sapphir."

Was für einen Sapphir meinet er? Den Sapphir der Alten, oder unsern? Denn er wird wissen, daß dieses zwey ganz verschiedne Steine sind. Von jenem wäre es kein Wunder, denn Plinius nennt ihn ausdrücklich inutilem scalpturæ, intervenientibus crystallinis centris. (*) Ueber diesen aber wird noch gestritten, ob er den Alten überhaupt bekannt gewesen. Und kannten sie *ihn ja*, so kannten sie ihn doch nur als eine Art des Amethysts oder Beryll's. Er hatte den Werth nicht, den er bey uns hat; und wenn sie ihn schnitten, so geschah es mehr von ungefehr, als in der Meinung einen kostbarern Stein zu schneiden.

„Am häufigsten, fährt Hr. Klotz fort, brauchten sie zu hohl „gegrabnen Werken den Carneol oder Agat, von einer Farbe, „so wie sie sich bey erhobnen Werken der verschiednen Agato„nyche und Sardonyche bedienten."

Hier möchte ich erst eine orthographische Kleinigkeit fragen? Warum schreibt Hr. Klotz beständig Agat? Der Stein und der Fluß, von welchem der Stein den Namen hat, haben im Griechischen ein χ; und nur die Franzosen müssen, wegen ihrer schischenden Aussprache des ch, dieses χ in ein g verwandeln. Aber warum wir? Daß es Hr. Klotz thut, ist also ein Beweis, mit welcher Oscitanz er seinen französischen Währmännern nachschreibt. Aus eben dieser Oscitanz schreibt er Berill und Amethist, anstatt daß er Beryll und Amethyst schreiben sollte.

Sodann möchte ich wissen, ob sich Hr. Klotz in dieser Stelle mehr als Antiquar oder als Naturkundiger, mehr in der Sprache der alten oder der neuern Steinkenner habe ausdrücken wollen? Denn gewiß ist es, daß er sich nur nach einer und eben derselben hätte ausdrücken, und nicht in der nehmlichen Periode bald diese bald jene führen müssen.

(*) Libr. XXXVII. sect. 39.

Hat er mit den alten Steinkennern sprechen wollen: so hätte er sich des Wortes Carneol enthalten, und nicht von einfärbigen Achaten sprechen müssen. Die Achate der Alten waren lauter vielfärbige Steine.

Πολλα μεν ουν ρεα γ' ἐξιν ἀχατου χρωματ' ἰδεσθαι.(*) Nur nach der unter diesen verschiednen Farben am meisten hervorstechenden, zum Grunde liegenden, herrschenden Farbe, bekam er verschiedne Namen, und hieß bald Cerachates, bald Hämachates, bald Leukachates u. s. w. Ich weiß wohl, daß Plinius eines Achats gedenkt,(**) quæ unius coloris sit, und der, von Ringern getragen, sie unüberwindlich mache. Aber Salmasius hat sehr richtig angemerkt,(***) daß man anstatt unius coloris, minii coloris lesen müsse; nicht zwar aus dem Grunde, daß die Alten von keinem einfärbigen Achate gewußt: aber dieser Grund ist darum doch nichts minder wahr. Was bey den Alten Achat heissen sollte, mußte Streife oder Punkte von anderer Farbe haben, als die übrige Maße des Steines war; und alle einfärbige Steine, die ihrer übrigen Eigenschaften wegen zu den Achaten gehört hätten, hatten ihre eigene Namen.

Nur die neuern Steinkenner und Naturkundiger, die ihre Classen mehr nach den Bestandtheilen zu ordnen gesucht, sind es, welche den Namen Achat zu einem Geschlechtsnamen gemacht haben, unter welchem sie alle durchsichtigere Hornsteine begreiffen, sie mögen eine oder mehrere Farben zeigen. Hat Hr. Klotz aber sich mit diesen ausdrücken wollen: so hätte er bedenken müssen, daß so nach der Carneol selbst mit zu den Achaten gehöret. Er hätte nicht sagen müssen, daß die Alten zu hohlgegrabnen Werken am häuffigsten den „Carneol und Achat von einer Farbe" gebraucht: denn wer wird erst eine einzelne Art nennen, und dann das Geschlecht? Sondern er hätte sagen müssen, daß sie gemeiniglich Achate von einer Farbe, und unter diesen am häuffigsten den Carneol dazu gebraucht haben, in so fern man unter Carneol, welche Benennung den Alten unbekannt war, den Sarder mit verstehen darf.

(*) Orpheus de Lapidibus. v. 103.

(**) Lib. c. sect. 54.

(***) Ad Solinum p. 135.

Mit einem Worte: die Steinkenntniß des Hrn. Klotz, ist eine sehr ungelehrte Kenntniß. Sie ist lediglich aus den Namenverzeichnissen der verschiednen Daktyliotheken, und besonders der Lippertschen, zusammengestoppelt. Was wird uns aber in diesen Verzeichnissen nicht oft aufgeheftet! Was für Monstra von Namen, kommen nicht da zum Vorschein!

Ein solches Monstrum ist der Achatonyx, dessen sich, nach Hr. Klotzen, die Alten zu erhobnen Werken verschiedentlich sollen bedient haben. Auch Hr. Lippert braucht diesen Namen sehr häufig. Aber er ist bey den Alten ganz unerhört, und selbst die spätern Schriftsteller Marbodus, Albertus Magnus, Camillus Leonardus, Baccius, Conrad Gesner, und wie sie alle heissen, kennen ihn nicht, so daß er aus einer ganz neuen Hecke seyn muß. Aber was sollen wir uns dabey denken? Es läßt sich schlechterdings nichts dabey denken. Der Onyx gehört unter die Achate; und wie läßt sich eine Zwittergattung aus dem Geschlechte und der Art zusammen setzen? Blos die reguläre Lage der farbigen Streiffe, macht den Achat zum Onyx; und ich verstehe nicht, wie diese Streiffe zugleich regulär und auch nicht regulär seyn können. Ganz anders ist es mit dem Sardonyx: hier ist Art und Art zusammengesetzt, und man hat für gut befunden, denjenigen Onyx, dessen Streiffe von der Farbe des Sarders sind, durch diesen Zwitternamen auszuzeichnen.

O, des glücklichen Gelehrten, der so zahm und fromm alles auf Treu und Glauben nachschreibt, und sich alle pedantische Discußionen erspart! Was schadet es ihm, wenn man auch manchmal über ihn lächeln muß? — Weil Hr. Lippert den Abdruck eines Kopfes beybringt, der in einen Diamant geschnitten seyn soll: (*) „so haben wir, nach dem Hrn. Klotz, nun „nicht mehr nöthig, uns auf blosse Muthmassungen zu verlas„sen, daß die Alten in Diamant gegraben haben.“ (**) Durch diesen einzigen Diamant ist Goguet, und wer es mit Goguet hält, auf einmal zum Stillschweigen gebracht. Er befindet sich in der Sammlung des Mylord Bedfort, dieser Diamant! Was

(*) Zweytes Tausend. Nr. 387.

(**) S. 42.

für eine Kostbarkeit und Seltenheit kann man nicht einem Mylord zutrauen! — Es wäre sehr natürlich, aus dem Lächeln darüber ins Lachen zu fallen. —

Doch, ich will lieber ganz ernsthaft den Hrn. Lippert und den Hrn. Klotz bitten, mich zu belehren, woher sie es so gewiß wissen, daß dieser Stein des Mylord Bedfort ein wahrer Diamant ist? Welche Versuche sind damit angestellt worden? Wie, wenn es ein gebrannter Amethyst, oder Sapphir, oder Smaragd wäre, deren orientalische Gattungen, wenn sie durch das Feuer ihrer Farben beraubt worden, so viel von dem wahren Glanze und Wasser des Diamants haben, daß der erfahrenste Juwelier damit betrogen werden kann? (*) Hätte kein Antiquar diesen Betrug versuchen können? Wäre es aber auch ein wahrer Diamant, könnte die Arbeit darauf nicht das Werk eines neuen Künstlers seyn? Wer kann dafür stehen, daß sie es nicht ist?

Hier müssen Beweise aus Büchern mehr gelten, als der Augenschein. Wenn die Bücher der Alten keiner geschnittenen Diamante erwähnen; wenn hundert Umstände hingegen in ihnen vorkommen, die es schwer zu begreiffen machen, daß sie deren gehabt, die es sogar zweifelhaft machen, ob sie auch nur geschliffene Diamante gehabt: so wäre es eine grosse Einfalt, jemanden in der Welt, er sey wer er wolle, auf sein blosses Wort zu glauben, daß sich da oder dort ein solcher alter Diamant wirklich befinde.

Sieben und zwanzigster Brief.

Aber Hr. Klotz hat sich eine zu gute Entschuldigung ausgespart, warum er so kahle und verwirrte Kenntniße von Edelsteinen zeigt, als daß ich mich länger bey dieser Materie verweilen darf.

Er sagt nehmlich, (**) „daß in Ansehung der Benennungen, welche die alten Schriftsteller den Edelsteinen beygelegt haben, eine grosse Dunkelheit herrsche. Die Neuern hätten zwar die alten Namen beybehalten; allein sie hätten ganz andere Steine damit beschenkt, als die Alten.“

(*) S. Hills Anmerkungen über den Theophrast, S. 83.
(**) S. 44.

Das ist nun zwar sehr selten geschehen, und es ist in diesem Theile der natürlichen Geschichte weit mehr Ungewißheit und Verwirrung daher entstanden, daß man anstatt der alten Namen ganz neue eingeführt, (wie z. E. die Namen des Rubins mit seinen Abänderungen, Ballas, Rubinell, Spinell;) als daher, daß man die alten Benennungen auf Steine, denen sie ehedem nicht zugekommen, übergetragen. Doch bey dem allen, es mag so seyn: wir wollen von Hr. Klotzen nicht verlangen, daß er mehr wissen soll, als er versichert, daß man wissen kann.

Und so giengen wir weiter, und kämen auf die mechanische Ausübung der Kunst, von der er nur wenig sagen zu können sagt. Aber er sagt gar nichts davon: und das ist freylich sehr wenig; vielleicht auch ein wenig zu wenig, um in dem Folgenden allen seinen Lesern verständlich zu seyn.

Hr. Klotz schreibt: (*) „die neue Entdeckung von dem Stein„schneiden der Alten darf hier nicht wohl übergangen werden, „welche Christ glaubte gemacht zu haben. Er überredete sich, „daß die Alten mit Diamant allein geschnitten hätten, ohne „sich des Rades dabey zu bedienen.“ —

Alles was Hr. Klotz wider diese Meinung sagt, hat er Hr. Lipperten abgeborgt; nur daß dieser gerechter gegen Christen ist. Hr. Lippert schreibt blos, Christ, (den er, wie ich sehe, gar nicht einmal nennt) (**) habe geglaubt, „daß man vor Alters „auch mit dem Diamant allein geschnitten habe. „Auch! das wäre noch eher recht. Aber Hr. Klotz läßt dieses Auch aus, und stellt uns folglich Christen als den Mann vor, der es überhaupt nicht Wort haben wollen, daß die alten Steinschneider das Rad gekannt und gebraucht hätten. Davon war Christ weit entfernt.

Christ behauptete blos, daß sich die alten Steinschneider des Rades seltner bedienet, als die neuern; (***) daß sie mehr mit der

(*) S. 45.

(**) Vorrede zur Daktyl. S. XXX.

(***) Ego vero non dubito, quin Græci præsertim artifices rarius hac machina, cujus certe ingenium compendiumque omne cognitum perspectumque habebant, in gemmis annularibus scalpendis usi fuerint. v. Comment. Lipsi. Litterarii T. I. sect. 3. p. 334.

Diamantspitze gearbeitet, als die neuern; (*) und daß besonders die sehr kleinen Steine nicht wohl mit jenem, sondern lediglich mit dieser von ihnen gefertiget werden können. (**) Dabey leugnete er keinesweges, daß man nicht Steine die Menge finde, auf welchen sich eben so wohl die Spuren des Rades, als der Diamantspitze zeigen. (***) Vielmehr gestand er selbst, daß auf einigen ältern, und besonders aegyptischen Steinen, ihm das Rad alles gethan zu haben scheine, und sich durchaus keine Spur der Diamantspitze äussere. (†)

Das war Christs Meinung: und diese Meinung nennt Hr. Klotz gerade zu eine lächerliche Meinung? Es ist ihm nicht möglich, ihr einen gelindern Namen zu geben?

„Wer dieses glaubt, fährt er fort, muß niemals in Stein „haben schneiden sehen, muß auch die Natur und Gestalte der „Diamante gar nicht kennen. Wie stellt er sich wohl vor, daß „der Diamant gefaßt werden könne, um die kleinen Tiefen aus„zugraben? oder wie glaubt er, daß man die kleinen Diamant„körner mit einer so grossen Spitze, als hierzu erfodert wird, „versehen können? Was muß er für Begriffe von der Grösse „und Kostbarkeit der Diamante haben, wenn er sich einbildet, „daß man grosse Diamante so spitzig zuschleifen könne, als diese „Arbeit erfodert? Kurz, die ganze Sache ist unmöglich, und „wenn Christ oder andere sich in den Werkstätten umgesehen „hätten, so würden sie niemals diese Meinung behauptet haben."

Im Vorbeygehen: Christ hatte sich sicherlich in den Werk-

(*) Sed, quamvis majore difficilioreque negotio, quod opus tamen acutius subtiliusque præstaret, adhibuisse eos puto crustas adamantis in acutissimum fastigiatas mucronem &c. ibid.

(**) Nam primum in minimis quibusdam gemmulis potior soli mucroni adamantis & crustis acutissimis locus fuerat, non fere orbiculo terebræ ac rotarum. ibid. p. 336.

(***) — tanquam si in omni annulo sculpendo opus utrumque, terebræ ac mucronis adamantini adhibitum fuisset. In quibusdam sic veteres egisse, quomodo contendunt illi, dabimus; & conspectus exemplorum in dactyliothecis multorum, tanquam in re præsenti, istud fere probat. ibid.

(†) Deinde veteres aliquæ gemmæ, præsertim Aegyptiæ, arrosæ tantum harenis mihi quidem videntur, nullo mucronis adhibiti vestigio. ibid.

stätten mehr umgesehen, als Hr. Klotz. Ich habe Christen gekannt, und Christen gehört, und ihn über diese Sachen selbst gehört.

Ich habe schon gesagt, alle die Einwürfe, die Hr. Klotz gegen Christs Meinung macht, sind Lipperts Einwürfe. Aber Hr. Klotz drückt sie nach seiner Art aus: das ist, er mischt ein wenig Nonsens mit unter. — Er fragt z. E. „wie glaubte Christ, „daß man die kleinen Diamantkörner mit einer so grossen Spitze, „als hierzu erfodert wird, versehen könne?" Freylich müßte Christ ein sehr lächerlicher Mann gewesen seyn, wenn er geglaubt hätte, daß man kleine Diamantkörner mit grossen Spitzen versehen könne. Lippert hat so seltsam nicht gefragt.

Gleichwohl bin ich um Hr. Lipperten besorgt, daß ihn sein Eifer zu weit geführt, wenn er ausruft: „lauter Unsinn, der „aus einer verderbten Einbildungskraft, und aus grober Un„wissenheit von den Möglichkeiten und den Vortheilen, die zu „dieser Kunst gehören, entstanden ist!" Denn diesen Unsinn dichtet sich Hr. Lippert, zum größten Theil, selbst. Christ verstand unter dem mucrone adamantino eben so wenig Diamantkörner, als grössere spitzig zugeschliffene Diamante: sondern spitze Splitter von zerschlagnen Diamanten. Die Möglichkeit solcher Splitter giebt Hr. Lippert selbst zu: und er ist nur verlegen, wie sie gehörig zu fassen. —

Doch man wird sagen: ist einem Künstler nicht in seiner Kunst zu glauben? Thut Hr. Klotz also nicht besser, daß er Hr. Lipperten folgt, als ich, der ich mich lieber an Christen halten will?

Nein; es ist nicht Christ, an den ich mich halte; auch bey mir gilt der Künstler in seiner Kunst alles. Aber Ein Künstler, macht nicht alle aus: und wenn die Künstler selbst uneinig sind, muß es dem Gelehrten frey stehen, sich auf die Seite des einen oder des andern zu stellen, ohne zu fürchten, daß man ihn für unwissend, oder gar unsinnig schelten werde.

Kurz; Natter ist es, der mich kühn genug macht, an den Aussprüchen des Hrn. Lippert zu zweifeln.

Natter zeigte, an einer dazu ausgesuchten Folge alter Steine, die offenbaren Spuren des Rades, um zu beweisen, daß auch die alten Künstler das Rad gebraucht hätten, und folglich bey

ihrer Arbeit überhaupt ungefehr eben so verfahren wären, als unsere Künstler. Für Christen durfte er eigentlich dieses nicht beweisen: denn Christ, wie ich schon gesagt, hatte den Alten den Gebrauch des Rades nichts weniger als abgesprochen. Er mag es aber bewiesen haben, für wen er will; wir sind ihm Dank schuldig, daß er es bewiesen, weil er uns dadurch vor mancherley chimärischen Begriffen verwahret hat, die wir uns sonst von dem Verfahren der alten Artisten machen könnten.

Aber, dieses den Alten vindicirten Rades ohngeachtet, wo hat Natter jemals den Gebrauch der Diamantspitze so weit herabgesetzt, als ihn Hr. Klotz herabsetzt? „Allerdings, sagt Hr. „Klotz, braucht man die Diamantspitze, aber alsdenn erst, wenn „durch das Rad das Gehörige verrichtet ist. Nehmlich; man „kann mit dieser eingefaßten Diamantspitze, wovon das Werk„zeug beym Mariette abgebildet ist, die vom Rade noch übrig „gebliebnen groben und nicht zart genug verarbeiteten Partien „sanfter und verlauffend machen."

Wer hat dem Hrn. Klotz das gesagt? In wie vielen Werkstätten hat er es gesehn, daß man die Diamantspitze nur dazu brauche? — Ich will ihm seine Widerlegung beym Natter, fast auf allen Blättern, zeigen.

Urtheilet nicht Natter ausdrücklich, daß an den Hetruriſchen Steinen Contur und Muskeln mit der Diamantspitze ausgegraben zu seyn scheinen? (*)

Schließt nicht Natter, daß verschiednes mit dem Rade gemacht worden, weil es mit der Spitze des Diamants nicht so leicht und kühn zu machen gewesen? (**) — Nicht so leicht, nicht so kühn: aber doch zu machen.

Erkennet nicht Natter an den beiden Othryaden, daß, so wie an dem einen alles mit dem Rade geschnitten sey, so sey

(*) Ces sortes de gravures sont ordinairement en fort bas relief; le contour, & les muscles sont trop creusés & paroissent avoir été faits avec la pointe de Diamant. Traité de la Meth. ant. p. 10.

(**) Il paroit aussi visiblement que le bouclier est fait au Touret, avec un Outil peu taillant, car on n'aurait pu l'executer avec autant de hardiesse, ni aussi facilement avec la pointe de Diamant. Ibid. p. 12.

an dem andern das meiste mit der Diamantspitze gefertiget? (*) Sagt er nicht mit klaren Worten, daß eben in diesem Gebrauche der Diamantspitze die eigene Manier bestanden, welche der Meister des zweyten gehabt?

Aeussert sich nicht Natter von seinem Faune, auf einem ausserordentlich kleinen Onyx, daß in Betrachtung der correkten Zeichnung auf einem so eingeschränkten Raume, er nothwendig glauben müsse, der Artist habe sich meistens der Diamantspitze dabey bedient? (**) Und was ist das viel anders, als was Christ von dergleichen kleinen Steinen überhaupt sagt? (***)

Alles das endlich zusammengenommen: ist es nicht unwidersprechlich, daß Natter einen weit ausgebreitetern Gebrauch der Diamantspitze an den alten Werken erkennet, als Hr. Klotz einräumen will? daß er eben denselben daran erkennet, welchen Christ behauptet, wenn er von den alten Künstlern sagt, non modo extremam operi manum scalpellis adamantinis adhibuisse, sed prorsus rudimenta signi excavandi sic posfuisse etiam? (†)

Ich möchte (um von der vorzüglichen Feinheit der Natterschen Werke, die ohnstreitig unter allen neuern Werken den besten Griechischen mit am nächsten kommen, einen Grund mehr angeben zu können) ohne Bedenken hinzusetzen, daß Natter diesen ausgebreitetern Gebrauch der Diamantspitze, den er an den alten Werken erkannte, sich ohne Zweifel selbst werde eigen gemacht haben, ohne sich in vieles Reden und Aufheben darüber einzulassen. Denn es ist bekannt, daß Natter mit seinen Instrumenten und Handgriffen ein wenig geheim war.

Doch, es sey mit dieser Vermuthung, wie es wolle: genug,

(*) Car celui-ci a réglé son dessein sur sa maniere particuliere de graver, c'est-à-dire, pour la plûpart avec la pointe de Diamant. — Ibid. p. 21.

(**) Cette piece est estimable par sa beauté, & par la correction du dessein, dans une espace si petit que l'on a de la peine à y rien distinguer à l'oeil nud, quelque bon qu'il soit, & que l'on est forcé d'avoir recours au Microscope pour pouvoir bien l'examiner. C'est ce qui me fait croire que l'Artiste y a employé le plus souvent la pointe de Diamant, surtout pour le visage & les cheveux; car il est plus facile d'y reussir de cette façon-la qu'au Touret. Ibid. p. 36.

(***) Siehe oben S. 48. Note **

(†) l. c. p. 339.

daß Natter, nach dem, was ich von ihm angeführt, nothwendig für Christs Meinung seyn mußte, und es Christ also nicht verdient hat, daß ihm Hr. Klotz desfalls so verächtlich begegnet.

Müßte es Hr. Klotzen wohl einkommen, sich gegen diesen Mann zu messen? Gleichwohl ergreift er jede Gelegenheit, ihn zu mißhandeln. Ich mag noch von Christen lesen, was ich will: ich lerne immer etwas. Es sollte mir lieb seyn, wenn ich das auch von denen sagen könnte, die itzt so verächtlich auf ihn zurückschielen. Wie viel lieber wollte ich seine kleine Abhandlung super Gemmis gedacht und geschrieben, als zehn solche Büchelchen, von dem Nutzen und Gebrauch der alten geschnittnen Steine, zusammen gelesen haben.

Acht und zwanzigster Brief.

Nachdem ich mich Christs angenommen, kann ich nicht umhin, auch für den Plinius ein Wort zu sprechen.

Hr. Klotz weiß sich mit den Stellen des Plinius, wo er des Steinschneidens erwähnt, nicht anders zu helfen, als daß er behauptet, Plinius sey von dieser Kunst nicht unterrichtet gewesen, er habe aus Unwissenheit, wie die Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, so und so geschrieben.

„Freylich, fügt Hr. Klotz hinzu, (*) wird diese Kühnheit „diejenigen beleidigen müssen, welche in den alten Schriftstel„lern keine Fehler finden wollen, und ehe sie diese zugeben, lie„ber auf Unkosten ihrer eignen Ehre die seltsamsten Erklärun„gen und Vertheidigungen unternehmen. Aber unpartheyische „Kunstrichter, welche sich überzeugt halten, daß man an je„mand Fehler finden, und seine Einsichten und Verdienste doch „zugleich hochschätzen könne, werden wider diese Muthmassung „desto weniger aufgebracht werden, je mehr sie Bewegungs„gründe, ein solches Urtheil zu fällen, und Entschuldigungen „für den, welcher es ausspricht, auch bey dem Plinius, dessen „grosse Gelehrsamkeit sie übrigens mit Recht verehren, gefun„den haben.“

Geschwätz, das nur abzielen kann, nähern Untersuchungen

(*) S. 51.

vorzubauen! Die alten Schriftsteller haben fehlen können; aber mich zu überzeugen, daß sie wirklich gefehlt haben, dazu gehört mehr als diese bloße Möglichkeit. Besonders, wenn der vermeinte Fehler Sachen betrift, die ihnen alle Tage vor Augen gewesen. Bey der unzählichen Menge von Steinen, bey dem Ueberfluße an Künstlern dieser Art, die sich bey den Römern, zu Folge jener Menge, finden müssen: sollte Plinius in der Unwissenheit von dem eigentlichen Verfahren derselben geblieben seyn?

Aber wenn es seine eigene Worte beweisen? — Das sagt Hr. Klotz, und ich leugne es. Urtheilen Sie, mein Freund —

Vor allen Dingen aber bilden Sie sich wohl ein, daß Plinius nirgends von der Kunst des Steinschneidens ausdrücklich handeln wollen. Er gedenkt blos, bey Gelegenheit der Steine, bey Gelegenheit der Mittel, sie zu bewältigen, etwas von dieser Kunst; und man muß dergleichen Stellen sorgfältig alle zusammen nehmen, ehe man entscheidet, ob er im Ganzen einen richtigen Begriff davon gehabt oder nicht. Und doch wäre es kein Wunder, wenn man dieses auch alsdenn noch nicht entscheiden könnte; weil er, wie gesagt, nur gewandtsweise von der Sache spricht. Findet man indeß nur, daß er nicht augenscheinliche Ungereimtheiten sagt, so ist es billig, daß wir das Beste, nicht das Schlimmste, von ihm annehmen.

Nun zu den Stellen! — Ich fange bey der an, die den meisten Streit veranlasset.

Plinius redet von dem Diamante, von der ausserordentlichen Härte desselben, von dem sonderbaren Mittel über diese Härte dennoch zu siegen, und fügt hinzu: (*) **cum feliciter rumpere contigit, in tam parvas frangitur cruſtas, ut cerni vix poſſint. Expetuntur a ſcalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes.**

Diese Stelle, sagt Hr. Klotz, habe Christen auf die lächerliche Meinung gebracht, daß die alten Steinschneider nur mit der Diamantspitze gearbeit. Ich habe erwiesen, daß Christ diese lächerliche Meinung nicht gehabt hat. Christ schloß aus

(*) **Libr. XXXVII. ſect. 15.**

dieser Stelle, daß die Alten mit der Diamantspitze gearbeitet; aber keineswegen, daß sie einzig und allein damit gearbeit.

Doch, Hr. Lippert behauptet, daß hier überhaupt von keiner Diamantspitze die Rede sey; sondern von dem Diamantpulver, welches anstatt des Smirgels an das Rad gestrichen worden. Dieses Rad werde vorne ein wenig ausgedrehet, damit der Smirgel oder das Diamantpulver besser hafte: und daher das Wort includuntur.

Ich antworte Hr. Lipperten: wenn sich auch schon das Wort includuntur so auslegen läßt; so braucht Plinius doch noch ein anderes, welches dieser Erklärung durchaus widerspricht. Plinius sagt: cum feliciter rumpere contigit. Hr. Lippert merke auf das feliciter. Dieses zeigt auf eine glückliche Spaltung des Diamants, und passet keinesweges auf seine eiserne Büchse, oder auf jede andere Weise der blossen Zermalmung des Diamants in Pulver. Bey dieser ist weder ein felicitèr noch infeliciter zu denken; wohl aber bey einer solchen Sprengung des Diamants, die eine gewisse Art von Splittern gewähren soll.

Auch Hr. Klotz ist über dieses feliciter hingehuscht. Aber er hält sich an das includuntur; und weil er nicht zugeben kann, daß sich dieses Wort von dem blossen Bestreichen verstehen lasse: was thut er? Er entscheidet, daß Plinius von einer Sache gesprochen, die er nicht verstanden.

Das ist nun freylich der kürzeste Weg, sich aus den Schwierigkeiten, die man bey den alten Schriftstellern findet, zu helfen.

Der ehrliche Künstler wollte den Plinius retten: der stolze Gelehrte verweiset ihn in die Schule, in die Werkstätte, da erst zu lernen, wovon er schreiben wollen.

Hr. Klotz hat Recht: das includuntur, und noch weniger das feliciter erlaubet, die Stelle des Plinius vom Diamantpulver zu erklären. Aber folgt daraus, daß Plinius nicht gewußt, was er schreibe?

Sagt nicht Solinus das nehmliche? Und Isidorus? Und Marbodus? Hr. Klotz wird sagen, das sind Ausschreiber des Plinius. Ich gebe es zu: aber auch Ausschreiber hätten leicht so etwas besser wissen können; wenn Plinius wirklich so unwissend gewesen wäre, als er ihn machen will.

Und warum ſoll es, warum kann es denn nicht bey dem Verſtande bleiben, den die Worte des Plinius nach ihrer eigentlichen Bedeutung geben? Warum ſoll denn nun, mit Gewalt, alle Erwähnung der Diamantſpitze aus dieſer Stelle verdrengt werden?

Hr. Klotz giebt ja zu, daß die Steinſchneider die Diamantſpitze brauchen, und wenn es auch wahr wäre, daß ſie ſie nur dazu brauchten, wozu er ſagt; wenn es auch wahr wäre, daß die alten Künſtler gleichfalls ſie nicht weiter gebraucht hätten: würde ſie dem ohngeachtet nicht verdienen, unter den Werkzeugen der Steinſchneider genannt zu werden?

Was will denn Plinius hier mehr, als ein ſolches Werkzeug nennen? Er ſpricht ja nicht von der Kunſt überhaupt; er ſagt ja nicht, daß dieſes Werkzeug das einzige ſey, welches die Kunſt brauche; er merkt ja nur an, daß gewiſſe glückliche Splitter von zerſchlagenen Diamanten von den Steinſchneidern ſehr geſucht würden, daß ſie ihnen ſehr zu Statten kämen, weil ſie allen harten Steinen damit abgewinnen könnten.

Wie geſagt; wenn die Diamantſpitze auch nur den Nutzen hätte, den ihr Hr. Klotz giebt, warum ſollte Plinius dieſen Nutzen nicht hier haben anmerken dürfen? Und hat ſie gar einen noch gröſſern, den Natter ſelbſt, wie ich gezeigt habe, eingeſteht: ſo begreife ich vollends nicht, warum man Schwierigkeit macht, ihn hier bey dem Plinius zu finden.

Neun und zwanzigſter Brief.

Ich habe geſagt, Plinius erwähne in jener Stelle der Diamantſpitze als eines einzeln Werkzeuges, nicht aber als des einzigen: denn in andern Stellen erwähnt er anderer Werkzeuge.

Wo er lehret, wie falſche Edelſteine zu erkennen, kömmt er auf die verſchiedne Härte der wahren, und ſagt: (*) tanta differentia eſt, ut aliæ ferro ſcalpi non poſſint, aliæ non niſi retuſo, verum omnes adamante. Plurimum vero in his terebrarum proficit fervor.

(*) Libr. XXXVII. ſect. 76.

Diese Stelle hat Hr. Klotz selbst angeführet; aber wie es scheint blos, um den kindischen Fehler des Harduin aufzumutzen, welcher sich einbildete, daß die bohrenden Instrumente der Steinschneider erst warm gemacht werden müßten. Hr. Klotz hat sehr Recht, daß unter dem fervor der geschwinde Umlauf des Rades zu verstehen.

Also erkennt er doch hier das Rad? Also hat Plinius nicht behauptet, daß die alten Steinschneider blos mit der Diamantspitze gearbeitet?

Und gleichwohl soll Plinius, wie Hr. Klotz sagt, die Sache nur halb verstanden haben?

Warum denn nur halb? Hier halb, und dort halb: zwey Hälften machen ein Ganzes. Dort gedenkt Plinius der Diamantspitze; hier des Rades: was will denn Hr. Klotz noch mehr?

Ich wollte wetten, daß es Hr. Klotz sey, der die Sache nur halb verstehe. Denn sonst hätte er es uns wohl mit klaren dürren Worten gesagt, worinn sich Plinius auch hier geirret habe. „Auch hier, sagt er, vermißt man eine genaue und „richtige Kenntniß der Steinschneiderkunst.“ Wie denn? warum denn? Mit der Sprache heraus, wenn man tadeln will.

Wenn ihm diese Stelle nicht richtig, nicht genau genug scheinet, so kann es nur daher kommen, daß er gar nicht einsieht, was Plinius sagen will, daß er nicht einmal die Ausdrücke des Plinius begreift. Besonders muß er gar nicht wissen, was Plinius unter dem stumpfen Eisen, ferro retuso, verstehet, welches über gewisse Edelsteine mehr Gewalt habe, als das scharfe Eisen.

Denn wenn er es wüßte: würde er den Gebrauch des Rades in ihm nicht noch weit deutlicher gesehen haben, als in dem terebrarum fervor?

Ich bilde mir ein, den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinschneider in dieser Stelle des Plinius zu finden. Ich glaube sogar eine ganze Gattung darunter zu bemerken, von welcher die neuern Steinschneider gar nichts wissen.

Doch ich will mich nicht verleiten lassen, mit dieser Meinung eher hervor zu treten, als bis ich sie durch Versuche bestättigen kann.

Sie ist genau mit einer eigenen Betrachtung über die Torneutik der Alten verbunden, von welcher ich glaube, daß wir Neuern sie nur zur Hälfte ausüben, und daß es, um mich so auszudrücken, ein gewisses ἀντιστροφον von ihr geben könne, und wirklich gegeben habe, durch welches Dinge möglich zu machen, deren Bewirkung Salmasius ihr schlechterdings abspricht, und nur der Toreutik zuerkennen will.

Dreyßigster Brief.

Hr. Klotz erkannte in der vorigen Stelle des Plinius das Rad. Das Rad muß man auch in der Stelle voraussetzen, wo Plinius von den verschiednen Sandarten handelt, durch deren Hülfe die Marmor und Edelsteine gesäget und geschnitten wurden. Denn was er von der Sägung des Marmors sagt; (*) arena hoc fit, & ferro videtur fieri, serra in prætenui linea premente arenas, versandoque tractu ipso secante: das gilt ebenfalls von den Instrumenten des Rades.

Verstehen wir uns auch über das Wort Rad? Bey der Beschreibung, die Hr. Lippert davon macht, könnten wir Gefahr laufen, uns nicht zu verstehen. Ich weiß nicht, warum Hr. Lippert, und die deutschen Künstler, denen er hierinn ohne Zweifel folgt, das, was er auf der zwey und dreyßigsten Seite seines Vorberichts, neben der Büchse, uns vorgezeichnet hat, das Rad nennen. Es ist, so viel ich sehen kann, die Bouterolle; nicht also das Rad, sondern nur eines von den Instrumenten, welche in das Rad gesetzt werden. Was ich das Rad nenne, scheinet er das Schlegezeug zu nennen. Doch, das sind Kleinigkeiten: wenn wir uns nur verstehen.

Genug, ich begreiffe unter dem Rade alle und jede eiserne oder kupferne Werkzeuge, welche nach Erforderniß der Wirkung, die sie hervorbringen sollen, in das Rad gesetzt, und von dem Rade herumgetrieben werden. Von diesen Werkzeugen ist es unstreitig, daß sie, eben wie die Marmorsäge, eigentlich selbst nicht schneiden, sondern nur zu schneiden scheinen, indem sie den Smirgel, oder was man sonst für eine feinere Sandart dazu

(*) Lib. XXXVI. sect. 9.

brauchet, dem Steine einreiben: arena hoc fit, & ferrō videtur fieri. Wie aber dieses ohne Maschine zu bewerkstelligen gewesen, ist nicht abzusehen. Folglich muß man eine Maschine, ein Rad überall voraussetzen, wo von der Wirkung einer feinern Sandart auf Edelsteine die Rede ist, und diese Wirkung nicht das bloße Poliren seyn soll.

Nun lesen sie die Stelle des Plinius: (*) Signis e marmore poliendis, gemmisque etiam scalpendis atque limandis, Naxium diu placuit ante alia: ita vocantur cotes in Cypro insula genitæ. Vicere postea ex Armenia vectæ.

Naxium hieß also das Pulver, welches die alten Steinschneider Anfangs anstatt unsers Smirgels brauchten; und ward aus Cyprischem Schleifsteine gemacht. In der Folge zog man das vor, welches aus Armenischem Schleifsteine verfertiget wurde.

Salmasius macht über diese Stelle einen trefflichen Wirrwarr. Weil Plinius an einem andern Orte, (**) wo er die verschiednen Arten der Diamante erzehlet, auch eines Cyprischen Diamants gedenket: so soll jener Cyprische Diamant, und dieser Cyprische Schleifstein, aus welchem das Naxium gemacht wurde, nur eins seyn. Er meinet, Plinius habe irgendwo den Cyprischen Schleifstein, weger seiner Härte adamas genannt gefunden, so wie selbst das Eisen aus eben der Ursache diesen Namen führe. Dadurch sey Plinius verleitet worden, dort unter die wirklichen Diamante zu rechnen, was er hier einen bloßen Schleifstein nenne. Hæc tam varie, setzt er hinzu, (***) quia ex variis auctoribus sumpta. Auctori igitur vel judicium vel otium defuit componendi similia inter se, quæ apud diversos auctores invenerat, ac dissimilia secernendi. Kurz; Salmasius will von keinem Cyprischen Diamante wissen; sein Solinus muß es dasmal besser verstanden haben, als Plinius; was Plinius de insula Cypro meinet, das soll de ære cyprio zu meinen seyn; (†) der Diamant, von dem Plinius sagt, daß er in Cypern gefunden werde, muß der Diamant heissen, den man in Kupfermi-

(*) Lib. XXXVI. sect. 10.
(**) Lib. XXXVII. sect 15.
(***) Ad Solinum p. 1101. Edit. Paris.
(†) ibid. 1094.

nen finde; und was man den Cypriſchen Diamant genennt, das ſey nichts als der Cypriſche Schleifſtein. Ueber den ſonderbaren Mann! Wozu denn nun alle dieſe Verdrehungen? Kann denn nicht eben dieſelbe Inſel beides, Diamante und Schiefer, hervorbringen?

Doch, warum will ich bloſſe Möglichkeiten gegen ihn anführen? Cypern hat wirklich Diamante, und noch itzt ſind die Cypriſchen Diamante unter dem Namen der Diamante von Baffa bekannt.

Ich weis wohl, daß die Kenner dieſe Diamante nicht ſo recht für ächte wollen gelten laſſen. Aber eben dieſes macht es um ſo viel wahrſcheinlicher, daß Plinius die nehmlichen gemeint habe. Denn auch die Cypriſchen Diamante des Plinius ſind ihm von der ſchlechteren Gattung; weder ſo hart noch ſo klar, als die Aethiopiſchen, Arabiſchen und Macedoniſchen.

Ein und dreyßigſter Brief.

Ich wollte in meinem Vorigen von dem Cypriſchen Schiefer ſprechen; (denn alle Schleif- und Probierſteine gehören unter die Schieferarten, und nur ihr beſonderer Gebrauch giebt ihnen den beſondern Namen:) und kam auf die Cypriſchen Diamante. Ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, den Salmaſius zu widerlegen. Merken Sie unſere Weiſe? Wir widerlegen immer die am liebſten, aus denen wir das meiſte lernen. Aus einem kleinen Stolze, meine ich, daß wir doch etwas beſſer wiſſen, als ſie. Oder meinen Sie, vielmehr aus Dankbarkeit, damit ſie wiederum etwas von uns lernen mögen? —

Mit dem Meurſius, der einen andern Fehler in der Stelle des Plinius findet, dürfte ich nicht ſo bald fertig werden. Er ſagt, das Naxium ſey nicht von Cypriſchen ſondern von Cretiſchen Schiefern gemacht worden; Plinius habe Creta für Cypern ſchreiben wollen; denn nicht auf Cypern, ſondern auf Creta liege ein Naxus. (*) Und es iſt allerdings wahr, daß bey andern Schriftſtellern, Naxiſcher Stein durch Schleifſtein aus Creta erkläret wird. (**)

(*) Cypri lib. II. cap. 5.

(**) Id. Cretæ lib. I. cap. 12.

Hardwin hatte den Einfall, anzunehmen, (*) daß dieser Narische Schiefer zwar wirklich in Cypern gebrochen, aber in Naxus auf Creta vollends zu rechte gemacht, und von da nach Rom gebracht worden, wodurch er seinen Beynamen erhalten.

Doch dieser Einfall empfiehlt sich durch nichts, als durch die Gutherzigkeit, auf seinen Schriftsteller durchaus keinen Fehler kommen zu lassen. Ehe wir den Alten einen so unnöthigen Transport von Cypern nach Creta verursachen: dächte ich doch, wir liessen den Plinius sich lieber verschrieben haben. Solche Fehler können die Menge im Plinius seyn, und sind wirklich darinn; obschon gewiß die wenigsten von ihm selbst herkommen mögen. Ganz anders ist es mit Fehlern, wie sie ihm Hr. Klotz aufheften will: mit Fehlern einer unbegreiflichen Unwissenheit, der er so leicht hätte abhelfen können. Warum hätten die Cyprischen Schiefer nicht gleich in Cypern in die Form der Schleifsteine gebracht, oder zum Gebrauche der Steinschneider in Pulver verwandelt werden können? Warum hätte man sie erst deswegen nach Naxus auf Creta bringen müssen?

Endlich, was liegt daran, ob man den Narischen Stein in Cypern oder in Creta gebrochen? Ich will ihn ja unsern Steinschneidern, eben so wenig als den Armenischen, statt des Smirgels, empfehlen: ich habe eine ganz andere Absicht, warum ich seiner gedenke.

Genug, es war ein pulverisirter Schleifstein, dessen sich die Alten zum Ausarbeiten ihrer Gemmen bedienten. Ein Schleifstein, wiederhohle ich: um meine Verwunderung damit zu verbinden, daß man den Alten einen so allgemeinen Gebrauch des Diamantpulvers, anstatt des Naxium, anstatt des Armenischen Schieferpulvers, andichten will.

Hr. Lippert wenigstens scheinet sich wirklich überredet zu haben, daß das Diamantpulver den alten Steinschneidern eben so gewöhnlich gewesen, als den unsrigen der Smirgel: (**) denn er entschuldiget diese, wegen des Gebrauchs des letztern, durch die Seltenheit und Kostbarkeit der Diamante; daher die wenigsten zum Gebrauche des Diamantpulvers angeführet werden

(*) Ad Plinii l. c.

(**) Vorb. der Dakt. S. 34.

könnten, und also, an den Smirgel einmal gewöhnt, wenn sie mit jenem schneiden sollten, oft zu viel von einem Orte wegnehmen würden; indem das Rad, mit Diamantpulver bestrichen, weit geschwinder und schärfer schneide, als mit Smirgel.

Ich bin gewiß, daß die Ersparung der Zeit, die Hr. Lippert den alten Künstlern machen will, (*) ihnen so nicht zu Statten gekommen. Ihr Naxium kann, in Betrachtung der Natur des Schiefers, weder geschwinder noch schärfer geschnitten haben, als der Smirgel, wohl aber feiner; so daß es ihnen einen grossen Theil der Polirung ersparte.

Kurz; wenn ich schon nicht behaupten wollte, daß die Alten das Diamantpulver überhaupt nicht gekannt und gebraucht: so darf ich doch kühnlich leugnen, daß sie es zur Ausschleiffung geringerer Edelsteine angewendet haben. Denn Hr. Lippert mag von der itzigen Kostbarkeit der Diamante sagen, was er will: so waren sie bey den Alten doch noch ungleich kostbarer; denn sie waren ungleich seltner. Die Alten wußten von keinen Brasilischen Diamanten, die so neuerlich Europa überschwemmet haben. Unsere Künstler müßten den Aufwand, den das Diamantpulver erfordert, also weit eher machen können, als ihn die alten Künstler machen konnten.

Und wer sagt es denn, daß diese ihn gemacht? Plinius? wo denn? Da, wo er ausdrücklich des Mittelkörpers erwähnt, durch den die Instrumente des Rades in den Stein wirken, sehen wir ja, daß er das Naxium, daß er das Armenische Schieferpulver nennet. Konnten die Künstler seiner Zeit aber damit fertig werden, was für Grund hat man, ihnen noch den Gebrauch des Diamantpulvers zuzuschreiben? Weil Plinius ihnen anderwärts denselben zuschreibt? Wo anderwärts? —

Zwey und dreyßigster Brief.

„Die Alten, sagt Hr. Klotz, (**) kannten die Kraft des „Diamantstaubes, die feinen Steine anzugreifen, und sie be„dienten sich, welches unleugbar ist, desselben.“

Welches unleugbar ist! Warum wär es denn unleugbar?

(*) Vorb. der Dakt. S. 33.

(**) S. 42.

Weil es Hr. Klotz bey dem Goguet dafür ausgegeben fand? Und warum giebt es Goguet dafür aus? (*) „Weil es Pli„nius ausdrücklich sagt; und weil, wenn Plinius auch nichts „sagte, die Meisterstücke der alten Steinschneiderkunst, welche „wir noch vor Augen haben, es deutlich genug zeigen würden."

Aber diese Meisterstücke können das nicht zeigen: denn niemand leugnet, daß sie nicht auch mit Hülfe des Smirgels, des Naxiums, des Armenischen Schieferpulvers, oder eines jeden andern aus einem orientalischen Steine verfertigten Nagemittels (Mordant,) eben so gut, obschon nicht eben so geschwind, hätten gearbeitet werden können.

Alles beruht folglich auf dem Zeugnisse des Plinius; in welcher Absicht sich Goguet auf zwey Stellen desselben beruft.

Die erste ist die nehmliche, welche ich in dem acht und zwanzigsten Briefe bereits untersucht habe, und die von parvis cruſtis eines glücklich zerschlagnen Diamants redet, deren sich die Steinschneider bedienten. Allein, ich habe eben da erwiesen, daß unter diesen cruſtis kein Staub, kein Pulver verstanden werden kann; sondern spitze schneidende Splitter zu verstehen sind, welche gefaßt werden können.

Die andere Stelle beweiset noch weniger; wo es nur überhaupt heißt, daß sich alle feine Steine ohne Unterschied mit dem Diamante graben liessen: verum omnes adamante ſcalpi poſſunt. (**) Denn können hier nicht eben so wohl jene parvæ cruſtæ des Diamants, jene kleine schneidende Splitter verstanden werden, als Diamantstaub?

Besonders muß Hr. Klotz auf den Beweis, der in der erstern Stelle liegen soll, gänzlich Verzicht thun; indem er selbst bekennt, daß das Wort includuntur nicht erlaube, etwas zu verstehen, welches dem Werkzeuge des Rades blos angestrichen

(*) Il eſt conſtant que les Anciens ont parfaitement connû la propriété qu'a la poudre de Diamant pour mordre ſur les pierres fines; ils en faiſoient un grand uſage, tant pour les graver, que pour les tailler. Pline le dit expreſſement; & quand il ne l'auroit pas dit, les chef-d'oeuvres que les Anciens ont produits en ce genre, & que nous avons encore ſous les yeux, le feroient aſſez connoître.

(**) Lib. XXXVII. ſect. 76.

werde. Findet er nun aber da kein Diamantpulver, sondern Diamantsplitter, von welchen es sich Plinius blos habe weiß machen lassen, daß man sie zum Steinschneiden brauche; wo findet er es denn?

Er wird es nirgends finden; und ich biete ihm Trotz, mir bey Griechen oder Römern sonst eine Stelle zu zeigen, die zu diesem Behufe angeführet werden könnte.

Und nun lassen Sie mich es gerade heraussagen: ich glaube, die Alten haben das Diamantpulver ganz und gar nicht gekannt.

Denn nicht genug, daß die zwey einzigen Stellen, wo man dessen Erwähnung finden wollen, seiner nicht erwähnen; daß diese Stellen nicht von dem Diamantpulver, sondern von Diamantsplittern reden: ich getraue mir, die eine sogar zu einem klaren Beweise gegen das Diamantpulver zu machen.

Plinius sagt: Adamas, cum feliciter rumpi contigit, in tam parvas frangitur cruſtas, ut cerni vix poſſint. Expetuntur a ſcalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes. Ich habe schon angemerkt, daß man auf das feliciter hier sehr schlecht geachtet. Man hat es so verstanden, als ob es zu contigit gehöre, als ob Plinius damit sagen wollen, „wenn es sich glücklicher Weise trift, daß man den Diamant zerschlägt.“ So hat es auch Goguet verstanden, wenn er es als einen Beweis nimmt, qu'on regardoit comme un heureux hazard de pouvoir le rompre. Aber das ist falsch, das kann Plinius nicht haben sagen wollen; denn es war kein bloßer glücklicher Zufall mehr, wenn sich der Diamant in Stücken schlagen ließ; man wußte, nach dem Plinius, ein sicheres Mittel, daß er in Stücken springen mußte; ob schon mit Mühe, aber doch ganz unvermeidlich; hircino ſanguine, eoquo recenti calidoque, macerata. Folglich gehört das feliciter zu rumpere, und Plinius wollte sagen, „wenn es sich trift, daß er glücklich „springt:“ nehmlich daß er in solche kleine schneidende Splitter springt, wie sie die Steinschneider suchen, und brauchen können. Es war kein Glück, daß er unter dem Hammer zersprang: es war ein Glück, wenn er so und so zersprang.

Ist aber das: nun so ist es auch klar, daß die Alten den Diamant nicht zu schleifen verstanden haben, daß sie nicht ge-

wußt haben, der Diamant lasse sich durch seinen eigenen Staub schleifen. Denn hätten sie das gewußt, so hätte der Diamant mögen springen, wie er gewollt hätte; die Splitter hätten mögen von einer Art seyn, von welcher es sey: sie hätten ihnen immer nachhelfen, sie hätten ihnen immer durch das Schleifen die Spitze, die Schneide ertheilen konnen, welche der Künstler daran suchte. Aber das konnten sie nicht; und nur weil sie es nicht konnten, mußten sie es bloß auf einen glücklichen Zufall ankommen lassen, dergleichen Splitter zu erlangen.

Ich bin versichert, Goguet, wenn er noch lebte, würde dieser meiner Auslegung am ersten beytreten. Denn nur durch sie fällt ein Einwurf wider seine Meinung, daß die Kunst die Diamante zu schleifen und zu brillantiren dem Alterthume gänzlich unbekannt gewesen sey, weg, den er zwar selbst berührt, auf den er aber nur sehr obenhin antwortet. Wenn nehmlich die Alten das Diamantpulver gekannt und gebraucht haben, wie Goguet zugestehen zu müssen glaubt: wie kam es, daß sie es nicht an dem Diamante selbst versuchten? „Dieses scheint, antwortet Goguet, „allerdings schwer zu begreiffen: gleichwohl ist „es nun nicht anders. Auch finden sich mehr solche Beyspiele „von Schranken, die sich der menschliche Geist gleichsam selbst „zu setzen pfleget. Auf einmal bleibt er stehen, wenn er eben „dem Ziele am nächsten gekommen, und ihm noch kaum ein „Schritt fehlet, um es völlig zu erreichen.“

Es ist wahr, diese wunderbare Erfahrung hat man. Gleichwohl möchte ich mich doch so selten, als möglich, darauf berufen; eben, weil sie so wunderbar ist. Wenn wir ohne sie fertig werden können, desto besser. Und hier können wir es: die Alten versäumten das Diamantpulver an dem Diamante selbst zu versuchen, weil sie überhaupt das Diamantpulver nicht brauchten, nicht kannten. *)

*) Auf einem kleinen Zettel hat sich Lessing noch folgende beyde Gründe angemerkt, die ihm zu beweisen schienen, daß die Alten die Kraft des Diamantstaubes nicht gekannt haben:

„1. Weil Plinius nur von einer einzigen Art des Diamants, und nur von der, welche Diamant mehr heißt als ist, sagt, daß sie mit einem andern

Drey und dreyßigster Brief.

Wenn ich gesagt, daß die alten Künstler das Diamantpulver wohl nicht gebraucht haben dürften, weil die Diamante vor Alters noch weit seltner, weit kostbarer gewesen, als sie itziger Zeit sind: so würde man diesen Grund freylich um so viel mehr auch gegen die Diamantsplitter anwenden können. Wie viele Diamante hätten sie oft zerschlagen müssen, ehe sich einer, wie sie ihn brauchten, fand!

Plinius scheinet ihre Seltenheit durch das expetuntur a scalptoribus selbst anzudeuten. Sie waren so gemein nicht, daß sie jeder Artist leicht haben konnte. Vielleicht, daß manche sich ohne sie behelfen mußten.

Aber was thaten diese? Mußten sie folglich alles durch das Rad vollführen? Nach dem Plinius nicht. In Ermanglung des Diamants, fand sich ein andrer Stein, dessen Splitter das nehmliche verrichteten. Er sagt von dem Ostracitis: (*) duriori tanta inest vis, ut aliæ gemmæ scalpantur fragmentis ejus.

Ich getraue mir nicht zu sagen, was dieses für ein Stein gewesen, wie er itzt heisse, wo er zu finden: aber wird deswegen das Vorgeben des Plinius ungewiß, oder gar falsch?

Was er dort crustas nannte, nennt er hier fragmenta: und dieses Wort kann eben so wenig als jenes, Pulver von genanntem Steine bedeuten. Das Nehmliche also, mit so ähnlichen Worten, von zwey verschiednen aber zu einerley Zwecke dienlichen Dingen behauptet: zeiget, daß Plinius seiner Sache hierinn sehr gewiß gewesen.

Er hat sich in das Mechanische keiner einzigen Kunst tiefer eingelassen; und, alles zusammen genommen, kann ich behaupten,

Diamante durchbohrt werden könne; die andern könnten nur durch Bocksblut überwältigt werden.

2. Weil er nicht allein von diesen andern, sondern auch von noch mehr Edelsteinen sagt, daß sie sich durchaus nicht schneiden lassen; z. B. von den Scythischen und Aegyptischen Smaragden, quorum duritia tanta est, ut nequeat vulnerari." J. J. Eschenburg.

(*) Lib. XXXVII. sect. 65.

daß er von der Steinschneiderkunst, die er am wenigsten soll verstanden haben, gerade die meisten und positivsten Data angegeben hat. Er gedenkt der verschiednen Instrumente, nach Verschiedenheit der Härte der Steine; er gedenkt des Rades; er gedenkt der Diamantspitze; er gedenkt anderer scharfen Steinsplitter, welche bey gewissen Steinen die Stelle der Diamantspitze vertreten können; er gedenkt verschiedner Arten des Smirgels, um Smirgel hier für die allgemeine Benennung des Mittelkörpers bey dem Ausschleifen zu brauchen.

Was hat ein Mann mehr sagen können, der von dieser Kunst nicht ausdrücklich handeln wollen; der nur beyläufig ihrer erwähnet, indem er auf die Materialien kömmt, deren sie sich bedienet?

Und dennoch soll er nur halbe Kenntniß davon gehabt haben? Das glaube Herr Klotzen wer da will: mich hat er zu scheu gemacht, ihm irgend etwas auf sein blosses Wort zu glauben. —

Von ungefehr sehe ich eben itzt ein Wort bey ihm genauer an, von dem ich in einem meiner Vorigen anmerkte, daß er es unrecht schreibe. Ich sagte, er schreibe Agat, anstatt Achat, nach dem Franzosen oder Engländer, welcher seine Ursachen habe, das ch in ein g zu verwandeln. Aber nein; er schreibt nicht blos Agat, sondern gar Agath. Bewundern Sie den gelehrten Mann, dem eben seine Kenntniß der Griechischen Sprache so vortrefflich zu Statten kam! Als er bey dem Mariette, oder wer weiß wo, Agate las: so fiel ihm zwar nicht ein, welche Veränderung der Franzose mit ch mache; aber es fiel ihm ein, daß er oft das th in ein blosses t verwandele, und dieses brachte ihn auf das Wörtlein ἀγαθος. Von diesem Wörtlein also leitete er die Benennung des Steines ab, und schrieb Agath; mit Vorbehaltung, ohne Zweifel, diese Ableitung einmal gegen den Theophrast und Plinius, weitläuftig zu erhärten. Wenn dieses ist: so will ich dem Hn. Klotz allenfalls einen Vorgänger nennen; den Andreas Baccius nehmlich, welcher wie ich vermuthe auf eben diese Weise seine Kenntniß der Griechischen Sprache zeigen wollte. Lapis Achates, versichert er, sic dictus fuit, quasi sociabilis & gratiosissimus.

Aber doch wollte er es nicht wagen, anſtatt Achates, Agathes zu ſchreiben: und dieſe wichtige Neuerung war dem Herrn Klotz allein vorbehalten.

Vier und dreyßigſter Brief.

Sie fragen, worauf ich mich in einem meiner Vorigen gegründet, wenn ich von Nattern geſagt, daß er mit ſeinen Inſtrumenten und Handgriffen geheim geweſen?

Nicht blos auf das Werkzeug Parallellinien zu ſchneiden, das er zwar dem Hn. Guay mittheilte, aber dem ohngeachtet in ſeinem Werke weder mit ſtechen ließ noch ſonſt beſchrieb, weil es in Frankreich und Italien noch nicht bekannt ſey.

Nicht blos darauf: ſondern noch auf einen ganz andern Umſtand. Aber gedulden Sie ſich. Hr. Klotz hat uns Natters Leben verſprochen. Wenn es wirklich das Leben des Künſtlers wird; wenn es keine bloſſe Zuſammenſtopplung topiſcher und chroniſcher Kleinigkeiten, kein kahles Verzeichniß ſeiner hinterlaſſenen Werke wird: ſo wird Hr. Klotz dieſen Umſtand nicht blos berühren, er wird ſich weitläuftig darüber auslaſſen. Da werden wir ſehen, wie bekannt er in den Werkſtätten iſt; wie offenherzig die Künſtler gegen ihn geweſen!

Und Natter hatte nicht blos ſeine Geheimniſſe. Natter war überzeugt, daß auch die Alten die ihrigen gehabt hatten. — Geben Sie Acht, wie viel Wichtiges und Neues uns Hr. Klotz von beiden dieſen Punkten ſagen wird! —

Zweyter Theil.

1769.

Fünf und dreyßigſter Brief.

Ich darf es wiederholen: (*) „Was gegen meine Deutung „des ſo genannten Borgheſiſchen Fechters zur Zeit noch erinnert „worden, iſt nicht von der geringſten Erheblichkeit.“

(*) S. den erſten Theil dieſer Briefe S. 43.

Was beſonders Herr Klotz dagegen eingewendet hat, könnte nicht kahler ſeyn. Ich ſchlug vor, die Worte des Nepos, obnixo genu ſcuto, nicht zuſammen zu leſen, ſie nicht zu überſetzen, mit gegen das Knie geſtemmtem Schilde; ſondern nach genu ein Komma zu machen, und obnixo genu beſonders, und scuto beſonders zu leſen. Hierwieder ſagt Herr Klotz, ich weis ſelbſt nicht was. Er räumet mir ein, daß man obniti in dem Sinne finde, in welchem ich ſage, daß es hier gebraucht ſey: und räumt es auch wieder nicht ein. Er führet ſelbſt noch eine Stelle aus dem Livius an, die ich hätte brauchen können, und doch ſoll mir auch die nicht zu Statten kommen. Er geſteht zwar, daß man ſagen könne, obnixo pectore, obnixa fronte, ohne Zufügung der Sache, gegen welche ſich die Bruſt oder die Stirne ſtemmet: aber er verſichert, daß man nicht ſagen könne, obnixo genu. Warum nicht? Die Urſache behält er für ſich: ich muß mich mit einem pro autoritate geſprochenen alia ratio eſt, mit einem inſolens dicendi ratio begnügen.

Sie meinen, daß Herr Klotz, wenn es auf die Latinität ankömmt, auch ſchon eher das Recht hat, ein Wort pro autoritate zu ſprechen, als ich. Das mag ſeyn! Aber ich kann mich allenfalls auf Männer beruffen, die auch ihr Bißchen Latein verſtanden haben. Denn ich bin nicht der erſte, der obnixo genu von scuto trennet. Unter andern muß es auch Stewechius ſo zu trennen, für gut befunden haben. Er ſchreibt in ſeinem Commentar über den Vegetius: (*) Chabrias, Athenienſium dux rei bellicæ peritiſſimus, quo phalangis impetum ſuſtineret, juſſit ſuos in acie ſubſiſtere, docuitque obnixo genu, ſcuto, projectaque haſta, phalangem expectare & excipere.

Aber Herr Klotz weis nicht, was obnixo genu heißen ſoll. Er fragt: quid vero eſt obnixo genu? an idem quod obnixo gradu? hunc certe ſenſum locus poſtulat. In Wahrheit, wenn das ſo recht gefragt iſt: ſo muß ſich das gute Latein zuweilen, von dem geſunden Menſchenverſtande ſehr weit entfernen. Denn obniti zeiget ohnſtreitig eine Gegenwirkung an; das Beſtreben eines Körpers, ſich nicht aus dem Raume drengen zu laſſen, den er

(*) Ad Cap. 16. Lib. II.

einmal einnimt. Es kömmt also mehr dem Körper selbst, als einer Veränderlichkeit desselben zu; und man würde berechtiget seyn, gerade umgekehrt zu fragen: quid vero est obnixo gradu? an idem quod obnixo genu? Denn sicherlich ist es der Fuß, und nicht der Schritt oder Tritt des Fusses, welcher entgegen gestemmet wird. Ich habe keine Autores mit Erythräischen Registern zur Hand; aber dem ohngeachtet wollte ich wohl wetten, daß Herr Klotz keine Parallelstelle für obnixo gradu finden dürfte. Denn gradus stabilis, gradus certus ist das noch lange nicht.

Auch die Handschriften des Nepos, glaubt er gegen mich anziehen zu können. Wenn genu, sagt er, getrennt werden sollte, so müßte das folgende projecta hasta nothwendig eine Verbindungspartikel, ein & oder ein que haben; die meisten Handschriften aber lesen es ohne Verbindungspartikel: folglich u. s. w. — Die meisten! Hat sie Herr Klotz gezählt? Es sey: aber die meisten sind doch nicht alle. Und wenn es auch nur eine einzige wäre, welche projectaque hasta hätte: so wäre auch diese einzige für mich schon genug. Wie viele richtige Lesarten gründen sich blos und allein auf eine einzige Handschrift; und welcher Criticus in der Welt hat die Güte einer Lesart nach der Menge der Handschriften bestimmen wollen, in welchen sie sich befindet?

Endlich merkt Herr Klotz noch an, daß die rechte Hand an dem Fechter neu sey, und folglich überhaupt nichts Gewisses von ihm gesagt werden könne. Wenn es nur die Hand wäre, so würde es nicht viel zu bedeuten haben: die Richtung des übrigen Armes, die Lage der Muskeln und Nerven deßelben würde deutlich genug zeigen, ob die angesetzte Hand anders seyn könnte, oder nicht. Aber Winkelmann sagt gar: der Arm. Und das wäre freylich schon mehr. Doch auch so ist, aus der Lage des Achselbeines, und aus der ganzen Ponderation des Körpers, für den fehlenden Arm noch immer genug zu schliessen.

Aber lesen Sie, bitte ich, den ganzen Ort bey dem Herrn Klotz selbst. (*) Es soll mir lieb seyn; wenn Sie mir mehr Bindiges darinn zeigen können, als ich gefunden habe!

(*) Acta Litt. Vol. III. pt. 3. p. 313. Neque de hac re me sibi assentientem habet V. cl. Primum non nego ro obnixus hoc sensu occurrere, & potuisset Auctor locum Livii laudare (L. VI. 12. 8.) „ne pro-

Sechs und dreyßigster Brief.

Aber ich habe ja den Borgheſiſchen Fechter mit dem Miles Veles zu Florenz verwechſelt? Das iſt doch wohl Einwurfs genug gegen meine Deutung genug? Und ſehen Sie: Herr Klotz ſelbſt verſichert, dieſe Anmerkung gegen mich gemacht zu haben, noch ehe er ſie in den Göttingſchen Anzeigen gefunden. (*)

Ey, über den ſcharfſichtigen Mann! Ja, ja, was deſſen Falkenaugen entgehen ſoll! — Und er hat mich blos mit dem Vorwurfe dieſes Fehlers verſchont, weil er aus Freundſchaft überhaupt keine Fehler in meinen Schriften rügen wollen. Nur itzt erſt, da ich dieſe Freundſchaft nicht erwiedern will, ſondern mich unterſtanden habe, Fehler in ſeinen Schriften zu rügen, kömmt er gleichfalls damit angezogen.

Jämmerlich! — Denn was wird Herr Klotz nun ſagen, wenn er hört, daß der Göttingſche Gelehrte ſeinen Vorwurf zurück nimt, und bekennet, daß er weiter nichts damit ſagen wollen, als daß meine Deutung noch eher auf den Miles Veles zu Florenz, als auf den Fechter in der Villa Borgheſe paſſen dürfte? Wird Herr Klotz ſagen, daß er das auch gemeint habe? Oder wird er gar nichts ſagen? Ich denke wohl, er wird gar nichts ſagen: er wird ſich ganz in der Stille ſchämen. — Schämen? Auch das wird er nicht!

Alle dem ohngeachtet aber bin ich bey weiten nicht mehr ſo überzeugt, daß der Borgheſiſche Fechter Chabrias iſt, als ich es

„curri quidem ab acie velim, ſed obnixos vos ſtabili gradu impetum ho„ſtium excipere.“ (Ich danke für die gelehrte Nachweiſung! Eben ſehe ich, daß ich ſie auch von dem ehrlichen Faber hätte bekommen können, wenn es mir, wie Herr Klotzen, eingefallen wäre, ihn zu Rathe zu ziehen.) Sed inſolens eſt dicendi ratio, obnixo genu, non addito nomine rei, cui obnititur. Alia ratio eſt exemplorum, ubi pectus & frons obniti dicitur. Quid vero eſt obnixo genu? an idem, quod obnixo gradu? Hunc certe ſenſum locus poſtulat. Porro plerorumque codicum lectio Virb cl. adverſatur. Nam in iis legitur obnixoque genu ſcuto projectaque haſta l. e. h. d. Verbum que non poſſet deeſſe, ſi to ſcuto conjungi deberet cum hy haſta. Denique dextra manus ſtatuæ, quæ projectam haſtam tenet, ab artifice recentiore addita eſt. Inde nihil certi de hac ſtatua dici poteſt.

(*) Hamb. Correſp. Nummer 154. d. v. J. [24. Sept. 1768.]

in meinem Laokoon gewesen zu seyn scheine. Ein Tag lehret den andern. Laokoon war kaum gedruckt, als ich auf einen Umstand gerieth, der mich in dem Vergnügen, über meine vermeinte Entdeckung sehr störte.

Zudem fand ich mich von Herr Winkelmannen selbst gewissermaaßen irre gemacht. Denn es hat sich in die Beschreibung, welche er uns von dem Borgheſischen Fechter giebt, ein Fehler eingeschlichen, der ganz sonderbar ist. Herr Winkelmann sagt:(*) „die ganze Figur ist vorwärts geworffen, und ruhet auf dem „linken Schenkel, und das rechte Bein ist hinterwärts auf das „äußerste ausgestreckt.“ Das aber ist nicht so: die Figur ruhet auf dem rechten Schenkel, und das linke Bein ist hinterwärts ausgestreckt.

Vielleicht mochte dasjenige Kupfer, welches mir aus denen, die ich vor mir gehabt hatte, am lebhaftesten in der Einbildung geblieben war, nach einem nicht umgezeichneten Bilde gemacht seyn. Es war durch den Abdruck links geworden, und bestärkte folglich die Idee, die ich in der Winkelmannschen Beschreibung fand. Ohne Zweifel mag auch ein dergleichen Kupfer den Fehler des Herrn Winkelmanns selbst veranlaßt haben. Wahr ists, der erste Blick, den ich auch in einem solchem Kupfer auf die Figur im Ganzen geworffen hätte, würde mich von diesem Fehler haben überzeugen können. Denn derjenige Arm, welcher das Schild trägt, muß der linke seyn, wenn er auch schon im Kupfer als der rechte erscheinet; und der Fuß, diesem Arme gegenüber, muß der rechte seyn, wenn er schon in dem Kupfer der linke ist. Aber ich muß nur immer auf diesen allein mein Augenmerk gerichtet haben. Genug, ich bin mißgeleitet worden, und habe mich allzu sicher mißleiten lassen.

Doch kömmt denn so viel darauf an, ob es der rechte oder linke Fuß ist, welcher ausfällt? Allerdings. Vegetius sagt: (**) Sciendum præterea, cum missilibus agitur, sinistros pedes inante milites habere debere: ita enim vibrandis spiculis vehementior ictus est. Sed cum ad pila, ut appellant, venitur, & manu ad manum gladiis pugnatur, tunc dextros pedes inante milites ha-

(*) Geschichte der Kunst S. 395.

(**) De re milit. lib. I. c. 20.

bero debent: ut et latera eorum subducantur ab hostibus, ne possint vulnus accipere, & proximior dextra sit, quæ plagam possit inferre. So will es die Natur. Andere Bewegungen, andere Aeusserungen der Kraft, verlangen den rechten, andere verlangen den linken Fuß des Körpers voraus. Bey dem Wurfe muß der linke vor stehen; desgleichen wenn der Soldat mit gefälltem Spieße den anrückenden Feind erwarten soll. Denn der rechte Arm und der rechte Fuß, müssen nachstossen und nachtreten können. Der Hieb hingegen, und jeder Stoß in der Nähe, will den rechten Fuß voraus haben, um dem Feinde die wenigste Blöße zu geben, und ihm mit der Hand, welche den Hieb oder Stoß führet, so nahe zu seyn, als möglich.

Folglich, wenn ich mir den Borghesischen Fechter mit vorliegendem linken Schenkel, den rechten Fuß rückwärts gestreckt, dachte: so konnte es gar wohl die Lage seyn, welche Chabrias seine Soldaten, nach dem Nepos, nehmen ließ. Denn sie sollten in einer festen Stellung, hinter ihren Schilden, mit gesenkten Lanzen, die anrückenden Spartaner erwarten: die Schildseite, und der Fuß dieser Seite mußte also vorstehen; der Körper mußte auf diesem Fuße ruhen, damit sich der rechte Fuß heben, und der rechte Arm mit aller Kraft nachstoßen könne.

Hätte ich mir hingegen den rechten Schenkel des Fechters vorgeworffen, und den ganzen Körper auf diesem ruhend, lebhaft genug gedacht: so glaube ich nicht, — wenigstens glaube ich es itzt nicht, — daß mir die Lage des Chabrias so leicht dabey würde eingefallen seyn. Der vorliegende rechte Schenkel zeigt unwidersprechlich, daß die Figur im Handgemenge begriffen ist, daß sie einem nahen Feinde einen Hieb versetzen, nicht aber einen anrückenden von sich abhalten will.

Sehen Sie, mein Freund; das hätte Herr Klotz gegen meine Deutung einwenden können, einwenden sollen: und so würde es noch geschienen haben, als ob er der Mann wäre, sich über dergleichen Dinge zu urtheilen anmaaßen darf.

ld gleichwohl ist auch dieses der Umstand nicht, von dem enne, daß er schlechterdings meine Muthmassung mit eins chtet. Gegen diesen wüßte ich vielleicht noch Ausflüchte: nicht gegen den andern.

Sieben und dreyßigster Brief.

Sie sollen ihn bald erfahren, den einzigen Umstand, gegen den ich es umsonst versucht habe, mich in dem süßen Traume von einer glücklichen Entdeckung zu erhalten. Denn eben hat ihn ein Gelehrter berührt.

Und zwar eben derselbe Gelehrte, um dessen nähere Erklärung über den Vorwurf der Verwechselung des Borgheſischen Fechters mit dem Miles Veles zu Florenz, ich mir in dem dreyzehnten dieser Briefe (*) die Freyheit nahm, zu bitten.

Er hat die Güte gehabt, mir sie zu ertheilen. Lesen Sie beyliegendes Blatt. (**)

„Herr Lessing ist mit dem Recensenten der Winkelmannischen „Monumenti inediti in unsern Anzeigen unzufrieden, daß er ihm „Schuld giebt, als habe er den Borgheſischen Fechter mit dem „sogenannten Miles Veles im Museo Florentino verwechselt. „Herr Lessing hat Recht; der Recensent hätte allerdings dieses „wenigstens durch ein, es scheinet, ausdrücken sollen. Herr „Lessing lehnt auch wirklich einen solchen Verdacht auf eine „nachdrückliche Weise von sich ab. Hierzu kömmt in der That „noch dieses, daß der Miles Veles den Schild eben so wenig „vor sich an das Knie gestemmt hält, und daß also das „obnixo genu scuto eben so wenig statt findet; obgleich sonst „die Stellung eines Kriegers, der seinen Feind erwartet, „und insonderheit das gebogene Knie, auf die beschriebene „Stellung des Chabrias eher zu passen schien; in so fern man „annehmen kann, daß des Chabrias Soldaten den Schild auf „die Erde angesetzt, ein Knie gebogen und daran gestemmet, „und auf diese Weise ihre Kraft verdoppelt haben. Eben diese „Vorstellung hatte dem Recensenten Anlaß zu jener Vermuthung „gegeben, welche freylich Herr Lessing mit Grunde von sich ab„weiset, und abweisen kann. Jene Stellung läßt sich vielleicht „auch eben so gut, und noch besser im Stehen denken, so daß „der Soldat das Knie an den Schild anschließt, um dem an„dringenden Feinde mit Nachdruck zu widerstehen.“ —

(*) S. 43.

(**) Göttingsche Anzeigen St. 130. S. 1058 vorigen Jahres.

Das ist alles, was ich verlangen; das ist alles, was ich von einem rechtschaffnen Manne erwarten konnte! Er, dem es blos um die Aufklärung der Wahrheit zu thun ist, kann wohl dann und wann ein Wort für das andere, eine Wendung für die andere ergreifen; aber sobald er sieht, daß dieses unrechte Wort, daß diese unrechte Wendung einen Eindruck machen, den sie nicht machen sollen, daß kleine hämische Kläffer dahinter her bellen, und die unwissende Schadenfreude den Wurf, der ihm entfuhr, für abgezielt ausschreiet: so steht er keinen Augenblick an, das Mißverständniß zu heben; die Sache mag noch so geringschätzig scheinen.

Was wäre es denn nun, zwey Statuen verwechselt zu haben? — Freylich wäre es für die Welt weniger als nichts: aber für den, der sich einer solchen Nachläßigkeit schuldig machen könnte, und gleichwohl von dergleichen Dingen schreiben wollte, wäre es viel. Das Quid pro quo wäre zu grob, um das Zutrauen seiner Leser nicht dadurch zu verscherzen.

Ich will mich erklären, in wie fern ich auf dieses Zutrauen sehr eifersüchtig bin. Niemanden würde ich lächerlicher vorkommen, als mir selbst, wenn ich auch von dem aller eingeschränktesten unfähigsten Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings, blos darum anzunehmen, weil es mein Urtheil, weil es meine Meinung ist. Und wie könnte ich so ein verächtliches Zutrauen fordern, da ich es selbst gegen keinen Menschen in der Welt habe? Es ist ein weit anständigers, worauf ich Anspruch mache. Nehmlich: so oft ich für meine Meinung, für mein Urtheil, Zeugnisse und Facta anziehe, wollte ich gern, daß niemand Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich diese Zeugnisse auch wohl selbst möchte nachgesehen, ob ich diese Facta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geschöpft haben. Ich verlange nicht, mit dem Kaufmanne zu reden, für einen reichen Mann geachtet zu werden: aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für aufrichtig und sicher halte. Die Sachen, welche zum Grunde liegen, müßen so viel möglich ihre Richtigkeit haben: aber, ob auch die Schlüße, die ich daraus ziehe? da traue mir niemand; da sehe jeder selbst zu.

Sonach: wenn man den Borgheſiſchen Fechter, den ich für den Chabrias halte, nicht dafür erkennen will; was kann ich dawider haben? Und wenn man mich wirklich überführt, daß er es nicht seyn könne; was kann ich anders, als dem danken, der mir dieſen Irrthum benommen, und verhindert hat, daß nicht auch andere darein verfallen? Aber wenn man ſagt, der Borgheſiſche Fechter, den ich zum Chabrias machen wolle, ſey nicht der Borgheſiſche Fechter: ſo iſt das ganz ein anderes. Dort habe ich mich geirret, indem ich die Wahrheit ſuchte: und hier hätte ich als ein Geck in die Luft geſprochen. Das möchte ich nicht gern!

Doch, wie geſagt, es iſt nicht geſchehen; der Göttingſche Gelehrte hat auch gar nicht ſagen wollen, daß es geſchehen ſey; nur Hr. Klotz hat, ohnſtreitig aus eigner Erfahrung, einen ſolchen Blunder für möglich halten können; jener würdigere Widerſacher hat blos ſagen wollen, daß meine Deutung beſſer auf eine andere Statue, als auf die, von der ich rede, paſſen dürfte.

Doch auch hierauf, wie Sie werden bemerkt haben, ſcheinet er nicht beſtehen zu wollen. Denn auf der einen Seite erklärt er ſich, daß die Stellung des Miles Veles gleichfalls nicht vollkommen der Beſchreibung des Nepos entſpreche, indem das obnixo genu ſcuto, nach der gemeinen Auslegung, eben ſo wenig von ihm, als von dem Borgheſiſchen Fechter gelte: und auf der andern räumt er ein, daß der ſtehende Stand des Borgheſiſchen Fechters ſich mit den Worten des Nepos eben ſo wohl zuſammen räumen laſſe, als der kniende des Miles Veles. Er hält ſich auch in der Folge lediglich an meine Deutung ſelbſt, und zeigt blos umſtändlicher und genauer, warum dieſe nicht Statt haben könne, ohne ſie weiter ſeiner Florentiniſchen Statue zueignen zu wollen. Denn leſen Sie nur:

„Nun bleiben aber doch gegen die andere von Hrn. Leſſing „vorgebrachte Meinung, daß der Borgheſiſche Fechter den Cha„brias vorſtellen ſolle, folgende Schwierigkeiten übrig, welche „der Recenſent damals freylich nicht beybringen konnte. Nepos „beſchreibt die Stellung der Soldaten des Chabrias ſo, daß ſie „einen Angriff des eindringenden und anprallenden Feindes ha„ben aufhalten wollen: reliquam phalangem loco vetuit cedere,

„obnixoque genu scuto projectaque hasta impetum excipere ho„stium docuit. Der natürliche Verstand der Worte scheinet der „zu seyn, daß die Soldaten das Knie an den Schild anstemmen, „und so den Spieß vorwärts halten mußten, daß der Feind „nicht einbrechen konnte. Diese Erklärung wird durch die bei„den Parallelstellen im Diodor und Polyän, und durch die Lage „der Sache mit den übrigen Umständen selbst, bestätiget; denn „der Angriff der Lacedemonier geschah gegen die auf einer An„höhe gestellten Thebaner. (Vergl. Xenoph. Rer. Gr. V. 4. 50.) „Hiermit scheinet der Borgheſische Fechter nicht wohl überein „zu kommen, dessen Stellung diese ist, daß er nicht sowohl „den Angriff aufhält, als selbst im lebhaftesten Ausfalle be„griffen ist; daß er den Kopf und die Augen nicht vor- oder „herabwärts, sondern aufwärts richtet, und sich mit dem auf„wärts gehaltenen Schilde vor etwas, das von oben herkömmt, „zu verwahren scheinet; wie nicht nur das Kupfer zeiget, son„dern auch Hr. Lessing im Laokoon selbst die Beschreibung mit „Winkelmanns Worten anführt. Herr L., der diese Unähnlich„keiten gar wohl bemerkt hat, schlägt vor, die Stelle im Ne„pos durch eine andere Interpunktion der Stellung des Bor„ghesischen Fechters näher zu bringen. Dem sey also: aber „auch dann wissen wir weder die Stelle im Diodor und Po„lyän, noch die Stellung beider Heere, noch das loco vetuit „cedere, das projecta hasta, das impetum excipere hostium „damit zu vereinigen. Doch alles dieses muß Hr. L. nicht „als Widerlegung, sondern als Schwierigkeiten ansehen, die „er in der Folge seiner Briefe vielleicht aus dem Wege räumen „wird. Denn sonst würden wir noch anführen, daß der ganze „Körper des Borgheſischen Fechters in unsern Augen den gan„zen Wuchs und Bildung, die Haltung und Stellung eines „Fechters, aber gar nicht das Ansehen eines athenienſischen Feld„herrn hat. Aber nach Kupfern läßt sich so etwas nicht beur„theilen, und hiebey könnte die Vorstellungskraft sehr verschieden „seyn. Noch müssen wir gedenken, daß wir vor einiger Zeit in „Hrn. Prof. Sachsens zu Utrecht Abhandlung de Dea Ange„rona p. 7. den Stein im Muſ. Flor. T. II. tab. 26. n. 2. gleich„falls mit dem Chabrias verglichen gefunden haben."

Das nenne ich doch Einwürfe! Hier höre ich doch einen Mann, der mit Kenntniß der Sache spricht, der Gründe und Gegengründe abzuwägen weiß, gegen den man mit Ehren Unrecht haben kann! — Erlauben Sie mir, die ganze Stelle durchzugehen, und anzuzeigen, was ich für mehr oder weniger schliessend, und was ich für völlig entscheidend darinn halte.

Der Göttingsche Gelehrte erkennet in der Berghesischen Statue den ganzen Wuchs, die ganze Bildung eines Fechters; das Ansehen eines athenienſischen Feldherrn hat sie ihm gar nicht. — Gegen jenes hat Winkelmann schon erinnert, „daß den Fech„tern in Schauspielen die Ehre einer Statue unter den Grie„chen wohl niemals wiederfahren sey, und daß dieses Werk „älter, als die Einführung der Fechter unter den Griechen zu „seyn scheine.“ Auf dieses würde ich antworten, daß die Statue ikonisch sey. Es war eine größere Ehre bey den Griechen eine ikonische Statue zu erhalten, als eine blos idealische: (*) und Chabrias war der größern Ehre wohl würdig. Folglich muß man das Ideal eines Feldherrn daran nicht suchen; sie ist nach der Wahrheit der Natur gebildet, und aus einem einzeln Falle genommen, in welchem sich Chabrias selbst zugleich mit als den thätigen Soldaten zeigte, nachdem er sich als den denkenden Feldherrn erwiesen hatte. Wenn Winkelmann die erhabnern Statuen des Apollo und Laokoon mit dem Heldengedichte vergleicht, welches die Wahrscheinlichkeit über die Wahrheit hinaus bis zum Wunderbaren führet; so ist ihm unser Fechter wie die Geschichte, in welcher nur die Wahrheit aber mit den ausgesuchtesten Gedanken und Worten vorgetragen wird. Er siehet in seiner Bildung einen Menschen, welcher nicht mehr in der Blüthe seiner Jahre stehet, sondern das männliche Alter erreicht hat, und findet die Spuren von einem Leben darinn, welches beständig beschäftiget gewesen und durch Arbeit abgehärtet worden. Alles das läßt sich eher von einem Krieger überhaupt, es sey ein befehlender oder gehorchender, als von einem abgerichteten feilen Fechter sagen.

Nach der Form, welche also wider meine Deutung eigent-

(*) Laokoon S. 13. [Band VI, S. 382.]

lich nicht wäre, lassen Sie uns die Stellung betrachten. Der Borgheſiſche Fechter, sagt Winkelmann, hat den Kopf und die Augen aufwärts gerichtet, und scheinet sich mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, das von oben herkömmt. Aber der Soldat des Chabrias, sagt mein Gegner, mußte gerade vor sich hin sehen, um den anrückenden Feind zu empfangen; ja er mußte sogar herabwärts sehen, indem er auf einer Anhöhe stand, und der Feind gegen ihn bergan rückte. Hierauf könnte ich antworten: der Künstler hat sein Werk auf eine abhängende Fläche weder stellen können, noch wollen; sowohl zum Besten seiner Kunst, als zur Ehre der Athenienser, wollte er und mußte er den Vortheil des Bodens unangedeutet lassen, den diese gegen die Spartaner gehabt hatten; er zeigte die Stellung des Chabrias wie sie für sich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, seyn würde; und diese gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind ohnstreitig seinen Hieb von oben herein haben führen müßen; nicht zu gedenken, daß der Feind, wie Diodor ausdrücklich sagt, zum Theil auch aus Reiterey bestand, und der Soldat des Chabrias sich um so mehr von obenher zu decken hatte. Dieses, sage ich, könnte ich antworten, würde ich antworten, wenn ich sonst nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trift. Aber wie ich schon erinnert habe, daß Winkelmann die Füsse des Fechters verwechselt: so muß ich auch hier sagen, daß er die Lage des schildtragenden Armes ganz falsch erblickt, oder sich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das ist der Umstand! Es ist mir schwer zu begreiffen, wie so ein Mann in Beschreibung eines Kunstwerkes, das er unzähligemal muß betrachtet und wieder betrachtet haben, sich so mannigfaltig habe irren können: gleichwohl ist es geschehen, und ich kann weiter nichts als es betauren, daß ich seinen Angaben, die ich nach dem eignen Augenscheine ertheilet zu seyn, glauben durfte, so sorglos gefolgt bin.

Nein, der Borgheſiſche Fechter scheinet sich nicht mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, was von oben her kömmt; schlechterdings nicht. Denn wenn er dieses scheinen sollte, müßte nicht nothwendig der Schild auf dem Arme fast horizontal liegen, und die Knöchelseite der Hand nach oben gekehret seyn?

Ant. Tischbein fec. Romæ

Aber das ist sie nicht; die Knöchel sind auswärts und das Schild hat fast perpendikular an dem Arme gehangen, welches auch aus dem Polster des obern Schildriemen abzunehmen. Der Kopf und die Augen sind auch nicht höher gerichtet, als nöthig ist, hinter und über dem Schilde weg zu sehen, und aus der gestreckten niedrigen Lage dem Feinde ins Auge blicken zu können. In den meisten Kupfern geht der linke Arm viel zu hoch in die Luft; die Zeichner haben ihn aus einem viel tiefern Gesichtspuncte genommen, als den übrigen Körper. Die eingreifende Hand sollte mit der Stirne fast in gerader Linie liegen, dessen mich nicht nur verschiedne Abgüsse überzeugen, sondern auch Herr Anton Tischbein versichert, welcher in Rom diese Statue studiret, und sie mehr als zehnmal aus mehr als zehn verschiedenen Gesichtspuncten gezeichnet hat. Ich habe mir unter seinen Zeichnungen diejenige, die ich zu meiner Absicht hier für die bequemste halte, ausſuchen dürfen, und lege sie Ihnen bey.(*) In der Sammlung des Maffei, ist es schon aus der Vergleichung beider Tafeln, die sich daselbst von dem Fechter befinden, augenscheinlich, wie falsch und um wie vieles zu hoch der linke Arm in der einen derselben gezeichnet ist.

Ich habe es Winkelmannen zwar nach geschrieben, daß sich der Fechter mit dem Schilde vor etwas zu verwahren scheine, was von oben her kömmt. Aber ich habe bey diesem von oben her weiter nichts gedacht, als in so fern es sich von jedem Hiebe sagen läßt, der von oben herein, höchstens von einem Pferde herab, geführet wird. Winkelmann aber scheinet einen aus der Luft stürzenden Pfeil oder Stein dabey gedacht zu haben, welcher mit dem Schilde aufgefangen werde; denn anstatt daß er, in seiner Geschichte der Kunst, überhaupt nur in dem Fechter einen Soldaten erkennet, der sich in einem dergleichen Stande besonders hervorgethan habe, glaubt er in seinem neuesten Werke (**) sogar den Vorfall bestimmen zu können, bey welchem dieses geschehen sey: nehmlich bey einer Belagerung.

(*) S. Taf. 1.

(**) Monumenti antichi & inediti, Tratt. prel. p. 94. & Ind. IV. Il preteso Gladiatore sembra statua eretta in memoria d'un guerriero che si era segnalato nell' assedio di qualche città.

Wenigstens, glaube ich, würde er einen Ausfall der Belagerten haben annehmen müssen, wenn man in ihn gedrungen wäre, sich umständlicher, auch nach der übrigen Lage der streitigen Vorstellung, zu erklären. Denn nur bey dieser kann der Belagerer mit dem Feinde, zugleich aus der Ferne und in der Nähe, zu streiten haben; nur bey dieser kann er genöthiget seyn, sich von oben her gegen das, was von den Mauern der belagerten Stadt auf ihn geworffen wird, zu decken, indem er zugleich handgemein geworden ist. Handgemein aber ist diese Figur, die wir den Fechter nennen; das ist offenbar. Sie ist nicht in dem blossen unthätigen Stande der Vertheidigung; sie greift zugleich selbst an, und ist bereit, einen wohl abgepaßten Stooß aus allen Kräften zu versetzen. Sie hat eben mit dem Schilde ausgeschlagen, und wendet sich auf dem rechten Fuße, auf welchem die ganze Last des Körpers liegt, gegen die geschützte Seite, um da dem Feinde in seine Blöße zu fallen.

Bis hieher ist also von den Einwendungen des Göttingschen Gelehrten, dieses die schliessendere! „Der Soldat des Chabrias „sollte den anprellenden Feind blos abhalten; die Stellung des „Vorgheſischen Fechters aber ist so, daß er nicht sowohl den „Angriff aufhält, als selbst im lebhaftesten Ausfalle begriffen „ist: folglich kann dieser nicht jener, jener nicht dieser seyn.“ Sehr richtig; hierauf ist wenig, oder nichts zu antworten; ich habe mich in meinem vorigen Briefe auch schon erkläret, woher es gekommen, daß mich das Angreifende in der Figur so schwach gerührt hat: aus der Verwechslung der Füße nehmlich, zu welcher mich Winkelmann wo nicht verleitet, in der er mich wenigstens bestärkt hat.

Acht und dreyßigster Brief.

Aber noch war ich in meinem Vorigen nicht, wo ich seyn wollte. —

Der bildende Künstler hat eben das Recht, welches der Dichter hat; auch sein Werk soll kein bloßes Denkmal einer historischen Wahrheit seyn; beide dürfen von dem Einzeln, so wie es existiret hat, abweichen, sobald ihnen diese Abweichung eine höhere Schönheit ihrer Kunst gewähret.

Wenn also der Agasias, dem es die Athenienser aufgaben, den Chabrias zu bilden, gefunden hätte, daß der unthätige Stand der Schutzwehr, den dieser Feldherr seinen Soldaten geboth, nicht die vortheilhafteste Stellung für ein permanentes Werk der Nachahmung seyn würde: was hätte ihn abhalten können, einen spätern Augenblick zu wählen, und uns den Helden in derjenigen Lage zu zeigen, in die er nothwendig hätte gerathen müssen, wenn der Feind nicht zurück gegangen, sondern wirklich mit ihm handgemein geworden wäre? Hätte nicht sodann nothwendig Angriff und Vertheidigung verbunden seyn müssen? Und hätten sie es ungefehr nicht eben so seyn können, wie sie es in der streitigen Statue sind?

Welche hartnäckige Spitzfindigkeiten! werden Sie sagen. — Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum sogleich aufgiebt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu behaupten sey. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Tydeus an dem einen Thore stürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen.

Beschuldigen Sie mich also nur keiner Sophisterey, daß, indem ich mein Unrecht schon erkenne, ich mich dennoch gegen schwächere Beweise verhärte. —

Das Wesentliche meiner Deutung beruhet auf der Trennung, welche ich in den Worten des Nepos, obnixo genu scuto, annehmen zu dürfen meinte. Wie sehr ist nicht schon über die Zweydeutigkeit der lateinischen Sprache geklagt worden! Scuto kann eben sowohl zu obnixo gehören, als nicht gehören: das eine macht einen eben so guten Sinn als das andere; weder die Grammatik, noch die Sache, können für dieses oder für jenes entscheiden; alle hermeneutische Mittel, die uns die Stelle selbst anbietet, sind vergebens. Ich durfte also unter beiden Auslegungen wählen; und was Wunder, daß ich die wählte, durch welche ich zugleich eine andere Dunkelheit aufklären zu können glaubte?

Aber gleichwohl habe ich mich übereilt. Ich hätte vorher nachforschen sollen, ob Nepos der einzige Schriftsteller sey, der dieses Vorfalles gedenkt. Da es eine Griechische Begebenheit ist: so hätte mir einfallen sollen, daß, wenn auch ein Grieche

sie erzählte, er schwerlich in seiner Sprache an dem nehmlichen Orte die nehmliche Zweydeutigkeit haben werde, die uns bey dem lateinischen Scribenten verwirre. Und wenn ich dann gefunden hätte, daß das, was Nepos durch obnixo genu scuto so schwankend andeutet, von einem durch τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας, und von dem andern durch τας ἀσπιδας ἐς γονυ προεφεισαμενους ausgedrücket werde: würde ich wegen des eigentlichen Sinnes jener lateinischen Worte wohl noch einen Augenblick ungewiß geblieben seyn? Unmöglich.

Nun findet sich wirklich das eine bey dem Diodor, (*) und das andere bey dem Polyän. (**) Beider Ausdruck stimmt fast wörtlich überein, und gehet dahin, uns die Schilde an, oder vor, oder auf dem Knie denken zu lassen. Der andere Sinn, den ich dem Nepos leihen konnte, ist in die Griechen nicht zu legen, und muß folglich der unrechte auch nothwendig bey dem Lateiner seyn.

Kurz: die Parallelstellen des Diodor und Polyän entscheiden alles, und entscheiden alles allein; obgleich der Göttingsche Gelehrte sie mehr unter seine Velites als Triarios zu ordnen scheinet. Sie nur hatte ich im Sinne, als ich sagte, (***) „daß man mir gegen meine Deutung ganz etwas anders einwenden können, als damals noch geschehen sey, und daß ich nur diese Einwendung erwarte, um sodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen."

Ich nehme sie gänzlich zurück: der Borghesische Fechter mag meinetwegen nun immer der Borghesische Fechter bleiben; Chabrias soll er mit meinem Willen nie werden.

In der künftigen Ausgabe des Laokoon fällt der ganze Abschnitt, der ihn betrift, weg: so wie mehrere antiquarische Auswüchse, auf die ich ärgerlich bin, weil sie so mancher tiefgelehrte Kunstrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat.

(*) Diod. Sic. Lib. XV. c. 32. Edit. Wessel. T. II. p. 27.

(**) Strat. lib. II. cap. 1. 2.

(***) Br. XIII. S. 43.

Neun und dreyßigster Brief.

Meinen Sie, daß es gleichwohl Schade um meinen Chabrias sey? Daß ich ihn doch wohl noch hätte retten können? — Und wie? Hätte ich etwa sagen sollen, daß Diodor und Polyän spätere Schriftsteller wären, als Nepos? Daß Nepos nicht sie, wohl aber sie ihn könnten vor Augen gehabt haben? Daß auch sie von der Zweydeutigkeit des lateinischen Ausdrucks verführt worden? Ey nun ja, das wäre wahrscheinlich genug!

Doch ich merke Ihre Spötterey. Die Henne ward über ihr Ey so laut; und es war noch dazu ein Windey!

Freylich! Indeß, wann Sie denken, daß ich mich meines Einfalls zu schämen habe, weil ich ihn selbst zurücknehmen müssen: so denken Sie es wenigstens nicht mit mir. — In dem antiquarischen Studio ist es öfters mehr Ehre das Wahrscheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bey Ausbildung des erstern war unsere ganze Seele geschäftig: bey Erkennung des andern, kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten. Noch itzt bilde ich mir mehr darauf ein, daß ich in den Worten des Nepos mehr, als darinn ist, gesehen habe; als daß ich endlich beym Diodor und Polyän gefunden habe, was ein jeder da finden muß, der es zu suchen weis.

Was wollen Sie auch? Hat meine Muthmaßung nicht wenigstens eine nähere Discussion veranlaßt, und zu verdienen geschienen? Und ob ich schon der streitigen Statue aus der Stelle des Nepos kein Licht verschaffen können: wie wenn wenigstens diese Stelle selbst ein größeres Licht durch jenen unglücklichen Versuch gewänne?

Ich will zeigen, daß sie dessen sehr bedarf. — So viel ich noch Ausleger und Uebersetzer des Nepos nachsehen können, alle ohne Ausnahme haben sich die Stellung des Chabrias als knieend vorgestellt. So muß sie auch der Göttingsche Gelehrte gedacht haben, weil er sie in dem Miles Veles zu Florenz zu finden glaubte, der auf dem rückwärts gestreckten linken Knie liegt, und das rechte Schienbein vorsetzet. So muß sie nicht weniger Herr Prof. Sachse annehmen, der eine Aehnlichkeit von ihr, auf einem geschnittenen Steine, ebenfalls zu Florenz, in der

Figur des verwundeten Achilles zu sehen meinet, welche das linke Schienbein vorsetzend, auf dem rechten Knie lieget, und sich den Pfeil nächst dem Knöchel dieses Fußes herauszieht. Kurz, sie müssen alle geglaubt haben, daß das eine Knie nicht gegen das Schild gestemmt seyn können, ohne daß das andere zur Erde gelegen.

Aber haben sie hieran wohl Recht? — Wo ist ein Wort beym Nepos, das auch nur einen Argwohn von dieser knieenden Lage machen könne? Wo bey dem Diodor? Wo bey dem Polyän? Bey allen dreyen befiehlt Chabrias seinen Soldaten weiter nichts, als 1) geschlossen in ihren Gliedern zu bleiben — loco vetuit cedere — τη ταξει μενοντας — μη προδιαμειν, αλλα μενειν ησυχη; 2) die Spieße gerade vor zu halten — projecta hasta — εν ορθω τω δορατι μενειν — τα δορατα ορθα προτεινομενους; 3) die Schilder gegen das Knie zu senken, oder an das Knie zu schließen — obnixo genu scuto — τας ασπιδας προς το γονυ κλινοντας — τας ασπιδας εις γονυ προσεισαμενους. Da ist nichts vom Niederfallen; da ist nichts, was das Niederfallen im geringsten erfodern könnte! — Man erwäge ferner, wie ungeschickt sogar die knieende Lage zu der Wirkung gewesen wäre, die sich Chabrias versprach. Kann der Körper im Knieen wohl seine ganzen Kräfte anstrengen? Kann er den Spieß so gerade, so mächtig vorhalten, als im Stehen? Das ορθα δορατα will, daß die Spieße horizontal gesenkt worden. Sie sollten dem Feinde gerade wider die Brust gehen; und im Knieen würden sie ihm gerade gegen die Beine gegangen seyn. Noch weniger würde sich das Knieen zu einem Umstande schicken, der dem Diodor bey Beschreibung dieser Evolution eigen ist. Er sagt, Chabrias habe seinen Soldaten befohlen, δεχεσθαι τους πολεμιους καταπεφρονηκοτως, die Feinde ganz verächtlich zu empfangen; und der Feind habe sich wirklich durch diese καταφρονησιν abschrecken lassen. Die knieende Lage aber hat von diesem Verächtlichen wohl wenig oder nichts; sie verräth gerade mehr Furchtsames, als Verächtliches; man sieht seinen Gegner darinn schon halb zu seinen Füßen.

Man wende mir nicht ein, daß noch itzt das erste Glied des Fußvolks den Angriff der Reiterey auf dem Knie empfängt.

Dieser Fall ist ganz etwas anders. Das erste Glied befindet sich bey Ertheilung der letzten Salve schon in dieser Lage; der Feind ist ihm schon zu nahe, sich erst wieder aufzurichten. Zudem ist wirklich die schiefe Richtung des aufgepflanzten und mit der Kolbe des Gewehrs gegen die Erde gesteiften Bajonets dem ansprengenden Pferde gefährlicher; es spießt sich von oben herein tiefer. Wenn aber Fußvolk, Fußvolk mit gesenktem Bajonete auf sich anrücken siehet, bleibt das erste Glied gewiß nicht auf den Knieen, sondern richtet sich auf, und empfängt seinen Feind stehend.

Eben das thaten die Triarii bey den Römern. So lange die fordern Treffen stritten und standen, lagen sie auf ihrem rechten Knie, das linke Bein vor, ihre Spieße neben sich in die Erde gesteckt, und deckten sich mit ihren Schildern, no stantes, wie Vegetius sagt, venientibus telis vulnerarentur. Allein sie blieben nicht auf den Knieen, wenn die fordern Treffen geschmissen waren, und der Streit nunmehr an sie kam. Sondern sodann richteten sie sich auf, consurgebant, und gingen dem Feinde mit gefällten Spießen entgegen. Nicht also ihre Subsessio intra scuta, nicht ihre Bergung hinter dem Schilde auf dem Knie, in der sie noch keinen Feind vor sich hatten, und sich blos gegen das Geschoß aus der Ferne, so wie es über die fordern Treffen flog, deckten: nicht die, sondern ihre aufgerichtete acies selbst, quæ hastis velut vallo septa inhorrebat, kann mit dem Stande der Soldaten des Chabrias verglichen werden. Nur daß diese den Feind blos festen Fußes erwarteten, und ihm nicht entgegen rückten, um den Vortheil der Anhöhe nicht zu verlieren.

Das ist unwidersprechlich, sollt ich meinen; und ich habe sonach die Stelle des Nepos, da ich einen stehenden Krieger darinn erkannte, doch immer noch richtiger eingesehen, als alle die, welche sich einen knieenden einfallen lassen. Ja es ist so wenig wahr, daß Hrn. Sachsens verwundeter Achilles, in Betracht seiner Stellung, mit dem Chabrias könne verglichen werden; oder daß der Miles Veles, wie ihn Gori genannt hat, eher noch Chabrias seyn könne, als der Borghesische Fechter, wie der Göttingsche Gelehrte will: daß vielmehr an jene beide

auch gar nicht einmal zu denken ist, wenn man unter den alten Kunstwerken eine Aehnlichkeit mit jener Stellung des Chabrias aufsuchen will. Sie knieen; und die Statue des Chabrias kann schlechterdings nicht geknieet haben.

Was liesse sich gegen den Miles Veles nicht noch besonders erinnern! Er hat im geringsten nicht das Ansehen eines Kriegers, welcher seinen Feind erwartet: denn er liegt auf dem linken Knie, und der nehmliche Arm mit dem Schilde weicht zurück. Könnte man auch schon annehmen, daß „des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angesetzt, ein Knie gebogen und daran gestemmet, und auf diese Weise ihre Kraft verdoppelt hätten:" so müßte doch dieses eine gebogene Knie das linke gewesen seyn, das rechte hätte es unmöglich seyn können; von dem Miles Veles aber liegt das linke zur Erde. Auch ist der rechte Arm desselben gar nicht so, wie er seyn müßte, wenn er mit demselben irgend ein Gewehr gegen den anrückenden Feind halten sollte. Nicht zu gedenken, daß die Figur bekleidet, und die Arbeit römisch ist, ob sie gleich keinen Römer vorstellet, und noch weniger einen Griechen vorstellen kann. Ich habe das Museum Florentinum nicht vor mir, um mich in einen umständlichen Beweis hierüber einlassen zu können. Aber des Schildes erinnere ich mich deutlich, das dieser vermeinte Miles Veles trägt. Es hat Falten; welches zu erkennen giebt, daß es ein Schild von bloßem Leder war; kein hölzernes mit Leder überzogen. Dergleichen δερματινοι θυρεοι aber waren den Karthaginensern, und andern Afrikanischen Völkern eigenthümlich. (*)

Doch was halte ich mich bey einem Werke auf, das mich so wenig angeht? Mein Gegner selbst gestehet, „daß sich die Stellung des Chabrias vielleicht eben so gut und noch besser im Stehen denken lasse, so daß der Soldat das Knie an den Schild anschließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerstehen." Und was ist das anders, als seine Vermuthung, daß jene knieende Figur Chabrias sey, mehr als um die Hälfte zurücknehmen? Ich schmeichle mir, wenn er meine

(*) V. Lipsius de Milit. Rom. lib. III. Dial. 1. p. m. 103.

Gründe in Erwägung ziehen will, daß er sie auch wohl ganz zurücknimmt, und sich überzeugt erkennet, daß die Stellung des Chabrias sich nicht blos auch oder besser im Stehen denken lasse, sondern daß sie durchaus nicht anders gedacht werden könne, als im Stehen.

Nun aber, diese stehende Stellung als ausgemacht betrachtet: wie müssen wir uns die Haltung des Schildes selbst vorstellen, um das obnixum genu des Nepos, das κλινειν προς το γονυ des Diodorus, und das ἐς γονυ προερειδεσθαι des Polyänus davon sagen zu können?

Ich denke so! — Sie wissen, ohne es erst von Hr. Klotzen aus geschnittenen Steinen gelernt zu haben, (*) daß es an den Schilden der Alten innerhalb zwey Riemen gab, die zur Befestigung und Regierung des Schildes dienten. Durch den obern ward der Arm bis an das Gelenke gesteckt, und in den untersten griff die Hand. Hr. Klotz nennt, so wie er überhaupt stark ist, sich von allen Dingen auf das eigentlichste und bestimmteste auszudrücken, beide diese Riemen Handhaben, und sagt, daß die Soldaten den Arm durch beide gesteckt. (**) Die Griechen haben ein doppeltes Wort für diese Riemen, ὀχανον und πορπαξ; und ich meine, daß ὀχανον eigentlich den obern Riemen, den Armriemen, (wenn man sich dieses Wort dafür gefallen lassen will) πορπαξ aber den untern Riemen bedeutet, der allein die Handhabe heissen kann. (***) An dem ὀχανῳ

(*) S. 103.

(**) „Linguett hätte die Steine betrachten sollen, auf welchen man den „doppelten Riemen am Schilde deutlich sieht, durch den die Soldaten den „Arm steckten. Auf andern ist nur eine dergleichen Handhabe zu sehen. l. c.

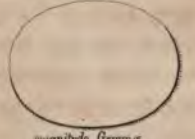
(***) Lipsius (Anal. ad Milit. p. m. XVII.) hat sich von diesem Unterschiede nichts einfallen lassen, und ὀχανον und πορπαξ für völlig gleichbedeutende Wörter genommen. Daß sie dieses aber nicht gewesen, zeiget selbst die Stelle beym Suidas, oder dem Scholiasten des Aristophanes, in der es ungewiß gelassen wird, ob πορπαξ den Armriemen oder die Handhabe bedeute. Πορπαξ κατα μεν τινας ὁ ἀναφορευς της ἀσπιδος. ὡς δε τινες, το διηκον μεσον της ἀσπιδος σιδηρον, ᾧ κρατει την ἀσπιδα ὁ στρατιωτης. Ich sage also auch nicht, daß ὀχανον und πορπαξ nie verwechselt worden, und daß es keine Fälle gegeben, wo man unter dem einen auch das andere verstanden. Sondern ich rede blos von der eigenthümlichen Bedeutung eines jeden dieser Wörter, wenn sie so stehen, daß nur einer von beiden Tragie-

blieb das Schild beständig fest: den κορπαξ aber konnte der Soldat fahren lassen, und ließ ihn fahren, so oft er die linke Hand nöthiger brauchte. Dieses scheinet Lipsius nicht erwogen zu haben, wenn er aus dem größern Schilde, welches die Triarii geführet, schliessen will, daß ihre Spiesse nicht allzulang könnten gewesen seyn, weil sie dieselben nur mit einer Hand führen müssen. (*) Sie konnten die andere Hand dazu nehmen, und nahmen sie wirklich dazu, wenn sie die Spiesse mit grösserer Macht vorhalten, oder irgend einen kräftigern Stoß damit führen wollten.

Und nun überlegen Sie, wenn der Soldat die Handhabe des Schildes fahren ließ, um mit der Linken zugleich den Spieß zu fassen, und das Schild nur blos an dem Armriemen hangen blieb: in welche Lage das Schild nothwendig fallen mußte?

men gemeinet seyn kann. Alsdann, sage ich, heisset ὀχανον der Armriemen, welches mich die Stelle des Herodotus lehret, wo er sagt, daß die ὀχανα der Schilder von den Cariern erfunden worden, da man sie vorher blos mit Riemen um den Hals gehangen, und so die linke Seite damit geschützt habe. Denn κορακες, Handhaben, mußten an den Schilden nothwendig auch damals schon seyn, um sie von dem Leibe abzuhalten und nach Befinden zu lenken. Die Carier erfunden blos, daß es besser sey, die Schilde an dem Arme selbst zu befestigen, als um den Hals zu tragen. Οχανον und κορακ mußten in der Weite des Ellebogens bis zur geballten Hand aus einander stehen. Daher saß jener mehr gegen den obern Rand des Schildes, und dieser gegen die Mitte desselben, damit ein großer Theil über die Hand hinaus reiche, und sich die Deckung desto weiter erstrecke. Jener war ein wirklicher Riemen, mit einem kleinen Polster an dem Orte, wo der Arm an dem Schilde anlag: dieser aber war öfters von Eisen, und gieng durch das Schild durch. Dem κορακ entspricht das lateinische ansa, und Lipsius (l. c.) hat Unrecht, wenn er bey Gelegenheit einer Stelle des Ammianus sagt: Unam ansam nominat; atqui duæ plerumque fuere in scuto grandiore. Denn diese Stelle selbst zeiget, daß nur die Handhabe, und nicht der Armriemen, ansa geheissen. — Wenn man auf alten Denkmählern Schilde blos mit Einem Tragriemen, das ist, blos mit dem Armriemen, ohne Handhabe findet: so können es dem Feinde abgenommene und geweihte Schilde seyn, die nicht anders als mit abgebrochnen Handhaben in den Tempeln aufgehangen wurden, damit sich ihrer niemand in der Geschwindigkeit bedienen könne.

(*) De M. R. lib. III. dial. 6. p. m. 135. Ne tamen erres, hastæ istæ non nimis longæ, nec ut Macedonum fuisse. Qui potuissent? scutum majus sinistra Triarii gerebant; nec videntur nisi una manu commode tractasse istas hastas.



magnitudo Gemmae.

Da der Armriemen mehr gegen den obern Theil befestiget war: so konnte der übrige Theil nicht anders als herabsinken, gegen den vorgesetzten linken Fuß herabsinken, und wenn es lang genug war: das Knie desselben bedecken. Das Knie konnte sich sodann an das Schild stemmen: und kurz, es erfolgte der völlige Stand, den Chabrias seinen Soldaten zu nehmen befahl. Er befahl ihnen, in ihren Gliedern stehen zu bleiben; die Handhabe des Schildes fahren zu lassen, wodurch die Schilde auf das Knie herab sanken, τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας; zugleich mit der Linken den Spieß zu ergreifen, und so, ἐν ὀρθῳ τῳ δορατι μενειν, mit gefällten Spiessen den Feind zu erwarten. Das ist die ungezwungenste Umschreibung der Worte des Diodor, und kann es eben-sowohl von den Worten des Nepos und des Polyänus seyn.

Wollten Sie zweifeln, ob die Alten wirklich ihren Schild blos an dem Armriemen hangen lassen, um die linke Hand mit zu Führung des Spiesses zu brauchen: so werfen Sie einen Blick auf einen Stein beym Natter. Er ist, als ob ich ihn zum Behuf meiner Meinung ausdrücklich hätte schneiden lassen; und ich kann mich daher nicht enthalten, Ihnen einen Abriß davon beyzulegen. (*) Betrachten Sie: hier hängt offenbar das Schild des stehenden Soldaten, der seinen verwundeten Gefährten vertheidiget, an dem bloßen Armriemen, und hängt so tief herab, daß es völlig das vorgesetzte Knie decken könnte, wenn der Spieß nicht so hoch, sondern mehr gerade aus geführet würde. Wundern Sie sich aber nicht, daß das Schild innerhalb dem Arme hängt; der Künstler wollte sich die Ausführung des linken Armes ersparen, und versteckte ihn hinter dem Schilde, da er eigentlich vor ihm liegen sollte. Vielleicht erlaubte es auch der Stein nicht, in den Schild oben tiefer hineinzugehen, und so den Arm herauszuhohlen, als unten der Kopf des liegenden Kriegers herausgehohlet ist. Dergleichen Unrichtigkeiten finden sich auf alten geschnittenen Steinen die Menge, und müssen, der Billigkeit nach, als Mängel betrachtet werden, zu welchen die Beschaffenheit des Steines den Künstler gezwungen hat.

(*) S. Taf. II. Beym Natter ist es die neunte Tafel.

Vierzigster Brief.

Und nun wieder zu Hr. Klotzen! Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegio wegbleiben wollten. Er lehret uns zwar wenig: aber dem ohngeachtet können wir viel bey ihm lernen. Wir dürfen nur an allem zweifeln, was er sagt, und uns weiter erkundigen.

Wo blieben wir? — Bey der Art, wie die alten Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, von der Plinius wenig oder nichts gewußt haben soll. Daß Hr. Klotz nichts davon weiß, haben wir gesehen. Doch will er noch „zwey Anmerkungen beyfügen, die beide das Mechanische der Kunst betreffen." (*)

Die erste dieser Anmerkungen geht auf die Form der Steine. „Die alten Künstler, sagt Hr. Klotz, „pflegten gern ihre „Steine hoch und schildförmig zu schleiffen." — Einen Augenblick Geduld! Die alten Künstler? Sie selbst? Das heißt, ihnen auch sehr viel zumuthen. So weit, sollte ich meinen, hätten sich die alten Künstler die Steine wohl können in die Hand arbeiten lassen. Es sind ja itzt drey ganz verschiedne Leute, die sich in die Verarbeitung der Edelsteine getheilt haben: der Steinschleifer le Lapidaire; der Steinschneider, le Graveur en pierres fines; und der Juwelier, le Jouaillier oder le Metteur en œuvre.

Warum sollte das nicht auch bey den Alten gewesen seyn? Und es ist allerdings gewesen. Sie hatten ihre Politores, sie hatten ihre Scalptores, sie hatten ihre Compositores gemmarum.

Politores gemmarum hiessen die Steinschleifer; denn polire heißt nicht blos, was wir im engen Verstande poliren nennen, welches man genauer durch lævigare ausdrückt; sondern es heißt auch zuschleifen. So sagt Plinius: Berylli omnes poliuntur lexangula figura; sie werden alle sechseckig geschliffen. Und nicht allein das Schleifen aus dem Groben, und das Poliren, glaube ich, war dieser Leute Sache. Sie verstanden sich, ohne Zweifel, auf alle und jede ἐργασια προς το λαμπρον, auf alle und jede Hülfsmittel und Kunstgriffe,

(*) S. 52.

die Steine reiner, klärer und glänzender zu machen. Natter bemerkte, daß die alten Carneole und Onyche, auch wenn die Arbeit darauf noch so schlecht sey, dennoch sehr feine und lautere Steine wären: er schloß also, daß einige alte Künstler wohl das Geheimniß dürften gehabt haben, sie zu reinigen, und ihrem Glanze nachzuhelfen, indem man itzt unter tausenden kaum einen finde, der das nehmliche Feuer habe. Es streiten, sagt er, für diese Muthmaßung noch andere stärkere und überzeugendere Gründe, die ich dem neugierigen Leser indeß zu errathen überlasse, bis ich sie ihm bey einer andern Gelegenheit selbst mittheilen kann. (*) Natter hat sehr richtig gemuthmaßet: wenn es anders bloße Muthmaßung bey ihm war, was Plinius mit ausdrücklichen Zeugnissen bestätiget, der uns sogar eines von den Mitteln aufbehalten hat, dessen sich die Steinschleifer zu dieser Absicht bedienten. Omnes gemmæ, sagt er, (**) mellis decoctu nitescunt, præcipue Corsici: in omni alio usu acrimoniam abhorrentes. Eine bloße Reinigung der äußern Fläche kann nicht gemeinet seyn; dieser decoctus mellis Corsici mußte tiefer dringen, und durch die ganze Masse des Steines wirken. Die Schärfe des Corsischen Honigs, die ihn hierzu vornehmlich geschickt machte, obgleich sonst die Edelsteine scharfe Säfte nicht wohl vertragen können, schreibet Plinius an einem andern Orte, (***) der Blüthe des Buxbaumes zu, welcher in Corsica sehr häufig wachse. Ich merke dieses an, um in Ermanglung des Corsischen Honigs, unser gemeines Honig mit zerquetschten Buxbaumblättern oder Blüthen abzureiben, Falls man einen Versuch damit machen wollte, für dessen Erfolg ich jedoch nicht stehen mag.

(*) Zum Schlusse seiner Vorrede: Je suis dans l'opinion, que quelques Graveurs anciens possedoient le secret de rafiner ou de clarifier les Cornalines & les Onyx, vû la quantité prodigieuse de Cornalines fines & mal gravées que les Anciens nous ont transmises; tandis qu'à present à peine en trouve-t-on une entre mille qui ait le meme feu. Il y a encore d'autres raisons plus fortes & plus convaincantes en faveur de cette conjecture; mais je laisse aux Curieux à les deviner, en attendant que je trouve une autre occasion de les leur communiquer.

(**) Lib. XXXVII. Sect. 74.

(***) Lib. XVI. Sect. 18.

Aus den Händen dieser Politorum gemmarum empfingen also die Scalptores die Steine, in welchen sie ihre Kunst zeigen wollten. Sie von ihnen selbst zuschleifen lassen, heißt den Bildhauer in die Kluft schicken, daß er den Marmorblock, den er beleben will, auch selbst brechen soll.

Die Compositores gemmarum waren die, welche die geschliffenen oder geschnittenen Steine faßten, und so, wie sie sich nach ihren Farben am besten zusammen schickten, ordneten. Denn da die Alten einen ganzen Schmuck von lauter Steinen einer und eben derselben Farbe vielleicht nicht liebten, im Grunde auch so leicht nicht zusammen bringen konnten, als es uns bey der ungleich größern Menge von Steinen jeder Art möglich ist: so kam sehr viel darauf an, die Steine von verschiednen Farben so zu verbinden, daß keiner den andern schändete, und sie alle zusammen eine gute Wirkung auf das Auge machten. Dieser Compositorum gedenkt Plinius, wo er von dem Opale redet: (*) Opali smaragdis tantum cedentes. India sola horum est mater; atque ideo eis pretiosissimam gloriam Compositores gemmarum & maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. So hieß es, wie ich glaube, in allen gedruckten Ausgaben des Plinius, bis auf den Harduin, der ich weis nicht welche Dunkelheit in den Worten des Plinius fand, und die letzte Periode aus seinen Manuscripten folgender Gestalt zu lesen befahl; atque in pretiosissimarum gemmarum gloria compositi maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. Das ist, wie er es in einer Note selbst erklärt, weil er ohne Zweifel voraussah, daß diese Lesart hinwiederum andern nicht sehr deutlich seyn dürfte: & cum pretiosissimis gemmis comparati maxime inenarrabilem dedere difficultatem, num gemmis aliis, quarum similitudinem referunt, potiores eos haberi oporteret. Es ist wahr, nun versteh ich es recht wohl, was Harduin will: aber eine solche unaussprechliche Schwierigkeit kömmt mir doch auch sehr seltsam vor. Eine unaussprechliche Schwierigkeit, einem Dinge einen Werth zu setzen, was keinen bestimmten Werth haben kann! Es kam ja lediglich auf den Ge-

(*) Libr. —— ——. C.

schmack des Liebhabers an. Meinetwegen mag also Harduins Verbesserung gefallen, wem sie will; ich bleibe bey der alten Lesart, die doch wohl auch Manuscripte muß für sich gehabt haben, und auf alle Weise dem Zusammenhange gemäßer und des Plinius würdiger ist. Nur weil Harduin, wie es scheint, nicht wußte, welche Idee er sich eigentlich von den hier erwähnten Künstlern machen sollte, kam ihm die ganze Stelle dunkel vor. Er bildete sich vielleicht ein, daß Compositores gemmarum so viel als mangones, adulteratores gemmarum seyn sollten: und sie waren das, was ich gesagt habe. Sie faßten und setzten; und bey dieser Arbeit erfuhren sie denn, daß der Opal, dem pretiosissima gloria als eines seltenen Steines zukomme, der nur in Indien gefunden werde, zugleich inenarrabilem difficultatem habe; nehmlich in Ansehung seiner Verbindung mit andern Steinen. Denn da der Opal keine bestimmte Farbe hat, sondern mehr als eine zeiget, so wie man ihn wendet und die Lichtstrahlen sich durch ihn brechen: so muß ihm sein Platz bey andern farbigen Steinen sehr schwer anzuweisen seyn, die sich unmöglich nach allen seinen Veränderungen einmal so gut wie das andere zu ihm schicken können. — In Absicht der Fertigkeit und des guten Geschmacks in Verbindung der verträglichsten Farben, vergleicht Paschalius (*) die Compositores gemmarum sehr richtig mit den Winderinnen der Blumenkränze, (Στεφανοπλοκοις) dergleichen Glycera war, mit welcher Pausias wetteiferte.

Ein und vierzigster Brief.

Also schliffen sie eben nicht gern, die alten Künstler, ihre Steine hoch und schildförmig: sondern sie bedienten sich nur gern so geschliffener Steine. Und warum? Das will uns nun Hr. Klotz lehren.

„Hierdurch, sagt er, befreiten sie sich von dem Zwange, „den ihnen der enge Raum des Steines anlegte: und sie konn„ten die äußern und vom Leibe abstehenden Theile der Arme „und Beine ohne Verkürzung geschickt herausbringen. Die

(*) Coronarum lib. II. cap. 12.

„alten Steinschneider liebten die Verkürzungen nicht, und nur „die unvermeidliche Nothwendigkeit mußte sie antreiben, sie zu „bilden. Man hat aber doch Beyspiele.“

Ich bitte Sie, mein Freund, lesen Sie das noch einmal; — und noch einmal. Denn nur Einmal, so obenhin gelesen, klingt es wirklich, als ob es etwas wäre. Und es ist nichts; nichts als Worte ohne Sinn!

Allerdings ist es wahr, daß der Raum einer convexen Fläche größer ist, als der Raum einer ganz ebenen, in der nehmlichen Peripherie eingeschlossen. Aber wie dieser größere Raum dem Steinschneider könne zu Statten kommen, das ist über meinen Begriff. Denn das Relief der Figur, welche er einschneidet, wird ja nicht concav, sondern es muß so gleich oder so ungleich erhaben seyn, als es die Form dieser Figur erfodert. Blos in der glatten Area des Steines erkennet man noch seine Convexität. Der Künstler kann also schlechterdings weder größere noch mehrere Gegenstände auf eine schildförmige Fläche bringen, als sich auch auf eine ganz platte von gleicher Aussenlinie bringen lassen. Ganz anders ist es, wenn man auf eine solche schildförmige oder sphärische Fläche zeichnet oder mahlet: auf der Fläche eines Hemisphärii z. E. lassen sich freylich mehrere Objecte, oder die nehmlichen Objecte größer zeichnen, als auf einen ebenen Zirkel von gleichem Diameter gehen würden. Das macht, wir können das Hemisphärium wenden, oder uns um dasselbe herumbewegen, und in Gedanken jedes einzelne Stück desselben applaniren. Sollte aber dieses Hemisphärium aus dem Punkte seiner höchsten Erhöhung oder Vertiefung auf einmal übersehen werden, wie eine geschnittene Gemma: so würde für den Mahler auch nicht mehr Raum darauf seyn, als auf dem platten Zirkel von gleicher Peripherie. Ja in diesem Falle wäre es so wenig wahr, daß ihm das Sphärische seiner Fläche dienlich wäre, die Glieder oder Theile seines Objects in ihren wahren völligen Maaßen zu zeichnen, daß vielmehr gerade keines so gezeichnet werden könnte, und er überall Verkürzungen oder Verlängerungen anbringen müßte, wenn er dem Auge glauben machen wollte, anstatt eines sphärischen Körpers, eine bloße zirkelrunde Fläche bemahlt zu sehen.

Das alles ſind bekannte Dinge! Können ſie aber wohl Hr. Klotzen bekannt ſeyn, wenn er uns weiß machen will, daß ſich die alten Künſtler durch das Schildförmige von dem Zwange befreiet, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und daß ſie das Räumlichere der ſchildförmigen Fläche darzu genutzt, um die vom Leibe abſtehende Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung heraus zu bringen? Auch dieſe Theile müſſen im Abdrucke ſo heraustreten, als ob ſie gänzlich aus dem Vollen gearbeitet wären; und ſie würden ſehr krüpplig erſcheinen, wenn man ihnen im geringſten anmerkte, daß ſie ſich auf einer concaven Fläche herumzögen. Die Verkürzungen, die ſich der Steinſchneider auf der ſchildförmigen Fläche zu erſparen weiß, kann er ſich eben ſowohl auf der platten erſparen: der Unterſchied des Raums zwiſchen dieſer platten und dieſer ſchildförmigen Fläche von gleicher Peripherie, kann ihm dazu nichts helfen.

Hr. Klotz fährt fort: „Jene ſchildförmig geſchliffene Steine „waren zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnem „bequem. Wir haben vortreffliche Steine von dieſer Art, die „wir nicht genug bewundern können.“

Das ſoll doch wohl ein zweyter Nutzen ſeyn, den Hr. Klotz den geſchnittenen Steinen beylegt? Als dieſer hätte es die Deutlichkeit erfordert, ihn mit dem Vorhergehenden durch ein Auch zu verbinden. Doch was Deutlichkeit? Die wollte ich ihm gern erlaſſen, wenn denn nur Wahrheit zum Grunde läge, die es der Mühe lohnte, aus ſeiner verworrenen Schreibart heraus zu ſitzen.

Alſo fand der alte Künſtler auf dem ſchildförmigen Steine nicht allein mehr Platz, ſondern er war ihm auch „zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnem bequem!“ Nur der ſchildförmige hierzu bequem? Das verſteh ich nicht. Sind denn die flachen Steine nicht auch dazu bequem? Zeigen denn die Werke der neuen Künſtler, die in flache Steine arbeiten, keine Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen? Oder ſoll bequem hier nur ſo viel heiſſen, als bequemer? Aber wie denn, warum denn bequemer? —

O, laſſen Sie uns weiter gehen, mein Freund, damit ich gelegentlich auf etwas komme, das erörtert zu werden verdienet.

Hr. Klotz weis nicht, was er will; seine Fehler, die nur seine Fehler sind, sind so armselige Fehler, daß sie auch nicht einmal Anlaß geben, etwas Eigenes anzubringen. Um sie in ihr Licht zu stellen, muß man fast eben so trivial und langweilig werden, als er selbst ist.

Zwey und vierzigster Brief.

Nicht wahr? Nun glauben Sie mich ertappt zu haben! Wie ungerecht ich doch bin; und zugleich wie unvorsichtig! Alles, was ich in meinem Vorigen an Hrn. Klotzen tadle, hat nicht Hr. Klotz, sondern Hr. Lippert gesagt. Herr Klotz hat, nach dem Rechte, das ihm als Commentator des Hrn. Lipperts zustand, diesen blos ausgeschrieben.

Das hat er freylich. Aber gleichwohl ist es falsch, daß ich in dem Ausschreiber den Ausgeschriebnen getadelt habe. Als Hr. Klotz Lipperten plünderte, entwandte er nur Lippertsche Worte und Redensarten; der Sinn darinn war ihm zu schwer; den konnte er nicht mit fortbringen; den ließ er, wo er war.

Das soll sich gleich zeigen. Lassen Sie uns nur Hr. Lipperten selbst hören, wie er sich über den Nutzen der schildförmigen Steine erklärt.

Die Hauptstelle ist in seinem Vorberichte,(*) wo er von dem gänzlichen Mangel der Perspektiv auf alten Kunstwerken redet, dabey aber des Vortheils erwähnt, wodurch in erhabner Arbeit das Auge noch einigermaaßen betrogen, und jenem Mangel in etwas abgeholfen werde. Dieser besteht, wie bekannt, darinn, „daß die voranstehenden Figuren stärker und erhabner, oder bey geschnittenen Steinen tiefer herausgehohlet, die hintern aber flächer gearbeitet sind, so wie sie mehr oder weniger entfernt scheinen sollen.“ Und nun fährt er fort: „Ein andrer „Vortheil that bey geschnittenen Steinen noch mehr; sie nah„men einen hohen und schildförmig geschliffenen Stein, in wel„chen sie auf oberzählte Art die Figuren einschnitten; die Fläche, „welche nun im Abdruck hohl erschien, machte, daß die Neben„figuren, wie von der Seite oder herumgestellet und von der

(*) S. XIX.

„Hauptfigur entfernet aussahen, da diese, wie gesagt, stärker „ausgedruckt war.“

Die Anmerkung ist richtig und fein. Da die Theile einer concaven Fläche wirklich in verschiedener Entfernung von unserm Auge liegen; da sich wirklich nähere und tiefere Gründe darauf finden: so ist es gar wohl möglich und begreiflich, daß die Natur der zu kurz fallenden Kunst hier zu Statten kommen, und die Wirklichkeit an die Stelle der verfehlten Nachahmung treten kann. Das ist: es können und müssen Figuren, auch ohne nach den Regeln der Perspektiv behandelt zu seyn, mehr oder weniger entfernt scheinen, — wenn sie wirklich mehr oder weniger entfernt sind. Da aber der Künstler zu seiner Täuschung nur den Schein, und nie die Wahrheit selbst brauchen soll; da die Vermischung des Scheines und der Wahrheit auch einem ungelehrten Auge bald merklich wird, und es beleidiget; da das, was die eingemischte Wahrheit leistet, noch weit von dem entfernt seyn kann, was nach den Gesetzen des Scheines geleistet werden sollte; da sogar das Wirkliche, welches in dem einen Falle der Nachahmung behülflich ist, in andern Fällen ihr vielleicht gerade zuwider laufen wird: so ist es wohl unstreitig, daß dieser angegebene Vortheil der schildförmigen Steine nur sehr zufällig, nur sehr mißlich, nur sehr gering seyn kann. Herr Lippert gesteht es selbst; denn er setzt hinzu: „Die Höhlung „macht freylich einen Eindruck im Auge von einer ziemlichen „Weite des Raumes, wodurch beym ersten Anblick der Verstand „betrogen wird. Er wird aber auch bey genauer Betrachtung, „wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel ge„setzt, den man, ohne Begriffe von Kunstregeln nicht sogleich „heben wird, und von der Schönheit des Werks gereitzt, ver„gißt man leicht, was mancher, auch als ein Unwissender, nur „für ein Nebenwerk hält, weil er nicht nach der Wahrheit und „nach der Kunst zugleich urtheilet.“

Es ist nicht zu leugnen, daß sich Hr. Lippert hier nicht ein wenig bestimmter hätte ausdrücken können. Aber so verlegen man auch in dem Stile eines Künstlers um die Wortfügung seyn mag: so leuchtet doch immer der Sinn hindurch; besonders für den, der nur einigermaaßen im Stande ist, mit dem Künst-

ler zu denken, und zu beurtheilen, was der Künstler ohngefehr habe sagen können, und was er nach den Grundsätzen seiner Kunst schlechterdings nicht habe sagen können.

Kurz; es ist lediglich ein perspektivischer Vortheil, lediglich ein Vortheil, durch den der Stein ein augenblickliches Blendwerk von Perspektiv erhalten kann, ohne die geringste Perspektiv zu haben, den Hr. Lippert der schildförmigen Fläche desselben beylegt. Und nun sagen Sie mir, was Sie von diesem Vortheile bey Hr. Klotzen finden? Nicht eine Sylbe. Aber wohl hat er diesen Vortheil in einen andern umgeschaffen, von dem sich weder Lippert noch ein Mensch in der Welt träumen lassen: in den Vortheil der größern Räumlichkeit; in den Vortheil der Befreyung von dem Zwange, den der enge Raum des Steines dem Künstler anlegt. Kann man sich etwas lächerlicheres und sinnloseres denken!

Indeß begreif ich wohl, wie es mit dieser possierlichen Verwandlung zugegangen. Denn daß sie vorsetzlich seyn sollte; daß Hr. Klotz dem Lippertschen Nutzen, den er etwa für falsch erkannte, einen andern von seiner eignen Bemerkung sollte substituirt haben: das müssen Sie sich auch gar nicht einfallen lassen. Sein Fehler ist nicht, daß er unrichtig, sondern daß er schlechterdings gar nicht gedacht hat, als sich Lippertsche Worte in Klotzische Perioden fügen mußten.

Sehen Sie nur nach, wo Hr. Lippert, in dem Werke selbst, den bemerkten Vortheil der schildförmigen Fläche an einzeln Beyspielen zeigen will! So sagt er z. E. bey einem Jupiter Ammon auf einem Jaspis: (*) „Der Stein ist erhaben und „schildförmig geschliffen. Diesen Vortheil, die Steine hoch und „schildförmig zu schleifen, brauchten die Alten, wie ich schon „im Vorbericht erinnert habe, um die Figuren in allen Theilen „flach zu schneiden, und doch auch die vom Leibe abstehende „Arme und Beine, ohne sie zu verkürzen, geschickt heraus zu „bringen." Nun lesen Sie noch einmal, was Hr. Klotz hieraus gemacht hat: „Durch das Schildförmige befreyten sich die „alten Künstler von dem Zwange, den ihnen der enge Raum

(*) Erstes Tausend, Nummer 6.

„des Steines anlegte; und sie konnten die äussern vom Leibe „abstehende Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung ge„schickt herausbringen.“ Kann man wörtlicher, und doch zu„gleich ungetreuer abschreiben! Herr Klotz behält ein jedes Wort, und ein jedes Wort sagt bey ihm etwas anders als es bey Herr Lipperten sagt.

Hr. Lipperts Meinung ist die! Da auf einer schildförmigen Fläche gewisse Theile wirklich dem Auge näher, und andere weiter von ihm entfernt liegen: so kann der Künstler seine darauf zu schneidende Figur so stellen, daß gewisse Glieder derselben uns näher oder weiter scheinen, ohne daß sie darum viel tiefer oder viel flacher geschnitten sind, als andere. Die ganze Figur kann gleich flach geschnitten seyn, und dennoch kan durch den Vortheil der schildförmigen Fläche dieses Glied mehr vorzutreten, und ein anderes mehr zurück zu weichen scheinen. Nehmlich was zurück weichen soll, bringt der Künstler der Mitte der schildförmigen Fläche, als welche in dem Abdrucke die größte Entfernung erhält, so nahe als möglich; und was vortreten soll, entfernt er von der Mitte, und bringt es auf die im Steine abfallenden und im Abdrucke aufsteigenden Theile der Fläche.

An einem Beyspiele läßt sich das am deutlichsten einsehen. Ich wähle eines aus dem Natter, wobey das Profil gezeichnet ist; die Jägerinn Diana, auf der ein und dreyßigsten Tafel. — Wie glücklich kömmt hier die concave Fläche der zurückweichenden linken, und der hervortretenden rechten Hand zu Statten! Die rechte Hand, durch die sich die Figur oben an dem Spieße heben will, ist mit ihrem Arme nur sehr flach geschnitten: gleichwohl tritt sie noch über das Gesicht hinaus. Wie könnte dieses aber möglich seyn, wenn sich die Fläche selbst, an der sie ruhet, nicht hervorbiegte? Wie tief hätte der Künstler arbeiten müssen, um sie so aus einem platten Steine herauszuhohlen? Weit tiefer, als es der Umfang der Hand erlaubet, die nicht frey stehen kann, und einen Träger (Support) haben müßte. Was für einen Träger aber hätte er ihr geben können? Wenn er nicht auch hier eben den Fehler hätte begehen wollen, den er mit dem linken Knie begangen, (welches so weit vortritt, ohne daß der Raum hinter der Beugung desselben weiter eine Stütze oder

Füllung hat, als in dem Abdrucke von dem Wachse von selbst zurückbleibt:) so hätte er ihr keinen andern geben können, als ihren eignen Arm, wonach aber nothwendig der ganze Arm weit mehr hätte verwendet, und folglich verkürzet werden müssen.

Und diese Verkürzung ist es, welche die schildförmige Fläche dem Künstler ersparte. Sie ersparte sie ihm aber nicht, weil sie geräumlicher als die platte Fläche ist, weil der völlige Arm auf ihm Raum hat, der auf der platten nicht Raum haben würde: deswegen gar nicht; das ist die schülerhafteste Idee, die man haben kann. Sondern sie erspart sie ihm dadurch, weil sie ihm die Wirkung des Vortretens gewähret, die er sonst nicht anders, als vermittelst einer gewaltsamen Verkürzung hätte erhalten können.

Das, und nur das kann Hr. Lippert meinen, wenn er sagt, „daß sich auf einem schildförmigen Steine die von dem Leibe abstehende Arme und Beine, ohne sie zu verkürzen, ohne sie merklich tiefer zu schneiden, geschickt herausbringen liessen.“ Ein Exempel mehr kann nichts verderben. Betrachten Sie den Faun auf der zwey und zwanzigsten Tafel beym Natter. Beide Arme desselben sind ohne alle Verkürzung; besonders scheinet der rechte dadurch, daß er nicht gegen uns zu verkürzt ist, so weit hinterwärts zu fallen, daß er in der Natur ohnmöglich so seyn könnte, ohne ganz aus dem Schulterknochen verrenkt zu seyn. Gleichwohl müßte sowohl seine Hand, als die Hand des linken Armes, wenn der Stein merklich schildförmiger wäre, als er vielleicht seyn mag, vorzutreten scheinen, ohne deswegen viel tiefer geschnitten oder auf den verkürzten Arm gestützt zu seyn, blos weil diese Hände in dem Abdrucke auf der concaven Fläche unserm Auge wirklich näher zu liegen kommen.

Auch Natter hatte diesen optischen Vortheil der convexen Steine, vor Lipperten, schon bemerkt. Lesen Sie nur nach, was er, bey der sechszehnten Tafel von den spitzen Ohren des Sirius, (*) und bey der siebzehnten von dem Schwanze des Löwen

(*) Cette convexité fert encore ici à relever d'avantage les extremités des oreilles, & à les rendre plus fines, de façon qu'elles paroissent s'avancer jusqu'à la hauteur des yeux.

sagt. (*) Aber Natter war zu vorsichtig, dieses sehr zufälligen Vortheils wegen, die convexen Steine überhaupt anzupreisen. Denn Herr Lippert mag auch noch so viel Beyspiele anbringen, wo die Convexität der Fläche eine gute Wirkung hat: so wird er doch selbst nicht in Abrede seyn, daß sich nicht noch weit mehrere anführen lassen, wo eben diese Convexität die Erscheinungen gerade falscher macht. Und gesteht er es nicht selbst, daß auch in den Fällen, wo die Convexität der Täuschung des Auges zuträglich ist, dennoch „der Verstand bey genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel gesetzt werde?"

Drey und vierzigster Brief.

Sollte nun das Büchelchen des Herrn Klotz ein Commentar über das Lippertsche Werk seyn: was hätte der Commentator hier thun müssen?

Er hätte müssen erinnern, daß Herr Lippert aus dem Vortheile der convexen Steine ein wenig zu viel mache; daß sie dieses Vortheils wegen nicht überhaupt empfohlen zu werden verdienten; daß diese Convexität eben so oft nachtheilig seyn könne; und daß es lediglich auf die zu schneidende Figur ankomme, ob der Künstler lieber einen platten oder einen convexen Stein zu wählen habe. Diese letzte Erinnerung hat auch schon Natter gegeben, (**) und dadurch den Vorzug der convexen Steine richtiger und genauer bestimmt, als man wohl sagen möchte, daß es von Hrn. Lipperten geschehen sey.

Anstatt dessen aber, was hat er gethan, der treffliche Commentator? dieser stolze Scribent, der sich zutrauen durfte, so-

(*) La queuë du Lion n'eſt pas profonde, mais il ſemble que ſon extrémité s'eleve presque perpendiculairement à ſa tete; ce qu'il auroit été impoſſible d'exprimer ſur une pierre plate.

(**) Meth. de gr. p. 45. Ce Mercure-ci n'auroit pas été propre à etre gravé dans une pierre fort convexe, parce que le corps & le bras auroient été trop enfoncés, avant que l'on eût pû placer la tete ſur la meme ligne, & l'on auroit été obligé de faire la draperie plus forte ou differente, & par conſequent le tout ſeroit devenu trop groſſier & peſant. Il paroit par-la que c'eſt ſur la Figure que l'on ſe propoſe de graver, qu'il faut ſe regler pour choiſir une ſurface ou plate où convexe; & cela depend du genie de l'artiſte.

Füllung hat, als in dem Abdrucke von [illegible] Künstler, zurückbleibt:) so hätte er ihr keinen and[illegible] [illegible]as hat er ihren eignen Arm, wonach aber neil[illegible] [illegible]e nur auf weit mehr hätte verwendet, und folg[illegible] [illegible]: gerade das

Und diese Verkürzung ist es, we[illegible] [illegible]es noch jenes dem Künstler ersparte. Sie ersp[illegible] [illegible]eiche Anmerkung sie geräumlicher als die platte [illegible] [illegible]er von noch weiauf ihm Raum hat, der auf [illegible] [illegible]eger ausgiebt: er hat würde: deswegen gar nic[illegible] [illegible]. Und das habe ich die man haben kann.

weil sie ihm die Wirkung[illegible] [illegible]Hrn. Klotz, „daß sich nicht anders, als verm[illegible] [illegible]eförmige Fläche von dem erhalten können. [illegible]ige Raum des Steines an-

Das, und [illegible] [illegible]orte des Hrn. Lippert. Wesagt, „daß sich [illegible] [illegible]er eben dieses einzige Wort, Leibe abstehende [illegible] [illegible]dem Seinen hinzufügt, beweiset sie merklich [illegible] [illegible]weil er von dem wahren Sinne Ein Exempel [illegible] [illegible]en, und wie sehr er sich überhaupt Faun auf [illegible] [illegible]gute Leute ausschreibt, das allergeArme de[illegible] [illegible]zuflicken.

der [illegible] [illegible]nehmlich, in seinem Werke selbst, verwei[illegible] [illegible]Vortheil der schildförmigen Steine zu spresse[illegible] [illegible]er sich, bey Nummer 139 des ersten se[illegible] [illegible]ständlicher darüber, als er in der Vorl[illegible] [illegible], außer dem dort angezeigten Nutzen, hier [illegible] [illegible]nöthigt, den Herr Klotz gar nicht mitzu[illegible] [illegible]. Ich will die ganze Stelle anführen, weil [illegible] [illegible]eine Anmerkung darüber zu machen habe.

[illegible] [illegible]redet Herr Lippert,(**) schon längst etwas [illegible] [illegible]Steinen sagen sollen, die sich zu unserer heu[illegible] [illegible]tigen nun nicht mehr schicken, da wir uns, [illegible] [illegible]den Alten gewöhnlichen Wachses, des Sie[illegible] [illegible]. Man kann eine gedoppelte Ursache angeben, [illegible] [illegible]Alten ein hoher und schildförmig geschliffener [illegible] [illegible]Endlich um die äußern Theile einer Figur,

des flachen Schnittes ungeachtet, dennoch ohne Verkürzung
Arme und Beine, womit sie sich ohnedies nicht gern ab-
schickt herauszubringen, ohne sich wegen des Raums
zu dürfen, wie es wohl hätte geschehen
„müssen, wenn der Stein wäre glatt geschliffen ge-
„wesen. Die zwote Ursache konnte diese seyn, weil, da das
„Wachs nicht so hart, als unser Siegellack, ist, das Bild
„leicht würde seyn gedrücket, und also verwischt worden; nach-
„dem es aber auf diese Art zu stehen kam, so verhinderte der
„nunmehr durch den Abdruck entstandene hohe Rand, daß es
„nicht so leicht geschehen konnte, und dieses sieht man bey den
„besten und ältesten Steinen."

Ich habe schon gesagt: wenn man einen Künstler lieset, der mit andern Werkzeugen umzugehen gewohnt ist, als mit der Feder, so muß man mehr darauf sehen, was er nach den Grundsätzen seiner Kunst sagen kann, als was er zu sagen scheinet. „Ohne sich wegen des Raums zwingen zu „dürfen, wie es wohl hätte geschehen müssen, wenn „der Stein wäre glatt geschliffen gewesen." Ich wünschte selbst das Wort Raum aus dieser Redensart weg. Doch wenn der um die Proprietät der Worte unbesorgte Künstler, (*) bey dem Worte Raum nicht eben einzig und allein an das Engere und Weitere gedacht; wenn er überhaupt die ganze äußere Conformation der Masse des Steines darunter verstanden hat: so hat es mit dem Sinne noch immer seine gute Richtigkeit. Er will sagen: auf einem schildförmigen Steine lassen sich die äussern Theile einer Figur geschickt, d. i. mit einem Anscheine des Hervortretens, der Näherung, herausbringen, ohne daß man deswegen nöthig hat, sie tiefer zu schneiden, oder gar die Arme oder Beine, an welchen diese äußere Theile sind, zu verkürzen, als zu welchem letztern der Raum eines platten Steines den Künstler würde gezwungen haben: nicht in so fern dieser Raum des platten Steines enger ist, und das unverkürzte Glied weniger Platz darauf hätte, als

(*) Wenn er es weniger wäre, würde er in eben dieser Stelle nicht auch glatt für platt gebraucht haben. Glatt kann auch ein schildförmiger Stein geschliffen seyn, aber nicht platt.

örmigen Fläche; sondern in so fern es dem plat-
t an Masse fehlet, wo das äußere Theil hervor-
ten d es also nicht anders zum Hervortreten zu brin-
kaß man es auf seinem verkürzten Gliede aus der
des ines heraushohlt. Ich beziehe mich nochmals auf
dia veym Natter. Die rechte Hand, dieser äußere Theil
unverkurzten Armes, konnte nur vermittelst der schildförmi-
Fläche des Steines bis über die Stirne herausgebracht
werden: hätte der Künstler in einen platten Stein gearbeitet,
so hätte er nothwendig den ganzen Arm verwenden, und so
verkürzen müssen, daß er die Hand auf dem verkürzten Arme
aus der Tiefe heraushohlen, und is über die Stirne brin-
gen können. —

Sind Sie noch zweifelhaft über das gedankenlose Ausschmie-
ren des Herrn Klotz? — Nun wohl; Herr Lippert lebt ja.
So sage es Herr Lippert selbst, wer von uns beiden, ich oder
Herr Klotz, ihn richtiger verstanden? Ob schon Herr Lippert
und Herr Klotz Freunde sind; ob ich Herr Lipperten schon nicht
kenne; ob ich ihn schon nie mit eckeln Lobsprüchen zu bestechen,
und mich an ihn anzuketten gesucht: dennoch berufe ich mich ge-
trost auf seinen Ausspruch. Der älteste und theuerste Freund
des Künstlers, ist ihm die Kunst. Er entscheide, wenn er es der
Mühe werth hält. Er sage es selbst, und alsdenn muß ich es
wohl glauben, daß er das Räumlichere für das halte, warum
die Alten die schildförmigen Steine den platten vorgezogen. Er
sage es selbst: — aber auf allen Fall erlaube er mir auch, ihn
um ein Paar Beyspiele zu ersuchen. Er sey so gut, und weise
mir die Gemmen uach, auf welche der Künstler wegen der
Convexität ihrer Fläche mehrere oder größere Gegenstände brin-
gen können, als ihm auf platte Steine von der nehmlichen
Peripherie zu bringen möglich gewesen wäre.

Vier und vierzigster Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich sonst über die in mei-
nem Vorigen angeführte Stelle des Hrn. Lippert zu machen habe.

Also einen doppelten Nutzen hatten die schildförmigen Steine?
Einmal den, den Herr Klotz so lächerlich mißverstanden? und

zweytens den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Convexität bey dem Abdrucke im Wachse zurückließ, die Figur gleichsam gesichert lag, und sich nicht so leicht drücken konnte? Aber nur diesen doppelten Nutzen hatten sie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten vergessen, der vielleicht der wesentlichste war. Wenigstens hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm auf seiner ersten Tafel ausdrücklich zwey Figuren gewidmet. Er besteht darinn, daß bey einem convexen Steine der Raum zwischen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines größer ist, als bey einem platten, und jenes folglich in den convexen Stein weiter eindringen und einen tiefern Schnitt verrichten kann, (*) als ihm in den platten zu verrichten möglich wäre, ohne den Stein schief zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringet, aber mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt sich denn auch behaupten, „daß die schildförmigen Steine zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen bequemer sind," als die platten: in so fern sie es nehmlich gewissen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als sie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß auch der Künstler seine Figur nach dieser Bequemlichkeit einrichten; er muß sie so wählen oder ordnen, daß sie ihr höchstes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er sie anders, bedürfen sie ihr höchstes Relief mehr gegen den Rand: so ist ihm die Convexität des Steines gerade mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt sich von der Vorzüglichkeit dieser oder jener Art Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beschaffenheit der Figur, die darauf kommen soll, ist bald diese bald jene zuträglicher, und eben so gut, als Herr Klotz behaupten können, daß die schildförmige Fläche zur Abwechslung in

(*) No. 9. Ceci repréſente une pierre à ſurface convexe, avec un Outil que l'on y applique, & c'eſt pour montrer l'avantage qu'il y a de travailler ces ſortes de pierres; car l'eſpace qui ſe trouve entre la pierre & l'Outil étant plus conſiderable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut penetrer plus avant, & faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyés le No. 10, ou le même Outil touche bien plûtot aux bords de la pierre plate.

dem mehr oder weniger Erhabnen bequem sey, eben so gut kann man auch behaupten, daß sie nicht minder bequem sey, eine Figur durchaus flach darauf zu schneiden, ohne daß darum alle Theile dieser Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu seyn scheinen. Ich will ein ganz einfältiges Exempel geben, welches beide Fälle erläutern kann. Man nehme an, es solle ein rundes bauchichtes Schild mitten auf einen sphärisch convexen Stein geschnitten werden. So wie man verlanget, daß sich dieses Schild auf diesem Steine zeigen soll, ob auch von seiner convexen oder von seiner concaven Seite: so wird auch der convexe Stein sich bald mehr, bald weniger dazu schicken. Soll das Schild seine convexe Seite zeigen, so ist klar, daß der Künstler aus dem convexen Steine den Umbo des Schildes so tief heraushohlen kann, als er nur will, ob schon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll das Schild hingegen seine concave Seite zeigen, so ist eben so klar, daß er das ganze Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach schneiden und doch mit aller Täuschung vollenden kann, indem der höchste Punkt des Steines im Abdrucke den tiefsten Punkt des concaven Schildes von selbst giebt. —

Das freyere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bey einem convexen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Salmasius, welches ich in meinem fünf und zwanzigsten Briefe berührte. (*) Weil auch Salmasius die Nachricht des Plinius, daß man sich ehedem enthalten, die Smaragde zu schneiden, nicht so recht wahrscheinlich fand: so glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müsse diese Nachricht nur von einer gewissen Art Smaragde verstanden werden. Da nehmlich vor den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis, gleich vorhergehet, iidem plerumque & concavi, ut visum colligant: so will er, daß jenes iis auf dieses concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieser sey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, sondern nur die concav geschliffenen zu schneiden verbothen gewesen. (**) Doch nicht zu gedenken, daß

(*) S. 78.

(**) In seiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob causam placuit ut non scalperentur (Smaragdi,) ne offensum decus, ima-

dem ils sonach Gewalt geschiehet, wenn man es auf das nächststehende Subject ziehet; auch ohne zu wiederholen, daß ich aus einer Parallelstelle des Plinius unwidersprechlich gezeigt habe, daß das streitige Verboth von den Smaragden überhaupt zu nehmen sey: will ich hier bloß auf dem Widerspruche, der in der Sache selbst liegt, bestehen. So bequem die convexen Steine zum Schneiden sind, so unbequem müssen nothwendig, aus der nehmlichen Ursache, die concaven dazu seyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steines bleiben, desto geschwinder nahen sie sich ihm an diesen, und der Künstler ist alle Augenblicke genöthiget, um das Anstoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu lassen. Endlich: sind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren,

ginum lacunis corrumperetur. Ich setze sie ganz her, aus Ursache, die sich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: Iidem plerumque & concavi, ut visum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis. Qui concavi sunt quod visum colligant, & colligendo magis aciem recreent & juvent, ideo tales non scalpi placere. At noster in universum smaragdos scalpi non solitos idcirco facit, ne offensum decus imaginum, scalpturæ cavis corrumperetur. Quasi ad hoc tantum expetiti fuerint smaragdi olim, ut imagines redderent, quod specula melius faciunt. Præterea, qui concavi sunt, imagines non recte reddunt, sed quorum planities extenta & resupina, ut idem Plinius ostendit. Hæc igitur ex æquo & a veritate & Plinii mente discedunt. Hier ist ein klares Exempel, daß Salmasius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus sagt: ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur, und so ließ Salmasius selbst den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwischen decus und imaginum erst nach imaginum stehe, und man lesen müsse: ne offensum decus imaginum, lacunis corrumperetur. Solinus wollte sagen, man habe die Smaragde darum nicht geschnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darinn gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmasius aber läßt ihn sagen, „damit die sich in ihnen spiegelnden Bilder der vorstehenden Objecte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden." Und mit welchem Rechte läßt er ihn das sagen? Wenn Solinus ja einen falschen Begriff von der Spieglung auf concaver Fläche gehabt: so verdient er den Tadel deswegen doch erst in dem Folgenden, wo er sagt, cum concavi sunt, inspectantium facies æmulantur, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geschliffenen insbesondere redet.

überhaupt zu reden, ungeschnitten gelassen? In was für concave Gemmen haben sie denn sonst zu schneiden, großes Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht sagen, daß es durchaus ganz und gar keine geschnittene Steine von concaver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bey dem Vettori gelesen, und ein Paar habe ich selbst vor mir, da ich dieses schreibe. Aber das kann ich sagen, daß sie äußerst selten sind, und allem Ansehen nach blos das Werk der Armuth oder des Eigensinnes gewesen. Folglich konnte die Besorgniß, daß man die theuerste Art eines so theuren Steines, als der Smaragd war, allzuhäufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht so groß seyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Gesetze hätte vorbauen müssen.

Fünf und vierzigster Brief.

Aber eben dieser Vettori hat in der nehmlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anders gefunden. Spuren des Vergrößrungsglases.

Denn da er selbst verschiedne alte geschnittene Steine von so ausserordentlicher Kleinheit besaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß sie geschnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterscheiden vermochte: (*) so meinte er, daß sich dergleichen Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu seyn, denken ließen. Manni hatte schon geurtheilet, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder so etwas ähnliches, nicht ganz absprechen könne; er hatte sich besonders auf die mit Wasser gefüllte gläserne Kugel, deren Seneca gedenkt, gestützet: und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden saget, iidem plerumque & concavi, ut visum colligant, diese Meinung noch mehr bestätigen zu kön-

(*) Differt. Glyptogr. p. 107. Exstant in Musco Victorio gemmæ aliquæ ita parvulæ, ut lenticulæ granum illis duplo majus sit; & tamen in iis vel semiexstantes figuræ, vel incisæ pariter spectantur: opere in area tam parvula sane admirando, quas oculo nudo, vix incisas esse judicaveris.

nen. Igitur, sagt er, si concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile visum colligere possent, sane non nisi arte optica illam cavitatem induissent, quam artem ideo perfecte sciviſſe præſumendum videtur. Et Neronis Smaragdum, quo ludos gladiatorios ſpectare conſueverat, pari argumento, concavum fuiſſe, licet arguere.

Aber Vettori muß wenig von der Wiſſenſchaft verſtanden haben, von der er glaubt, daß ſie die Alten ſo vollkommen ausgeübt. Sonſt hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner, und nicht größer erſcheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläſer den Augen verſchaffen, nur für kurzſichtige Augen iſt, für die ſie die Strahlen auf eine gemäßere Art brechen. Dieſe Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß ſie die Alten gekannt hätten, würde durch visum colligere gerade nicht ausgedrückt ſeyn: ſondern visum colligere würde ſich eher von der Brechung der Strahlen durch convexe Gläſer ſagen laſſen. Denn der Presbyte, der ſich convexer Gläſer bedienet, bedienet ſich ihrer nur deswegen, damit die Strahlen, welche in ſeinem Auge zu ſehr zerſtreut ſind, mehr gebrochen, und dadurch eher an dem gehörigen Orte zuſammengebracht werden, welches denn wohl visum colligere heiſſen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläſern ſeine Zuflucht nimmt, nimmt ſie nur deswegen dazu, weil die Strahlen, welche in ſeinem Auge zu früh zuſammen treffen, durch ſie erſt zerſtreuet und ſonach zu einer ſpätern Vereinigung an dem rechten Orte geſchickt gemacht werden, welches gerade das Gegentheil von jenem iſt, und ſchwerlich auch visum colligere heiſſen könnte.

Doch es iſt ausgemacht, daß die Alten von dieſem allen nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müſſen, nicht von gebrochenen, ſondern von zurückgeworfenen Strahlen verſtanden werden. Sie müſſen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erkläret werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflectirte Strahlen divergiren, die von einer concaven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das ſtärkere Licht von ſich ſtrahlen muß. Und dieſe Verſtärkung des Lichts, wie folglich auch der Farbe, iſt

es, was Plinius durch visum colligere meinet, und warum er sagt, daß man die Smaragde meistens concav geschliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweiset nichts. Nero kann den Fechterspielen durch einen Smaragd zugesehen haben, und gleichwohl brauchte dieser Smaragd weder concav noch convex geschliffen zu seyn. Denn Plinius sagt auch, daß man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein solcher platter Smaragd gewesen seyn, dessen sich Nero als eines Conservativglases, vornehmlich wegen der dem Auge so zuträglichen grünen Farbe, bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bey dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede seyn, daß dieses ihre natürlichste Erklärung ist. Iidem plerumque & concavi, ut visum colligant. Quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Quorum vero corpus extensum est, eadem, qua specula, ratione supini imagines rerum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat smaragdo. Wenn dieser Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Classen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, quorum corpus extensum est, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn sicherlich weder zu diesen, noch zu jenen, in so fern sie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wissen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dienet, kann eben daher unmöglich auch zum Durchsehen dienen.

Gesetzt aber, daß er wirklich eine sphärische Fläche gehabt hätte, dieser Smaragd des Nero; gesetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienste eines sphärischen Augenglases gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch gesehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wissen, wie oder warum, auch wohl gar sich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuschreiben sey; das alles, sage ich, gesetzt: so kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Vettori beweisen. Der Smaragd des Nero kann schlechterdings nicht concav, er muß convex geschliffen gewesen seyn: denn, mit einem Worte, Nero war ein Presbyte. Sveton

beschreibt ihn uns oculis cæsiis & hebetioribus, (*) und Plinius sagt noch ausdrücklicher: Neroni, nisi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes. (**)

Es würde mir schwerlich eingefallen seyn, einen so puren puten Antiquar, als Vettori, in solchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch itzt Herr Lippert in die Fußtapfen desselben getreten. Auch Herr Lippert glaubt, sich für die Vergrößerungsgläser der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrscheinlichkeiten, die im Grunde die nehmlichen sind, auf welche Vettori drang, nur daß er sie etwas richtiger entwickelt hat.

„Noch eine Anmerkung, schreibt er,(***) bey den so subtilen „Werken der alten Steinschneider, verdient hier einen Platz. „Dieses so Feine hat mehr denn ein scharf sehend Auge erfo„dert. Die Augen der Alten haben aber deswegen nicht schär„fer, als die unsrigen, gesehen. Es ist also zu vermuthen, daß „sie die Augen, so wie es unsere heutigen Künstler auch bey „dem schärfsten Gesichte thun, manchmal bewaffnet, und sich mit „Vergrößerungsgläsern und Brillen beholfen haben. Aber diese „verfertigen zu können, gehöret zur Dioptrik. Daß aber die „Dioptrik bey den Alten im Gange gewesen, finde ich nicht, „oder doch nur eine kleine Muthmaßung. Ich weis wohl, daß „Euclides, ohngefehr dreyhundert Jahr vor Christi Geburth, „die Matheſis und auch die Optik gelehret, und daß hernach „aus ihm Abazen und Vitellio ihre Grundsätze zur Optik ge„nommen; aber daß die Dioptrik besonders gelehrt worden, „habe ich nirgends finden können. So viel könnte seyn, daß „man sie zur Optik mitgerechnet, weil man den Namen „Anaclastica einer Wissenschaft beyleget, die zur Optik mitge„rechnet worden, welche es vermuthlich gewesen ist. Man hat „aber viel ältere rundgeschliffene Steine, als Euclides ist, und „die ein Alter von mehr als dreytausend Jahren zu erkennen „geben. Es wäre denn, daß man aus der Schrift, die man „auf den Steinen gar oft findet, und aus dem Charakter der

(*) Cap. 51.

(**) Libr. XI. sect. 54. Edit. Hard.

(***) Vorbericht S. XXXV.

„Buchstaben ihr Alter sicher angeben könnte; aber auch da fin„det man, daß sie das Alter des Euclides sehr weit übersteigen. „Indeß halte ich es für gar möglich, daß die Vergrößerungs„gläser sehr zeitig, und nur zufälliger Weise können erfunden „worden seyn. Ein einziger Tropfen Wasser, der von ungefehr „auf einen kleinen Körper gefallen war, konnte hierzu Gelegen„heit gegeben haben, ohne daß man dabey denken darf, daß „solche nach den Regeln der Dioptrik verfertiget worden. Denn „viele alte Steine sind ganz rund und schildförmig, wie die „Microscopia, geschliffen; auch brauchten die Alten öfters Cry„stall, oder andere eben so reine und durchsichtige Edelsteine, „besonders den Beryll. Es durfte nur ein Crystall von unge„fehr linsenförmig geschliffen worden seyn, so war das Vergrö„ßerungsglas entdeckt. Vom Nero weis man, daß er einen „geschliffenen Smaragd gebraucht, um dadurch die Zuschauer „wenn er aufs Theater kam, anzusehen." (*)

Das wird einem flüchtigen Leser annehmlich genug dünken. Urtheilen Sie aber aus folgenden Anmerkungen, wie weit es für den Untersucher Stich halten dürfte.

1. Aus dem Plinius habe ich erwiesen, daß Nero ein Presbyte war. Da er nun durch seinen Smaragd nach entfernten Gegenständen blickte, (Herr Lippert sagt, nach den Zuschauern des Spektakels; Plinius, nach dem Spektakel selbst) so geschah es nicht, um den Fehler seiner Augen dadurch zu verbessern; sondern blos, um sie weniger anzustrengen, um sie, während der Anstrengung selbst, durch das angenehme Grün des Steines zu stärken. Die Fläche desselben brauchte nicht convex zu seyn; denn er wollte nicht nahe Gegenstände so dadurch sehen, als ob die Strahlen derselben von entfernten kämen: und concav durfte sie nicht seyn; denn sonst wären ihm die entfernten Gegenstände, nach welchen er damit sahe, eben so undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern sie mußte platt seyn diese Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlassen, nach welcher sie einfielen. Als ein platter durchsichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den

(*) Baccius de Gemm. natura p. 49.

Brillengläsern nichts weiter gemein, als in so fern man auch die bloßen Conservativgläser Brillengläser nennen will, ob sie schon zur Schärfung des Gesichts nichts beytragen, von welcher gleichwohl die Rede ist. Ich finde, daß selbst Baccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verstanden hat. Smaragdus, schreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo, tanquam speculo, spectasse ajunt: & mea quidem sententia, ut ejus aspectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque crystallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert dürfte also den Baccius für seine Meinung eben so wenig anführen, als er ihn für das Factum selbst hätte anführen sollen. Nur hätte Baccius auch die Worte, tanquam speculo, weglassen müssen. Sie streiten mit dem Durchsehen schlechterdings; und auch Plinius, wie ich schon angemerkt, sagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von seinem Smaragde gemacht, der nehmliche gewesen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen gepflegt. Er erwähnet dieses doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Baccius erkannte, daß Nero durch seinen Smaragd gesehen: so hätte er nicht sagen müssen, daß dieses tanquam speculo geschehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero sich seines Smaragds tanquam speculo bedient habe: so mußte jenes wegfallen; denn er hatte sich den Stein, entweder als völlig undurchsichtig, oder wenigstens als auf der hintern Seite geblendet zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen seyn, ob die Alten ihre dioptrischen Kenntnisse zugleich mit der Optik oder besonders, ob unter diesem oder unter einem andern Namen, gelehrt hätten: wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch ist Herr Lippert auch darinn falsch berichtet, daß sie eine eigene Wissenschaft unter dem Namen der Anaklastik gehabt. Wenn ich nicht irre, so ist dieser Name noch neuer, als selbst der Name Dioptrik: wenigstens ist gewiß, daß noch zu den Zeiten des Proclus, im fünften Jahrhunderte n. Ch. Geb., keine eigene Wissenschaft weder unter diesem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die

Strahlen, wenn sie durch Mittel von verschiedner Dichte gehen, eine ἀνακλασιν (Brechung) leiden: aber nach welchen Gesetzen diese Brechung geschehe, davon wußten sie schlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieser Brechung überhaupt, so ungefehr einige wenige Erscheinungen der durch verschiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen: aber mit dem künstlichen Mittel des Glases hatten sie keine Versuche angestellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für sie, wie sich durch die verschiedne Fläche dieses künstlichen Mittels, die Brechung in unsere Gewalt bringen lasse.

3. Doch Herr Lippert giebt die theoretischen Kenntnisse der Alten hiervon endlich selbst auf, und meint nur, daß sie Vergrößerungsgläser könnten gehabt haben, auch ohne daß solche nach den Regeln der Dioptrik verfertiget worden. Das ist wahr: bediente man sich doch in den neuern Zeiten der Brillen schon an die dreyhundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie sie der Undeutlichkeit abhelfen. (*) Aber die bloße Möglichkeit beweiset nichts; auch selbst die Leichtigkeit, mit der diese Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, beweiset nichts. Die leichtesten Entdeckungen, müssen nicht eben die früheſten gewesen seyn. Im Grunde mochte diese Leichtigkeit auch wohl so groß nicht seyn, als sie Hr. Lippert macht. Die Steine, welche die Alten am häufigsten schnitten, waren wenig oder gar nicht durchsichtig; und wenn auch der reinste Krystall von ungefehr linsenförmig geschliffen gewesen wäre, so war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von ungefehr linsenförmig geschliffener Krystall wird auch nur ungefehr linsenförmig seyn, und also die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälschen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, also für besondern Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung so weit entfernt war, daß die Verfälschung aus der mindern Genauigkeit der sphärischen Fläche entstehe, und durch Berichtigung dieser jener abzuhelfen sey?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieser von ungefehr linsenförmig geschliffener Krystall? Weis man denn nicht, daß

(*) Kästners Lehrbegriff der Optik S. 366.

die Alten dem Vergrößerungsglase noch näher waren, als ein solcher Krystall sie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten? — Folgende Stelle in Smiths Optik hat mich daher ein wenig befremdet. (*) „Da die Alten die Wirkungen der Kugeln, zu „brennen, gekannt haben, so ist zu verwundern, daß wir bey „ihnen gar keine Spur finden, daß sie etwas von derselben „Vergrößerung gewußt. Sollten sie wohl niemals durch eine „Kugel gesehen haben? Herr de la Hire erklärt dieses. Die „Brennweite einer gläsern Kugel ist der vierte Theil des Durch„messers, von der nächsten Fläche gerechnet. Hätten die Alten „eine solche Kugel von 6 Zoll gehabt, und größer dürfen wir „es nicht annehmen, so müßte eine Sache, die sie deutlich hät„ten dadurch sehen sollen, $1\frac{1}{2}$ Zoll von ihr gestanden haben. „Natürlicher Weise haben sie dadurch nach entfernten Sachen „gesehen, die ihnen nur undeutlich erschienen sind. Weite Sa„chen deutlich zu sehen, erfordert entweder eine grössere Kugel, „als sich verfertigen läßt, oder Abschnitte von großen Kugeln, „die wir jetzo mit Vortheil gebrauchen. Die Alten wußten „vermuthlich nicht, das Glas zu schleifen, sie konnten es nur „in Kugeln blasen." Ich glaube nicht, daß diese Erklärung des de la Hire sehr befriedigend seyn könnte, Falls auch schon die Sache, die sie erklären soll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläserne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenständen sahen, mußten sie nicht nähern vorbey sehen? und wie leicht konnte sich nicht ein Gegenstand gerade in der Entfernung finden, den die Brennweite der Kugel erfoderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine solche Kugel niemals von ungefehr so gelegen hätte, niemals von ungefehr wäre so geführet und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenstand durch sie, von ungefehr, eben da erblickt hätte, wo sie ihn nach Maaßgebung ihres Diameters vergrößern kann. Es wäre unbegreiflich, sage ich: aber gut, daß wir diese Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Voraussetzung selbst ist falsch, und es finden sich allerdings Spuren, daß die Alten die Wirkung der gläsern Kugel, zu vergrößern,

(*) S. 381.

eben so wohl gekannt haben, als die, zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca: (*) Litteræ quamvis minutæ & obscuræ, per vitream pilam aqua plenam majores clarioresque cernuntur, dieses, meine ich, ist ja wohl mehr als Spur; und es ist nur Schade, daß es Smithen so wohl als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte schon Petrarch, ohne Zweifel in Rücksicht auf die Stelle des Seneca, dieses Mittel, das Gesicht zu verstärken, den Alten zugestanden: doch glaube ich, ist unter den neuern Schriftstellern Manni der erste, der in seinem Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erst 1738 herauskam, als De la Hire und Smith schon geschrieben hatten, sich ausdrücklich darauf bezogen. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß ungeachtet dieser Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Vergrößerungsglase nur so ein kleiner Schritt zu seyn scheinet, die Alten dennoch diesen kleinen Schritt nicht gethan. Daß sie das Glas nicht zu schleifen verstanden, möchte ich mit dem De la Hire nicht gern annehmen. Ich weis wohl, er meinet nicht das Schleifen überhaupt, sondern das Schleifen in Schalen von gewissen Zirkelbögen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt gewesen wäre: wie hätten sie nicht darauf fallen können, das Glas in dergleichen Schalen so fort zu gießen, und es hernach aus freyer Hand vollends fein zu schleifen? Ganz gewiß würden sie darauf gefallen seyn, wenn sie nur im geringsten vermuthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die sphärische Fläche ankomme. Und hier meine ich, zeigt sich der Aufschluß des ganzen Räthsels. Es währte nur darum noch so viele Jahrhunderte, ehe man von der mit Wasser gefüllten gläsernen Vergrößerungskugel auf die Vergrößerungsgläser überhaupt kam, weil man die Ursache der Vergrößerung nicht in der sphärischen Fläche des Glases, sondern in dem Wasser glaubte. Daß dieses der allgemein angenommene Gedanke der Alten gewesen, ist gewiß; und selbst die Worte, die vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorhergehen, bezeugen es: Omnia per aquam viden-

(*) Natural. quæst. lib. I. cap. 6.

tibus longe esse majora. Auch darf man gar nicht meinen, daß sie, besonders in diesem Falle, die Ursache der Vergrößerung dem Wasser zuschrieben, in so fern es in der hohlen sphärischen Kugel gleichfalls in eine sphärische Fläche zusammen gehalten wird. Nein; an die sphärische Fläche dachten sie ganz und gar nicht: sie dachten einzig an eine gewisse Schlüpfrigkeit des Wassers, vermöge welcher die ungewissen Blicke so abgleiteten, so — was weis ich, wie und was? Mit einem Worte: diese Schlüpfrigkeit war nicht viel anders als eine qualitas occulta, durch die sie die ganze Erscheinung mit eins erklärten. — Und so dünkt mich, ist es fast immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten sehen, die wir ihnen gleichwohl absprechen müssen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der schwerste ist, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorsicht ist, daß sich gewisse Einsichten nicht eher als zu gewissen Zeiten entwickeln sollen: sondern sie thaten ihn darum nicht, weil sie, so zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel standen, und irgend ein Vorurtheil sie verleitete, nach diesem Ziele auf einer ganzen falschen Seite zu sehen. Der Tag brach für sie an: aber sie suchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War sie nun einmal da, die gläserne Kugel des Seneca, durch welche man noch so kleine und unleserliche Buchstaben deutlicher und größer erblickte: warum hätte man sich ihrer nicht auch bey andern, wegen ihrer Kleinheit schwer zu unterscheidenden Gegenständen bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procoprodomus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Aerzten des Kayfers Emanuel Comnenus heißt:

Ἐρχονται, βλεπουσιν ἐυθυς, κρατουσι του σφυγμου του·
Θωρουσι και τα σκυβαλα μετα του ὑελιου —

„sie kommen, betrachten ihn starr, fühlen ihm an den Puls „und beschauen die Auswürfe mit dem Glase.“ Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter diesem Glase eine Brille, oder sonst ein Vergrößrungsglas zu verstehen: endlich aber hielt er es für wahrscheinlicher, daß blos ein Glas darunter verstanden werde, welches über das Gefäß, worinn die Auswürfe waren,

gelegt wurde, um den übeln Geruch abzuhalten. Molineux und Smith stimmen dieser Auslegung bey; und letzterer mit dem Zusatze, daß sonach die Stelle auch wohl nur blos von der Besichtigung des Harnes zu erklären sey. Ja Manni selbst sagt:(*) „dieß ist in der That auch der wahre Verstand; wie man eben „diese Gewohnheit noch heutiges Tages an einigen Orten fin„det: oder man müßte das Glas für eine Art von lente erklären; „wiewohl ich zweifle, daß die Alten dergleichen Gläser gehabt „haben." Aber wenn Manni hieran auch mehr, als gezweifelt hätte; wenn er völlig überzeugt gewesen wäre, daß die Alten dergleichen Gläser schlechterdings nicht gehabt: folgte denn deswegen nothwendig jenes? Die Alten hatten keine linsenförmig geschliffenen Vergrößerungsgläser: folglich war das Glas, wodurch die alten Aerzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Nase zu schützen, als den Augen zu helfen?" Ein Arzt, dächte ich, sollte so eckel nicht seyn, und wenn er aus der genauern Betrachtung des Kothes etwas lernen kann, sich lieber die Nase zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das μετα του ὑελιου sagt also wohl etwas mehr: und warum könnte denn auch nicht eben die gläserne Kugel des Seneca darunter verstanden werden, die Manni selbst so wohl kannte? Es befremdet mich, daß Manni auf diesen so natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen seyn, wenn er gewußt oder sich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhnlich gewesen, sich einer vollkommen ähnlich gläsernen Kugel zu einer verwandten Absicht zu bedienen. Invenio Medicos, sagt Plinius, (**) quæ sunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam crystallina pila adversis posita solis radiis. Hier ist dem Plinius diese Kugel von Krystall; an einem andern Orte ist es ebenfalls eine gläserne mit Wasser gefüllte Kugel. (***) Sie sey aber von Krystall oder von Glas, mit oder ohne Wasser gewesen: genug, daß die

(*) Nach der deutschen Uebersetzung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins. S. 9.

(**) Libr. XXXVII. Sect. 10.

(***) Libr. XXXVI. sect. 67. Addita aqua vitreæ pilæ sole adverso in tantum exsandescunt, ut vestes exurant.

nehmliche durchsichtige Kugel, welche brennet, nothwendig auch vergrössern muß, und daß es schwer zu begreifen ist, wie man sich ihrer lange zu der einen Absicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umstand nur, dürfte hierbey auffallen. Dieser nehmlich; wenn die Kugel, womit die Aerzte brannten, durch die sie folglich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Wasser gefüllt, sondern durch und durch Krystall war: so müßte ja wohl das falsche, die Alten nach meiner Meinung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläser entfernende Raisonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Bestandtheilen des Wassers, wegfallen; und was hinderte die Alten sodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius ist später, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläserne mit Wasser gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß sich beides auch durch dichte krystallene Kugeln thun lasse; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in diesem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmasius, (*) bey Gelegenheit einer andern Stelle des Plinius sagt: Vitrum pro crystallo accepit Plinius; το κρυσαλλοφανες ἀντι της κρυσαλλου. Die Kugel, von der er gelesen hatte, daß sie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Krystallglase, und nicht von wirklichem Krystalle; es war die nehmliche Kugel, die er an der andern Stelle beschreibt; also die nehmliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch ist es überhaupt den Schriftstellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucentes, es mochten Produkte der Natur oder der Kunst seyn, das reine Glas sowohl als die edlern farblosen Steine, crystalla zu nennen. Doch wozu nur so halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, ist diese: es sey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Krystall gewesen; wer sagt uns denn, daß sie dichte durch Krystall gewesen?

(*) Ad Solinum p. 1092. Edit. Parif.

Krystall läßt sich hohl drehen, und die Alten haben es hohl zu drehen verstanden. Was hinderte also, daß die wirklich krystallene Kugel, durch welche die Alten brannten und vergrößerten, nicht auch mit Wasser gefüllt gewesen? Nichts hinderte; vielmehr fand sich die nehmliche Ursache, warum sie die Kugel von Glas mit Wasser füllen zu müssen glaubten, vollkommen auch bey der Kugel von Krystall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Wasser, weil sie sich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Wassers, das Glas die erforderliche Erhitzung durch die Sonnenstrahlen nicht aushalten könne; daß es ohne Wasser springen müßte. Das sagt Plinius selbst ausdrücklich: Est autem coloris impatiens (vitrum,) ni præcedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreæ pilæ solo adverso in tantum excandescant, ut vestes exurant. Nun aber glaubten sie auch von dem wirklichen Krystalle, daß es die Hitze eben so wenig vertragen könne, und mußten es, vermöge der seltsamen Meinung, die sie von der Entstehung des Krystalles hatten, um so vielmehr glauben. (*) Folglich konnte gleiche Besorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorsicht veranlassen: füllten sie die gläserne Brennkugel mit Wasser, so mußten sie auch die krystallene damit füllen.

6. Und nun, dem Hrn. Lippert wieder näher zu treten: was ist es, was er eigentlich mit seiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläser der Alten betreffend, will? Warum trägt er sie vor? warum trägt er sie eben hier vor? Er trägt sie vor, ohne Zweifel, weil er sie für neu hielt, wenigstens den Grund für neu hielt, den er von den durchsichtigen bauchicht geschliffenen Steinen für sie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den so bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinschneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und besser zu machen sind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil sagen lassen, und ausserordentliche Künstler im Kleinen, deren ich mehr als einen kenne, haben mich alle versichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bey der Arbeit schlechterdings

(*) Plinius lib. XXXVII. sect. 9. Crystallum glaciem esse certum est —— ideo caloris impatiens non nisi frigido potui additur.

zu nichts dienen könne, da es Stein und Instrument und Hand, alles gleich sehr vergrößere. Es ist wahr, sie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn sie bestimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich wäre, nur deswegen kleine Kunstwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, sie durch das Glas vergrößert zu sehen: so sind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künstler braucht nur denen abzuhelfen, die ein gesundes unbewaffentes Auge zu unterscheiden vermag. Aber auch hierbey muß er die größere Schärfe seines Gesichts, so zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er sehen könnte, wie er es thut. Wenn also auch schon die alten Steinschneider, es sey die gläserne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchsichtigen sphärisch geschliffenen Stein, zu brauchen gewußt hätten: wozu hätten sie ihn eben brauchen müssen? Und nur daher begreif ich, wie jene gläserne Vergrößerungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt seyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bey so vielfältiger Erwähnung mikrotechnischer Werke, gedenket: da er im Gegentheil verschiedne Mittel, deren sich besonders die Steinschneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Gesichts zu erhalten und zu stärken, sorgfältig anmerkt. (*) Andere alte Schriftsteller gedenken noch andrer solcher Mittel, die man alle itziger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläser so allgemein geworden, ohnstreitig zu sehr vernachläßiget: so daß die Frage, ob der Sinn des Gesichts bey den Alten, oder bey den Neuern der schärfere? eine Unterscheidung erfodert. Wir sehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht unsere Augen schlechter seyn, als die Augen der Alten: die Alten sahen weniger, wie wir; aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht schärfer gewesen seyn, als unsere. — Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neuern hierauf hinauslaufen dürfte.

(*) Lib. XX. sect. 51. & lib. XXXVII. sect. 16.

Sechs und vierzigster Brief.

Ich habe mich bey der ersten Klotzischen Anmerkung über das Mechanische der Steinschneiderkunst etwas lange verweilet. Bey der zweyten werde ich um so viel kürzer seyn können. Sie lautet so: (*)

„Die natürlichen Adern und Flecken eines Steines, dienten „den Alten bey erhaben geschnittenen Werken oft zur Erreichung „ihres Endzwecks, die jedem Dinge eigenen Farben zu geben „und die schönste Mahlerey zuwege zu bringen. Sie wußten „hierdurch ihren Werken eine Lebhaftigkeit zu geben, die sich „der Natur näherte, und machten dem Mahler seinen Vorzug „zweifelhaft. Die Farben sind so gebraucht, daß die Farbe, „welche zu einer Sache angewandt worden, sich nicht auf eine „andere zugleich mit erstreckt, und alle Unordnung ist vermieden."

Welch schielendes Wortgepränge! welche abgeschmackte Uebertreibung von der etwanigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängstlichen Tändeley! Also war es, bey erhaben geschnittenen Werken, der Endzweck der Alten, „jedem Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?" Der Endzweck! kann man sich ungereimter ausdrücken? Und diesen Endzweck halfen ihnen die natürlichen Adern und Flecken des Steines erreichen? und so erreichen, daß die schönste Mahlerey daraus entstand? Die schönste Mahlerey! Eine Mahlerey, die dem Mahler seinen Vorzug zweifelhaft macht! Kann man kindischer hyperbolisiren? Gerade so würde ein spielendes Mädchen, das Kupferstiche ausschneidet, und sie mit bunten seidenen Fleckchen ausleget, dem Mahler seinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung sagen, als was bereits ein Gelehrter davon gesagt hat, welcher gleichfalls sein freymüthiges Urtheil über die Schrift des Hrn. Klotz fällen wollen, ohne sich vor dem Kothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe, sagt Hr. Raspe, (**) „viele geschnittene Steine dieser Art gesehen. Sie kommen mir „vor, als die Akrostícha und Chronodísticha in der Poesie.

(*) S. 53.

(**) Anmerkungen ꝛc. S. 31. (Cassel 1768. in 12.)

„Viel Zwang und etwas Farbe ist gemeiniglich ihr ganzes Ver„dienst.“ Auch Hr. Lippert erkennet diesen Zwang fast an allen so mahlerisch geschnittenen Steinen, die er seiner Daktyliothek dem ohngeachtet einverleiben wollen. Wozu also in einem Büchelchen so viel Aufhebens davon, das die Gemmen hauptsächlich zu Bildung des Kunstauges und des Geschmackes empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort gewesen seyn, die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken der Kunst zu warnen.

Setzen Sie noch hinzu, daß die besten unter diesen Afterwerken der Kunst, diejenigen, meine ich, welche die richtigste ungezwungenste Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug sind: ich will sagen, daß sie nicht aus Einem Steine bestehen, dessen Streife von verschiedener Farbe man so kunstreich genutzet, sondern daß es verschiedene Steine sind, die man so unmerklich auf einander zu setzen verstanden. Sardonyches, sagt Plinius, (*) e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch so fein seyn. — Aber doch ist auch so viel wahr, daß es einem Künstler weit anständiger ist, den Stoff, in den er arbeitet, seinen Gedanken, als seine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen.

Sieben und vierzigster Brief.

Es versteht sich, daß ich unter den Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreife.

Sie werden mich fragen: was ich eigentliche Cameen nenne? Solche erhaben geschnittene Steine, die allein diesen Namen führen sollten. Ich weis wohl, daß man itzt einen jeden erhaben geschnittenen Stein einen Camee nennet. Ich weis aber auch, daß dieses weder immer geschehen, noch itzt von uns geschehen müßte, wenn wir genuin und bestimmt sprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Camee nur ein solcher erhaben geschnittener Stein, welcher zwey Schichten von verschiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der

(*) Libr. XXXVII. sect. 75.

Grund derſelben geblieben. Dieſes bekräftiget für mich Boot: (*) Dum cruſta unius coloris ſcalpitur, ac alterius coloris pro ſtrato relinquitur, tum gemmarii Camehujam vel Cameum vocant, ſive Onyx, ſive Sardonyx ſit. Es iſt gleichviel, welche von den Schichten der Künſtler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunkelere: aber freylich, wenn ihm die Wahl frey ſtehet, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die Figur die natürlichſte oder ſchicklichſte iſt; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx ſchneiden ſoll, der eine gleich hohe weiſſe und ſchwarze Schichte hat, ſo wäre es wohl ſehr ungereimt, wenn er

(*) Libr. II. cap. 84. p. 234. Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Boot, weil ſein Werk, mit den Anmerkungen und Zuſätzen des Tollius und Laet, ohnſtreitig das vollſtändigſte und gewöhnlichſte Handbuch in dieſer Art von Kenntniſſen iſt. Denn ſonſt hätte ich eben ſo wohl andere, als z. E. den Cäſalpinus, citiren können, welcher libr. II. de Metallicis cap. 36. das nehmliche, faſt mit den nehmlichen Worten, ſagt: ſcalpunt gemmarii has (Onychas) vario modo. Si enim cruſta alba alteri nigræ ſuperpoſita ſit, aut ſecundum alios colores, ut rubens, albæ aut nigræ, aut e converſo, ſcalpunt in ſuperiori imaginem, ut inferior veluti ſtratum ſit, has vulgo Cameos vocant. Es iſt bekannt, daß Cäſalpinus einige Jahre früher als Boot ſchrieb; und aus ſolchen gleichlautenden Stellen hat daher Caylus den Boot zum Plagiarius des Cäſalpinus zu machen, kein Bedenken getragen. „Dieſer Schrift„ſteller, ſchreibt Caylus, (in ſeiner Abhandlung vom Obſidianiſchen Steine S. 34. deut. Ueb.) „hat oft ganze Stücke aus dem Texte des Cäſalpinus „abgeſchrieben, indem er nur einige Ausdrücke daran verändert, oder hinzu„geſetzt. Er iſt nicht zu entſchuldigen, daß er hiervon gar nichts gedenkt und „den Cäſalpinus unter der Zahl der Schriftſteller, deren er ſich bey Verfer„tigung ſeines Werks bediente, nicht einmal genennt hat.“ Dieſe Anklage iſt hart: aber Boot hat ein Verzeichniß ſo vieler andern Schriftſteller, die er gebraucht, ſeinem Werke vorgeſetzt; warum ſollte er nun eben den Cäſalpinus ausgelaſſen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl ſeyn, daß Boot mit ſeinem Buche, das 1609 zuerſt gedruckt ward, längſt fertig war, als das Buch des Cäſalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutſchland durch den Nürenberger Nachdruck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäſalpinus hätte nehmen können; was er nicht eben ſo gut ſchon in ältern Schriftſtellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäſalpinus, mehr als von ungefehr geſchehen könnte, zuſammen zu treffen ſcheinet, dürfen ſie beide nur eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl ſelbſt auf mich nehmen, bey den mehreſten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausſchreiber des Cäſalpinus halten können, dieſe beiden gemeinſchaftliche Quelle nachzuweiſen.

die weisse zum Kopfe und die schwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne seiner Kunst den geringsten Zwang anzuthun: und von diesem Mahlerischen des Steinschneiders, sehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bey dem itzigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhaben geschnittener Stein ein Camee heißen, ob schon die von einer Farbe so nicht heißen sollten. Aber das Wort Camee selbst? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne, und weis, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheinet, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabey in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht: man freuet sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

Aber jede Freude theilt sich auch gern mit: und so müssen Sie sich schon das Wort Camee von mir erklären lassen.

Wir neuern Deutsche haben Camee ohnstreitig gerade zu, von dem Italienischen Caméo entlehnt. Meine Untersuchung muß also auf dieses, oder auf das ihm entsprechende Französische Camayeu gehen. Nun lassen Sie uns vors erste den Menage(*) unter Camayeu nachschlagen, und die daselbst gesammelten Ableitungen erwägen. Gaffarel und Huet machen es ursprünglich zu einem hebräischen: Menage selbst aber, zu einem griechischen Worte.

Gaffarel sagt, Camayeux hießen in Frankreich figurirte Achate, und weil man wäßrichte oder gewässerte Achate habe, welche

(*) Dict. Etym. de la Langue Fr.

vollkommen wie Wasser aussähen, (*) so hätten die Juden, die seit langer Zeit in Frankreich gewohnet und in deren Händen der Steinhandel größten Theils gewesen, das Wort vielleicht von dem Hebräischen Chemaija gemacht; welches so viel heisse, als Himmlische Wasser, oder nach dem eigenen Ausdrucke dieser Sprache, sehr schöne Wasser. — Aber was sind wäßrichte oder gewässerte Achate? Was sind Achate, die vollkommen wie Wasser aussehen? Sind das Achate, die so klar sind als das reinste Wasser? Oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Wassers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur solche Achate, solche seltene Achate? Gab es denn nicht eben so viele, nicht unendlich mehrere, die mit dem Wasser durchaus nichts ähnliches hatten? Kaum daß ein so seichter Einfall eine ernstliche Widerlegung verdienet.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camayeu aus dem Hebräischen her: aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hänget, um dem Gifte oder andern Schädlichkeiten zu widerstehen; mit einem Worte, ein Amulet. Denn, sagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur geprägt ist, sehr große Tugenden bey. (**) Doch Huet hätte wissen sollen, daß Kamia nicht eigentlich ein Hebräisches, sondern ein Rabbinisches Wort ist; das ist, ein solches, welches die Juden selbst aus einer fremden Sprache entlehnet haben. Und so fragt sich: aus welcher? und was bedeutet dieses Wort in der Sprache, aus der sie es entlehnt haben?

Menage würde uns desfalls zu dem Griechischen verwiesen haben. Denn er sagt, Camayeu komme her von χαμαι tief, weil sie tief gegraben worden. (***) Aber wie? es sind ja gerade nicht die tief, sondern die erhaben geschnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennet.

Außer diesen Ableitungen, ist mir weiter keine bekannt, als

(*) A cause qu'on voit des Achates ondées, representant parfaitement de l'eau.

(**) Parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qui sont empreintes naturellement de quelques figures.

(***) A cause du creux ou ces pierres sont taillées.

die von καυμα, die Cerutus (*) (nach dem Camillus Leonardus glaub ich,) angiebt. Καυμα heißt Brand; und daher sey Camæ gemacht, weil diese Art Steine an sulphurischen und heissen Orten gefunden würden. Cerutus versteht die Onyxe darunter: aber woher beweiset er, daß die Onyxe nur an solchen Orten erzeuget würden? Und gesetzt, er bewiese es; wie hat man den Namen Camee, in diesem Verstande, gleichwohl nur den geschnittenen Onyxen beygelegt? Was hatten diese vor den ungeschnittenen Onyxen voraus, daß man sie allein nach ihrem Erzeugungsorte benennte?

Noch kahler werden Ihnen alle diese Grillen, gegen die wahre Abstammung gestellet, erscheinen. Ich will Ihnen sagen, wie ich auf diese gekommen bin. Die mineralogischen Schriftsteller des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wissen von selbst, daß die frühesten und besten derselben fast lauter Deutsche waren. Bey ihnen fand ich nehmlich, das Italienische Cameo, das Französische Camayeu, das Lateinische Camehuja, wie es Boot nennt, (**) bald Gemohuidas, bald Gammenhü, bald Gemmahuja, auch wohl gar getrennet, als zwey Worte, Gemma huja geschrieben. (***) Was ich daraus aber schließen mußte, ist klar: folglich sind die ersten Syllben von Camayeu oder Cameo, das lateinische Gemma; und die ganze Schwierigkeit ist nur noch, was die letzten Syllben in Camehuja oder Gemmahuja bedeuten sollen.

(*) Mus. Calceolar. Sect. III. p. 212. Camæ a nonnullis vocantur, sumpta denominatione a voce græca καυμα, quod est idem quod incendium: dicunt namque in locis sulphureis & calidis inveniri.

(**) Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Diese kannten das Wort Camehuja zuverläßig nicht; welches ich wider den Hrn. Cronstedt erinnere. S. dessen Versuch einer neuen Mineralogie, deut. Uebers. Seite 61.

(***) Gemohuidas schreibet es Erasmus Stella, dessen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerst gedruckt worden, Brückmann 1736 wieder auflegen lassen. Parte III. cap. 5. Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quæ ad imagines in eis scalpendas aptæ sunt; harum quanquam multæ numero sunt, Peantides tamen, quæ & Gemohuidas nuncupatur, quo nomine prægnantes ac plenæ significantur, sese principem offert, quod usu vulgatior est, dicitur mederi parturientibus & etiam parere.

Gammenhü schreibt es Conrad Gesner: (de Figuris lapidum p. 98.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführet, dürfte man fast auf die Vermuthung kommen, daß huja so viel als das Deutsche hoch, aufgeschwollen, trächtig, heissen solle. Doch wer würde sich einen solchen lateinischdeutschen Hybrida, den Franzosen und Italiener von uns angenommen hätten, leicht einreden lassen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: so mache ich es kurz, und sage Ihnen, daß huja so viel ist, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zusammengezogene und verstümmelte Gemma onychia. Aus Gemma onychia ward Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: so wie wiederum aus Gemmahuja, Gammenhü, Cameo; ja allem Ansehen nach, auch das Rabbinische Kamia.

Ich halte dafür, diese Ableitung ist an sich so einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach andern Beweisgründen umzusehen. Der vornehmste indeß würde dieser seyn: daß, vom Cäsalpinus an, es durchgängig von allen mineralogischen Schriftstellern angenommen wird, daß der Camehuja oder Cameo nicht eine besondere Art Steines, sondern nur ein besonderer Name eines unter einem andern Namen bekanntern Steines sey; nehmlich des Onyx. Onyx, oder Onickel, oder Niccolo, sagen sie alle, heißt dieser Stein, wenn er nur geschliffen, oder so ist, wie er von Natur ist: Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geschnitten ist, und zwar so geschnitten, daß Figur und Grund von verschiedener Farbe sind. (*) Ist nun aber

Tiguri 1565.) Gemmarii vero seu scalptores gemmarum gemmas minus duras ad hoc diligunt: ut quas Germani vulgo à leni mollitie puto, Speckstein appellant, & Gammenhü.

Gemmahuia schreibt es Joh. Kentmann: Nomenclatura rerum fossilium p. 32.

Gemma huja schreibt es Agricola: (beym Gesner l. c.) Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant gemmam hujam) limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. Ejus pars potissimum candida latior, & Sarda nostris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas scalpturas.

(*) Cæsalpinus de Metallicis lib. II. cap. 122. Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum solum perpoliti sunt: exsculptos autem, ut substratum alterius coloris sit, Cameos.

jeder Cameo ein Onyx; bezeichnen beide Namen den nehmlichen Stein: warum sollen die Namen selbst nicht auch ursprünglich die nehmlichen Worte seyn, wenn sie es so leicht und natürlich seyn können, als ich gezeigt habe?

Vor dem Cäsalpinus, wurde der Camehuja bald für diesen, bald für jenen Stein ausgegeben; auch wohl zu einem eigenen besondern Steine gemacht. Würde dieses aber wohl geschehen seyn, wenn man sich um die Abstammung des Worts bekümmert hätte? Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennet.

Zu einem besondern Steine machte den Camehuja, Kentmann. (*) Auch wohl, vor diesem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus Kamam nennt, kann wohl nichts anders als der Cameo, die gemma onychia seyn, wie aus den Kennzeichen, die er selbst angiebt, erhellet. (**) Aus dem Leonardus hat Boot diesen Kamam in sein Verzeichniß unbekannter Edelsteine übergetragen; und nun wissen Sie doch ungefehr, was Sie von dem Kaman, wie ihn Boot daselbst schreibt, denken müssen. Sie glauben kaum, wie sehr ich in diesem Verzeichnisse mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

Hingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Onyx, machten den Gemmahuja, Stella und Agricola. Und zwar Stella

(*) Nomencl. Rer. foss. l. c.

(**) Kamam seu Kakamam, est albus variis coloribus distinctus, & a Kaumate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis sulphureis, ac calidis; & frequentissime onixæ (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla est, sed virtutem ex sculpturis seu imaginibus, quæ in ipso sculptæ sunt, accipit. (De Lapid. lib. II. p. 89. Edit. Hamb.) Diese Stelle hatte ich im Sinne, als ich oben sagte, daß es wohl Leonardus seyn möchte, aus dem Cerutus die Etymologie von Cameo genommen. Wenigstens zeiget diese nehmliche Etymologie, und die nehmliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des Cerutus und der Kamam des Leonardus, nur ein und eben derselbe Stein seyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmahle des Leonardus; daß der Kamam an dem Onyx öfters anwachse, und daß er seine ganze Kraft von den darauf geschnittenen Figuren erhalte; welches alles den Cameo verräth.

zur Päantis der Alten. Ich habe kurz vorher geſagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, Peantides, quæ & Gemohuidas nuncupatur, quo nomine prægnantes ac plenæ ſignificantur, wohl verführen könnten; nehmlich in den letzten Syllben von Gemmahuja, unſer deutſches hoch zu finden. Aber hier kann ich Ihnen nun genauer ſagen, was Stella eigentlich will. Er fand in ſeinem Plinius: Pæantides, quas quidam Gemonidas vocant, prægnantes fieri & parere dicuntur mederique parturientibus. Dieſes Gemonidas fiel ihm auf; es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja ſo viel ähnliches, daß er glaubte, beide könnten auch nur das nehmliche Ding bezeichnen; er formte alſo ſein Gemohuidas vollends darnach, und ſo ward der Gemmahuja zur Päantis, zu dem Steine, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebährerinnen heilſam ſey, weil er ſelbſt ſeines gleichen gebähre. Aber Harduin verſichert, daß er in allen ſeinen Handſchriften des Plinius, anſtatt Gemonidas, Gæanidas gefunden: und nun denke man, wie viel auf eine ſo zweifelhafte Lesart zu bauen. Hätte Stella in ſeinem Plinius auch Gæanidas geleſen, ſo wäre ſicherlich der Gemmahuja nie zur Päantis geworden. (*)

Auch mißbilligte ſchon Agricola dieſe Meinung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckſtein ausgab. (**) Doch das iſt wider allen Augenſchein; unter hundert alten geſchnittenen Steinen, ſowohl erhabnen als tiefen, wird man nicht einen ſo thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine ſchon gut zu ſchneiden ſind, ſo waren ſie doch den Alten deſto untauglicher

(*) Indeß läßt ſich freylich von Gæanidas eben ſo wenig Rechenſchaft geben, als von Gemonidas, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von γενναω oder von γυνη abgeleitetes Wort dürfte geſchrieben haben. Vielleicht γυναικιζοντας, welches ſodann Marbodus ausgedrückt hätte, wenn er von der Päantis, oder wie er das Wort ſchreibet, Peanites, ſagt:

Feminei ſexus referens imitando labores.

(**) (Apud Geſnerum l. c.) Lapidis, quem, quia ejus color candidus pinguior videtur eſſe, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant Gemmam hujam) limes albus diſtinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, easdem veterum Pæantides non recte facit.

zum Abdrucke: es wäre denn — Aber von dieser Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den Neuern kenne ich nur den Hrn. D. Vogel, von dem man sagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahuja zum Speckſteine mache: (*) wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verſtändniſſe derjenigen ſeiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verſchiedenen Namen des Speckſteins, auch den Namen Gemmahuja ſetzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflöſung des Camehuja in Gemma onychia machen könnte. Man dürfte ſagen: warum ſollten die Alten mit zwey Worten ausgedrückt haben, was ſie mit zwey Syllben ſagen konnten? warum gemma onychia, da ſie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bey den Alten nicht allein der Name eines Edelſteines, ſondern auch einer Marmorart war; ja ſogar der Edelſtein dieſen ſeinen Namen von dem Marmor bekommen hatte. (**) Zum Unterſchiede alſo, und wenn ein großer Theil

(*) Pract. Mineralſyſtem S. 100.

(**) (Plinius Libr. XXXVII. ſect. 24.) Exponendâ eſt & Onychis ipſius natura, propter nominis ſocietatem: hoc in gemmam tranſilit ex lapide Carmaniæ. An der andern Stelle, wo Plinius des Marmors dieſes Namens gedenkt, (Lib. XXXVI. ſect 6.) ſtehet anſtatt Carmania, welches eine Provinz in Perſien war, Germania. Aber Salmaſius hat ſchon angemerkt, (ad Solinum p. 558.) daß dieſes ein bloßer Schreibfehler ſey, und Harduin hätte daher nur immer Carmania, anſtatt Germania, dort in den Text nehmen ſollen. Er hat dieſe Ehre wohl ſtreitigern Lesarten erwieſen. Indeß giebt mir das, was er daſelbſt in der Note hinzuſetzt, Gelegenheit zu einer andern Anmerkung. Cave porro, ſchreibt Harduin, onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam noſtri vocant Caſſidoine, ut pleriſque viſum. Ich frage, was iſt das für ein Wort, Caſſidoine, und wie kömmt der Onyx dazu, von den Franzoſen ſo genannt zu werden? Beym Richelet wird Caſſidoine durch Murrha erklärt und hinzugeſetzt: Manière de pierre précieuſe, embellie de veines, de diverſes couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort ſelbſt herkomme; und davon findet ſich nichts. Ich will es kurz machen: Caſſidoine iſt nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwiſſenheit fortgepflanzet, und nun faſt gültig gemacht hat. Es ſoll Calcedoine heiſſen: Quæ hodie Chalcedonia audit, & corrupte Caſſedonia, ſagt Laet. Denn

des Werths von diesem Unterschiede abhieng, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina sagen.

Und nun noch ein Paar Anmerkungen, die ungefehr eben so wichtig sind, als der ganze Brast, mit dem ich diesen Brief vollgepfropfet habe.

Wenn ein Cameo, oder Camayeu, nur ein solcher erhaben geschnittener Stein geheissen hat und eigentlich heissen sollte, dessen Grundlage von einer andern Farbe ist, als die darauf geschnittene Figur; der also zuverläßig ein Onyx seyn wird, weil unter den Edelsteinen nur die Onyxe dergleichen reguläre Lagen von verschiedener Farbe haben: so wird man leicht daraus errathen können, von welcher Beschaffenheit diejenigen Gemählde seyn müssen, welche die Franzosen gleichfalls Camayeux nennen, und einsehen, warum dergleichen Gemählden dieser Name beygelegt worden. Nicht weil sie das Basrelief nachahmen, heissen sie Camayeux; wie sich Pernety (*) und andere einbilden: denn ich wüßte nicht was χαμαι, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern sie heissen so, weil sie ganz aus Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemahlet sind, und hierinn die geschnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzusetzen, daß das Erhabene so wenig das Wesentliche des Cameo ausmacht, daß auch sogar tief geschnit-

der milchfarbene trübe Achat, den wir itzt Chalcedon nennen, hieß in spätern Zeiten weisser Onyx. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon gekommen, ist schwer zu sagen; da er mit allen den Steinen, welche bey den Alten von Karchedon, oder Kalchedon, ihren Beynamen haben, nicht das geringste ähnliches hat. So viel weiß ich nur, daß er diesen Namen nach den Zeiten des Marbodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus ist weder unser Chalcedon, noch sonst ein onyxartiger Stein, sondern der kalchedonische Smaragd des Plinius, vermengt mit eben desselben smaragdartigem Jaspis, Grammatias oder Polygrammos genannt, wie aus dem Zusatze, daß er den Rednern und Sachwaltern dienlich sey, erhellet. Weder die Ausleger des Marbodus, noch Salmasius, der den Chalcedon des Marbodus blos für des Plinius turbida Jaspis, quam Calchedon mittebat, hielt, haben dieses gehörig bemerkt.

(*) Dict. de Peint. Ce mot ne devroit servir que pour les bas-reliefs, puisqu'il tire son nom du mot grec χαμαι, qui signifie bas, à terre. Mariette, und aus ihm Richelet, nebst andern Wörterbüchern, sagen eben das.

tene Steine (Onyxe versteht sich) Cameen heissen können und heissen sollten, sobald sie durch die obere einfarbige Schichte bis auf die untere Schichte von einer andern Farbe geschnitten worden, und also die Area von dieser, und das Bild von jener Farbe erscheinen. Es ist noch nicht so gar lange her, daß die Franzosen selbst das Wort Camayeu eben so wohl von tiefer, als von erhabner Arbeit brauchten. Les Jouaillers & les Lapidaires, schrieb Felibien in seinem Dictionaire des Arts, nomment Camayeux les Onyces, Sardoines & autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur die Worte & autres pierres taillées hätte er sollen weglassen. Denn höchstens können nur die Sardonyxe noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Onyxe begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig sind.

Vielleicht auch ist dieser ältere und weitere Gebrauch des Französischen Camayeu die Ursache, warum die neuern Schriftsteller dieser Nation, wenn sie erhaben geschnittene Steine durch ein Kunstwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als camayeu sagen. Wir Deutsche wenigstens wollen, zu dieser Absicht, nur immer das fremde und neue Camee lieber fortbrauchen, als das alte Gemmenhü erneuern. Es wäre denn, daß wir es ganz in seinem lautersten Verstande erneuern, und nicht alle und jede erhaben geschnittene Steine, auch nicht nur allein erhaben, sondern auch tief geschnittene Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe als die obere Fläche zeiget, damit belegen wollten. Wenn wir sodann diesen genuinen Begriff wiederum damit verbinden lernten, so sehe ich nicht, warum wir nicht, eben so gut als die Franzosen, auch die einfarbigen Gemählde auf einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhüe, oder Gemählde auf Gemmenhüart, nennen könnten.

Acht und vierzigster Brief.

Noch finde ich bey den Exempeln, welche Herr Klotz zur Erläuterung seiner zweyten Anmerkung über das Mechanische der Kunst beybringet, einiges zu erinnern, welches ich freylich übergehen müßte, wenn mir nur um Herr Klotzen zu thun wäre. Ich will es also nur gegen seine Währmänner erinnert haben,

und Herr Klotz hat sich von dem Tadel mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachschreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann, sind seine Worte, gedenkt eines Sar„donych, welcher aus vier Lagen, einer über der andern, besteht, „und auf welchen der vierspännige Wagen der Aurora erhaben „geschnitten ist.“ Erst, mit Erlaubniß des Herrn Klotz: Winkelmann gedenkt keines Sardonych, sondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyche sagen darf, das weis ich: aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych sagen könne, das ist mir zu hoch. Vielleicht zwar ist einem lateinischen Gelehrten, der sich herabläßt, deutsch zu schreiben, ein solcher Schnitzer allein erlaubt. Und so habe er denn seine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er sie nennen will, für sich! Was ich eigentlich hier anmerken will, ist gegen Winkelmann. Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er selbst sagt, daß er vier Lagen von vier verschiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß schlechterdings nur drey Lagen von drey Farben zeigen; (*) zwey, die er als Onyx haben muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Carneol gleichet, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Isidorus, Marbodus nennen diese drey Farben, schwarz, weiß, roth. Aber die erste ist so unveränderlich nicht; denn sie kann eben so wohl grau oder braun, als schwarz seyn. Nur die zweyte und dritte sind unumgänglich; denn ohne die zweyte könnte er kein Onyx, und ohne die dritte kein Sardonyx heissen. (**)

(*) (Plinius Lib. XXXVII. sect. 75.) Sardonyches e ternis glutinantur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis. Vor dem Harduin las man zwar in dieser Stelle anstatt e ternis, e cerauniis, und diese alte Lesart hat auch der deutsche Uebersetzer beybehalten, bey dem es sonderbar genug klingt, „aus Donnerkeilen zusammen gekittet.“ Doch Harduins Verbesserung ist unwidersprechlich, wie man bey ihm selbst nachsehen mag. Außer dem Isidorus hätte er auch noch den Marbodus für sich anführen können, der eben so ausdrücklich von dem Sardonyx sagt:

Tres capit ex binis unus lapis iste colores;
Albus & hinc niger est, rubeus supereminet albo.

(**) Salmasius will zwar, (ad Solinum p. 563.) daß die Arabischen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt: allein in der Stelle des Pli-

Nun aber ist unter den vier Farben des von Winkelmann sogenannten Sardonyx, die dritte gerade nicht; und das ist sonach der zweyte Grund, warum ihm dieser Name abzusprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winkelmann schlechtweg Onyx, höchstens einen vielstreifigen Onyx nennen sollen. Denn ob man dem Onyx schon nur zwey Schichten von zwey Farben beylegt; so ist dieses doch nur von dem Onyx, wie er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächset, zu verstehen. Ich will sagen: da diese zweyfarbichte Schichten wechselsweise parallel laufen, so kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verschiedenen Schattirungen, wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber eine solche Dicke zu Ring- und Siegelsteinen eben nicht die bequemste ist: so wird er freylich aus der Hand des Steinschleifers selten anders als mit zwey Schichten kommen. Nur wenn diese Schichten dünne genug sind, oder das Kunstwerk, zu welchem er bestimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie gesagt, jede der zwey Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verschiedenen Schattirungen haben können. Und das ist hier der Fall. Die vier Lagen des Winkelmannischen Steines sind in ihrer Folge, schwarzbraun, braungelb, weiß und aschgrau. Alle diese Farben und Schichten kommen ihm als Onyx zu; und besonders, sieht man wohl, sind die zwey ersten nichts als Verlauf der nehmlichen Schichte ins Hellere: so wie die vierte, die aschgraue, (wenn sie ihm anders hier nicht aufgesetzt ist,) nichts als allmälige Verdunkelung der weissen Schichte in die natürlicher Weise wiederum angrenzende schwarzbraune oder braungelbe, seyn dürfte. Freylich ist die rothe Farbe, die den Sardonyx zum Onyx macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen; denn beide sind, ihren Bestandtheilen nach, auch vollkommen der nehmliche Stein: aber wenn denn nun einmal

nius, worinn er das finden will, finde ich es nicht. Eben so wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx solle so viel heissen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als sey dieses von einigen geglaubt worden. Denn Plinius sagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda.

für dieſe Variation ein beſonderer Name beſtimmt iſt, warum will man ihn einer andern beylegen? —

Ein zweytes Exempel nimmt Hr. Klotz aus der Daktyliothek des Zanetti. „In der Zanettiſchen Sammlung, ſagt er, wird „ein Tiger aus dem orientaliſchen Steine, Maco, bewundert, „wo ſich der Künſtler der Flecken des Steines bedient hat, um „die Flecken des Tigers auszudrücken.“ Maco? Wer hat jemals von einem ſolchen Steine gehört? Da wird ſich ganz gewiß wieder der Setzer verſetzt, oder der Schreiber verſchrieben haben. So iſt es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieſer Daktyliothek ſind, ſagt: exſculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco. Moco alſo; nicht Maco: und nun errathe ich es ungefehr, daß Gori einen Mokhaſtein meinet; einen Stein, den itzt faſt jeder kleine Galanteriekrämer kennet, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn, — ich will nicht ſagen, Herr Klotz; wer wird von dem das anders erwarten? — ſondern Gori ſelbſt nicht gekannt haben. Denn ſonſt hätte er ihn uns gewiß bey ſeinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition iſt, und nicht blos bey dieſem ſo viel als nichts ſagenden Juweliernamen genannt. Der Mokhaſtein iſt ein Dendrachat, und hat in den neuern Zeiten dieſen Namen bekommen, nicht weil er eben um Mokha gefunden, ſondern aus andern öſtlichen Ländern nach dieſem Hafen gebracht, und von da in Menge nach Europa geführet wird. (*)

Neun und vierzigſter Brief.

Gori zeigt ſich überhaupt, in ſeiner Daktyliothek des Zanetti, nicht eben als einen beſondern Steinkenner. Er ſchrieb den Namen hin, wie er ihn hörte; unbekümmert, ob ſeine Leſer etwas dabey würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters ſelbſt nichts dabey denken.

(*) Hill, in ſeinen Anmerkungen über den Theophraſt S. 86. Agates, with the Reſemblance of Trees and Shrubs on them, they call'd, for that Reaſon, Dendrachates. Theſe are what our Jewellers at this Time call Mochoſtones, but improperly; for they are not the Product of that Kingdom, but are only uſed to be brought from other Countries and ſhipp'd there for the Uſe of our Marchants.

Sie erinnern sich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigsten Briefe, wegen der Prasma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer solchen Prasma fand er den Stein sehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte:(*) und wie sagt er, daß man diesen Stein nenne? Quem Igiadam adpellant: oder mit den Worten seines Uebersetzers, Igiada molto bella, che al Prasma di Smeraldo assai si avvicina. Sie sollen zwanzig Naturalisten aufschlagen, ehe Sie dieser Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verstümmelte spanische Name eines sehr bekannten Steines ist? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenstein, den sie häufig aus ihren amerikanischen Provinzen bringen. (**) Dieser hat auch wirklich die Farbe eines Prasius oder Präsem; aber bey weiten nicht dessen Härte, und kann folglich auch dessen Politur nicht haben. Dazu ist der Name Igiada bey dem Gori um so viel unschicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt seyn könnte.

Sollte ein Gelehrter dem unwissenden Pöbel die Worte so aus dem Munde nehmen, wenn es nur an ihm liegt, sich von dem nehmlichen Dinge ohne sie, eben so richtig als allgemein verständlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforscher sprechen? Gleichwohl ist es in den spätern Zeiten fast immer geschehen; und nur dadurch sind in diesem Theile der Naturgeschichte der Dunkelheiten und Verwirrungen so viel geworden, die sich nothwendig auch je länger je mehr häufen müssen, wenn sich ein jeder nach eignem Gutdünken, oder mit dem ersten dem besten Worte, das er gehört, darinn ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zwey hundert Jahren, eiferte wider diese Unart: aber was half es? Seine Worte sind der Beyspiele wegen merkwürdig. Se non parum admirari, schreibt er,(***) viros alioquin doctos, in his rebus, quæ natura tanta ornasset pulchritudine,

(*) Tab. IX. p. 17.

(**) Laet Libr. I. cap. 23.

(***) Præf. Interpret. Gem.

barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut scil. Carbunculos Rubinos, Lychnites Amandinos, Sandaresios Granatos, Chrysolithos Citrinos, dicerent & pleraſque alias ineptiſſimis vocabulis appellarent, quæ tamen elegantiſſimis nominibus apud ſcriptores, tum Græcos, tum Latinos celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig iſt, wird man die übrigen neugeprägten Namen, von nachherigen Schriftſtellern auf ganz andere alte zurückgeführet finden. Sie mögen darinn auch leicht eben ſo viel Recht haben, als Stella: nur wegen des Amandins möchte ich es lieber mit dieſem halten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus iſt bey dem Plinius ein und eben derſelbe Stein; einmal nach einer ihm beſonders zukommenden Eigenſchaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, ſo genannt. Denn beide ſind dem Plinius aus dem genere ardentium, beide ſind ihm nigriores oder remiſſiores carbunculi, und von beiden ſagt er, daß ſie in Orthoſia caute oder circa Orthoſiam gefunden würden. Wenn alſo Stella den Amandin der Neuern zu der Lychnis der Alten macht: ſo macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das iſt, zu einem dunkelrothen Rubin. Cäſalpinus hingegen, Boot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger, machen den Amandin zum Troezenius des Plinius, das iſt, zu einem Rubin mit weiſſen Flecken. Doch unterſcheiden eben dieſe den Amandin von dem Almandin, welchen letztern ſie für den carbunculum alabandicum ausgeben, ob ſchon ohne im geringſten zu vermuthen, daß dieſer und die Lychnis ein und eben derſelbe Stein ſey. Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde ſie den Almandin und Amandin zu zwey verſchiedenen Steinen machen: beide Namen ſcheinen nur Ein Wort, beide nichts als das verſtümmelte Alabandicus zu ſeyn. Dazu kömmt eben dieſes Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahr früher geſchrieben als ſie alle, und dem zu Folge eben darum der Amandin kein weiß geſprengter Rubin ſeyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten des Carbunculus herrechnet, nur des Amandin, und kei-

nes Almandin. (*) Kurz, die Wesen sind hier ohne Noth vermehret worden; und mich wundert nur, daß selbst Hill sich diesen chimärischen Unterschied noch gefallen lassen. (**)

Ich erinnere mich hier, noch über einen andern seltsamen Namen eines Edelsteines den eigentlichen Aufschluß bey dem Stella gefunden zu haben. Unsere Voraltern, wie Sie wissen, nannten einen Opal einen Wayse, oder wie sie es schrieben, Wese, Wehse, Weise. Woher diesem Steine dieser Name? Boot will, er habe ihn vermittelst des Pæderos erhalten, eines Beynamens, den man, wie Plinius meldet, gemeiniglich dem schönsten Opal wegen seiner besondern Lieblichkeit gab. Olim Pæderos, schreibt Boot,(***) hæc gemma vocata est, a puero & amore, quod pueri pulcherrimi & innocentissimi instar omni amore digna sit. Ab hoc nomine forte deductum est nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehse; id est, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf sein Wort glauben, daß Wayse ehedem nur von Knaben gebraucht worden: warum denn nicht auch von Mädchen? Izt wenigstens wird es von beiden gebraucht, und zwar von beiden als ein Wort weiblichen Geschlechts: wir sagen, „dieser Knabe ist eine Wayse, er ward sehr jung zur Wayse.“ Doch das war ehedem allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geschlechte; ob schon nicht blos für das männliche Geschlecht. Wenn jedoch auch dieses gewesen wäre: sind denn nur Knaben, welche Waysen sind, liebenswürdige Knaben? Boot hätte so sinnreich nicht seyn dürfen: das deutsche Wayse ist nichts als das übersetzte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrscheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copisten in den Schriften des Albertus Magnus geworden. (†) Hätte Boot bey dem Stella dieses gelesen, so

(*) Parte III. cap. 1.

(**) Theophrastus's History of Stones, p. 44.

(***) Lib. II. cap. 46.

(†) Quænam hæc gemma foret, quam tantopere & ad insaniam Nonius adamasset, quam ego Opalum quum dixissem, convivæ cæteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui Opali loco

würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Uebersetzung von Wayse sey, auch würde er den Orphanus nicht blos zu einer geringern Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella erhellet, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Frischen muß der Ursprung des Wese unbekannt geblieben seyn; er führt das Wort, das er nach dem Peucer durch Asterios und Eristalis erkläret, in seinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demselben beybringt, daß die Deutschen diesen Namen mehrern Edelsteinen beylegten, so hätte er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzusetzen mögen, was für mehrern? Keinen andern als solchen, die, so wie sie gewendet werden, in verschiedene Farben spielen, und folglich insgesammt unter das Geschlecht der Opale gehören.

Funfzigster Brief.

Auch finden sich die nichtsbedeutenden Namen, Achatonyx, Achatsardonyx, zum öftern bey dem Gori; und er ohne Zweifel ist es, der dem Hrn. Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen soll: so hat der Achatonyx den seinigen an einem Jenaischen Recensenten des ersten Theiles dieser Briefe bereits bekommen. (*) Dieser leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geschlechtsnamen, alle edlere Hornsteine begreife, und sagt, „wir haben noch nie gehört, daß man „den Chalcedon einen Achat genannt.“ Wir! So muß dieses Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brückmann sagt:(**) „Der Achat wird von den mehresten „Schriftstellern, die von Edelsteinen geschrieben haben, für „das Hauptgeschlecht aller dieser Steine ausgegeben, welche wir „in diesem Abschnitte beschrieben haben.“ Und was hatte er

Orphani nomen substituere, id veniisse, ob id elimandum obeliscoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inscribendum fore.

(*) St. 96. Jahr 1768.

(**) Abhandlung von Edelsteinen S. 85.

in diesem Abschnitte für Steine beschrieben? „Quarzartige, im „Anbruch glatte oder glänzende, halb durchsichtige und undurch„sichtige Edelsteine, die auch von einigen hornartige, der „Aehnlichkeit zufolge, genennt werden.“ Ja er setzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb durchsichtigen Steinen wird der „Chalcedon, der Carneol u. s. w. von undurchsichtigen der Onyx „für Achatarten angenommen.“ — Aus welchen Büchern hat denn nun das Jenaische Wir, vielwissenden Tones, seine Mineralogie gelernt, daß es so bekannte Dinge Theils leugnet, Theils nie gehört hat? Und so, wie die mehresten Schriftsteller vor Brückmannen den Achat zum Geschlechtsnamen aller edlern Hornsteine, den Chalcedon nicht ausgeschlossen, gemacht: so haben dieses auch noch viele nach ihm gethan, von welchen ich Vogeln statt aller nennen will. (*)

„Der Name, Achatonyx, fährt der Jenenser fort, „ist kein „Monstrum, wie Lessing glaubt, wenn gleich Achat und Onyx „zu einem Geschlechte gehören. Auf solche Art müßte der Chal„cedonyx auch ein Monstrum seyn.“ Mit Erlaubniß: ich habe ihn ein Monstrum genannt, nicht in so fern Achat und Onyx zu einem Geschlechte gehören, und nur verschiedene Arten des nehmlichen Geschlechts sind, die sich allerdings componiren lassen, wie ich bey dem Sardonyx zugestanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erst zu lernen brauche; sondern in so fern, als Achat das Geschlecht und Onyx die Art ist, und alle Composita aus Geschlecht und Art widersinnige Composita sind. Gleichwohl möchte man sich auch den Chalcedonyx verbitten: denn nicht einmal unsern Chalcedon kannten die Alten unter diesem Namen, geschweige den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weisse Schichte des Onyx ist jederzeit Chalcedon; nehmlich was wir itzt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, so heißt der Stein Onyx: aber wenn und warum soll er Chalcedonyx heissen? Wenn er durchsichtiger ist? Schon der Onyx ist ja nicht immer ganz undurchsichtig; und es muß daher wohl eine sehr mißliche Sache seyn, mit Brückmannen (**) den ganzen

(*) Mineralsystem S. 132. (**) S. 71 und 80.

Unterschied zwischen ihm und dem Chalcedon auf dem Mehr oder Wenigern beruhen zu lassen. Ich begreife zwar, warum man für die weisse Schichte des Onyx, die gar wohl allein seyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen besondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, so mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus diesem Chalcedon nun wiederum einen Chalcedonyx machen soll, das kann ich nicht begreifen.

Es ist freylich blos willkührlich, ob man den Namen Achat, oder einen andern, zum Geschlechtsnamen der edlern Hornsteine machen will. Brückmann hielt es darum nicht für thulich, (*) weil der Achat nichts als eine Zusammensetzung mehrerer solcher an Farb und Durchsichtigkeit verschiedner Hornsteine sey; gegen die er sich gleichsam wie die Glockenspeise zu den Ingredienzen derselben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Messing oder Bley zu einer Art Glockenspeise zu machen: eben so ungereimt sey es, den Carneol oder Chalcedon oder Onyx für einen Achat auszugeben. Das mag seyn; und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmannen den Chalcedon, anstatt des Achats, zum Geschlechtsnamen aller dieser Steine aussondern. So viel bleibt doch immer unstreitig, daß sie alle zu Einem Geschlechte gehören, und daß, wenn man auch schon den Onyx nicht zu einem Achate machen sollte, dennoch beider Bestandtheile die nehmlichen sind, und sie sich folglich nur nach den Farben, oder der Lage dieser Farben unterscheiden können. Aber auch das sollen sie nicht, zu Folge dem Jenaischen Recensenten: denn er sagt, „daß die reguläre Lage „der farbigen Streife den Achat zum Onyx mache, müsse er „darum bezweifeln, weil die Streife keine nothwendige Ei„genschaft des Onyx wären, und es auch genug Achate gäbe, „die eine reguläre Lage von farbigen Streifen hätten, und „gleichwohl darum noch nicht zu Onyxen würden.“ Daß doch solche Herren meistentheils das Beste in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine

(*) S. 86.

reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Onyxe sind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für seine Belehrung wissen. Nur muß er mir nicht mit den sogenannten Bandsteinen aufgezogen kommen. Denn es ist zwar wahr, daß die Bandsteine eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und doch keine Onyxe sind: aber sie sind auch keine Achate. Sondern es sind Jaspisarten; wie sie denn auch bey Kennern Bänderjaspis heissen, und nur von ganz Unwissenden Bänderachat genennet werden. Schon Theophrast hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Onyx angegeben; das ist sie auch beständig gewesen und ist es noch itzt, da man sich an die Farben selbst, welche Theophrast angab, nicht mehr bindet. (*)

Wahrlich, es verlohnt sich der Mühe, die ausgemachtesten Sachen zu bezweifeln, die angenommensten Systeme zu verwerfen und überall das Oberste zum Unterstен zu kehren, um nur den Herrn Klotz nicht Unrecht haben zu lassen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen, Achatonyx, verbinden könnte, wäre dieser, daß man einen Onyx darunter verstünde, der an Achat angewachsen, oder noch nicht ganz von dem Achate getrennt worden, in welchem er gewachsen. In diesem Sinne kann sich auch wohl der Naturalist dieses Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in seinem Cabinete zu bemerken: so wie er noch tausend solcher Namen machen kann, ähnliche Verbindungen verschiedener Körper anzudeuten. Aber diese Namen zu Benennungen besonderer Arten machen, und von ihnen etwas sagen, was sich nur von eignen Arten sagen läßt, (wie z. E. mit Hr. Klotzen,

(*) Theophrast sagt, daß das Weisse und Braune, aus welchen der Onyx bestehe, parallel liegen müsse. Das Uebrige will ich mit den Worten seines englischen Commentators bekräftigen. The Zones, sagt Hill, are laid in perfect Regularity, and do not, according to the Judgment of the nicest Distinguishers of the present Times, exclude it from the Onyx Class, of whatsoever Colour they are, except red; in which case it takes the Name of Sardonyx. The Colour of the Ground and Regularity of the Zones, are therefore the distinguishing Characteristics of this Stone: and in the last, particularly, it differs from the Agate, which often has same Colours, but placed in irregular Clouds, Veins, or Spots.

daß sich die Alten zu erhabenen Werken am häufigsten der Achatonyxe bedienet,) das ist eine große Ungereimtheit, die sich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geständniß der Unwissenheit entschuldigen läßt.

Das nehmliche gilt von dem Achatsardonyx und allen den Compositis, die ohne Beyspiel der Alten gemacht worden. Hr. Lippert ist daran sehr reich. Er hat nicht allein Achatonyxe und Achatsardonyxe, sondern auch Achatchalcedonier, Sapphir Achate, und wie die Raritäten alle heissen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von diesen Namen in dem Sinne will verstanden wissen, von dem ich gesagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten lassen. Ich zweifle, ob er z. E. unter seinem Sapphir Achat einen Sapphir versteht, der an einen Achat angewachsen, oder nicht vielmehr einen etwas durchsichtigern Achat von der Farbe des Sapphir. Und diese Zweydeutigkeit allein hätte ihn bewegen sollen, dergleichen eigenmächtige Composita zu vermeiden.

Ein und funfzigster Brief.

Sie wundern sich, daß ich eines Jenaischen Recensenten meiner Briefe gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Klotz selbst dazu sagt.

Ich habe lange bey mir angestanden, ob ich Sie davon unterhalten soll. Die Ränke schlechter Schriftsteller, wann sie sich in die Enge getrieben fühlen, sind Ihnen ja wohl schon aus andern Beyspielen bekannt. Neue hat Herr Klotz deren eben nicht erfunden. Trotz meiner Erwartung, ihn wenigstens hier Original zu sehen, hat er es bey den alten bewenden lassen, die er jedoch treulich alle durch versucht, ohne sich daran zu kehren, daß die letztern immer die erstern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern gesehen hatte, gab er sich alle Mühe, in der feyerlichen Kälte einer Standesperson davon zu sprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen, so empfindlich werden können; er versicherte, daß ihm sein Bewußtseyn der untadelhaftesten Absichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am wenigsten meinen Zorn

zu befürchten; er erklärte, daß unser Zwist das Publicum, in dessen Angesichte ich, ihn zu belehren, auftrete, wenig interessire, daß er nicht einsehe, welchen Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben würden; er sprach von seinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte seine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunst wisse, schuldig sey; er gab es zu, daß er mich nicht könne verstanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewissen Punkt ja auch nicht verstanden, und führte mir schlüßlich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehedem einen Gelehrten von sehr richtigem und feinem Geschmacke genannt hätte. (*)

Was ich auf alles dieses damals antwortete, — oder antworten hätte können, — war, wie folget.

Herr Klotz sagt, „unser Zwist interessire das Publicum wenig." — Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke? *) Ein Richter muß alle Zwiste anhören, und über alle erkennen, auch über die geringschätzigsten; **) sie mögen ihn interessiren, oder nicht. Zudem, wer sind denn die Schriftsteller? wer sind wir beide, Herr Klotz und ich, denn unter den Schriftstellern, daß wir das Publicum zu interessiren verlangen können? Alle Leser, auf die wir rechnen dürfen, sind hier und da, und dann und wann, irgend ein studierter Müßiggänger, dem es gleich viel ist, mit welchem Wische er sich die lange Weile vertreibet, irgend ein neugieriger oder schadenfroher Pedant, irgend ein sich erhohlen oder sich zerstreuen wollender Gelehrte, irgend ein junger Mensch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und diese Handvoll Individua haben wir die Impertinenz das

(*) Man sehe den bündigen Aufsatz des Hrn. Klotz, im 133sten Stücke des Hamburg. Corresp. vorigen Jahres. [19. August 1768.] Das Wesentlichste von meiner nachstehenden Antwort, war dem 135sten Stücke der Hamburgischen Neuen Zeitung eingeschaltet. [25. August 1768.]

*) In der neuen Zeitung „Wenn ich mir das Publicum als Richter denke, so darf dieses keine Ursache seyn, das Publicum damit zu verschonen."

**) In der neuen Zeitung folgt „Erlauben Sie mir also immer, mein Herr, diesen unsern Zwist noch um ein Wort zu verlängern. — Aber Herr Klotz sagt zugleich: „er sehe nicht ein," u. s. w.

Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum sind: so interessiren wir das Publicum gewiß!

Aber Herr Klotz sagt zugleich, „er sehe nicht ein, daß die Künste und Wissenschaften einigen Nutzen aus unserm Zwiste haben würden.“ Das wäre nun desto schlimmer für ihn, der einen solchen Zwist erregt hat! Doch, sollte nicht die Critik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Critik bey Herr Klotzen weder eine Kunst noch eine Wissenschaft ist.

Herr Klotz spricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen. Wenn die Bescheidenheit darinn besteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweiset, ohne einen Bückling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich bedünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz anderm: sie bestehe nehmlich darinn, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennet, innerhalb welchen er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht verlangt, der mißverstandene Schriftsteller solle es bey seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldiget, wenn er es nicht dabey bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiversiret, nicht in einem sauersüßen Tone, mit einer schnöden Mine, statt aller Antwort vorwendet, „das Publicum interessire „dergleichen nicht, er sehe nicht ein, was für Nutzen Künste „und Wissenschaften davon haben könnten! u. s. w.

Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit so leicht für Bescheidenheit gehalten wird! Aber noch schlimmer, wenn die kleinste Freymüthigkeit Unwille und Zorn heissen soll!

„Mein Bewußtseyn, sagt Herr Klotz, daß ich niemanden „in der Welt beleidigen wollte —

Beleidigen! vorsetzlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herr Klotzen das zutrauen? Einem vorsetzlich eine unangenehme

Stunde machen: das kann er wohl, das hält sich sein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswürdigsten Freymüthigkeit selbst bekennet. (*) Aber ist denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben so viel, als einen beleidigen? *)

„Dieses Bewußtseyn, sagt er, erlaubt mir nicht jemandes „Unwillen, am wenigsten Herrn Lessings Zorn zu befürchten." — Meinen Zorn! mein Zorn! O, der Herr Geheimderath haben mich zum besten!

Und seine Leser ein wenig mit zugleich. Denn nun soll ich es für gut befunden haben, Herr Klotzen im Angesichte des Publici zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es blos für gut befunden, mich seinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Ursache, weil sie mich leider nie belehrten. Und geschahen diese Belehrungen nicht auch im Angesichte des Publici? oder geschieht das nicht im Angesichte des Publici, was Herr Klotz in seinen Schriften thut? Es könnte seyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgesetzt ist, die Meinung eines andern nicht zu fassen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftsteller ist, könnte er sich Zeit nehmen, sie zu fassen. Und wie, wenn er durchaus keine recht faßt, dieser ehrliche Schriftsteller?

Sehen Sie nur; selbst da versteht mich Herr Klotz nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verstanden habe. Er sagt, „ich gäbe ihm in meinem Laokoon Schuld, daß er die homerische Episode vom Thersites um deswillen tadele, weil Thersites eine häßliche Person sey; dieses sey ihm nie eingefallen; „er habe ihn deswegen weggewünscht, weil er eine lächerliche „Person sey, und durch seine Gegenwart die feyerliche Harmonie „des epischen Gedichts zerstöre."

O, ich habe ihn also recht gut verstanden; denn ich habe ihn gerade so verstanden, wie er sich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Ursache, warum Herr Klotz den Thersites aus dem Homer wegwünscht, mit keiner Sylbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieser Ursache machen können, da ich behaupte, daß die Häßlichkeit in der Poesie

(*) Allgem. Bibliothek B. VIII. St. II. Vorr. S. 21.

*) Dieser ganze Absatz fehlt in der neuen Zeitung.

Häßlichkeit zu seyn aufhöre, und entweder lächerlich oder schrecklich werde?

Vielmehr wenn Thersites in dem Homer blos eine häßliche Person wäre, so hätte Herr Klotz, nach meiner Meinung, sehr Recht, ihn wegzuwünschen. Aber er ist nicht sowohl häßlich, als lächerlich; und aus eben dieser Ursache, aus welcher ihn Herr Klotz wegwünscht, sage ich, daß er bleiben muß.

Die feyerliche Harmonie des epischen Gedichts, ist eine Grille. Eustathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die Mittel, deren sich Homer bedienet, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu stürmisch geworden. Wenn Thersites, weil er lächerlich ist, weg müßte: so müßten mehr Episoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche ist dem Homer nicht entwischt: sondern er hat es mit großem Fleiße und Verstande gesucht.

Das ist es, was ich an einem andern Orte weitläuftiger zu erklären, im Laokoon versprach. Das ist es, wovon mir damals Hr. Klotz ganz und gar keine Idee zu haben schien, ob ich ihn schon für einen Gelehrten von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geschmack, ist nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch ist ein Mann von Geschmack noch lange kein Kunstrichter. Zu diesem finde ich in Hr. Klotzen itzt noch eben so wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht erkannt haben, wenn er schon damals die deutsche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worinn ich sehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Lust hätte, weiter darinn gelobt zu werden. —

Auf diese Antwort, und nachdem Hr. Klotz den Verfolg meiner Briefe erhalten hatte, erschien ein zweyter Aufsatz von ihm, in dem nehmlichen Correspondenten. (*) Er merkte, daß es mit der vornehmen, abweisenden Mine nicht ganz gethan seyn dürfte: er ließ sich also auf die Rechtfertigung seines Tadels ein, und hören Sie doch, was er diesem Tadel überhaupt für

(*) St. 154. 55. vor. Jahr. [24. und 27. September 1768.]

eine Beschönigung giebt! „Wenn Hr. Lessing, lauten die Worte, „über die Zweifel, die ich gegen seinen Laokoon auf die bescheidenste Art gemacht habe, mir so deutlich seinen Unwillen bezeugt, so kann mich dieses nicht anders, als sehr befremden. „Hr. Lessing verlangte in einem Briefe vom 9ten Junii 1766 „meine Widersprüche ohne allen Rückhalt, und er bezeugte „mir in so gefälligen und höflichen Ausdrücken sein Verlangen „über mein Urtheil von seinem Laokoon, daß ich es sogar für „meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Meinung über einiges zu „sagen. Ich habe auch dieses, wie ich glaube, auf eine Art „gethan, die der Höflichkeit, welche mir Hr. Lessing erwies, „gemäß war. Es war mir blos um die Liebe zur Wahrheit „zu thun: nie habe ich den Willen gehabt, etwann Fehler aufzusuchen, und dadurch Herrn Lessing beschwerlich zu werden. „Wäre dieses meine Absicht gewesen, so würde ich gewiß seine „Hypothese vom Borgheſischen Fechter zuerst angegriffen haben. „Ehe noch in den Göttingschen Anzeigen (1768. S. 176.) „diese Erinnerung gemacht wurde, hatte ich bemerkt, daß Hr. „Lessing zwey Statuen mit einander verwechselt habe. Denn „die Stellung des Fechters (s. Villa Borghese S. 217.) kann „ganz und gar nicht dem Chabrias beygelegt werden."

O des unschuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der christlichen Liebe alle Mängel bedeckenden, nur aus Gefälligkeit widersprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänkisch, wie mir selbst ungleich, muß ich gegen ihn nicht erscheinen! — Wenigstens legt er es darauf an, daß ich so erscheinen soll.

Seinen bis itzt so freundschaftlich versparten Vorwurf, den Borgheſischen Fechter betreffend, haben wir schon vorgehabt. (*) Wenn es wahr ist, daß auch Er, und Er noch früher als der Göttingsche Gelehrte, meine Verwechslung dieses Fechters mit einer andern Statue bemerkt hat: so mache er sein Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und worinn diese Verwechslung geschehen: es liegt seiner Ehre daran, dieses zu zeigen. Denn zeigt er es nicht, kann er es nicht zeigen: so war er auch hier nicht blos der kahle Nachbeter, sondern der plagiarische Nach-

(*) Brf. 36.

beter, der bey allem seinen Nachbeten immer noch selbst gelesen, selbst gedacht haben will. Er merke aber wohl, es ist von der Verwechslung, nicht von der Deutung der Statue die Rede!

Von den besondern Rechtfertigungen seines Tadels, führe ich nichts an. Er hat getadelt, und ich habe mich verantwortet: er besteht auf seinem Tadel, und ich schweige. Mich selbst wiederhohlen, ist mir noch eckelhafter, als es dem Leser seyn würde: neue Erläuterungen aber, sehe ich nicht hinzu zu setzen. Das letzte Wort will ich ihm gern lassen. Nur die Einbildung kann ich ihm nicht lassen, jemanden in der Welt überredet zu haben, daß ich ihn um sein Urtheil über meinen Laokoon gebeten.

Und das hätte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft sich ja auf eine Zuschrift von mir? Sie sollen bald hören, was es damit für eine Bewandtniß hat.

Denn nun war der erste Theil dieser Briefe erschienen; und kaum war er erschienen, so war er auch schon in dem siebenden Stücke der Deutschen Bibliothek des Hrn. Klotz — wie soll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 gelesen haben; oder geschwind noch lesen müssen?

Zwey und funfzigster Brief.

Herr Klotz sahe, daß ich es nicht bey der Schutzwehr wolle bewenden lassen; er sahe, daß ich ihm den Krieg in sein eignes Land spiele: und das war ihm zu arg! Nach diesem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit seiner ganzen Artillerie von Voraussetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hatte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müsse es damit wohl seine Richtigkeit haben, daß ich den Hrn. Klotz um sein Urtheil über meinen Laokoon ersucht. Denn er erzähle ja die ganze Geschichte, wie er auf die Prüfung desselben gekommen, und diese fange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unterm 9ten Jun. 1766, an ihn geschrieben.

Schlimm genug, daß er sie damit anfängt. Ich habe also wohl zuerst an ihn geschrieben? Nicht Er ist es, sondern ich

bin es also wohl, der die Correspondenz zwischen uns eröffnet hat? Oder hat er es im Ernst vergessen, daß mein Brief vom 9ten Jun. nichts als eine Antwort auf seine Zuschrift vom 9ten May war? Hat er es im Ernst vergessen, daß er mich in dieser seiner frühern, seiner ersten Zuschrift, um Erlaubniß bat, mir seine Zweifel über den Laokoon in den Actis litter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das ist, so bin ich genöthiget, ihm sein Gedächtniß aufzufrischen; und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, seinem Beyspiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu lassen: so kann mir nicht anders als vergönnt seyn, eben das mit seinem ganzen Briefe zu thun. Hier ist er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein wertheſter Herr, Sie in meinem „zarteſten Alter bey meinem Vater in Bischofswerde gesehen zu „haben, wohin Sie ein gewisser Herr Lindner, wo ich nicht irre, „begleitet hatte. Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich „freue, so oft ich meinen Freunden sagen kann, daß ich Sie „von Person zu kennen das Glück habe. Warum ich es für „ein Glück halte, würde ich Ihnen erzählen, wenn ich glaubte, „daß man Ihre Freundschaft durch eine Sprache verdienen „könnte, welche Ihnen verdächtig scheinen möchte, da sie so oft „von der Verstellung gebraucht worden. Aber erzeigen Sie mir „immer die Wohlthat und glauben Sie mir auf mein Wort, „daß ich es allezeit für meine Pflicht gehalten, einer Ihrer „aufrichtigsten Verehrer zu seyn, und daß vielleicht wenige Sie „so zärtlich, so ohne alle Nebenabsichten geliebt haben, als ich.

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr Laokoon! Ich „bin Ihnen es schuldig, daß ich einmal an einem Orte, wo „Barbarey und Unwissenheit herrscht und wo ich nur verdrieß„liche Geschäfte habe, auf einige Tage aufgeheutert worden. „Ein Mann von Ihrer Denkungsart nimmt mein Geständniß „nicht übel, daß ich nicht überall mit Ihren Meinungen zufrie„den bin. Ja ich bin so frey zu glauben, daß Sie mir erlau„ben, wenn ich meinen Zweifeln weiter nachgedacht habe, solche „in den Actis litter. Ihnen mitzutheilen. Ich thue es um noch

„mehr von Ihnen zu lernen. Denn wie viel habe ich nicht „schon in Ihrem Buche gelesen, das ich zuvor nicht wußte!

„Ich habe mir vorgenommen, eine neue Ausgabe der „Epp. Homeric. zu machen. Es sind mir verschiedene geschnit„tene Steine und andere Monumente vorgekommen, woraus „ein ziemlicher Zuwachs von Anmerkungen entstanden. Das Ge„dicht des Sadolets über den Laokoon hatte ich aus Joh. „Matthæi Toscani Carmin. Poetar. illust. Italorum (Lutetiæ 1577.) „wo es im 2ten Theile S. 132 stehet, mir gleichfalls ange„merkt. Nun sehe ich, daß Sie mir zuvorgekommen sind.

„Vielleicht ist dem Lieblinge der Griechischen Muse es nicht „unangenehm, wenn ich noch hinzusetze, daß die noch nicht be„kannte Anthologie des Strato nun völlig in meinen Händen „sey. Ich habe einen Theil dieser kleinen Gedichte meinem „Commentar über den Tyrtäus eingewebt, welchen Richter itzt „mit einer vielleicht übertriebenen Pracht druckt. Ein großer „Theil aber ist zu frey, als daß er wenigstens von mir bekannt „gemacht werden könne. — Doch ich trage Bedenken, weiter „mit Ihnen zu reden, bis ich die Versicherung habe, daß Sie „mir erlauben, Ihr Freund zu seyn. Unterdessen bin ich doch „allezeit

Ihr

Halle, den 9 May, 1766.

gehorsamster Diener, Klotz.

Diesen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne aus dem Monde gerade nicht mehr und nicht weniger erwartet gewesen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungesitteste Kälte gewesen wäre, nicht einstimmen zu wollen. Hr. Klotz erinnert sich, mich in seinem zartesten Alter in dem Hause seines Vaters gesehen zu haben: ich werde mich dessen auch erinnern müssen. Herr Klotz versichert mich, allezeit einer der aufrichtigsten Verehrer von mir gewesen zu seyn: von mir als Schriftsteller, versteht sich; und Herr Klotz war auch Schriftsteller. Herr Klotz bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will sagen, wenn man vieles nicht weis, kann man aus dem ersten dem besten

Buche, oder richtiger zu reden, aus dem ersten dem schlechtesten, vieles lernen: und also auch dieses Kompliment kann ich ihm, in aller Demuth, zurückgeben. Endlich; Hr. Klotz ist nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er will diesen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich Ihm sodann erlauben werde, mir sie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu schreiben pflegt! Also nicht blos erlauben muß ich ihm das: ich muß ihm wenigstens versichern, mich darauf zu freuen.

Allein diese Versicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Lust hätte, mir darauf zu antworten — ist diese Versicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Klotz zuerst anbietet, willkommen seyn werden, ist diese Versicherung eine eigentliche von mir herstammende Bitte, um dieses Urtheil, um diese Anmerkungen und Zweifel? Kann man sagen, daß ich ihn um das ersucht habe, was ich von ihm anzunehmen, mich nicht weigern durfte? Gleichwohl sagt es Hr. Klotz; gleichwohl darf er sich unterstehen, es mit meinen eigenen Worten beweisen zu wollen.

Meine eigene Worte sollen diese gewesen seyn: „Ich verspreche „meinem Laokoon wenige Leser, und ich weis, daß er noch we„nigere gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, „den einen davon in Ihnen zu bestechen, so geschah es gewiß „weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen „zuerst widersprochen; und ich würde sagen, es sey blos in der „Absicht geschehen, mir Ihre Widersprüche ohne allen Rückhalt „zu versichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtschaffner Mann „erst gereizt werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung spre„chen sollte. Der häßliche Thersites soll unter uns eben so „wenig Unheil stiften, als ihm vor Troja zu stiften gelang. „Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? „Ich meine mich um die Wahrheit eben so verdient gemacht „zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache „ist, daß sie ein anderer entdeckt, als wenn ich sie selbst ent„decke. Mit diesen Gesinnungen kann ich mich auf Ihr aus„führliches Urtheil in den Actis litter. nicht anders als freuen.“

Ich erkenne in dieſen Worten meine Denkungsart: es mögen alſo gar wohl meine eigenen Worte geweſen ſeyn. Aber was daraus für Hr. Klotzen? Es waren, wie Sie geſehen, erwiedernde Worte, nicht auffodernde Worte. Ja ſo wenig auffodernd, daß ſie ihn vielmehr hätten ſtutzig machen müſſen. Ich laſſe ihm merken, daß ich über meinen Laokoon nur ſehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte: und wenn ich ihn itzt einen Augenblick für dieſen annehme, ſo geſchieht es nur, weil er ſich ſo zuverſichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter ſeyn; und daraus ſchließe ich, daß er ſich aus der kleinen Zahl der gültigen zu ſeyn, fühlen müſſe. Konnte ich ihn damals ſchon beſſer kennen, als er ſich kannte? —

Aber ein Wort von dieſer ſo ſtolz klingenden Aeußerung ſelbſt! Sie klingt es blos; ſie iſt es gar nicht. Nicht darum, meinte ich, könne mein Laokoon nur ſehr wenige gültige Richter haben, weil ganz auſſerordentliche Kenntniſſe, ein ganz beſonderer Scharfſinn dazu erfodert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck ſeyn, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntniſſe von dahin einſchlagenden Dingen beſitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfſinn haben, als ich, — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beides, Kenntniſſe und Scharfſinn, auch nur in einem leidlichen Grade in ſich vereinigen, giebt es ſo viele ſchon nicht. Unter dieſen wenigern giebt es noch wenigere, welche dieſen Scharfſinn, den ſie haben, auf dergleichen Kenntniſſe, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können, oder zu dürfen glauben. Die mehreſten von ihnen halten Scharfſinn auf ſolche Kenntniſſe angewandt, für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die ſelbſt dem Vergnügen, das ſie aus dieſen Kenntniſſen ziehen, nachtheilig werden müſſe. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieſes ſein Vergnügen auf das Spiel zu ſetzen, um in der Beſchauung und Muſterung und Läuterung deſſelben Vergnügen zu finden. Und ſo wie dieſe höchſt ſeltenen Grübler nur meine Leſer ſeyn werden, ſo können nur die geübteſten derſelben meine Richter ſeyn. Aber Tauſend gegen Eines, daß ſich unter dieſen kein Dichter, kein Mahler finden wird. Es hat daher nie meine Abſicht ſeyn können, unmittelbar für

den Dichter, oder für den Mahler zu schreiben. Ich schreibe über sie, nicht für sie. Sie können mich, ich aber nicht sie entbehren. Um mich in einem Gleichnisse auszudrücken: ich wickle das Gespinnste der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren, sondern aus der Seide, für mich und meines gleichen, Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzusetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange sammele, bis ich sie in gute wichtige Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen, und diese zu dem Kapitale selbstgedachter Wahrheiten schlagen kann. —

Drey und funfzigster Brief.

Das also ist erwiesen, daß ich den Hrn. Klotz um sein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es blos nicht verbeten.

Ich war nie begierig darnach gewesen, ehe mich seine Zuschrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerspruche, zu welchem er sich aufwarf, wohl könne gereizt haben. Gereizt! denn ich hatte ihm selbst gelegentlich widersprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben lassen, daß ich ihn für gereizt hielte: oder mußte es ihm nur durch die Versicherung, daß ich ihn nicht dafür hielt, merken lassen. Kurz, ich sehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten, erschien das Stück von den Actis litt. (*) in welchem Hr. Klotz Wort hielt; und er hatte die Güte, es mir mit einem zweyten Schreiben selbst zuzuschicken. Ich theile auch dieses ganz mit; denn da Hr. Klotz es einmal für gut befunden, unser Publicum in einen Privatbrief gucken zu lassen: so mag diesem Publico nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet so:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ihre Ankunft in „Halle, mein wertheſter Herr, gewartet, und mit dieſer Hoff-

(*) Voluminis III. Pars III.

„nung mir alles das Unangenehme, welches mein Professoramt „bey sich führet, versüßt hatte, bringt mir mein Freund, Hr. „Hausen, die Nachricht, daß Sie in Berlin sind. Es bleibt „mir also nichts übrig, als, um mir das Vergnügen, Sie zu „umarmen, zu verschaffen, selbst nach Berlin zu reisen, und ich „hoffe gewiß, daß ich auf Ostern meinem Verlangen werde ein „Genüge leisten können. Unter die Vortheile, die ich mir von „dem Warschauer Antrage versprach, rechnete ich immer auch „den, daß ich Sie einige Wochen genießen würde.

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, das nieder zu „schreiben, was ich bey dem Lesen Ihres vortrefflichen Laokoons „gedacht. Wenn Sie einige Augenblicke beygelegter Schrift „gönnen wollen, so werden Sie sehen, daß ich mich derselben „bedient habe. Ein Mann von gegründetem Ruhme und edelem „Bewußtseyn seiner Verdienste, erlaubt dem andern gern, seine „schwachen Bemühungen, ihm nachzuahmen, zeigen zu dürfen, „und wenn er auch gleich einsieht, daß er ihn nicht erreicht, „so verzeiht er ihm doch den Mangel an Kräften, und liebt „ihn wegen seines guten Willens. Dieser Gedanke ver„spricht mir eine freundschaftliche Aufnahme meiner Einfälle „von Ihnen.

„Es war mir genug, daß Herr Hausen mir sagte, daß „einige Berlinische Gelehrte sich über meinen Auszug aus der „allgemeinen Welthistorie gewundert hätten, um die ganze Ar„beit wieder aufzugeben. Die Umstände, in welchen ich mich „befand, da sie mir angetragen wurde, nöthigten mich, eine „Sache zu unternehmen, bey der ich blos den Fleiß eines Tage„löhners anzuwenden brauchte. Allein, schon der Wink eines „einsichtsvollen Kunstrichters zwingt mich zu erröthen, und lie„ber alles einzubüßen, als Vertrauen und Gunst der Männer, „gegen deren Urtheil ich nicht gleichgültig seyn kann.

„Ich hoffe nun bald durch Bücher und andern Vorrath „mich in den Stand zu setzen, ein Buch von der alten Stein„schneiderkunst zu verfertigen, wozu ich den Plan seit einigen „Jahren gemacht, und an dessen Ausführung mich die allhier „herrschende Barbarey, und der Mangel an Hülfsmitteln „gehindert.

„Mit einer Hochachtung und Ergebenheit, in deren Aufrich-
„tigkeit ich niemanden in der Welt nachgeben werde, habe ich
„die Ehre zu seyn,

Ihr

Halle, den 11 Oct. 1766. gehorsamster Diener,
Klotz.

Was sagen Sie zu diesem Briefe, mein Freund? Ist es nicht ein feiner, artiger, süßer, liebkosender Brief; voller Freundschaft, voller Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erst, die dabey lag! Das nenne ich eine Recension! Das ist ein Mann, der zu loben versteht! O, wie schwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Musen dudum principem inter Germaniæ ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perspecta, conjunctaque antiquarum litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erst lieb! Denn es war dem Hrn. Klotz ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!

Was werde ich auf diesen Brief, und auf diese Recension, dem allerliebsten Verfasser nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückenden Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß gelobet haben! Nicht wahr? —

Ich ersuche den Herrn Klotz, meine Antwort auf dieses sein zweytes Schreiben, auf diese seine Recension, drucken zu lassen. Sie wird mich freylich jetzt beschämen, wenn sie so ausgefallen ist, wie ich glauben muß, daß er sie erwartet hat. Aber er schone mich nur nicht; ich muß gedemüthiget seyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum gespielt zu haben?

Vier und funfzigster Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, ist, daß ich dem Hrn. Klotz auf sein zweytes Schreiben, auf seine Recension — ganz und

gar nicht geantwortet habe; daß ich ihm noch heute darauf antworten soll. Ich hatte an seinem zweyten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach sich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erst bey dem dritten, oder bey dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müssen: und ich denke, je früher eine solche Unhöflichkeit erfolgt, desto kleiner ist sie.

Auf den ersten Brief konnte ich dem Hrn. Klotz verbindlich, aber doch noch mit Bestande der Wahrheit antworten. Ich nahm den Mann vorläufig so an, als ich ihn zu finden wünschte: und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten mit guter Freund zu erwiedern, weil sich endlich findet, daß dieser Unbekannte weder gut, noch Freund ist? — Mit dem zweyten Briefe hingegen, war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich schlechterdings gegen meine Ueberzeugung sprechen müssen: und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillschweigen befürchten durfte, von welchem er sich noch immer eine Ursache denken konnte, wie sie seiner Eitelkeit am wenigsten auffiel.

Und zwar hatte diese Alternative, gegen Hr. Klotzen entweder den Schmeichler zu spielen, oder ihm unangenehme Dinge zu sagen, einen doppelten Grund. Seine Lobsprüche waren mir äußerst eckel, weil sie äußerst übertrieben waren: und seine Einwürfe fand ich höchst nüchtern, so ein gelehrtes Maul er auch dabey immer zog.

Ueber jenes hätte ich ihm sagen müssen: „Mein wertheſter Herr, ein anderes ist, einem Weihrauch streuen; und ein anderes, einem, mit Wernicken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf schmeissen. Ich will glauben, daß Sie das erste thun wollen: aber das andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeschicklichkeit in Schwenkung des Rauchfasses ist: aber ich habe dem ohngeachtet die Beulen, und fühle sie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geschrieben, kitzelt mich freylich, selbst von Ihnen zu vernehmen. Es kitzelt mich freylich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutschlands

gezählt zu sehen: denn wer will nicht seinem Vaterlande wenigstens gern keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kitzeln: denn sehen Sie, ich muß mich schon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder ist? Das müssen Sie wohl denken: denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kitzeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutschlands nicht allein eine Stelle: Sie ertheilen mir eine von den ersten, wo nicht gar die erste. Ja, nicht Sie blos ertheilen sie mir: Sie lassen sie mir von den Musen ertheilen; und lassen sie mir von den Musen damals schon längst ertheilt haben. Cui dudum principem inter Germaniæ ornamenta locum Musæ tribuerunt! Mein wertheſter, wertheſter Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernſte so denken: so haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne selbst ein Wort davon zu glauben, blos um mich zum Besten zu haben: so sind Sie ein schlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder so schlimm, noch so einfältig seyn: Sie preisen die Felsenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle: was mir Würgen verursacht, geht bey Ihnen glatt herunter. Wenn das ist, mein wertheſter Herr: so betauere ich Sie, daß Sie an den unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie sind zuverläßig gelehrter, als ich: aber Sie darum unter die Zierden Deutschlands einzuschreiben, Sie hinzustellen, wo Sie mich hinstellen wollen; das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben kostete! Haben es die Musen bereits gethan: so weis ich nichts davon, und ohne sichern Grund möchte ich den Musen so was nicht gern nachsagen. Wollen es die Musen noch thun: das soll mich freuen; aber lassen Sie uns fleißig seyn, und warten. Die Ehre ist am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus." —

Ueber den zweyten Punkt hätte ich dem Herrn Klotz sagen müssen: „Mein wertheſter Herr, ich finde, daß Sie ein sehr beleſener Mann sind; oder sich wenigstens trefflich darauf verstehen, wie man es zu seyn scheinen kann. Sie mögen auch wohl hübsche Collectanea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blat mehr geleſen zu haben scheinen, als ich wirk-

lich gelesen habe; ich finde manchmal so gar, daß ich für meinen gesunden Verstand schon viel zu viel gelesen habe. Mein halbes Leben ist vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, selbst zu denken; oder, wenn es damit zu spät seyn sollte, wenigstens das, wovon ich gelernt habe, daß es andere gedacht, mir so zu ordnen, mir so zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigene Gedanken gelten kann. Es scheinet nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheinet nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle: Sie sammeln noch; und ich werfe schon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie so geschäftig und dienstfertig um mich seyn wollen: aber bemerken Sie doch nur, mein wertheſter Herr, daß Sie mir fast lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort schon in den Winkel gestellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es ist. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Absicht; Sie halten sich bey den beyläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptsache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Register zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden lassen; nur für die Gedanken müßte ich selbst sorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen, nicht versäumte! Denn oft sagt das Register etwas ganz anders, als das Buch. Ich versprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachschlagen, und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefalle damit geschieht, so sollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben: was mein Buch beweisen und erläutern soll, beweiset und erläutert es darum nicht ein Haar weniger.“ —

So, und nur so, hätte ich dem Herrn Klotz antworten können, ohne meiner Freymüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte; wozu diese Gewalt? so fragte ich mich auch zugleich; wozu diese Freymüthigkeit? Was wird sie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewissen Freunde, einen gewissen Feind machst? Wähle das Mittel; erspare deiner Freymüthigkeit

die Gewalt, indem du dir die Freymüthigkeit selbst ersparest; schweig! — Und ich schwieg.

Fünf und funfzigster Brief.

Ich schwieg in das zweyte Jahr; und ich würde sicherlich noch schweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit seiner Allgemeinen Biblio„thek nicht wäre."

So sagt Hr. Klotz! „Damals, sagt er,(*) „als ich noch „an keine Deutsche Bibliothek gedacht, (als meine Deutsche „Bibliothek noch nicht Schuld war, daß Herr Nicolai von sei„ner Allgemeinen Bibliothek weniger Exemplare auf der Messe „verkaufte,(**)) stand ich bey Herr Nicolai und seinen Freun„den noch in Gnaden. Aber sobald ich mich an die Spitze „der über den critischen Despotismus Unzufriednen stellte, so „sahe man mich auch mit andern Augen an: dann schrieb der „jüngere Herr Candidat Lessing in Berlin wider mich Zeitungs„artikel, wovon der eine so ehrenrührig war, daß er auf Be„fehl eines großen Ministers unterdrückt wurde: dann ergriff „Hr. Magister Lessing die Feder: dann ward ich selbst in der „Allgemeinen Bibliothek gemißhandelt." —

Dieser Magister Lessing soll ich seyn, und dieser Candidat Lessing soll mein Bruder seyn, und wir beide sollen blos und allein wider den Hrn. Magister Klotz die Feder ergriffen haben, um die Nahrung des Hrn. Buchhändler Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich schon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu lesen, das Vergnügen gehabt habe: aber so eine grobe, aus der Luft gegriffene, hämtückische ist mir doch lange nicht vorgekommen, als diese Klotzische! Mein Bruder mag sich selbst rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Hr. Klotzen gemacht hat, das weis ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben sollte, das glaub ich nicht; und gewiß ist es, daß ein solcher ehrenrühriger Artikel von ihm, auf Befehl eines großen Mi-

(*) S. 468.

(**) Hällische Zeitung 1768. St. 81.

nästers nicht kann seyn unterdrückt worden, weil in Berlin kein Minister, sondern nur ein Geheimderrath die Zeitungen censiret. Ein Geheimderrath kann ja wohl einem andern Geheimdenrathe, auch einen blos empfindlichen Artikel haben ersparen wollen: und ein empfindlicher Artikel ist noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herr Klotzen wohl fragen, ob er diesen ehrenrührigen Artikel selbst gelesen? und ob er es ganz gewiß weis, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn geschrieben? Hat er ihn nicht selbst gelesen, weis er dieses nicht ganz gewiß: so denke er doch einen Augenblick nach, welche Grausamkeit es ist, einen jungen unbekannten Menschen auf Gerathewohl der Welt damit zuerst bekannt zu machen, daß man ihm nachsagt, er sey fähig, ehrenrührige Dinge zu schreiben? Eine solche Beschuldigung ist ehrenrührig; und wenn sie Herr Klotz nicht unwidersprechlich erweisen kann: so ist Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

Doch wie gesagt, ich will nur meine Thüre rein halten: und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht schon längst hätte thun sollen?

Diese nehmlich: Herr Nicolai ist mein Freund; aber mit seiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu schaffen. Sie ist bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachsen, und noch soll ich die Feder für sie ansetzen. Da ist nicht eine einzige Recension, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche sich von mir herschriebe! Da ist kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wissentlich, den geringsten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewisse Psalmen und Threnodieen, die ich noch lesen soll, anders angezeigt worden, als es sich der Verfasser und dessen Freunde versehen hatten. Sogleich erschien ein langes Sendschreiben an mich,(*) in welchem ich auf die bitterste und verächtlichste Weise darüber zur Rede gestellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündische, eselhafte Critik selbst gemacht haben, oder nicht: so sey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waschen! Denn es sey doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmsten Mitarbeiter

(*) In Leipzig bey Hilschern. 1768.

an der Allgemeinen Bibliothek sey; es geschehe doch unter meinem Namen, daß ein so entsetzlicher Mensch einem der größten Dichter unserer Zeit ein so himmelschreiendes Unrecht zufüge; ich müsse also einem solchen Unwesen steuern, oder wenigstens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringste gelegen sey, öffentlich meinen Abscheu dagegen bezeigen und erklären, daß ich ihm nicht zu steuern vermöge.

Wie man gewisse Dinge gerade deswegen nicht thut, weil gewisse Leute behaupten, daß man sie thun müsse: so bezeigte und erklärte ich von allem, was der Sendschreiber meinte, daß ich nothwendig bezeigen und erklären müsse, schlechterdings nichts. Dieser Elende, dacht ich, der fähig ist, einen bey sich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem ersten, den er in die Augen fasset, an den Kopf zu werfen, — dieser Elende mag von dir glauben, was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierinn betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzuoft die nehmliche Sprache wider mich führen hören. Selbst in diesem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Hrn. Riedels aus der Hand, (*) in welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwey Recensionen die Partheylichkeit gar zu sichtbar sey; in der von den Reliquien, und in der, welche die Nachricht von Künstlern und Kunstsachen betrift." „Der bittere Tadel des Herrn von Hei„neke, setzt er hinzu, „und das Lob, welches ihm neulich Hr. „Lessing ertheilte, machen einen Gegensatz aus, bey welchem „wir nicht wissen, was wir denken sollen." Nicht wissen, was wir denken sollen! Und warum denn nicht? Ohnstreitig, weil Hr. Riedel das simpelste und natürlichste nicht denken will! Oder wäre es das simpelste und natürlichste etwa nicht, auch schon aus diesem einzigen Exempel zu schließen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Bibliothek colludire? Was geht es mich an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilet? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? Warum sie, mein Urtheil zu ihrem? Das Einverständniß, das Herr Riedel zwi-

(*) Erfurtische gelehrte Zeitung, 43stes Stück.

schen ihr und mir voraussetzt, worauf gründet es sich? Was für Beweise kann er davon geben?

Doch Er, und sein theuerster Freund, Herr Klotz, haben es sich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berlinische Litteraturschule aufzuheften, und mich zu einem von den Stiftern derselben zu machen. Diese Schule soll in den Journalen, welche Herr Nicolai seit zwölf Jahren besorget, leiden und leben, und den unerträglichsten Despotismus üben. Der Mißvergnügten über diesen Despotismus sollen in Deutschland unzählige seyn, und Hr. Klotz will sich endlich an die Spitze derselben gestellt haben.

Viel Glück zu diesen Erscheinungen, und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden, wenigstens nur in Absicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle, und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und lasse mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag seyn mit welchem Winde es will. Alle zwey und dreyßig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frey. Mücken können dazwischen hin schwärmen: aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleidern, der hat es sich selbst zuzuschreiben: auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt. ——

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Hrn. Nicolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreisung eines Werkes enthält, über dessen Güte wir alle einig sind. Dennoch darf Hr. Klotz mich zum geschwornen Vorfechter des Hrn. Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir selbst zum Eckel.

Sechs und funfzigster Brief.

Aber wenn es nicht Hr. Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Hr. Klotzen aufbrachte? — Denn aufgebracht soll ich doch nun einmal seyn.

Ich weis nicht, was ich bin, oder zu seyn scheinen mag. So viel weis ich, daß ich das, was ich bin, mit sehr kaltem Blute bin. Es ist nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton gestimmt, in welchem man mich mit Herr Klotzen höret. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe. Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet: da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sey. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurtheilet, daß ihm dieses spöttische, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weise ersparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Hr. Klotz? Was wollte er auf einmal seyn? Was ist er?

Herr Klotz war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateinisches Büchelchen über das andere drucken lassen. Die ersten und meisten dieser Büchelchen sollten Satyren seyn, und waren ihm zu Pasquillen gerathen. Das Verdienst der besten, war zusammengestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz, und Schulblümchen. Bey solchen Talenten konnte er seinen Beruf zum Journalisten von Profeßion, nicht lange verkennen. Er ward es: doch auch nur erst auf Latein. Man lernte aus seinen Actis litterariis, daß er manch gutes Buch zu Gesicht bekomme: aber daß er über ein gutes Buch selbst etwas Gutes zu sagen wisse, davon sollen uns diese Acta noch den ersten Beweis geben. Wovon sie uns die häufigsten Beweise gaben, war der unglückliche Hang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirendsten Persönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach Hr. Klotzens eigenem Geständnisse, sich in seinen ersten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in seinen letztern allmälich sinket, oder einen Wisch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennet: was thut da Herr

Klotz? Iſt es ihm genug, den Verfall dieſes Mannes anzumerken? die Nachläßigkeiten deſſelben ins Licht zu ſtellen? über die anſcheinende Unwiſſenheit zu ſpotten? Iſt es ihm genug, auf die Zerſtreuungen von weiten anzuſpielen, aus welchen jene Nachläßigkeiten vielleicht entſpringen? Zwar wäre auch dieſer Schritt ſchon viel zu vermeſſen; ſchon viel zu weit über die Grenze der Critik. Und doch wie unſchuldig wäre er gegen den, den ſich Hr. Klotz erlauben dürfen. Leſen Sie, wie er dem D. Conradi mitgeſpielt, und erſtaunen Sie! (*) Aber erſtaunen Sie, nicht ſowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine ſolche Frechheit ungenoſſen ausgegangen. Um ſeinen Leſern begreiflich zu machen, wie die neueſten Schriften dieſes Gelehrten ſo ſchlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der ſich einbildet, alle Menſchen müßten, wie er, (**) lieber an ihrer Rechtſchaffenheit als an ihrer Gelehrſamkeit zweifeln laſſen! — um zu verhüten, daß man nicht nach dieſen neueſten Schriften die Wiſſenſchaft ihres Verfaſſers ſchätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non niſi ex poſtremis ſcriptis noverunt, — o des kritiſchen Biedermanns! — erzählt er uns, „D. Conradi habe ſich „ſeit einiger Zeit auf den Weinhandel und aufs Saufen gelegt, „habe ſeine Creditores, man verſteht nicht recht, ob betrogen? „oder mit anderer Schaden bereichert? bis er endlich, um bey „Ehren zu bleiben und ſich des Hungers zu erwehren, von „Leipzig nach Marburg entweichen müſſen." (***) — Abſcheulicher

(*) Act. Litt. Vol. II. P. IV. p. 465.

(**) Der ſich ruhig Fripon nennen läßt, aber ſobald er ſich mauvais auteur nennen höret, erbittert ausruft: Arretés, s'il vous plait; on peut attaquer mes mœurs; mais pour ma reputation d'auteur, je ne le ſouffrirai jamais.

(***) Hier iſt die ganze Stelle: Eſt haud raro doctiſſimorum ingeniorum hæc fortuna, ut, dum genio ſuo nimis indulgent, rebus a libris plane alienis facile diſtrahantur. Talem quoque expertus eſt juris civilis apprime peritus Conradus, qui, dum Lipſiæ jurisprudentiam docuit, editis initio libris egregiis, eruditi ICti nomen ſibi paraverat, at poſtea cum ad bibendi ſtudium & vinarium commercium, quod non ſine aliorum invidia, & inſigni creditorum commodo exercebat, ſe convertiſſet, acceptam jam laudem adeo deſeruit, ut aut nihil plane ſcriberet, aut, quando ſuo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime verſati, opera uteretur, vel ipſe, quicquid in mentem veniſſet, in

Recensent, wer verlangt das zu wissen? Sag uns, ob das Buch schlecht oder gut ist: und von dem übrigen schweig! Auch wenn alles wahr ist, schweig: denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmahle auf die Stirne des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Klotz diesem Schandurthel die Buchstaben F. S. A. untersetzen lassen; ohne Zweifel, um uns damit zu sagen, daß er es nicht selbst abgefaßt habe. Aber selbst, oder nicht selbst: es ist darum nicht weniger sein Werk. Denn der allgemeine Titel, Acta litteraria scripsit Klotzius, macht es dazu; und der Wirth, der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder.

Dieses und unzähliger ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend seyn müßte, auch den besten Criticus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen, daß er sich in seinem Leben nicht wieder unterstünde, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Hr. Klotzen, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen noch größern, sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger aufschießender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, ausserordentlichsten Mann ausposaunten, und ihn in eine solche Wolke von Weyhrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor. In dieser Betäubung wurde ihm das Reich der Lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß, seine Eroberungen auch über das Reich der Deutschen zu verbreiten. Die ersten Streifereyen dahin, wagte er in ein Paar Werklein, die, höchst arm an Gedanken und Sachen, mit deutschen Worten, aber wahrlich nicht deutsch geschrieben waren. Dennoch wurden auch diese bis in den Himmel erhoben; ihr Verfasser hieß in utroque Cæsar; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernste, daß alle diese Zujauchzungen nichts, als der vervielfältigte Wiederhall seiner eigenen Bewunderung waren.

chartam conliceret. Quod quidem non malevolo animo, aut calumniæ causa scribimus, sed ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicemus, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt. Tandem, quo fami famæque consuleret, Lipsia abiit in patriam suam, Marburgum, &c.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilet, ist damit bestraft genug, daß er sie schwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so dolose berühmt gewordener Mann, sich mit dem stillen Besitze seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben versucht hatte, über einen Kohl, den er zum sieben und siebzigstenmale aufwärmte, eine deutsche Brühe zu gießen, ward Herr Klotz urplötzlich zum allgemeinen Kunstrichter der schönen Wissenschaften — und der deutschen schönen Wissenschaften! Unter dem Vorwande, daß er und seine Freunde, mit verschiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht blos seine Läuterungen desfalls bey dem Publico ein, sondern errichtete selbst ein Tribunal; und welch ein Tribunal!

Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne seinen bürgerlichen Titel! — Wer ist der Herr Klotz, der sich aufwirft, über einen Klopstock, und Moses, und Rammler, und Gerstenberg Gericht zu halten? — Es ist Hr. Klotz, der Geheimderath. — Sehr wohl; damit muß sich die Schildwache in einer Preußischen Vestung begnügen: aber auch der Leser? Wenn der Leser fragt; wer ist der Hr. Klotz? so will er wissen, was dieser Herr Klotz geschrieben hat, und worauf sich sein Recht gründet, über solche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht diese Männer nehmen ihn wegen dieses Rechts in Anspruch: sondern das Publicum. Die Nachsicht, die das Publicum hierinn gegen einen ungenannten kritischen Schriftsteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunstrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publico seyn, und so lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunstrichter, der sich nennet, will nicht eine Stimme des Publici seyn, sondern will das Publicum stimmen. Seine Urtheile sollen, nicht blos durch

sich, so viel Glück machen, als sie machen können: sie sollen es zugleich mit durch seinen Namen machen; denn wozu sonst dieser Name? Daher aber auch, von unserer Seite, das Verlangen, diesen Namen bewährt zu wissen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in diesem Bezirke ist! Jeder andere Name ist noch mehr Betrug, als Bestechung. Und wann Hr. Klotz Staatsminister wäre, und wann er der größte lateinische Stilist, der erste Philolog von Europa wäre: was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen: und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz seyn könnte? Stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen!

So steht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Hrn. Klotz sind. Sie wollen unbekannt seyn; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professores oder Studenten, Candidaten oder Pastores seyn; sie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; sie mögen von ihrer Schreiberey leben, oder nicht: alles das ist eines, wie das andere. Nicht aus dem, was sie sind, laßt uns beurtheilen, was sie schreiben: sondern aus dem, was sie schreiben, laßt uns urtheilen, was sie seyn sollten.

Wahrlich, keiner von ihnen sollte Professor seyn, wenigsten nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie noch Studenten, und fleißige, bescheidene Studenten seyn. Denn welcher von ihnen verräth im geringsten mehr Kenntnisse, gründlichere Einsichten, als jeder angehende Student haben sollte? Was ist in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte schreiben können; nur ein Mann, der sich in seinem Fache fühlte? Welches ist die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, sie sey so klein als sie wolle, worüber einer von diesen Großsprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäscher sind sie alle; keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton; alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter seyn kann. Sie mögen

sich zum Theil darauf verstehen, einer Uebersetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Wasser zu besehen: das müßte aber alles seyn, womit sie sich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftsteller, von dem Maaße ihrer eigenen Talente, sollten sie urtheilen wollen: denn es ist ein eckler Anblick, wenn man eine Spinne die andere fressen sieht, und meistens ergiebt es sich zu deutlich, daß sie das getadelte Werk, noch lange so gut nicht, selbst hervorgebracht haben würden. Aber wenn sie vollends an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Litteratur gegen die Litteratur anderer Völker in Anschlag kömmt: so ist das eine Vermessenheit, von der ich nicht weis, ob sie lächerlicher, oder ärgerlicher ist. Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen etwa lernen, in seine Elegieen mehr Fiction zu bringen? und Rammler, in seine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile sind, so viel Schaden stiften sie gleichwohl in einem Publico, das sich zum größten Theile noch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht entwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, denen solche Stümper solche Armseligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen.

Endlich, das stinkende Fett, womit diese Herren ihre kritischen Wassersuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geist ihres verschwärzenden Herausgebers siebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klotzianismus heissen.

Sieben und funfzigster Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervor bringen will, und es ist nothwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwäget.

Aber sobald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weis, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser nähern Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunstrichter zu seyn, und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant.

Diese Bestimmung unerlaubter Persönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, ist ohnstreitig die wahre; und nach ihr verlange ich, auf das strengste gerichtet zu seyn!

Herr Klotz klagt mich an, meine antiquarischen Briefe mehr gegen Ihn, als gegen sein Buch gerichtet zu haben, welches „aus den persönlichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem „Stil, der oft mehr als blos satyrisch sey, kurz aus dem Tone „erhelle, welcher uns, wider unsern Willen, an den Verfasser „des Vademecum für Herr Langen zu denken zwinge." (*)

Persönliche Beleidigungen! Hr. Klotz klagt über persönliche Beleidigungen! Herr Klotz! Quis tulerit Gracchos &c. Und doch, wo sind sie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und sie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken lassen, daß ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott ist mir entfahren, der sich auf mehr gründet, als auf Beweise seiner Unwissenheit und Uebereilung, wie sie in seinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein oder zweymal Geheimderrath genennt; und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht selbst mit diesem Titel unter den Schriftstellern aufgetreten wäre. Was weis ich sonst von seiner Person? Was verlange ich von ihr zu wissen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen; die im Laokoon. Das nicht uneingeschränkte Lob, welches ich Herr Klotzen da ertheilte, mußte mir ihn freylich auf den Hals ziehen. Aber nachher sind alle Zudringlichkeiten von seiner Seite. Was ich dagegen gethan, sind nichts als Abwehrungen; auf itzt, und wo möglich, auf künftig.

(*) Deutsche Bibl. siebentes Stück. S. 465.

Der Stil, der oft mehr, als blos satyrisch ist! — Es thut mir leid, wenn mein Stil irgendwo blos satyrisch ist. Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satyrisch seyn. Und was soll er mehr seyn, als satyrisch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Vademeeum für Hr. Langen zu denken zwinget. — Nun denn? Aber zu wessen Beschämung wird diese erzwungene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß sein Buch eben so kindische Schnitzer hat, als der Langische Horaz?

Kurz, von allen diesen Vorwürfen bleibt nichts, als höchstens der Skrupel, ob es nicht besser gewesen wäre, etwas säuberlicher mit dem Hrn. Klotz zu verfahren? Die Höflichkeit sey doch eine so artige Sache —

Gewiß! denn sie ist eine so kleine!

Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit ist keine Pflicht: und nicht höflich seyn, ist noch lange nicht, grob seyn. Hingegen, zum Besten der Mehrern, freymüthig seyn, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr seyn, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht.

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushengen zu können: so würde meine Tonleiter diese seyn. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich, gegen den Cabalenmacher.

Der Kunstrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich seyn könnte, grob.

Ueberhaupt verstehen sich auf das Raffinement der Höflichkeit, die höflichsten Herren am wenigsten. Einer von ihnen sagte zu mir: „aber Herr Klotz ist doch immer so höflich gegen Sie „gewesen. Sogar seine Recension der antiquarischen Briefe ist „noch so höflich!

Noch so höflich? Der Bauernstolz selbst, hätte sie nicht gröber und plumper abfassen können.

Was will Herr Klotz, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennet? Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestiget habe? Er Geheimderrath, und ich nur Magister! — Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist?

Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimdenrathe, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine, er sey gerade nicht unermeßlicher als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme den Schmetterling schlecht, eine Spanne über den Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß sein König ihn aus einer andern Ursache zum Geheimdenrathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magister gehalten. Der König hätte in ihm den Magister so geehret, und er selbst wollte den Magister verachten?

Ja, der Magister gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, sogar mehr, als der Geheimderath. Wenn der Herr Geheimderath Klotz nicht auch Herr Magister Klotz wäre, oder zu seyn verdiente: so wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimderath zu schaffen haben könnte. Der Magister macht es, daß ich mich um den Geheimdenrath bekümmere: und schlimm für den Geheimdenrath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt!

Wie die Alten den Tod gebildet:

. . . . . Nullique ea triſtis imago!

STATIUS.

Pag. 218.

eine Unterſuchung. 1769.

Vorrede.

Ich wollte nicht gern, daß man dieſe Unterſuchung nach ihrer Veranlaſſung ſchätzen möchte. Ihre Veranlaſſung iſt ſo verächtlich, daß nur die Art, wie ich ſie genutzt habe, mich entſchuldigen kann, daß ich ſie überhaupt nutzen wollen.

Nicht zwar, als ob ich unſer itziges Publicum gegen alles, was Streitſchrift heißt und ihr ähnlich ſiehet, nicht für ein wenig allzu eckel hielte. Es ſcheinet vergeſſen zu wollen, daß es die Aufklärung ſo mancher wichtigen Punkte dem bloßen

Widerſpruche zu danken hat, und daß die Menſchen noch über nichts in der Welt einig ſeyn würden, wenn ſie noch über nichts in der Welt gezankt hätten.

„Gezankt;“ denn ſo nennet die Artigkeit alles Streiten: und Zanken iſt etwas ſo unmanierliches geworden, daß man ſich weit weniger ſchämen darf, zu haſſen und zu verleumden, als zu zanken.

Beſtünde indeß der größere Theil des Publici, das von keinen Streitſchriften wiſſen will, etwa aus Schriftſtellern ſelbſt: ſo dürfte es wohl nicht die bloße Politeſſe ſeyn, die den polemiſchen Ton nicht dulden will. Er iſt der Eigenliebe und dem Selbſtdünkel ſo unbehäglich! Er iſt den erſchlichenen Namen ſo gefährlich!

Aber die Wahrheit, ſagt man, gewinnet dabey ſo ſelten. — So ſelten? Es ſey, daß noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden: ſo hat dennoch die Wahrheit bey jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geiſt der Prüfung genähret, hat Vorurtheil und Anſehen in einer beſtändigen Erſchütterung erhalten; kurz, hat die geſchminkte Unwahrheit verhindert, ſich an der Stelle der Wahrheit feſtzuſetzen.

Auch kann ich nicht der Meinung ſeyn, daß wenigſtens das Streiten nur für die wichtigern Wahrheiten gehöre. Die Wichtigkeit iſt ein relativer Begriff, und was in einem Betracht ſehr unwichtig iſt, kann in einem andern ſehr wichtig werden. Als Beſchaffenheit unſerer Erkenntniß, iſt dazu Eine Wahrheit ſo wichtig als die andere: und wer in dem allergeringſten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig iſt, wird mich nimmermehr überreden, daß er die Wahrheit blos der Wahrheit wegen liebet.

Ich will meine Denkungsart hierinn niemanden aufdringen. Aber den, der am weiteſten davon entfernt iſt, darf ich wenigſtens bitten, wenn er ſein Urtheil über dieſe Unterſuchung öffentlich ſagen will, es zu vergeſſen, daß ſie gegen jemand gerichtet iſt. Er laſſe ſich auf die Sache ein, und ſchweige von den Perſonen. Welcher von dieſen der Kunſtrichter gewogener iſt, welche er überhaupt für den beſſern Schriftſteller hält, verlangt kein Menſch von ihm zu wiſſen. Alles was man von

ihm zu wissen begehret, ist dieses, ob er, seiner Seits, in die Wagschaale des einen oder des andern etwas zu legen habe, welches in gegenwärtigem Falle den Ausschlag zwischen ihnen ändere, oder vermehre. Nur ein solches Beygewicht, aufrichtig ertheilet, macht ihn dazu, was er seyn will: aber er bilde sich nicht ein, daß sein bloßer kahler Ausspruch ein solches Beygewicht seyn kann. Ist er der Mann, der uns beide übersieht, so bediene er sich der Gelegenheit, uns beide zu belehren.

Von dem Tumultuarischen, welches er meiner Arbeit gar bald anmerken wird, kann er sagen, was ihm beliebt. Wann er nur die Sache darunter nicht leiden läßt. Allerdings hätte ich mit mehr Ordnung zu Werke gehen können; ich hätte meine Gründe in ein vortheilhafteres Licht stellen können; ich hätte noch dieses und jenes seltene oder kostbare Buch nützen können; — was hätte ich nicht alles!

Dabey sind es nur längst bekannte Denkmahle der alten Kunst, die mir freygestanden, zur Grundlage meiner Untersuchung zu machen. Schätze dieser Art kommen täglich mehrere an das Licht: und ich wünschte selbst von denen zu seyn, die ihre Wißbegierde am ersten damit befriedigen können. Aber es wäre sonderbar, wenn nur der reich heissen sollte, der das meiste frisch gemünzte Geld besitzet. Die Vorsicht erfoderte vielmehr, sich mit diesem überhaupt nicht eher viel zu bemengen, bis der wahre Gehalt außer Zweifel gesetzt worden.

Der Antiquar, der zu einer neuen Behauptung uns auf ein altes Kunstwerk verweiset, das nur er noch kennet, das er zuerst entdeckt hat, kann ein sehr ehrlicher Mann seyn; und es wäre schlimm für das Studium, wenn unter achten nicht sieben es wären. Aber der, der, was er behauptet, nur aus dem behauptet, was ein Boissard oder Pighius hundert und mehr Jahre vor ihm gesehen haben, kann schlechterdings kein Betrieger seyn; und etwas Neues an dem Alten entdecken, ist wenigstens eben so rühmlich, als das Alte durch etwas Neues bestätigen.

Veranlassung.

Immer glaubt Herr Klotz, mir auf den Ferſen zu ſeyn. Aber immer, wenn ich mich, auf ſein Zurufen, nach ihm umwende, ſehe ich ihn, ganz ſeitab, in einer Staubwolke, auf einem Wege einherziehen, den ich nie betreten habe.

„Herr Leſſing, lautet ſein neueſter Zuruf dieſer Art,(*) „wird mir erlauben, der Behauptung, daß die alten Artiſten „den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt hätten, (ſ. Laokoon „S. 122. [ſ. Band VI, S. 446]) eben den Werth beyzulegen, den „ſeine zween andern Sätze, daß die Alten nie eine Furie, und „nie ſchwebende Figuren ohne Flügel gebildet, haben. Er kann „ſich ſogar nicht bereden, daß das liegende Skelet von Bronze, „welches mit dem einem Arme auf einem Aſchenkruge ruhet, in „der Herzoglichen Gallerie zu Florenz, eine wirkliche Antike „ſey. Vielleicht überredet er ſich eher, wenn er die geſchnittenen „Steine anſieht, auf welchen ein völliges Gerippe abgebildet iſt. „(ſ. Buonarotti Oſſ. ſopr. alc. Vetri t. XXXVIII. 3. und Lipperts „Daktyliothek, zweytes Tauſend, n. 998.) Im Muſeo Florentino ſieht man dieſes Skelet, welchem ein ſitzender Alter et„was vorbläſt, gleichfalls auf einem Steine. (ſ. Les Satires

(*) In der Vorrede zum zweyten Theile der Abhandlungen des Grafen Caylus.

„de Perse par Sinner S. 30.) Doch geschnittene Steine, wird „Herr Lessing sagen, gehören zur Bilderſprache. Nun ſo verweiſe „ich ihn auf das metallene Skelet in dem Kircherſchen Muſeo. „(ſ. Ficoroni Gemmas antiq. rarior. t. VIII.) Iſt er auch hie„mit noch nicht zufrieden, ſo will ich ihn zum Ueberfluſſe erin„nern, daß bereits Herr Winkelmann in ſeinem Verſuch der „Allegorie S. 81. zwoer alten Urnen von Marmor in Rom „Meldung gethan, auf welchen Todtengerippe ſtehen. Wenn „Hr. Leſſingen meine vielen Beyſpiele nicht verdrüßlich machen, „ſo ſetze ich noch Sponii Miſcell. Antiq. Erud. Sect. I. Art. III. „hinzu: beſonders n. 5. Und da ich mir einmal die Freyheit „genommen, wider ihn einiges zu erinnern, ſo muß ich ihn auf „die prächtige Sammlung der gemahlten Gefäße des Hrn. Hamil„ton verweiſen, um noch eine Furie auf einem Gefäße zu er„blicken. (Collection of Etruſcan, Grecian and Roman Antiqui„ties from the Cabinet of the Hon. Wm. Hamilton n. 6.)“

Es iſt, bey Gott, wohl eine große Freyheit, mir zu widerſprechen! Und wer mir widerſpricht, hat ſich wohl ſehr zu bekümmern, ob ich verdrüßlich werde, oder nicht!

Allerdings zwar ſollte ein Widerſpruch, als womit mich Hr. Klotz verfolgt, in die Länge auch den gelaſſenſten, kälteſten Mann verdrüßlich machen. Wenn ich ſage, „es iſt noch nicht Nacht: ſo ſagt Herr Klotz, „aber Mittag iſt doch ſchon längſt vorbey. Wenn ich ſage, „ſieben und ſieben macht nicht funfzehn: ſo ſagt er, „aber ſieben und achte macht doch funfzehn. Und das heißt er, mir widerſprechen, mich widerlegen, mir unverzeihliche Irrthümer zeigen!

Ich bitte ihn, einen Augenblick ſeinen Verſtand etwas mehr, als ſein Gedächtniß zu Rathe zu ziehen.

Ich habe behauptet, daß die alten Artiſten den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt: und ich behaupte es noch. Aber ſagen, daß die alten Artiſten den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt: heißt denn dieſes von ihnen ſagen, daß ſie überhaupt kein Skelet vorgeſtellet? Iſt denn unter dieſen beiden Sätzen ſo ganz und gar kein Unterſchied, daß wer den einen erweiſet, auch nothwendig den andern erwieſen hat? daß wer den einen leugnet, auch nothwendig den andern leugnen muß?

Hier ist ein geschnittener Stein, und da eine marmorne Urne, und dort ein metallenes Bildchen: alle sind ungezweifelt antik, und alle stellen ein Skelet vor. Wohl! Wer weis das nicht? Wer kann das nicht wissen, dem gesunde Finger und Augen nicht abgehen, sobald er es wissen will? Sollte man in den antiquarischen Werken nicht etwas mehr, als gebildert haben?

Diese antike Kunstwerke stellen Skelete vor: aber stellen denn diese Skelete den Tod vor? Muß denn ein Skelet schlechterdings den Tod, das personifirte Abstraktum des Todes, die Gottheit des Todes, vorstellen? Warum sollte ein Skelet nicht auch blos ein Skelet vorstellen können? Warum nicht auch etwas anders?

Untersuchung.

Der Scharfsinn des Herrn Klotz geht weit! — Mehr brauchte ich ihm nicht zu antworten: aber doch will ich mehr thun, als ich brauchte. Da noch andere Gelehrte an den verkehrten Einbildungen des Hrn. Klotz, mehr oder weniger, Theil nehmen: so will ich für diese hier zweyerley beweisen.

Vors erste: daß die alten Artisten den Tod, die Gottheit des Todes, wirklich unter einem ganz andern Bilde vorstellten, als unter dem Bilde des Skelets.

Vors zweyte: daß die alten Artisten, wenn sie ein Skelet vorstellten, unter diesem Skelete etwas ganz anders meineten, als den Tod, als die Gottheit des Todes.

I. Die alten Artisten stellten den Tod nicht als ein Skelet vor: denn sie stellten ihn, nach der Homerischen Idee, (*) als den Zwillingsbruder des Schlafes vor, und stellten beide, den Tod und den Schlaf, mit der Aehnlichkeit unter sich vor, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten. Auf einer Kiste von Cedernholz, in dem Tempel der Juno zu Elis, ruhten sie beide als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere schwarz; jener schlief, dieser schien zu schlafen; beide mit über einander geschlagenen Füßen. (**)

Hier nehme ich einen Satz zu Hülfe, von welchem sich nur

(*) Ilᾶ. ϰ v. 681. 82.

(**) Pausanias Eliac. cap. XVIII. p. 422. Edit. Kuh. Laokoon S. 121. [Band VI. S. 445.]

wenige Ausnahmen finden dürften. Diesen nehmlich, daß die Alten die sinnliche Vorstellung, welche ein idealisches Wesen einmal erhalten hatte, getreulich beybehielten. Denn ob dergleichen Vorstellungen schon willkührlich sind, und ein jeder gleiches Recht hätte, sie so oder anders anzunehmen: so hielten es dennoch die Alten für gut und nothwendig, daß sich der Spätere dieses Rechtes begebe, und dem ersten Erfinder folge. Die Ursache ist klar: ohne diese allgemeine Einförmigkeit, ist keine allgemeine Erkenntlichkeit möglich.

Folglich auch, jene Aehnlichkeit des Todes mit dem Schlafe von den griechischen Artisten einmal angenommen, wird sie von ihnen, allem Vermuthen nach, auch immer seyn beobachtet worden. Sie zeigte sich ohnstreitig an den Bildseulen, welche beide diese Wesen zu Lacedämon hatten: denn sie erinnerten den Pausanias (*) an die Verbrüderung, welche Homer unter ihnen eingeführet.

Welche Aehnlichkeit mit dem Schlafe aber läßt sich im geringsten denken, wenn der Tod als ein bloßes Gerippe ihm zur Seite stand?

„Vielleicht, schrieb Winkelmann, (**) war der Tod bey den „Einwohnern von Gades, dem heutigen Cadix, welche unter „allen Völkern die einzigen waren, die den Tod verehrten, also „gestaltet." — Als Gerippe nehmlich.

Doch Winkelmann hatte zu diesem Vielleicht nicht den geringsten Grund. Philostrat (***) sagt blos von den Gaditanern, „daß sie die einzigen Menschen wären, welche dem Tode Päane sängen." Er erwähnt nicht einmal einer Bildseule, geschweige daß er im geringsten vermuthen lasse, diese Bildseule habe ein Gerippe vorgestellt. Endlich, was würde uns auch hier die Vorstellung der Gaditaner angehen? Es ist von den symbolischen Bildern der Griechen, nicht der Barbaren die Rede.

Ich erinnere beyläufig, daß ich die angezogenen Worte des Philostrats, τον θανατον μονοι ἀνθρωπων παιανιζουται, nicht mit Winkelmannen übersetzen möchte, „die Gaditaner wä-

(*) Laconic. cap. XIIX. p. 253.
(**) Allego. S. 83.
(***) Vita Apollo. lib. V. c. 4.

ren unter allen Völkern die einzigen gewesen, welche den Tod verehret." Verehret sagt von den Gaditanern zu wenig, und verneinet von den übrigen Völkern zu viel. Selbst bey den Griechen war der Tod nicht ganz ohne Verehrung. Das Besondere der Gaditaner war nur dieses, daß sie die Gottheit des Todes für erbittlich hielten; daß sie glaubten, durch Opfer und Päane seine Strenge mildern, seinen Schluß verzögern zu können. Denn Päane heissen im besonderern Verstande Lieder, die einer Gottheit zur Abwendung irgend eines Uebels gesungen werden. Philostrat scheinet auf die Stelle des Aeschylus anzuspielen, wo von dem Tode gesagt wird, daß er der einzige unter den Göttern sey, der keine Geschenke ansehe, der daher keine Altäre habe, dem keine Päane gesungen würden:

Οὐδ' ἐστι βωμος, οὐδε παιωνιζεται. —

Winkelmann selbst merket, in seinem Versuche über die Allegorie, bey dem Schlafe an, (*) daß auf einem Grabsteine in dem Pallaste Albani, der Schlaf als ein junger Genius, auf eine umgekehrte Fackel sich stützend, nebst seinem Bruder, dem Tode, vorgestellet wären, „und eben so abgebildet fänden sich „diese zwey Genii auch an einer Begräbnißurne in dem Colle„gio Clementino zu Rom." Ich wünschte, er hätte sich dieser Vorstellung bey dem Tode selbst wiederum erinnert. Denn so würden wir die einzig genuine und allgemeine Vorstellung des Todes da nicht vermissen, wo er uns nur mit verschiedenen Allegorieen verschiedener Arten des Sterbens abfindet.

Auch dürfte man wünschen, Winkelmann hätte uns die beiden Denkmähler etwas näher beschrieben. Er sagt nur sehr wenig davon, und das Wenige ist so bestimmt nicht, als es seyn könnte. Der Schlaf stützet sich da auf eine umgekehrte Fackel: aber auch der Tod? und vollkommen eben so? Ist gar kein Abzeichen zwischen beiden Geniis? und welches ist es? Ich wüßte nicht, daß diese Denkmähler sonst bekannt gemacht wären, wo man sich Raths erhohlen könnte.

Jedoch sie sind, zum Glücke, nicht die einzigen ihrer Art. Winkelmann bemerkte auf ihnen nichts, was sich nicht auch auf mehrern, und längst vor ihm bekannten, bemerken ließe.

(*) S. 76.

Er sahe einen jungen Genius mit umgestürzter Fackel, und der ausdrücklichen Ueberschrift Somno: aber auf einem Grabsteine beym Boissard (*) erblicken wir die nehmliche Figur, und die Ueberschrift Somno Orestilia Filia läßt uns wegen der Deutung derselben eben so wenig ungewiß seyn. Ohne Ueberschrift kömmt sie eben daselbst noch oft vor: ja auf mehr als einem Grabsteine und Sarge kömmt sie doppelt vor. (**) Was kann aber in dieser vollkommen ähnlichen Verdoppelung, wenn das eine Bild der Schlaf ist, das andere wohl schicklicher seyn, als der Zwillingsbruder des Schlafes, der Tod?

Es ist zu verwundern, wie Alterthumsforscher dieses nicht wissen, oder wenn sie es wußten, in ihren Auslegungen anzuwenden vergessen konnten. Ich will hiervon nur einige Beyspiele geben.

Vor allen fällt mir der marmorne Sarg bey, welchen Bellori in seinen Admirandis bekannt gemacht, (***) und von dem letzten Schicksale des Menschen erkläret hat. Hier zeiget sich unter andern ein geflügelter Jüngling, der in einer tiefsinnigen Stellung, den linken Fuß über den rechten geschlagen, neben einem Leichname stehet, mit seiner Rechten und dem Haupte auf einer umgekehrten Fackel ruhet, die auf die Brust des Leichnames gestützet ist, und in der Linken, die um die Fackel herabgreift, einen Kranz mit einem Schmetterlinge hält. (†) Diese Figur, sagt Bellori, sey Amor, welcher die Fackel, das ist, die Affekten, auf der Brust des verstorbenen Menschen auslösche. Und ich sage, diese Figur ist der Tod!

Nicht jeder geflügelte Knabe, oder Jüngling, muß ein Amor seyn. Amor, und das Heer seiner Brüder, hatten diese Bildung mit mehrern geistigen Wesen gemein. Wie manche aus dem Geschlecht der Genii, wurden als Knaben vorgestellet! (††) Und was hatte nicht seinen Genius? Jeder Ort; jeder Mensch; jede gesellschaftliche Verbindung des Menschen; jede Beschäftigung

(*) Topograph. Parte III. p. 48.
(**) Parte V. p. 22. 23.
(***) Tab. LXXIX.
(†) Man sehe das Titelkupfer.
(††) Barthius ad Rutilii lib. I. v. 327. p. 121.

des Menſchen, von der niedrigſten bis zur größten;(*) ja, ich möchte ſagen, jedes unbelebte Ding, an deſſen Erhaltung gelegen war, hatte ſeinen Genius. — Wann dieſes, unter andern auch dem Herrn Klotz, nicht eine ganz unbekannte Sache geweſen wäre: ſo würde er uns ſicherlich mit dem größten Theile ſeiner zuckerſüßen Geſchichte des Amors aus geſchnittenen Steinen,(**) verſchonet haben. Mit den aufmerkſamſten Fingern forſchte dieſer große Gelehrte dieſem niedlichen Gotte durch alle Kupferbücher nach; und wo ihm nur ein kleiner nackter Bube vorkam, da ſchrie er Amor! Amor! und trug ihn geſchwind in ſeine Rolle ein. Ich wünſche dem viel Geduld, der die Muſterung über dieſe Klotziſche Amors unternehmen will. Alle Augenblicke wird er einen aus dem Gliede ſtoßen müſſen. — Doch davon an einem andern Orte!

Genug, wenn nicht jeder geflügelte Knabe oder Jüngling nothwendig ein Amor ſeyn muß: ſo braucht es dieſer auf dem Monumente des Bellori am wenigſten zu ſeyn.

Und kann es ſchlechterdings nicht ſeyn! Denn keine allegoriſche Figur muß mit ſich ſelbſt im Widerſpruche ſtehen. In dieſem aber würde ein Amor ſtehen, deſſen Werk es wäre, die Affekten in der Bruſt des Menſchen zu verlöſchen. Ein ſolcher Amor, iſt eben darum kein Amor.

Vielmehr ſpricht alles, was um und an dieſem geflügelten Jünglinge iſt, für das Bild des Todes.

Denn wenn es auch nur von dem Schlafe erwieſen wäre, daß ihn die Alten als einen jungen Genius mit Flügeln vorgeſtellt: ſo würde auch ſchon das uns hinlänglich berechtigen, von ſeinem Zwillingsbruder, dem Tode, ein Gleiches zu vermuthen. Somni idolum ſenile fingitur, ſchrieb Barth auf gut Glück nur ſo hin,(***) um ſeine Interpunction in einer Stelle des Statius zu rechtfertigen.

Crimine quo merui, juvenis placidiſſime divûm,
Quove errore miſer, donis ut ſolus egerem
Somne tuis? —

(*) Idem ibid. p. 128.

(**) Ueber den Nutzen und Gebr. der alt. geſch. St. von S. 194 bis 224.

(***) Ad Statium, Silv. V. 4.

flehte der Dichter zu dem Schlafe; und Barth wollte, daß der Dichter das juvenis von sich selbst, nicht von dem Schlafe gesagt habe:

Crimine quo merui juvenis, placidissime divum &c.

Es sey, weil es zur Noth seyn könnte: aber der Grund ist doch ganz nichtig. Der Schlaf war bey allen Dichtern eine jugendliche Gottheit; er liebte eine von den Grazien, und Juno, für einen wichtigen Dienst, gab ihm diese Grazie zur Ehe. Gleichwohl sollten ihn die Künstler als einen Greis gebildet haben? Das wäre von ihnen nicht zu glauben, wenn auch in keinem Denkmahle das Gegentheil mehr sichtbar wäre.

Doch nicht der Schlaf blos, wie wir gesehen, auch noch ein zweyter Schlaf, der nichts anders als der Tod seyn kann, ist sowohl auf den unbekanntern Monumenten des Winkelmann, als auf den bekanntern des Boissard, gleich einem jungen Genius, mit umgestürzter Fackel zu sehen. Ist der Tod dort ein junger Genius: warum könnte ein junger Genius hier, nicht der Tod seyn? Und muß er es nicht seyn, da ausser der umgestürzten Fackel, auch alle übrige seiner Attributen die schönsten, redensten Attribute des Todes sind?

Was kann das Ende des Lebens deutlicher bezeichnen, als eine verloschene, umgestürzte Fackel? Wann dort der Schlaf, diese kurze Unterbrechung des Lebens, sich auf eine solche Fackel stützet: mit wie viel größerm Rechte darf es der Tod?

Auch die Flügel kommen noch mit größerm Rechte ihm, als dem Schlafe, zu. Denn seine Ueberraschung ist noch plötzlicher, sein Uebergang noch schneller.

— — — Seu me tranquilla Senectus
Expectat, seu Mors atris circumvolat alis:

sagt Horaz. (*)

Und der Kranz in seiner Linken? Es ist der Todtenkranz. Alle Leichen wurden bey Griechen und Römern bekränzt; mit Kränzen ward die Leiche von den hinterlassenen Freunden beworfen; bekränzt wurden Scheiterhaufe und Urne und Grabmahl. (**)

Endlich, der Schmetterling über diesem Kranze? Wer weis nicht, daß der Schmetterling das Bild der Seele, und besonders der von dem Leibe geschiedenen Seele, vorstellet?

(*) Lib. II. Sat. 1. v. 57. 58.

(**) Car. Paschalii Coronarum lib. IV. c. 5.

Hierzu kömmt der ganze Stand der Figur, neben einem Leichnam, und gestützt auf diesen Leichnam. Welche Gottheit, welches höhere Wesen könnte und dürfte diesen Stand haben: wenn es nicht der Tod selbst wäre? Ein todter Körper verunreinigte, nach den Begriffen der Alten, alles, was ihm nahe war: und nicht allein die Menschen, welche ihn berührten oder nur sahen; sondern auch die Götter selbst. Der Anblick eines Todten war schlechterdings keinem von ihnen vergönnt.

—— —— Εμοι γαρ ου θεμις φθιτους ὁραν·

sagt Diana, bey dem Euripides,(*) zu dem sterbenden Hippolyt. Ja, um diesen Anblick zu vermeiden, mußten sie sich schon entfernen, sobald der Sterbende die letzten Athemzüge that. Denn Diana fährt dort fort:

Ουδ' ὁμιμα χραινειν θανασιμοισιν ἐκπνοαις·
Ὁρω δε σ' ἡδη τουδε πλησιον κακου

und hiemit scheidet sie von ihrem Lieblinge. Aus eben diesem Grunde sagt auch Apoll, bey eben dem Dichter,(**) daß er die geliebte Wohnung des Admetus nun verlassen müßte, weil Alceste sich ihrem Ende nahe:

Ἐγω δε, μη μιασμα μ' εν δομοις κιχῃ,
Λειπω μελαθρων τηνδε φιλτατην ςεγην.

Ich halte diesen Umstand, daß die Götter sich durch den Anblick eines Todten nicht verunreinigen durften, hier für sehr erheblich. Er ist ein zweyter Grund, warum es Amor nicht seyn kann, der bey dem Leichname steht: und zugleich ein Grund wider alle andere Götter; den einzigen Gott ausgenommen, welcher sich unmöglich durch Erblickung eines Todten verunreinigen konnte, den Tod selbst.

Oder meinet man, daß vielleicht doch noch Eine Gottheit hiervon auszunehmen seyn dürfte? Nehmlich der eigentliche Genius, der eigentliche Schutzgeist des Menschen. Wäre es denn, könnte man sagen, so etwas ungereimtes, daß der Genius des Menschen trauernd bey dem Körper stünde, durch dessen Erstarrung er sich auf ewig von ihm trennen müssen? Doch wenn das schon nicht ungereimt wäre, so wäre es doch völlig wider

(*) Hippol. v. 1437.
(**) Alc. v. 22. 23.

die Denkungsart der Alten; nach welcher auch der eigentliche Schutzgeist des Menschen den völligen Tod desselben nicht abwartete, sondern sich von ihm noch eher trennte, als in ihm die gänzliche Trennung zwischen Seele und Leib geschahe. Hiervon zeugen sehr deutliche Stellen; (*) und folglich kann auch dieser Genius der eigentliche Genius des eben verschiednen Menschen nicht seyn, auf dessen Brust er sich mit der Fackel stützet.

Noch darf ich eine Besonderheit in dem Stande desselben, nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich glaube in ihr die Bestätigung einer Muthmaßung zu erblicken, die ich an eben derselben Stelle des Laokoon berührte.(**) Sie hat Widerspruch gefunden, diese Muthmaßung: es mag sich nun zeigen, ob sie ihn zu behalten verdienet.

Wenn nehmlich Pausanias die gleich Anfangs erwähnte Vorstellung, auf der Kiste in dem Tempel der Juno zu Elis, beschreibet, wo unter andern eine Frau erscheine, die in ihrer Rechten einen schlafenden weissen Knaben halte, in ihrer Linken aber einen schwarzen Knaben, καθευδοντι ἐοικοτα, welches eben sowohl heissen kann, der jenem schlafenden Knaben ähnlich sey, als, der zu schlafen scheine: so setzt er hinzu, ἀμφοτερους διεσφαλμενους τους ποδας. Diese Worte giebt der lateinische Uebersetzer durch, distortis utrinque pedibus; und der Französische durch, les pieds contrefaits. Ich fragte: was sollen hier die krummen Füße? wie kommen der Schlaf und der Tod zu diesen ungestaltenen Gliedern? was können sie andeuten sollen? Und in der Verlegenheit, mir hierauf zu antworten, schlug ich vor, διεσφαλμενους τους ποδας nicht durch krumme, sondern durch über einander geschlagene Füße zu übersetzen: weil dieses die gewöhnliche Lage der Schlafenden sey, und der Schlaf auf alten Monumenten nicht anders liege.

Erst wird es, wegen einer Verbesserung, die Sylburg in eben den Worten machen zu müssen glaubte, nöthig seyn, die ganze Stelle in ihrem Zusammenhange anzuführen: Πεποιηται δε γυνη παιδα λευκον καθευδοντα ἀνεχουσα τῃ δεξια χειρι, τῃ δε ἑτερᾳ μελαινα ἐχει παιδα καθευδοντι ἐοικοτα, ἀμφοτερους διεσφαλμενους τους ποδας. Sylburg fand das

(*) Wonna Exercit. III. de Geniis, cap. 2. §. 7.

(**) S. 121. [Band VI, S. 446.]

διεσραμμενους anſtößig, und meinte, daß es beſſer ſeyn würde, διεσραμμενον dafür zu leſen, weil ἑοικοτα vorher gehe, und beides ſich auf παιδα beziehe.(*) Doch dieſe Veränderung würde nicht allein ſehr überflüßig, ſondern auch ganz falſch ſeyn. Ueberflüßig: denn warum ſoll ſich nun eben das διαστρεφεσθαι auf παιδα beziehen, da es ſich eben ſowohl auf ἀμφοτερους oder ποδας beziehen kann? Falſch: denn ſonach würde ἀμφοτερους nur zu ποδας gehören können, und man würde überſetzen müſſen, krumm an beiden Füßen; da es doch auf das doppelte παιδα gehet, und man überſetzen muß, beide mit krummen Füßen. Wenn anders διεσραμενος hier krumm heißt, und überhaupt krumm heiſſen kann!

Zwar muß ich geſtehen, daß ich damals, als ich den Ort im Laokoon ſchrieb, ſchlechterdings keine Auslegung kannte, warum der Schlaf und der Tod mit krummen Füßen ſollten ſeyn gebildet worden. Ich habe erſt nachher beym Rondel (**) gefunden, daß die Alten durch die krummen Füße des Schlafes, die Ungewißheit und Betrieglichkeit der Träume andeuten wollen. Aber worauf gründet ſich dieſes Vorgeben? und was wäre es auch damit? Was es erklären ſollte, würde es höchſtens nur zur Hälfte erklären. Der Tod iſt doch wohl ohne Träume: und dennoch hatte der Tod eben ſo krumme Füße. Denn, wie geſagt, das ἀμφοτερους muß ſchlechterdings auf das doppelte vorhergehende παιδα ſich beziehen: ſonſt würde ἀμφοτερους, zu τους ποδας genommen, ein ſehr ſchaler Pleonasmus ſeyn. Wenn ein Menſch krumme Füße hat, ſo verſteht es ſich ja wohl, daß ſie beide krumm ſind.

Oder ſollte wohl jemand auch nur deswegen ſich die Lesart des Sylburg (διεσραμμενον für διεσραμμενους) gefallen laſſen, um die krummen Füße blos und allein dem Schlafe beylegen zu können? Nun ſo zeige mir dieſer Eigenſinnige doch irgend einen antiken Schlaf mit dergleichen Füßen. Es ſind ſowohl ganz runde als halb erhabene Werke genug übrig, in welchen die Alterthumskundigen einmüthig den Schlaf erkennen.

(*) Rectius διεσραμμενον, ut antea ἑοικοτα, reſpiciunt enim Accuſativum παιδα.

(**) Expoſ. Signi veteris Tolliani p. 294. Fortaſſorum Jacobi Tollii.

Wo ist ein einziger, an welchem sich krumme Füße auch nur argwohnen ließen?

Was folgt aber hieraus? — Sind die krummen Füße des Todes und des Schlafes ohne alle befriedigende Bedeutung; sind die krummen Füße des letztern in keiner antiken Vorstellung desselben sichtbar: so meine ich, folgt wohl nichts natürlicher, als die Vermuthung, daß es mit diesen krummen Füßen überhaupt eine Grille seyn dürfte. Sie gründen sich auf eine einzige Stelle des Pausanias, auf ein einziges Wort in dieser Stelle: und dieses Wort ist noch dazu eines ganz andern Sinnes fähig!

Denn διεστραμμενος, von διαστρεφειν, heißt nicht sowohl krumm, verbogen, als nur überhaupt verwandt, aus seiner Richtung gebracht; nicht sowohl tortuosus, distortus, als obliquus, transversus: und ποδες διεστραμμενοι sind also nicht nur eben sowohl durch queer, überzwerch liegende Füße, als durch krumme Füße zu übersetzen; sondern durch jenes sogar noch besser und eigentlicher zu übersetzen, als durch dieses.

Doch daß διεστραμμενος bloß so übersetzt werden könnte, würde noch wenig entscheiden. Der eigentlichere Sinn ist nicht immer der wahre. Von größerm, den völligen Ausschlag gebendem Gewicht ist also dieses: daß die ποδες διεστραμμενοι, so übersetzt wie ich sage, durch über einander geschlagen übersetzt, nicht allein, sowohl bey dem Tode als bey dem Schlafe, die schönste angemessenste Bedeutung haben, sondern auch häufig auf alten Denkmählern zu erblicken sind.

Ueber einander geschlagene Füße sind die natürliche Lage, die der Mensch in einem ruhigen gesunden Schlafe nimmt. Diese Lage haben die alten Künstler auch einstimmig jeder Person gegeben, die sie in einem solchen Schlafe zeigen wollen. So schläft die vermeinte Cleopatra im Belvedere; so schläft die Nymphe auf einem alten Monumente beym Boissard; so schläft, oder will eben entschlafen, der Hermaphrodit des Dioskurides. Es würde sehr überflüßig seyn, dergleichen Exempel zu häufen. Ich wüßte mich itzt nur einer einzigen alten Figur zu erinnern, welche in einer andern Lage schliefe. — (Dem Herrn Klotz unverwehrt, geschwind seine Kupferbücher durchzublättern, und

mir mehrere zu zeigen!) — Aber diese einzige Figur ist auch ein trunkener Faun, dem der gährende Wein keinen ruhigen Schlaf vergönnen darf. (*) Bis auf die schlafenden Thiere, beobachteten die alten Künstler die angegebene Lage. Die zwey antiken Löwen, von gelblichem Marmor, unter den Königlichen Alterthümern zu Berlin, schlafen mit über einander geschlagenen Vorderfüßen, auf welchen der Kopf ruhet. Kein Wunder folglich, daß man auch den Schlaf selbst, in dieser den Schlafenden so gewöhnlichen Lage, von ihnen vorgestellt sieht. Ich verwies auf den Schlaf beym Maffei, (**) und ich hätte eben sowohl auf den ähnlichen Marmor des Tollius verweisen können. Zwey kleinerer, ehedem bey dem Connetable Colonna, von jenen wenig oder nichts unterschieden, erwähnt ebenfals Maffei.

Ja auch an wachenden Figuren, ist die Lage der über einander geschlagenen Füße, das Zeichen der Ruhe. Nicht wenige von den ganz oder halb liegenden Flußgöttern, ruhen so auf ihren Urnen: und sogar an stehenden Personen ist ein Fuß über den andern geschlagen, der eigentliche Stand des Verweilens und der Erhohlung. Daher erscheinen die Mercure und Faune so manchmal in diesem Stande; besonders, wenn wir sie in ihre Flöte, oder sonst ein erquickendes Spiel, vertieft finden.

Nun wäge man alle diese Wahrscheinlichkeiten gegen die blank und bloßen Widersprüche ab, mit welchen man meine Auslegung abfertigen wollen. Der gründlichste ist noch der, der sich von einem Gelehrten herschreibt, dem ich wichtigere Erinnerungen zu danken habe. „Die Lessingische Erklärung des διεστραμμενους τους ποδας, sagt der Verfasser der critischen Wälder, (***) „scheint dem Sprachgebrauche zu widerspre„chen; und wenn es aufs Muthmaßen ankäme, könnte ich „eben so sagen: sie schliefen mit über einander geschlagenen „Füßen, d. i. des einen Fuß streckte sich über den andern hin,

(*) Beym Maffei, (T. XCIV.) wo man sich über den Geschmack dieses Auslegers ärgern muß, der eine so unanständige Figur mit aller Gewalt zu einem Bacchus machen will.

(**) Tab. CLI.

(***) Erstes Wäldchen S. 83.

„um die Verwandtschaft des Schlafes und Todes anzuzei„gen u. s. w.

Wider den Sprachgebrauch? wie das? Heißt διεστραμμενος etwas anders, als verwandt? und muß denn alles, was verwandt ist, nothwendig krumm seyn? Wie könnte man denn einen mit übergeschlagenen Füßen auf Griechisch richtiger und besser nennen, als διεστραμμενον (κατα) τους ποδας? oder διεστραμμενους τους ποδας, mit unter verstandenem ἐχοντα? Ich wüßte im geringsten nicht, was hier wider die natürliche Bedeutung der Worte, oder gegen die genuine Construction der Sprache wäre. Wenn Pausanias hätte krumm sagen wollen, warum sollte er nicht das so gewöhnliche σκολιος gebraucht haben?

Muthmaßen hiernächst läßt sich freylich vielerley. Aber verdient wohl eine Muthmaßung, die nichts als die bloße Möglichkeit vor sich hat, einer entgegen gesetzet zu werden, der so wenig zu einer ausgemachten Wahrheit fehlet? Ja, auch kaum die Möglichkeit kann ich jener mir entgegen gesetzten Muthmaßung einräumen. Denn der eine Knabe ruhete in dem einen, und der andere in dem andern Arme der Nacht: folglich wäre die Verschränkung der Füße des einen mit den Füßen des andern, kaum zu begreifen. Endlich die Möglichkeit dieser Verschränkung auch zugegeben: würde sodann das διεστραμμενους, welches sie ausdrücken sollte, nicht ebenfalls etwas ganz anders heissen, als krumm? Würde diese Bedeutung nicht ebenfalls wider den Sprachgebrauch seyn? Würde die Muthmaßung meines Gegners also nicht eben der Schwierigkeit ausgesetzt seyn, der er meine ausgesetzt zu seyn meinet, ohne daß sie eine einzige der Empfehlungen hätte, die er dieser nicht absprechen kann?

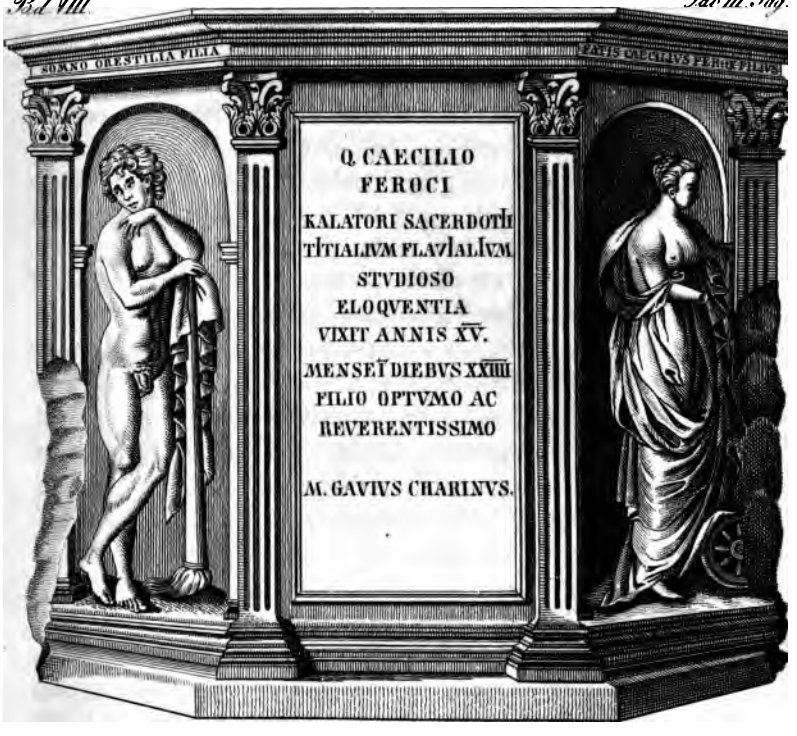
Nun zurück zu dem Bilde beym Bellori. Wenn aus dem, was ich bisher beygebracht, erwiesen ist, daß die alten Artisten den Schlaf mit über einander geschlagenen Füßen gebildet; wenn es erwiesen ist, daß sie dem Tod eine genaue Aehnlichkeit mit dem Schlafe gegeben: so werden sie, allem Vermuthen nach, auch den Tod mit über einander geschlagenen Füßen vorzustellen, nicht unterlassen haben. Und wie, wenn eben dieses Bild beym Bellori ein Beweis davon wäre? Denn wirklich stehet es, den

„um die Verwandtschaft des Schlafes und Todes anzuzei„gen u. s. w.

Wider den Sprachgebrauch? wie das? Heißt διεστραμμενος etwas anders, als verwandt? und muß denn alles, was verwandt ist, nothwendig krumm seyn? Wie könnte man denn einen mit übergeschlagenen Füßen auf Griechisch richtiger und besser nennen, als διεστραμμενον (κατα) τους ποδας? oder διεστραμμενους τους ποδας, mit unter verstandenem ἐχοντα? Ich wüßte im geringsten nicht, was hier wider die natürliche Bedeutung der Worte, oder gegen die genuine Construction der Sprache wäre. Wenn Pausanias hätte krumm sagen wollen, warum sollte er nicht das so gewöhnliche σκολιος gebraucht haben?

Muthmaßen hiernächst läßt sich freylich vielerley. Aber verdient wohl eine Muthmaßung, die nichts als die bloße Möglichkeit vor sich hat, einer entgegen gesetzet zu werden, der so wenig zu einer ausgemachten Wahrheit fehlet? Ja, auch kaum die Möglichkeit kann ich jener mir entgegen gesetzten Muthmaßung einräumen. Denn der eine Knabe ruhete in dem einen, und der andere in dem andern Arme der Nacht: folglich wäre die Verschränkung der Füße des einen mit den Füßen des andern, kaum zu begreifen. Endlich die Möglichkeit dieser Verschränkung auch zugegeben: würde sodann das διεστραμμενους, welches sie ausdrücken sollte, nicht ebenfalls etwas ganz anders heissen, als krumm? Würde diese Bedeutung nicht ebenfalls wider den Sprachgebrauch seyn? Würde die Muthmaßung meines Gegners also nicht eben der Schwierigkeit ausgesetzt seyn, der er meine ausgesetzt zu seyn meinet, ohne daß sie eine einzige der Empfehlungen hätte, die er dieser nicht absprechen kann?

Nun zurück zu dem Bilde beym Bellori. Wenn aus dem, was ich bisher beygebracht, erwiesen ist, daß die alten Artisten den Schlaf mit über einander geschlagenen Füßen gebildet; wenn es erwiesen ist, daß sie dem Tod eine genaue Aehnlichkeit mit dem Schlafe gegeben: so werden sie, allem Vermuthen nach, auch den Tod mit über einander geschlagenen Füßen vorzustellen, nicht unterlassen haben. Und wie, wenn eben dieses Bild beym Bellori ein Beweis davon wäre? Denn wirklich stehet es, den


SOMNO ORESTILLA FILIA
Q. CAECILIO
FEROCI
KALATORI SACERDOTH
TITIALIVM FLAVIALIVM
STVDIOSO
ELOQVENTIA
VIXIT ANNIS XV.
MENSET DIEBVS XXIIII
FILIO OPTVMO AC
REVERENTISSIMO
M. GAVIVS CHARINVS.

einen Fuß über den andern geschlagen; und diese Besonderheit des Standes, glaube ich, kann eben sowohl dienen, die Bedeutung der ganzen Figur zu bestätigen, als die anderweits erwiesene Bedeutung derselben das Charakteristische dieses besondern Standes festzusetzen hinlänglich seyn dürfte.

Doch es versteht sich, daß ich so geschwind und dreist nicht schließen würde, wenn dieses das einzige alte Monument wäre, auf welchem sich die über einander geschlagenen Füße an dem Bilde des Todes zeigten. Denn nichts würde natürlicher seyn, als mir einzuwenden: „wenn die alten Künstler den Schlaf mit über einander geschlagenen Füßen gebildet haben, so haben sie ihn doch nur als liegend, und wirklich selbst schlafend so gebildet; von dieser Lage des Schlafes im Schlafe, ist also auf seinen stehenden Stand, oder gar auf den stehenden Stand des ihm ähnlichen Todes, wenig oder nichts zu schliessen, und es kann ein bloßer Zufall seyn, daß hier einmal der Tod so stehet, als man sonst den Schlaf schlafen sieht.“

Nur mehrere Monumente, welche eben das zeigen, was ich an der Figur beym Bellori zu sehen glaube, können dieser Einwendung vorbauen. Ich eile also, deren so viele anzuführen, als zur Induction hinreichend sind, und glaube, daß man es für keine bloße überflüßige Auszierung halten wird, einige der vorzüglichsten in Abbildung beygefügt zu finden.

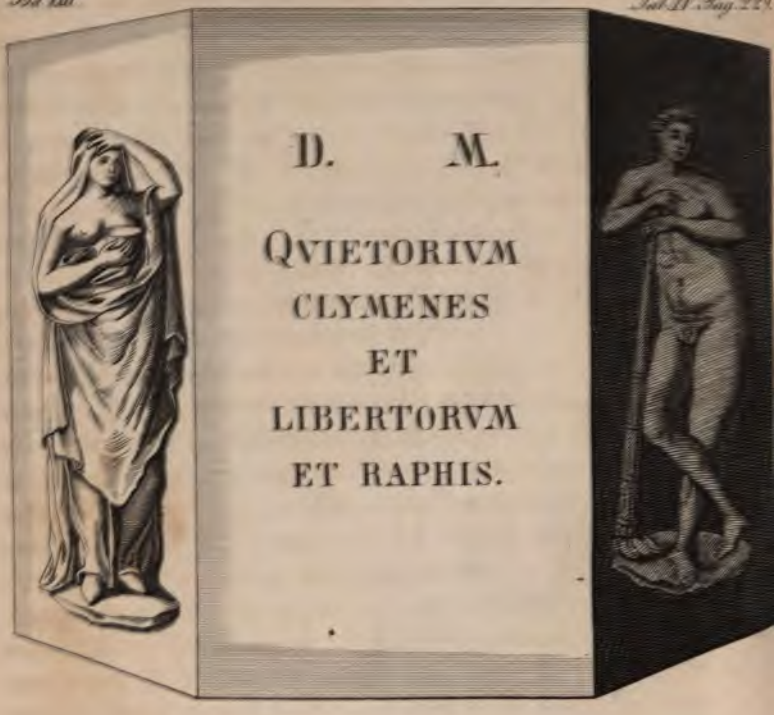
Zuerst also (*) erscheinet der schon angeführte Grabstein beym Boissard. Weil die ausdrücklichen Ueberschriften desselben nicht verstatten, uns in der Deutung seiner Figuren zu irren: so kann er gleichsam der Schlüssel zu allen übrigen Denkmählern heissen. Wie aber zeiget sich hier die Figur, welche mit Somno Orestilia Filia überschrieben ist? Als ein nackter Jüngling, einen traurigen Blick seitwärts zur Erde heftend, mit dem einen Arme auf eine umgekehrte Fackel sich stützend, und den einen Fuß über den andern geschlagen. — Ich darf nicht unerinnert lassen, daß von eben diesem Denkmahle sich auch eine Zeichnung unter den Papieren des Pighius, in der Königl. Bibliothek zu Berlin befindet, aus welcher Spanheim die ein-

(*) S. die beygefügten Kupfer, Num. 1.

zelne Figur des Schlafes seinem Commentar über den Kallimachus einverleibet hat. (*) Daß es schlechterdings die nehmliche Figur des nehmlichen Denkmahls beym Boissard seyn soll, ist aus der nehmlichen Ueberschrift unstreitig. Aber um so viel mehr wird man sich wundern, an beiden so merkliche Verschiedenheiten zu erblicken. Die schlanke, ausgebildete Gestalt beym Boissard, ist beym Pighius ein fetter stämmiger Knabe; dieser hat Flügel, und jene hat keine; geringerer Abweichungen, als in der Wendung des Hauptes, in der Richtung der Arme, zu geschweigen. Wie diese Abweichungen von Spanheimen nicht bemerkt werden können, ist begreiflich; Spanheim kannte das Denkmahl nur aus den Innschriften des Gruter, wo er die bloßen Worte ohne alle Zeichnung fand; er wußte nicht, oder erinnerte sich nicht, daß die Zeichnung bereits beym Boissard vorkomme, und glaubte also etwas ganz unbekanntes zu liefern, wenn er sie uns zum Theil aus den Papieren des Pighius mittheilte. Weniger ist Grävius zu entschuldigen, welcher seiner Ausgabe der Gruterschen Innschriften die Zeichnung aus dem Boissard beyfügte, (**) und gleichwohl den Widerspruch, den diese Zeichnung mit der wörtlichen Beschreibung des Gruter macht, nicht bemerkte. In dieser ist die Figur Genius alatus, crinitus, obesus, dormiens, dextra manu in humerum sinistrum, a quo velum retrorsum dependet, posita: und in jener erscheinet sie, gerade gegen über, so wie wir sie hier erblicken, ganz anders; nicht geflügelt, nicht eben von starken Haaren, nicht fett, nicht schlafend, nicht mit der rechten Hand auf der linken Schulter. Eine solche Mißhelligkeit ist anstößig, und kann nicht anders als Mißtrauen bey dem Leser erwecken, besonders wann er sich noch dazu nicht einmal davor gewarnet findet. Sie beweiset indeß so viel, daß unmöglich beide Zeichnungen unmittelbar von dem Denkmahle können genommen seyn: eine derselben muß nothwendig aus dem Gedächtnisse seyn gemacht worden. Ob dieses die Zeichnung des Pighius, oder die Zeichnung des Boissard sey, kann nur der entscheiden, welcher das Denkmahl selbst damit zu vergleichen Gelegenheit hat. Nach der Angabe des letz-

(*) Ad ver. 234. Hym. in Delum, p. 524. Edit. Ern.

(**) Pag. CCCIV.


D. M.
QVIETORIVM
CLYMENES
ET
LIBERTORVM
ET RAPHIS.

tern, befand es sich zu Rom, in dem Pallaste des Cardinals Cesi. Dieser Pallast aber, wenn ich recht unterrichtet bin, ward in der Plünderung von 1527 gänzlich zerstöret. Verschiedene von den Alterthümern, welche Boissard daselbst sahe, mögen sich itzt in dem Pallaste Farnese befinden; ich vermuthe dieses von dem Hermaphrodit, und dem vermeinten Kopfe des Pyrrhus. (*) Andere glaube ich in andern Cabinetten wiedergefunden zu haben: kurz, sie sind verstreuet, und es dürfte schwer halten, das Denkmahl, wovon die Rede ist, wieder aufzufinden, wenn es noch gar vorhanden ist. Aus bloßen Muthmaßungen möchte ich mich eben so wenig für die Zeichnung des Boissard, als für die Zeichnung des Pighius erklären. Denn wenn es gewiß ist, daß der Schlaf Flügel haben kann: so ist es eben so gewiß, daß er nicht nothwendig Flügel haben muß.

Die zweyte Kupfertafel zeiget das Grabmahl einer Clymene, ebenfalls aus dem Boissard entlehnt. (**) Die eine der Figuren darauf, hat mit der eben erwähnten zu viel Aehnlichkeit, als daß diese Aehnlichkeit, und der Ort, den sie einnimmt, uns im geringsten ihrentwegen ungewiß lassen könnten. Sie kann nichts anders als der Schlaf seyn: und auch dieser Schlaf, auf eine umgekehrte Fackel sich stützend, hat den einen Fuß über den andern geschlagen. — Die Flügel übrigens fehlen ihm gleichfalls: und es wäre doch sonderbar, wenn sie Boissard hier zum zweytenmale vergessen hätte. Doch wie gesagt, die Alten werden den Schlaf öfters auch ohne Flügel gebildet haben. Pausanias giebt dem Schlafe in dem Arme der Nacht keine; und weder Ovidius noch Statius legen, in ihren umständlichen Beschreibungen dieses Gottes und seiner Wohnung, ihm deren bey. Brouckhuysen hat sich sehr versehen, wenn er vorgiebt, daß der letztere Dichter dem Schlafe sogar zwey Paar Flügel, eines an

(*) Hermaphroditus nudus, qui involutum palliolo femur habet. — Caput ingens Pyrrhi regis Epirotarum, galeatum, cristatum, & armato pectore. Topogr. Parte I. p. 4. 5. Winkelmanns Anmerkungen über die Geschichte der Kunst. S. 98.

(**) Par. VI. p. 119.

dem Kopfe und eines an den Füßen, andichte. (*) Denn obschon Statius von ihm sagt:

Ipse quoque & volucrem gressum & ventosa citavit
Tempora:

so ist dieses doch im geringsten nicht von natürlichen Flügeln, sondern von dem geflügelten Petasus und von den Talariis zu verstehen, welche die Dichter nicht blos dem Merkur beylegen, sondern auch häufig von andern Göttern brauchen lassen, die sie uns in besonderer Eil zeigen wollen. Doch es ist mir hier überhaupt nicht um die Flügel, sondern um die Füße des Schlafes zu thun; und ich fahre fort, das διεσταλμενον derselben in mehrern Monumenten zu zeigen.

Auf der dritten Kupfertafel siehet man eine Pila, oder einen Sarg, der wiederum aus dem Boissard genommen ist. (**) Die Aufschrift dieser Pila kömmt auch bey dem Gruter vor, (***) wo die zwey Genii mit umgekehrten Fackeln zwey Cupidines heissen. Doch wir sind mit diesem Bilde des Schlafes nun schon zu bekannt, als daß wir es hier verkennen sollten. Und auch dieser Schlaf stehet beidemal mit dem einen Fuße über den andern geschlagen. Aber warum diese nehmliche Figur hier nochmals wiederhohlt? Nicht sowohl wiederhohlt: als vielmehr verdoppelt; um Bild und Gegenbild zu zeigen. Beides ist der Schlaf; das eine der überhingehende, das andere der lange daurende Schlaf; mit einem Worte, es sind die ähnlichen Zwillingsbrüder, Schlaf und Tod. Ich darf vermuthen, wie wir sie hier sehen, so und nicht anders werden sie auf den von Winkelmannen erwähnten Monumenten, auf dem Grabsteine in dem Pallaste Albani, und auf der Begräbnißurne in dem Collegio Clementino erscheinen. — Man lasse sich die Bogen, die diesen Geniis hier zu Füßen liegen, nicht irren: sie können eben sowohl zu den beiden schwebenden Geniis gehören, als zu

(*) Ad Tibullum Lib. II. Eleg. I. v. 89. Et sic quidem poetæ plerique omnes, videlicet ut alas habuerit hic deus in humeris. Papinius autem, suo quodam jure peculiari, alas ei in pedibus & in capite adfingit, L. 10. Theb. v. 131.

(**) Par. V. p. 115.

(***) Pag. DCCXII.

SER.VALERIVS
SEVERIANVS
FILIO DVLCISSIMO
B. M.
FEC. VIX. AN. XI.

FESTO AVG. L.
GEMETHLIANO
ANTONIA LAETA
CONTVBERNALI

ſollte, würde mir auch Maffei anbieten. (*) Doch wozu dieſer Ueberfluß? Vier dergleichen Denkmähler, das beym Bellori ungerechnet, ſind mehr als hinlänglich, die Vermuthung abzuwenden, daß das auch wohl ein bloßer unbedeutender Zufall ſeyn könne, was eines ſo nachdenklichen Sinnes fähig iſt. Wenigſtens wäre ein ſolcher Zufall der ſonderbarſte, der ſich nur denken ließe! Welch ein Ungefehr, wenn nur von Ungefehr in mehr als einem unverdächtigen alten Monumente gewiſſe Dinge gerade ſo wären, als ich ſage, daß ſie nach meiner Auslegung einer gewiſſen Stelle ſeyn müßten: oder wenn nur von Ungefehr ſich dieſe Stelle gerade ſo auslegen ließe, als wäre ſie in wirklicher Rückſicht auf dergleichen Monumente geſchrieben worden. Nein, das Ungefehr iſt ſo übereinſtimmend nicht; und ich kann ohne Eitelkeit behaupten, daß folglich meine Erklärung, ſo ſehr es auch nur meine Erklärung iſt, ſo wenig Glaubwürdigkeit ihr auch durch mein Anſehen zuwachſen kann, dennoch ſo vollkommen erwieſen iſt, als nur immer etwas von dieſer Art erwieſen werden kann.

Ich halte es daher auch kaum der Mühe werth, dieſe und jene Kleinigkeit noch aus dem Wege zu räumen, die einem Zweifler, der durchaus nicht aufhören will zu zweifeln, vielleicht einfallen könnte. Z. E. die Zeilen des Tibullus: (**)

Poſtque venit tacitus fuſcis circumdatus alis
Somnus, & incerto ſomnia vara pede.

Es iſt wahr, hier wird ausdrücklich krummbeiniger Träume gedacht. Aber Träume! und wenn die Träume krummbeinig waren: warum mußte es denn auch der Schlaf ſeyn? Weil er der Vater der Träume war? Eine treffliche Urſache! Und doch iſt auch das noch nicht die eigentliche Abfertigung, die ſich mir hier anträgt. Denn die eigentliche iſt dieſe: daß das Beywort vara überhaupt, ſicherlich nicht vom Tibull iſt; daß es nichts, als eine eigenmächtige Leſeart des Brouckhuyſen iſt. Vor dieſem Commentator, laſen alle Ausgaben entweder nigra oder vana. Das letzte iſt das wahre; und es zu verwerfen, konnte Brouckhuyſen nur die Leichtigkeit, mit Veränderung eines einzi-

(*) Muſeo Veron. Tab. CXXXIX.
(**) Lib. II. Eleg. 1. v. 89. 90.

gen Buchſtaben, ſeinem Autor eine fremde Gedanke unterzuſchieben, verleiten. Aber wenn ſchon die alten Dichter die Träume öfters auf ſchwachen, ungewiſſen Füßen einhergaukeln laſſen; nehmlich die täuſchenden, betriegeriſchen Träume: folgt denn daraus, daß ſie dieſe ſchwachen ungewiſſen Füße ſich auch als krumme Füße müſſen gedacht haben? Wo liegt denn die Nothwendigkeit, daß ſchwache Füße auch krumme Füße, oder krumme Füße auch ſchwache Füße ſeyn müſſen? Dazu waren den Alten ja nicht alle Träume täuſchend und betriegeriſch; ſie glaubten eine Art ſehr wahrhafter Träume, und der Schlaf, mit dieſen ſeinen Kindern, war ihnen eben ſowohl Futuri certus als peſſimus auctor. (*) Folglich konnten auch die krummen Füße, als das Symbolum der Ungewißheit, nach ihren Begriffen nicht den Träumen überhaupt, noch weniger dem Schlafe, als dem allgemeinen Vater derſelben, zukommen. Und doch, geſtehe ich, würden alle dieſe Vernünfteleyen bey Seite zu ſetzen ſeyn, wenn Brouckhuyſen, außer der mißverſtandenen Stelle des Pauſanias, auch nur ſonſt eine einzige für die krummen Füße der Träume und des Schlafes anzuführen gewußt hätte. Was varus heißt, erklärt er mit zwanzig ſehr überflüßigen Stellen: aber daß varus ein Beywort des Traumes ſey, davon giebt er keine Beweisſtelle, ſondern will ſie erſt machen; und, wie geſagt, nicht ſowohl aus dem einzigen Pauſanias, als aus der falſchen Ueberſetzung des Pauſanias machen. Denn faſt lächerlich iſt es, wenn er uns, da er keinen krummbeinigen Schlaf aufbringen kann, wenigſtens einen Genius mit krummen Füßen in einer Stelle des Perſius (**) zeigen will, wo genius weiter nichts heißt als indoles, und varus weiter nichts als von einander abſtehend:

—— —— Geminos, horoſcope, varo
Producis genio. ——

Ueberhaupt würde dieſe Ausſchweifung über das διεσφαλμενους des Pauſanias, hier viel zu weitläuftig gerathen ſeyn, wann ſie mir nicht Gelegenheit gegeben hätte, zugleich mehrere antike Abbildungen des Todes anzuführen. Denn mag es denn

(*) Seneca Herc. Fur. v. 1070.
(**) Sat. VI. v. 18.

nun auch mit seinen und seines Bruders übergestellten Füßen seyn, wie es will; mag man sie doch für charakteristisch halten, oder nicht: so ist aus den angeführten Denkmählern doch so viel unstreitig, daß die alten Artisten immer fortgefahren haben, den Tod nach einer genauen Aehnlichkeit mit dem Schlafe zu bilden; und nur das war es, was ich eigentlich hier erweisen wollte.

Ja, so sehr ich auch von dem Charakteristischen jener besondern Fußstellung selbst überzeugt bin: so will ich doch keinesweges behaupten, daß schlechterdings kein Bild des Schlafes oder Todes ohne sie seyn können. Vielmehr kann ich mir den Fall sehr wohl denken, in welchem eine solche Fußstellung mit der Bedeutung des Ganzen streiten würde; und ich glaube Beyspiele von diesem Falle anführen zu können. Wenn nehmlich der über den andern geschlagene Fuß, das Zeichen der Ruhe ist: so wird es nur dem bereits erfolgten Tode eigentlich zukommen können; der Tod hingegen, wie er erst erfolgen soll, wird eben darum eine andere Stellung erfodern.

In so einer andern, die Annäherung ausdrückenden Stellung glaube ich ihn auf einer Gemme beym Stephanonius, oder Licetus, (*) zu erkennen. Ein geflügelter Genius, welcher in der einen Hand einen Aschenkrug hält, scheinet mit der andern eine umgekehrte, aber noch brennende Fackel ausschleidern zu wollen, und siehet dabey mit einem traurigen Blicke seitwärts auf einen Schmetterling herab, der auf der Erde kriechet. Die gespreitzten Beine sollen ihn entweder im Fortschreiten begriffen, oder in derjenigen Stellung zeigen, die der Körper natürlicher Weise nimmt, wenn er den einen Arm mit Nachdruck zurück schleidern will. Ich mag mich mit Widerlegung der höchst gezwungenen Deutungen nicht aufhalten, welche sowohl der erste poetische Erklärer der Stephanonischen Steine, als auch der hieroglyphische Licetus von diesem Bilde gegeben haben. Sie gründen sich sämmtlich auf die Voraussetzung, daß ein geflügelter Knabe nothwendig ein Amor seyn müsse: und so wie sie sich selbst unter einander aufreiben, so fallen sie alle zugleich mit einmal weg, sobald man auf den Grund jener Voraussetzung gehet.

(*) Schemate VII. p. 123. dem Anfange dieser Untersuchung vorgesetzt, S. 1. [213.]

Dieſer Genius iſt alſo weder Amor, der das Andenken des verſtorbenen Freundes in treuem Herzen bewahret; noch Amor, der ſich ſeiner Liebe entſchlägt, aus Verdruß, weil er keine Gegenliebe erhalten kann: ſondern dieſer Genius iſt nichts als der Tod; und zwar der eben bevorſtehende Tod, im Begriffe die Fackel auszuſchlagen, auf die, verloſchen, ihn wir anderwärts ſchon geſtützt finden.

Dieſes Geſtus der auszuſchleidernden Fackel, als Sinnbild des nahenden Todes, habe ich mich immer erinnert, ſo oft mir die ſogenanten Brüder, Caſtor und Pollux, in der Villa Ludoviſi vor Augen gekommen. (*) Daß es Caſtor und Pollux nicht ſind, hat ſchon vielen Gelehrten eingeleuchtet: aber ich zweifle, ob del Torre und Maffei der Wahrheit darum näher gekommen. Es ſind zwey unbekleidete, ſehr ähnliche Genii, beide in einer ſanften melancholiſchen Stellung; der eine ſchläget ſeinen Arm um die Schulter des andern, und dieſer hält in jeder Hand eine Fackel; die in der Rechten, welche er ſeinem Geſpielen genommen zu haben ſcheinet, iſt er bereit, auf einem zwiſchen ihnen inne ſtehenden Altare auszudrücken, indem er die andere, in der Linken, bis über die Schulter zurückgeführet, um ſie mit Gewalt auszuſchlagen; hinter ihnen ſtehet eine kleinere weibliche Figur, einer Iſis nicht unähnlich. Del Torre ſahe in dieſen Figuren zwey Genii, welche der Iſis opferten: aber Maffei wollte ſie lieber für den Lucifer und Heſperus gehalten wiſſen. So gut die Gründe auch ſeyn mögen, welche Maffei gegen die Deutung des Del Torre beybringet: ſo unglücklich iſt doch ſein eigener Einfall. Woher könnte uns Maffei beweiſen, daß die Alten den Lucifer und Heſperus als zwey beſondere Weſen gebildet? Es waren ihnen nichts als zwey Namen, ſo wie des nehmlichen Sternes, alſo auch der nehmlichen mythiſchen Perſon. (**) Es iſt ſchlimm, wenn ein Mann, der die geheimſten Gedanken des Alterthums zu errathen ſich getrauet, ſo allgemein bekannte Dinge nicht weis! Aber um ſo viel nöthiger dürfte es ſeyn, auf eine neue Auslegung dieſes trefflichen Kunſtwerkes zu denken: und wenn ich den Schlaf und den Tod dazu vorſchlage, ſo will ich

(*) Beym Maffei Tab. CXXI.

(**) Hyginus Poet. Aſtr. Libr. II. cap. 42.

doch nichts, als sie dazu vorschlagen. Augenscheinlich ist es, daß ihre Stellung keine Stellung für Opfernde ist: und wenn die eine Fackel das Opfer anzünden soll; was soll denn die andere auf dem Rücken? Daß Eine Figur beide Fackeln zugleich auslöscht, würde nach meinem Vorschlage sehr bedeutend seyn: denn eigentlich macht doch der Tod beidem, dem Wachen und dem Schlafen, ein Ende. Auch dürfte, nach eben diesem Vorschlage, die kleinere weibliche Figur nicht unrecht für die Nacht, als die Mutter des Schlafes und des Todes, zu nehmen seyn. Denn wenn der Kalathus auf dem Haupte, eine Isis, oder Cybele, als die Mutter aller Dinge kenntlich machen soll: so würde mich es nicht wundern, auch die Nacht, diese

— θεων γενετειρα — ἡ δε και ἀνδρων,

wie sie Orpheus nennet, hier mit dem Kalathus zu erblicken.

Was sich sonst aus der Figur des Stephanonius, mit der beym Bellori verbunden, am zuverläßigsten ergiebt, ist dieses, daß der Aschenkrug, der Schmetterling, und der Kranz diejenigen Attributa sind, durch welche der Tod, wo und wie es nöthig schien, von seinem Ebenbilde, dem Schlafe, unterschieden ward. Das besondere Abzeichen des Schlafes hingegen, war ohnstreitig das Horn.

Und hieraus möchte vielleicht eine ganz besondere Vorstellung auf dem Grabsteine eines gewissen Amemptus, eines Freygelassenen ich weis nicht welcher Kayserinn, oder kayserlichen Prinzeßinn, einiges Licht erhalten. Man sehe die fünfte Tafel. (*) Ein männlicher und weiblicher Centaur, jener auf der Leyer spielend, diese eine doppelte Tibia blasend, tragen beide einen geflügelten Knaben auf ihren Rücken, deren jeder auf einer Querpfeife bläset; unter dem aufgehabenen Vorderfuße des einen Centaur lieget ein Krug, und unter des andern ein Horn. Was kann diese Allegorie sagen sollen? was kann sie hier sagen sollen? Ein Mann zwar, wie Herr Klotz, der seinen Kopf voller Liebesgötter hat, würde mit der Antwort bald fertig seyn. Auch das sind meine Amors! würde er sagen; und der weise Künstler hat auch hier den Triumph der Liebe über die unbändig-

(*) Boissardus Par. III. p. 144.

Bd. VIII.

ſten Geſchöpfe, und zwar ihren Triumph vermittelſt der Muſik, vorſtellen wollen! — Ey nun ja; was wäre der Weisheit der alten Künſtler auch würdiger geweſen, als nur immer mit der Liebe zu tändeln; beſonders, wie dieſe Herren die Liebe kennen! Indeß wäre es doch möglich, daß einmal auch ein alter Künſtler, nach ihrer Art zu reden, der Liebe und den Grazien weniger geopfert, und hier bey hundert Meilen an die liebe Liebe nicht gedacht hätte! Es wäre möglich, daß was ihnen dem Amor ſo ähnlich ſieht, als ein Tropfen Waſſer dem andern, gerade nichts Luſtigeres, als der Schlaf und der Tod ſeyn ſollte.

Sie ſind uns beide, in der Geſtalt geflügelter Knaben, nicht mehr fremd; und der Krug auf der Seite des einen, und das Horn auf der Seite des andern, dünken mich nicht viel weniger redend, als es ihre buchſtäblichen Namen ſeyn würden. Zwar weis ich gar wohl, daß der Krug und das Horn auch nur Trinkgeſchirre ſeyn können, und daß die Centaure in dem Alterthume nicht die ſchlechteſten Säufer ſind; daher ſie auch auf verſchiedenen Werken in dem Gefolge des Bacchus erſcheinen, oder gar ſeinen Wagen ziehen. (*) Aber was brauchten ſie in dieſer Eigenſchaft, noch erſt durch Attributa bezeichnet zu werden? und iſt es nicht, auch für den Ort, weit ſchicklicher, dieſen Krug, und dieſes Horn für die Attributa des Schlafes und des Todes zu erklären, die ſie nothwendig aus den Händen werfen mußten, um die Flöten behandeln zu können?

Wenn ich aber den Krug oder die Urne, als das Attribut des Todes nenne, ſo will ich nicht blos den eigentlichen Aſchenkrug, das Oſſuarium oder Cinerarium, oder wie das Gefäß ſonſt hies, in welchem die Ueberreſte der verbrannten Körper aufbewahret wurden, darunter verſtanden wiſſen. Ich begreife darunter auch die Ληκυθους, die Flaſchen jeder Art, die man den todten Körpern, die ganz zur Erde beſtattet wurden, beyzuſetzen pflegte, ohne mich darüber einzulaſſen, was in dieſen Flaſchen enthalten geweſen. Sonder einer ſolchen Flaſche blieb bey den Griechen ein zu begrabender Leichnam eben ſo wenig, als ſonder Kranz; welches unter andern verſchiedene Stellen des Ariſtophanes ſel

(*) Gemme antiche colle ſpoſizioni di P. A. Maffei, Parte III. p.

deutlich besagen,(*) so daß es ganz begreiflich wird, wie beides ein Attribut des Todes geworden.

Wegen des Hornes, als Attribut des Schlafes, ist noch weniger Zweifel. An unzähligen Stellen gedenken die Dichter dieses Hornes: aus vollem Horne schüttet er seinen Segen über die Augenlieder der Matten,

—— —— —— Illos post vulnera fessos
Exceptamque hiemem, cornu perfuderat omni
Somnus; —

mit geleertem Horne folget er der weichenden Nacht nach, in seine Grotte,

Et Nox, & cornu fugiebat Somnus inani.

Und so wie ihn die Dichter sahen, bildeten ihn auch die Künstler.(**) Nur das doppelte Horn, womit ihn die ausschweifende Einbildungskraft des Romeyn de Hooghe überladen, kannten weder diese noch jene. (***)

Zugegeben also, daß es der Schlaf und der Tod seyn könnten, die hier auf den Centauren sitzen: was wäre nun der Sinn der Vorstellung zusammen? — Doch wenn ich glücklicher

(*) Besonders in den Ekklesiazusen, wo Blepyrus mit seiner Praxagora schilt, daß sie des Nachts heimlich aufgestanden und mit seinen Kleidern ausgegangen sey: (Z. 533-34.)

Ἔχου καταλιπούσ' ὥσπερει κροκειμενον,
Μονον οὐ ςεφανωσασ', οὐδ' ἐκιδεισα ληκυδον.

Der Scholiast setzt hinzu: Εωδασι γαρ ἐπι νεκρων τουτο ποιειν. Man vergleiche in dem nehmlichen Stücke die Zeilen 1022-27, wo man die griechischen Gebräuche der Leichenbestattung beysammen findet. Daß dergleichen den Todten beyzusetzende Flaschen, ληκυδοι, bemahlet wurden, und daß es eben nicht die größten Meister waren, die sich damit abgaben, erhellet eben daselbst, aus Z. 987. 88. Tanaquill Faber scheint geglaubt zu haben, daß es nicht wirkliche bemahlte Flaschen gewesen, die man den Todten beygesetzt, sondern daß man nur um sie her dergleichen Flaschen gemahlt; denn er merkt bey der letzten Stelle an: Quod autem lecythi mortuis applingerentur, aliunde ex Aristophane innotuit. Ich wünschte, er hätte uns dieses aliunde nachweisen wollen.

(**) Servius ad Aeneid. VI. v. 233. Somnum cum cornu uovimus pingi. Lutatius apud Barthium ad Thebaid. VI. v. 27. Nam sic a pictoribus simulatur, ut liquidum somnium ex cornu super dormientes videatur effundere.

(***) Denkbilder der alten Völker. S. 193. deut. Uebers.

Weiſe einen Theil errathen hätte: muß ich darum, auch das Ganze zu erklären wiſſen? Vielleicht zwar, daß ſo tiefe Geheimniſſe nicht darunter verborgen liegen. Vielleicht, daß Amemptus ein Tonkünſtler war, der ſich vornehmlich auf die Inſtrumente verſtand, die wir hier in den Händen dieſer unterirrdiſchen Weſen erblicken; denn auch die Centaure hatten bey den ſpätern Dichtern ihren Aufenthalt vor den Pforten der Hölle,

Centauri in foribus stabulant, —

und es war ganz gewöhnlich, auf dem Grabmahle eines Künſtlers die Werkzeuge ſeiner Kunſt anzubringen, welches denn hier nicht ohne ein ſehr feines Lob geſchehen wäre.

Ich kann indeß, von dieſem Monumente überhaupt, mich nicht anders als furchtſam ausdrücken. Denn ich ſehe mich wiederum, wegen der Treue des Boiſſard, in Verlegenheit. Von dem Boiſſard iſt die Zeichnung; aber vor ihm hatte ſchon Smetius die Aufſchrift, und zwar mit einer Zeile mehr, (*) bekannt gemacht, und eine wörtliche Beſchreibung der darum befindlichen Bilder beygefügt. Inferius, ſagt Smetius von den Hauptfiguren, Centauri duo ſunt, alter mas, lyncea inſtratus, lyram tangens, cui Genius alatus, fiſtula, Germanicæ modernæ ſimili, canens inſidet: alter fœmina, fiſtulis duabus ſimul in os inſertis canens, cui alter Genius fœmineus alis papilionum, manibus neſcio quid concutiens, inſidet. Inter utrumque cantharus & cornu Bacchicum projecta jacent. Alles trift ein; bis auf den Genius, den der weibliche Centaur trägt. Dieſer ſoll, nach dem Smetius, auch weiblichen Geſchlechts ſeyn, und Schmetterlingsflügel haben, und mit den Händen etwas zuſammenſchlagen. Nach dem Boiſſard aber hat er keine andere Flügel, als ſein Geſpiel; und anſtatt der Cymbeln, oder des Crotalum vielleicht, bläſet er auf eben dem Inſtrumente, auf dem jener. — Es iſt traurig, ſolche Widerſprüche oft zu bemerken. Sie müſſen einem Manne, der nicht gern auf Treibſand bauet, das antiquariſche Studium von Zeit zu Zeit ſehr zuwider machen.

(*) Die diejenigen benennt, welche dem Amemptus das Denkmahl geſetzet,

LALVS. ET. CORINTHVS. L.

V. Gruteri Corp. Inſcr. p. DCVI. Edit. Græv.

Zwar würde ich auch sodann, wenn Smetius richtiger gesehen hätte, als Boissard, meine Erklärung nicht ganz aufgeben dürfen. Denn sodann würde der weibliche Genius mit Schmetterlingsflügeln eine Psyche seyn; und wenn Psyche das Bild der Seele ist: so wäre anstatt des Todes, hier die Seele des Todten zu sehen. Auch dieser könnte das Attribut der Urne zukommen, und das Attribut des Hornes würde noch immer den Schlaf bezeichnen.

Ich bilde mir ohnedem ein, den Schlaf noch anderwärts, als auf sepulcralischen Monumenten, und besonders in einer Gesellschaft zu finden, in der man ihn schwerlich vermuthet hätte. Unter dem Gefolge des Bacchus nehmlich, erscheinet nicht selten ein Knabe, oder Genius, mit einem Füllhorne: und ich wüßte nicht, daß noch jemand es auch nur der Mühe werth gehalten hätte, diese Figur näher zu bestimmen. Sie ist z. E. auf dem bekannten Steine des Bagarris, itzt in der Sammlung des Königs von Frankreich, dessen Erklärung Casaubonus zuerst gegeben, von ihm und allen folgenden Auslegern (*) zwar bemerkt worden: aber kein einziger hat mehr davon zu sagen gewußt, als der Augenschein giebt, und ein Genius mit einem Füllhorne ist ein Genius mit einem Füllhorne geblieben. Ich wage es, ihn für den Schlaf zu erklären. Denn, wie erwiesen, der Schlaf ist ein kleiner Genius, das Attribut des Schlafes ist ein Horn: und welchen Begleiter könnte ein trunkner Bacchus lieber wünschen, als den Schlaf? Daß die Paarung des Bacchus mit dem Schlafe den alten Artisten auch gewöhnlich gewesen, zeigen die Gemählde vom Schlafe, mit welchen Statius den Pallast des Schlafes auszieret: (**)

Mille intus simulacra dei cælaverat ardens
Mulciber. Hic haeret lateri redimita Voluptas.
Hic comes in requiem vergens labor. Est ubi Baccho,
Est ubi Martigenae socium pulvinar Amori

(*) S. Lipperts Dakt. I. 366.

(**) Thebaid. X. v. 100. Barth hätte nicht so eckel seyn, und diese Zeilen darum zu commentiren unterlassen sollen, weil sie in einigen der besten Handschriften fehlen. Er hat seine Gelehrsamkeit an schlechtere Verse verschwendet.

Weiſe einen Theil errathen hätte: muß ich darum, auch das Ganze zu erklären wiſſen? Vielleicht zwar, daß ſo tiefe Geheimniſſe nicht darunter verborgen liegen. Vielleicht, daß Amemptus ein Tonkünſtler war, der ſich vornehmlich auf die Inſtrumente verſtand, die wir hier in den Händen dieſer unterirrdiſchen Weſen erblicken; denn auch die Centaure hatten bey den ſpätern Dichtern ihren Aufenthalt vor den Pforten der Hölle,

Centauri in foribus stabulant, —

und es war ganz gewöhnlich, auf dem Grabmahle eines Künſtlers die Werkzeuge ſeiner Kunſt anzubringen, welches denn hier nicht ohne ein ſehr feines Lob geſchehen wäre.

Ich kann indeß, von dieſem Monumente überhaupt, mich nicht anders als furchtſam ausdrücken. Denn ich ſehe mich wiederum, wegen der Treue des Boiſſard, in Verlegenheit. Von dem Boiſſard iſt die Zeichnung; aber vor ihm hatte ſchon Smetius die Aufſchrift, und zwar mit einer Zeile mehr, (*) bekannt gemacht, und eine wörtliche Beſchreibung der darum befindlichen Bilder beygefügt. Inferius, ſagt Smetius von den Hauptfiguren, Centauri duo ſunt, alter mas, lyncea inſtratus, lyram tangens, cui Genius alatus, fiſtula, Germanicæ modernæ ſimili, canens inſidet: alter fœmina, fiſtulis duabus ſimul in os inſertis canens, cui alter Genius fœmineus alis papilionum, manibus neſcio quid concutiens, inſidet. Inter utrumque cantharus & cornu Bacchicum projecta jacent. Alles trift ein; bis auf den Genius, den der weibliche Centaur trägt. Dieſer ſoll, nach dem Smetius, auch weiblichen Geſchlechts ſeyn, und Schmetterlingsflügel haben, und mit den Händen etwas zuſammenſchlagen. Nach dem Boiſſard aber hat er keine andere Flügel, als ſein Geſpiel; und anſtatt der Cymbeln, oder des Crotalum vielleicht, bläſet er auf eben dem Inſtrumente, auf dem jener. — Es iſt traurig, ſolche Widerſprüche oft zu bemerken. Sie müſſen einem Manne, der nicht gern auf Treibſand bauet, das antiquariſche Studium von Zeit zu Zeit ſehr zuwider machen.

(*) Die diejenigen benennt, welche dem Amemptus das Denkmahl geſetzet,

LALVS. ET. CORINTHVS. L.

V. Gruteri Corp. Inſcr. p. DCVI. Edit. Græv.

Zwar würde ich auch sodann, wenn Smetius richtiger gesehen hätte, als Boissard, meine Erklärung nicht ganz aufgeben dürfen. Denn sodann würde der weibliche Genius mit Schmetterlingsflügeln eine Psyche seyn; und wenn Psyche das Bild der Seele ist: so wäre anstatt des Todes, hier die Seele des Todten zu sehen. Auch dieser könnte das Attribut der Urne zukommen, und das Attribut des Hornes würde noch immer den Schlaf bezeichnen.

Ich bilde mir ohnedem ein, den Schlaf noch anderwärts, als auf sepulcralischen Monumenten, und besonders in einer Gesellschaft zu finden, in der man ihn schwerlich vermuthet hätte. Unter dem Gefolge des Bacchus nehmlich, erscheinet nicht selten ein Knabe, oder Genius, mit einem Füllhorne: und ich wüßte nicht, daß noch jemand es auch nur der Mühe werth gehalten hätte, diese Figur näher zu bestimmen. Sie ist z. E. auf dem bekannten Steine des Bagarris, itzt in der Sammlung des Königs von Frankreich, dessen Erklärung Casaubonus zuerst gegeben, von ihm und allen folgenden Auslegern (*) zwar bemerkt worden: aber kein einziger hat mehr davon zu sagen gewußt, als der Augenschein giebt, und ein Genius mit einem Füllhorne ist ein Genius mit einem Füllhorne geblieben. Ich wage es, ihn für den Schlaf zu erklären. Denn, wie erwiesen, der Schlaf ist ein kleiner Genius, das Attribut des Schlafes ist ein Horn: und welchen Begleiter könnte ein trunkner Bacchus lieber wünschen, als den Schlaf? Daß die Paarung des Bacchus mit dem Schlafe den alten Artisten auch gewöhnlich gewesen, zeigen die Gemählde vom Schlafe, mit welchen Statius den Pallast des Schlafes auszieret: (**)

Mille intus simulacra dei cælaverat ardens
Mulciber. Hic haeret lateri redimita Voluptas.
Hic comes in requiem vergens labor. Est ubi Baccho,
Est ubi Martigenae socium pulvinar Amori

(*) S. Lipperts Dakt. I. 366.

(**) Thebaid. X. v. 100. Barth hätte nicht so eckel seyn, und diese Zeilen darum zu commentiren unterlassen sollen, weil sie in einigen der besten Handschriften fehlen. Er hat seine Gelehrsamkeit an schlechtere Verse verschwendet.

Obtinet. Interius tectum in penetralibus altis,
Et cum Morte jacet: nullique ea triſtis imago.

Ja, wenn einer alten Innſchrift zu trauen, oder vielmehr, wenn dieſe Innſchrift alt genug iſt: ſo wurden ſogar Bacchus und der Schlaf, als die zwey größten und ſüßeſten Erhalter des menſchlichen Lebens, gemeinſchaftlich angebetet. (*)

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Spur ſchärfer zu verfolgen. Eben ſo wenig iſt es itzt meine Gelegenheit, mich über meinen eigentlichen Vorwurf weiter zu verbreiten, und nach mehrern Beweiſen umher zu ſchweifen, daß die Alten den Tod als den Schlaf, und den Schlaf als den Tod, bald einzeln, bald beyſammen, bald ohne, bald mit gewiſſen Abzeichen, gebildet haben. Die angeführten, und wenn auch kein einziger ſonſt aufzutreiben wäre, erhärten hinlänglich, was ſie erhärten ſollen: und ich kann ohne Bedenken zu dem zweyten Punkte fortgehen, welcher die Widerlegung des Gegenſatzes enthält.

II. Ich ſage: die alten Artiſten, wenn ſie ein Skelet bildeten, meinten damit etwas ganz anders, als den Tod, als die Gottheit des Todes. Ich beweiſe alſo, 1) daß ſie nicht den Tod damit meinten: und zeige 2) was ſie ſonſt damit meinten.

1) Daß ſie Skelete gebildet, iſt mir nie eingekommen, zu leugnen. Nach den Worten des Hrn. Klotz müßte ich es zwar geleugnet haben, und aus dem Grunde geleugnet haben, weil ſie überhaupt, häßliche und eckle Gegenſtände zu bilden, ſich enthalten. Denn er ſagt, ich würde die Beyſpiele davon auf geſchnittenen Steinen, ohne Zweifel, in die Bilderſprache verweiſen wollen, die ſie von jenen höherm Geſetze der Schönheit losgeſprochen. Wenn ich das nöthig hätte, zu thun, dürfte ich nur hinzuſetzen, daß die Figuren auf Grabſteinen und Todtenurnen nicht weniger zur Bilderſprache gehörten: und ſodann würden von allen ſeinen angeführten Exempeln nur die zwey metallenen Bilder in dem Kircherſchen Muſeo, und in der Gallerie zu Florenz, wider mich übrig bleiben, die doch auch wirklich nicht unter die Kunſtwerke, ſo wie ich das Wort im Laokoon nehme, zu rechnen wären.

(*) Corp. Inſcript. p. LXVII. 8.

Doch wozu dieſe Feinheiten gegen ihn? Gegen ihn brauche ich, was er mir Schuld giebt, nur ſchlechtweg zu verneinen. Ich habe nirgends geſagt, daß die alten Artiſten keine Skelete gebildet: ich habe blos geſagt, daß ſie den Tod nicht als ein Skelet gebildet. Es iſt wahr, ich glaubte an dem echten Alterthume des metallenen Skelets zu Florenz zweifeln zu dürfen; aber ich ſetzte unmittelbar hinzu: „den Tod überhaupt kann „es wenigſtens nicht vorſtellen ſollen, weil ihn die Alten an„ders vorſtelleten.“ Dieſen Zuſatz verhält Hr. Klotz ſeinen Leſern, und doch kömmt alles darauf an. Denn er zeigt, daß ich das nicht geradezu leugnen will, woran ich zweifle. Er zeigt, daß meine Meinung nur die geweſen: wenn das benannte Bild, wie Spence behauptet, den Tod vorſtellen ſoll, ſo iſt es nicht antik; und wenn es antik iſt, ſo ſtellt es nicht den Tod vor.

Ich kannte auch wirklich ſchon damals mehr Skelete auf alten Werken: und itzt kenne ich ſogar verſchiedene mehr, als der unglückliche Fleiß, oder der prahleriſche Unfleiß des Herrn Klotz anzuführen vermögend geweſen.

Denn in der That ſtehen die, die er anführt, bis auf eines, ſchon alle beym Winkelmann;(*) und daß er dieſen, auch hier, nur ausgeſchrieben, iſt aus einem Fehler ſichtbar, welchen ſie beide machen. Winkelmann ſchreibt: „Ich merke hier an, daß nur „auf zwey alten Denkmahlen und Urnen von Marmor, zu „Rom, Todtengerippe ſtehen, die eine iſt in der Villa Medicis, „die andere in dem Muſeo des Collegii Romani; ein anderes „mit einem Gerippe findet ſich beym Spon, und iſt nicht mehr „zu Rom befindlich.“ Wegen des erſten dieſer Gerippe, welches noch in der Villa Medicis ſtehe, beruft er ſich auf Spons Rech. d'Antiq. p. 93: und wegen des dritten, das nicht mehr in Rom vorhanden ſey, auf eben deſſelben Gelehrten Miſcel. ant. p. 7. Allein dieſes und jenes beym Spon, ſind nur eines und das nehmliche; und wenn das, welches Spon in ſeinen Recherches anführt, noch in der Villa Medicis ſtehet, ſo iſt das in ſeinen Miſcellaneis gewiß auch noch in Rom, und in der nehmlichen Villa auf dem nehmlichen Platze zu ſehen. Spon

(*) Allegorie S. 81.

zwar, welches ich zugleich erinnern will, ſahe es nicht in der Villa Medicis, ſondern in der Villa Madama. So wenig alſo Winkelmann die beiden Citate des Spon verglichen haben konnte; eben ſo wenig kann es Hr. Klotz gethan haben: denn ſonſt würde er mich nicht, zum Ueberfluſſe, wie er ſagt, auf die beiden Marmor, die Winkelmann in ſeinem Verſuche über die Allegorie anführt, verweiſen, und dennoch gleich darauf auch das Denkmahl beym Spon in Rechnung bringen. Eines, wie geſagt, iſt hier doppelt gezählt, und das wird er mir erlauben, ihm abzuziehn.

Damit er jedoch über dieſen Abzug nicht verdrüßlich werde: ſo ſtehen ihm ſogleich, für das Eine abgeſtrittene Gerippe, ein Halbdutzend andere zu Dienſte. Es iſt Wildbret, das ich eigentlich nicht ſelbſt hege, das nur von ungefehr in meine Gehege übergetreten iſt, und mit dem ich daher ſehr freygebig bin. Vors erſte ganzer drey beyſammen, habe ich die Ehre, ihm auf einem Steine aus der Daktyliothek des Andreini zu Florenz, beym Gori, (*) vorzuführen. Das vierte wird ihm eben dieſer Gori auf einem alten Marmor, gleichfalls zu Florenz, nachweiſen. (**) Das fünfte trift er, wenn mich meine Kundſchaft nicht trügt, beym Fabretti: (***) und das ſechſte auf dem andern der zwey Stoſchiſchen Steine, von welchen er nur den einen aus den Lippertſchen Abdrücken beybringet. (†)

Welch elendes Studium iſt das Studium des Alterthums, wenn das Feine deſſelben auf ſolche Kenntniſſe ankömmt! wenn der der Gelehrteſte darinn iſt, der ſolche Armſeligkeiten am fertigſten und vollſtändigſten auf den Fingern herzuzählen weiß!

Aber mich dünkt, daß es eine würdigere Seite hat, dieſes Studium. Ein anderes iſt der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthumskundige. Jener hat die Scherben, dieſer den

(*) Inſcript. antiq. quæ in Etruriæ Urbibus exſtant Par. I. p. 455.

(**) Ibid. p. 382. — Tabula, in qua ſub titulo ſculptum eſt caniſtrum, binæ corollæ, fœmina coram menſâ tripode in ſeſtiſternio decumbens, Pluto quadriga vectus animam rapiens, præcunte [illegible] præfato & caduceato, qui rotundam domum intrat, prope [illegible]

(***) Inſcript. cap. I. n. 17. vom Gori am letztern [illegible]

(†) Deſcript. des Pierres gr. p. 517. n. 214

Geiſt des Alterthums geerbet. Jener denkt nur kaum mit ſeinen Augen, dieſer ſieht auch mit ſeinen Gedanken. Ehe jener noch ſagt, „ſo war das! weis dieſer ſchon, ob es ſo ſeyn können.

Man laſſe jenen noch ſiebzig und ſieben ſolcher Kunſtgerippe aus ſeinem Schutte zuſammen klauben, um zu beweiſen, daß die Alten den Tod als ein Gerippe gebildet; dieſer wird über den kurzſichtigen Fleiß die Achſel zucken, und was er ſagte, ehe er dieſe Siebenſachen alle kannte, noch ſagen: entweder ſie ſind ſo alt nicht, als man ſie glaubt, oder ſie ſind das nicht, wofür man ſie ausgiebt!

Den Punkt des Alters, es ſey als ausgemacht, oder als nicht auszumachend, bey Seite geſetzt: was für Grund hat man, zu ſagen, daß dieſe Skelete den Tod vorſtellen?

Weil wir Neuern den Tod als ein Skelet bilden? Wir Neuern bilden, zum Theil noch, den Bacchus als einen fetten Wanſt: war das darum auch die Bildung, die ihm die Alten gaben? Wenn ſich ein Basrelief von der Geburth des Herkules fände, und wir ſähen eine Frau mit kreutzweis eingeſchlagenen Fingern, digitis pectinatim inter ſe implexis, vor der Thüre ſitzen: wollten wir wohl ſagen, dieſe Frau bete zur Juno Lucina, damit ſie der Alkmene zu einer baldigen und glücklichen Entbindung helfe? Aber wir beten ja ſo? — Dieſer Grund iſt ſo elend, daß man ſich ſchämen muß, ihn jemanden zu leihen. Zudem bilden auch wir Neuern den Tod nicht einmal als ein bloßes Skelet; wir geben ihm eine Senſe, oder ſo was, in die Hand, und dieſe Senſe macht erſt das Skelet zum Tode.

Wenn wir glauben ſollen, daß die alten Skelete den Tod vorſtellen: ſo müſſen wir entweder durch die Vorſtellung ſelbſt, oder durch ausdrückliche Zeugniſſe alter Schriftſteller davon überzeugt werden können. Aber da iſt weder dieſes, noch jenes. Selbſt nicht das geringſte indirecte Zeugniß, läßt ſich dafür aufbringen.

Ich nenne indirecte Zeugniſſe, die Anſpielungen und Gemählde der Dichter. Wo iſt der geringſte Zug bey irgend einem römiſchen oder griechiſchen Dichter, welcher nur argwohnen laſſen könnte, daß er den Tod als ein Gerippe vorgeſtellt gefunden, oder ſich ſelbſt gedacht hätte?

Die Gemählde des Todes sind bey den Dichtern häufig, und nicht selten sehr schrecklich. Es ist der blasse, bleiche, fahle Tod; (*) er streifet auf schwarzen Flügeln umher; (**) er führet ein Schwerdt; (***) er fletschet hungrige Zähne; (****) er reisset einen gierigen Rachen auf; (†) er hat butige Nägel, mit welchen er seine bestimmten Opfer zeichnet; (††) seine Gestalt ist so groß und ungeheur, daß er ein ganzes Schlachtfeld überschattet, (†††) mit ganzen Städten davon eilet. (††††) Aber wo ist da nur ein Argwohn von einem Gerippe? In einem von den Trauerspielen des Euripides wird er sogar als eine handelnde Person mit aufgeführet, und er ist auch da der traurige, fürchterliche, unerbittliche Tod. Doch auch da ist er weit entfernt, als ein Gerippe zu erscheinen; ob man schon weis, daß die alte Skevopöie sich kein Bedenken machte, ihre Zuschauer noch mit weit gräßlichern Gestalten zu schrecken. Es findet sich keine Spur, daß er durch mehr als sein schwarzes Gewand,* und durch den Stahl bezeichnet gewesen, womit er dem Sterbenden das Haar abschnitt, und ihn so den unterirrdischen Göttern weihete;** Flügel hatte er nur vielleicht.***

Prallet indeß von diesem Wurfe nicht auch etwas auf mich selbst zurück? Wenn man mir zugiebt, daß in den Gemählden der Dichter nichts von einem Gerippe zu sehen: muß ich nicht

(*) Pallida, lurida Mors.

(**) Atris circumvolat alis. Horat. Sat. II. 1. v. 58.

(***) Fila fororum enſe metit. Statius Theb. I. v. 633.

(****) Mors avidis pallida dentibus. Seneca Her. Fur.

(†) Avidos oris hiatus pandit. Idem Oedipo.

(††) Præcipuos annis animisque cruento ungue notat. Statius Theb. VIII. v. 380.

(†††) Fruitur cœlo, bellatoremque volando campum operit. Idem ibid. v. 378.

(††††) Captam tenens fert Manibus urbem. Idem Th. I. v. 633.

* Alceſt. v. 843. wo ihn Herkules Ανακτα τον μελαμπεπλον νεκρων nennet.

** Eben daſelbſt, Z. 76. 77., wo er von ſich ſelbſt ſagt:

Ιερος γαρ δυτος των κατα χθονος θεων,
Οτου τοδ' ἐγχος κρατος ἀγνισει τριχα.

*** Wenn anders das πτερωτος ἁδας in der 261ſten Zeile von ihm zu verſtehen iſt.

hinwieder einräumen, daß sie dem ohngeachtet viel zu schrecklich sind, als daß sie mit jenem Bilde des Todes bestehen könnten, welches ich den alten Artisten zugerechtet zu haben vermeine? Wenn aus dem, was in den poetischen Gemählden sich nicht findet, ein Schluß auf die materiellen Gemählde der Kunst gilt: wird nicht ein ähnlicher Schluß auch aus dem gelten, was sich in jenen Gemählden findet?

Ich antworte: Nein; dieser Schluß gilt in dem einen Falle nicht völlig, wie in dem andern. Die poetischen Gemählde sind von unendlich weiterm Umfange, als die Gemählde der Kunst: besonders kann die Kunst, bey Personifirung eines abstrakten Begriffes, nur blos das Allgemeine und Wesentliche desselben ausdrücken; auf alle Zufälligkeiten, welche Ausnahmen von diesem Allgemeinen seyn würden, welche mit diesem Wesentlichen in Widerspruch stehen würden, muß sie Verzicht thun; denn dergleichen Zufälligkeiten des Dinges, würden das Ding selbst unkenntlich machen, und ihr ist an der Kenntlichkeit zuerst gelegen. Der Dichter hingegen, der seinen personifirten abstrakten Begriff in die Classe handelnder Wesen erhebt, kann ihn gewissermaaßen wider diesen Begriff selbst handeln lassen, und ihn in allen den Modificationen einführen, die ihm irgend ein einzelner Fall giebt, ohne daß wir im geringsten die eigentliche Natur desselben darüber aus den Augen verlieren.

Wenn die Kunst also uns den personifirten Begriff des Todes kenntlich machen will: durch was muß sie, durch was kann sie es anders thun, als dadurch, was dem Tode in allen möglichen Fällen zukömmt? und was ist dieses sonst, als der Zustand der Ruhe und Unempfindlichkeit? Je mehr Zufälligkeiten sie ausdrücken wollte, die in einem einzeln Falle die Idee dieser Ruhe und Unempfindlichkeit entfernten, desto unkenntlicher müßte nothwendig ihr Bild werden; Falls sie nicht ihre Zuflucht zu einem beygesetzten Worte, oder zu sonst einem conventionalen Zeichen, welches nicht besser als ein Wort ist, nehmen, und sonach, bildende Kunst zu seyn, aufhören will. Das hat der Dichter nicht zu fürchten. Für ihn hat die Sprache bereits selbst die abstrakten Begriffe zu selbständigen Wesen erhoben; und das nehmliche Wort hört nie auf, die nehmliche Idee zu erwecken,

ſo viel mit ihm ſtreitende Zufälligkeiten er auch immer damit verbindet. Er kann den Tod noch ſo ſchmerzlich, noch ſo fürchterlich und grauſam ſchildern, wir vergeſſen darum doch nicht, daß es nur der Tod iſt, und daß ihm eine ſo gräßliche Geſtalt nicht vor ſich, ſondern bloß unter dergleichen Umſtänden zukömmt.

Todt ſeyn, hat nichts Schreckliches; und in ſo fern Sterben nichts als der Schritt zum Todtſeyn iſt, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. Nur ſo und ſo ſterben, eben itzt, in dieſer Verfaſſung, nach dieſes oder jenes Willen, mit Schimpf und Marter ſterben: kann ſchrecklich werden, und wird ſchrecklich. Aber iſt es ſodann das Sterben, iſt es der Tod, welcher das Schrecken verurſachte? Nichts weniger; der Tod iſt von allen dieſen Schrecken das erwünſchte Ende, und es iſt nur der Armuth der Sprache zuzurechnen, wenn ſie beide dieſe Zuſtände, den Zuſtand, welcher unvermeidlich in den Tod führet, und den Zuſtand des Todes ſelbſt, mit einem und eben demſelben Worte benennet. Ich weis, daß dieſe Armuth oft eine Quelle des Pathetiſchen werden kann, und der Dichter daher ſeine Rechnung bey ihr findet: aber dennoch verdienet diejenige Sprache ohnſtreitig den Vorzug, die ein Pathetiſches, das ſich auf die Verwirrung ſo verſchiedener Dinge gründet, verſchmähet, indem ſie dieſer Verwirrung ſelbſt durch verſchiedene Benennungen vorbauet. Eine ſolche Sprache ſcheinet die ältere Griechiſche, die Sprache des Homer, geweſen zu ſeyn. Ein anders iſt dem Homer Κηρ, ein anders Θανατος: denn er würde Θανατον και Κηρα nicht ſo unzähligemal verbunden haben, wenn beide nur eines und eben daſſelbe bedeuten ſollten. Unter Κηρ verſteht er die Nothwendigkeit zu ſterben, die öfters traurig werden kann; einen frühzeitigen, gewaltſamen, ſchmähligen, ungelegenen Tod: unter Θανατος aber den natürlichen Tod, vor dem keine Κηρ vorhergeht; oder den Zuſtand des Todtſeyns, ohne alle Rückſicht auf die vorhergegangene Κηρ. Auch die Römer machten einen Unterſchied zwiſchen Lethum und Mors.

Emergit late Ditis chorus, horrida Erinnys,
Et Bellona minax, facibusque armata Megæra,
Lethumque, Inſidiæque, & lurida Mortis imago:

ſagt Petron. Spence meinet, er ſey ſchwer zu begreifen, dieſer

Unterſchied: vielleicht aber hätten ſie unter Lethum den allgemeinen Saamen, oder die Quelle der Sterblichkeit verſtanden, dem ſie ſonach die Hölle zum eigentlichen Sitze angewieſen; unter Mors aber, die unmittelbare Urſache einer jeden beſondern Aeußerung der Sterblichkeit auf unſerer Erde. (*) Ich, meines Theils, möchte lieber glauben, daß Lethum mehr die Art des Sterbens, und Mors den Tod überhaupt, urſprünglich bedeuten ſollen; denn Statius ſagt: (**)

Mille modis lethi miſeros Mors una fatigat.

Der Arten des Sterbens ſind unendliche: aber es iſt nur Ein Tod. Folglich würde Lethum dem Griechiſchen Κηρ, und Mors dem Θανατος eigentlich entſprochen haben: unbeſchadet, daß in der einen Sprache ſowohl, als in der andern, beide Worte mit der Zeit verwechſelt, und endlich als völlige Synonyma gebraucht worden.

Indeß will ich mir auch hier einen Gegner denken, der jeden Schritt des Feldes ſtreitig zu machen verſtehet. Ein ſolcher könnte ſagen: „Ich laſſe mir den Unterſchied zwiſchen Κηρ und Θανατος gefallen; aber wenn der Dichter, wenn die Sprache ſelbſt, einen ſchrecklichen Tod und einen nicht ſchrecklichen unterſchieden haben: warum könnte nicht auch die Kunſt ein dergleichen doppeltes Bild für den Tod gehabt haben, und haben dürfen? Das minder ſchreckliche Bild mag der Genius, der ſich auf die umgekehrte Fackel ſtützet, mit ſeinen übrigen Attributen, geweſen ſeyn: aber ſonach war dieſer Genius nur Θανατος. Wie ſteht es mit dem Bilde der Κηρ? Wenn dieſes ſchrecklich ſeyn müſſen: ſo iſt dieſes vielleicht ein Gerippe geweſen, und es bliebe uns noch immer vergönnt, zu ſagen, daß die Alten den Tod, nehmlich den gewaltſamen Tod, für den

(*) Polymetis, p. 261. The Roman poets ſometimes make a diſtinction between Lethum and Mors, which the poverty of our language will not allow us to expreſs; and which it is even difficult enough to conceive. Perhaps, they meant by Lethum, that general principle or ſource of mortality, which they ſuppoſed to have its proper reſidence in hell; and by Mors, or Mortes, (for they had ſeveral of them) the immediate cauſe of each particular inſtance of mortality on our earth.

(**) Thebaid. IX. v. 280.

es unſerer Sprache an einem beſondern Worte mangelt, als ein Gerippe gebildet haben."

Und allerdings iſt es wahr, daß auch die alten Künſtler die Abſtraktion des Todes von den Schreckniſſen, die vor ihm hergehen, angenommen, und dieſe unter dem beſondern Bilde der Κηρ vorgeſtellet haben. Aber wie hätten ſie zu dieſer Vorſtellung etwas wählen können, was erſt ſpät auf den Tod folget? Das Gerippe wäre ſo unſchicklich dazu geweſen, als möglich. Wen dieſer Schluß nicht befriediget, der ſehe das Factum! Pauſanias hat uns, zum Glück, die Geſtalt aufbehalten, unter welcher die Κηρ vorgeſtellet wurde. Sie erſchien als ein Weib mit gräulichen Zähnen und mit krummen Nägeln, gleich einem reiſſenden Thiere. So ſtand ſie auf eben der Kiſte des Cypſelus, auf welcher Schlaf und Tod in den Armen der Nacht ruheten, hinter dem Polynices, indem ihn ſein Bruder Eteokles anfällt: Του Πολυνεικους δε οπισθεν εϛηκεν οδοντας τε εχουσα ουδεν ηλιερωτερους θηριου, και οι και των χειρων εισιν επικαμπεις οι ονυχες· επιγραμμια δε επ' αυτη ειναι φασι Κηρα. (*) Vor dem εϛηκεν ſcheinet ein Subſtantivum in dem Texte zu fehlen: aber es wäre eine bloße Chicane, wenn man zweifeln wollte, daß es ein anders als Γυνη ſeyn könne. Wenigſtens kann es Σκελετος doch nicht ſeyn, und das iſt mir genug.

Schon ehemals hatte Hr. Klotz dieſes Bild der Κηρ, gegen meine Behauptung von dem Bilde des Todes bey den Alten, brauchen wollen: (**) und nun weis er, was ich ihm hätte antworten können. Κηρ iſt nicht der Tod; und es iſt bloße Armuth derjenigen Sprache, die es durch eine Umſchreibung, mit Zuziehung des Wortes Tod, geben muß: ein ſo verſchiedener Begriff ſollte in allen Sprachen ein eigenes Wort haben. Und

(*) Libr. V. cap. 19. p. 425. Edit. Kuh.

(**) Act. Litt. Vol. III. Parte III. p. 288. Conſideremus quasdam figuras arcæ Cypſeli in templo Olympico inſculptas. Inter eas apparet γυνη οδοντας κ. τ. λ. — Verbum Κηρα recte explicat Kuhnius mortem fatalem, eoque loco refutari poſſe videtur Auctoris opinio de minus terribili forma morti ab antiquis tributa, cui ſententiæ etiam alia monimenta adverſari videntur.

doch hätte Hr. Klotz auch den Kuhnius nicht loben ſollen, daß er Κηρ durch Mors fatalis überſetzt habe. Genauer und richtiger würde Fatum mortale, mortiferum, geweſen ſeyn: denn beym Suidas wird Κηρ durch Θανατηφορος μοιρα, nicht durch Θανατος κεκρωμενος erkläret.

Endlich will ich an den Euphemiſmus der Alten erinnern; an ihre Zärtlichkeit, diejenigen Worte, welche unmittelbar eine eckle, traurige, gräßliche Idee erwecken, mit minder auffallenden zu verwechſeln. Wenn ſie, dieſem Euphemiſmus zu Folge, nicht gern geradezu ſagten, „er iſt geſtorben," ſondern lieber, „er hat gelebt, er iſt geweſen, er iſt zu den Mehrern abgegangen," (*) und dergleichen; wenn eine der Urſachen dieſer Zärtlichkeit, die ſo viel als mögliche Vermeidung alles Ominöſen war: ſo iſt kein Zweifel, daß auch die Künſtler ihre Sprache zu dieſem gelindern Tone werden herabgeſtimmt haben. Auch ſie werden den Tod nicht unter einem Bilde vorgeſtellt haben, bey welchem einem jeden unvermeidlich alle die eckeln Begriffe von Moder und Verweſung einſchießen; nicht unter dem Bilde des häßlichen Gerippes: denn auch in ihren Compoſitionen hätte der unvermuthete Anblick eines ſolchen Bildes eben ſo ominös werden können, als die unvermuthete Vernehmung des eigentlichen Wortes. Auch ſie werden dafür lieber ein Bild gewählt haben, welches uns auf das, was es anzeigen ſoll, durch einen anmuthigen Umweg führet: und welches Bild könnte hierzu dienlicher ſeyn, als dasjenige, deſſen ſymboliſchen Ausdruck die Sprache ſelbſt ſich für die Benennung des Todes ſo gern gefallen läßt, das Bild des Schlafes?

—— —— Nullique ea triſtis imago!

Doch ſo wie der Euphemiſmus die Wörter, die er mit ſanftern vertauſcht, darum nicht aus der Sprache verbannet, nicht ſchlechterdings aus allem Gebrauche ſetzt; ſo wie er vielmehr eben dieſe widrigen, und itzt daher vermiedenen Wörter, bey einer noch gräulichern Gelegenheit, als die minder beleidigenden, vorſucht; ſo wie er z. E., wenn er von dem, der ruhig geſtorben iſt, ſagt, daß er nicht mehr lebe, von dem, der unter den

(*) Gataker. de novi Inſtrumenti ſtylo cap. XIX.

ſchrecklichſten Martern ermordet worden, ſagen würde, daß er geſtorben ſey: eben ſo wird auch die Kunſt diejenigen Bilder, durch welche ſie den Tod andeuten könnte, aber wegen ihrer Gräßlichkeit nicht andeuten mag, darum nicht gänzlich aus ihrem Gebiethe verweiſen, ſondern ſie vielmehr auf Fälle verſparen, in welchen ſie hinwiederum die gefälligern, oder wohl gar die einzig brauchbaren ſind.

Alſo: 2) da es erwieſen iſt, daß die Alten den Tod nicht als ein Gerippe gebildet; da ſich gleichwohl auf alten Denkmählern Gerippe zeigen: was ſollen ſie denn ſeyn, dieſe Gerippe?

Ohne Umſchweif; dieſe Gerippe ſind Larvæ: und das nicht ſowohl in ſo fern, als Larva ſelbſt nichts anders als ein Gerippe heißt, ſondern in ſo fern, als unter Larvæ eine Art abgeſchiedener Seelen verſtanden wurden.

Die gemeine Pnevmatologie der Alten war dieſe. Nach den Göttern glaubten ſie ein unendliches Geſchlecht erſchaffener Geiſter, die ſie Dämones nannten. Zu dieſen Dämonen rechneten ſie auch die abgeſchiedenen Seelen der Menſchen, die ſie unter dem allgemeinen Namen Lemures begriffen, und deren nicht wohl anders als eine zweyfache Art ſeyn konnte. Abgeſchiedene Seelen guter, abgeſchiedene Seelen böſer Menſchen. Die guten wurden ruhige, ſelige Hausgötter ihrer Nachkommenſchaft; und hießen Lares. Die böſen, zur Strafe ihrer Verbrechen, irrten unſtät und flüchtig auf der Erde umher, den Frommen ein leeres, den Ruchloſen ein verderbliches Schrecken; und hießen Larvae. In der Ungewißheit, ob die abgeſchiedene Seele der erſten oder zweyten Art ſey, galt das Wort Manes. (*)

(*) Apuleius de Deo Socratis. (p. 110. Edit. Baſ. per Hen. Petri) Eſt & ſecundo ſignatu ſpecies dæmonum, animus humanus exutus & liber, ſtipendiis vitæ corpore ſuo abjuratis. Hunc vetere Latina lingua reperio Lemurem dictitatum. Ex hiſce ergo Lemuribus, qui poſterorum ſuorum curam ſortitus, pacato & quieto numine domum poſſidet, Lar dicitur familiaris. Qui vero propter adverſa vitæ merita, nullis bonis ſedibus incerta vagatione, ceu quodam exilio punitur, inane terriculamentum bonis hominibus, cæterum noxium malis, hunc plerique Larvam perhibent. Cum vero incertum eſt quæ cuique ſortitio evenerit, utrum Lar ſit an Larva, nomine Manium deum nuncupant, & honoris gratia Dei vocabulum additum eſt.

Und ſolche Larvae, ſage ich, ſolche abgeſchiedene Seelen böſer Menſchen, wurden als Gerippe gebildet. — Ich bin überzeugt, daß dieſe Anmerkung von Seiten der Kunſt neu iſt, und von keinem Antiquare zu Auslegung alter Denkmähler noch gebraucht worden. Man wird ſie alſo bewieſen zu ſehen verlangen, und es dürfte wohl nicht genug ſeyn, wenn ich mich desfalls auf eine Gloſſe des Henr. Stephanus berufte, nach welcher in einem alten Epigramm οἱ Σκελετοι durch Manes zu erklären ſind. Aber was dieſe Gloſſe nur etwa dürfte vermuthen laſſen, werden folgende Worte auſſer Zweifel ſetzen. Nemo tam puer eſt, ſagt Seneca (*), ut Cerberum timeat, & tenebras, & Larvarum habitum nudis oſſibus cohærentium. Oder, wie es unſer alter ehrlicher, und wirklich deutſcher Michael Herr überſetzt: Es iſt niemants ſo kindiſch, der den Cerberus förcht, die Finſterniß und die todten Geſpenſt, da nichts dann die leidigen Bein an einander hangen. (**) Wie könnte man ein Gerippe, ein Skelet, deutlicher bezeichnen, als durch das nudis oſſibus cohærens? Wie könnte man es geraderzu bekräftiget wünſchen, daß die Alten ihre ſpukenden Geiſter als Gerippe zu denken und zu bilden gewohnt geweſen?

Wenn eine dergleichen Anmerkung einen natürlichern Aufſchluß für mißverſtandene Vorſtellungen gewähret, ſo iſt es ohnſtreitig ein neuer Beweis ihrer Richtigkeit. Nur Ein Gerippe auf einem alten Denkmahle könnte freylich der Tod ſeyn, wenn es nicht aus anderweitigen Gründen erwieſen wäre, daß er ſo nicht gebildet worden. Aber wie, wo mehrere ſolche Gerippe erſcheinen? Darf man ſagen, ſo wie der Dichter mehrere Tode kenne,

Stant Furiæ circum, variæque ex ordine Mortes:

ſo müſſe es auch dem Künſtler vergönnt ſeyn, verſchiedene Arten des Todes jede in einen beſondern Tod auszubilden? Und wenn auch dann noch eine ſolche Compoſition verſchiedener Ge-

(*) Epiſt. XXIV.

(**) Sittliche Zuchtbücher des hochberühmten Philoſophi Seneca. Strasburg 1536. in Folio. Ein ſpäterer Ueberſetzer des Seneca, Conrad Fuchs, (Frankf. 1620.) giebt die Worte, & Larvarum habitum nudis oſſibus cohærentium, durch „und der Todten gebeinichte Companey.“ Fein zierlich und toll!

rippe, keinen gesunden Sinn giebt? Ich habe oben (*) eines Steines, beym Gori, gedacht, auf welchem drey Gerippe zu sehen: das eine fähret auf einer Biga, mit grimmigen Thieren bespannt, über ein anderes, das zur Erde liegt, daher, und drohet ein drittes, das vorstehet, gleichfalls zu überfahren. Gori nennet diese Vorstellung, den Triumph des Todes über den Tod. Worte ohne Sinn! Aber zum Glücke ist dieser Stein von schlechter Arbeit, und mit einer griechischscheinenden Schrift vollgefüllt, die keinen Verstand macht. Gori erklärt ihn also für das Werk eines Gnostikers; und es ist von je her erlaubt gewesen, auf Rechnung dieser Leute so viel Ungereimtheiten zu sagen, als man nur immer, nicht zu erweisen, Lust hat. Anstatt den Tod über sich selbst, oder über ein Paar neidische Mitbewerber um seine Herrschaft, da triumphiren zu sehen; sehe ich nichts als abgeschiedene Seelen, als Larven, die noch in jenem Leben einer Beschäftigung nachhängen, die ihnen hier so angenehm gewesen. Daß dieses erfolge, war eine allgemein angenommene Meinung bey den Alten; und Virgil hat unter den Beyspielen, die er davon giebt, der Liebe zu den Rennspielen nicht vergessen: (**)

—— —— —— quae gratia currûm
Armorumque fuit vivis, quae cura nitentes
Pascere equos, eadem sequitur tellure repostos.

Daher auf den Grabmählern und Urnen und Särgen, nichts häufiger, als Genii, die

— aliquas artes, antiquae imitamina vitae,

ausüben; und in eben dem Werke des Gori, in welchem er diesen Stein mitgetheilt, kömmt ein Marmor vor, von welchem der Stein gleichsam nur die Carrikatur heissen könnte. Die Gerippe, die auf dem Steine fahren und überfahren werden, sind auf dem Marmor Genii.

Wenn denn aber die Alten sich die Larven, d. i. die abgeschiedenen Seelen böser Menschen, nicht anders als Gerippe dachten: so war es ja wohl natürlich, daß endlich jedes Gerippe, wenn es auch nur das Werk der Kunst war, den Namen

(*) S. 243.

(**) Aeneid. VI. v. 653.

Larva bekam. Larva hieß also auch dasjenige Gerippe, welches bey feyerlichen Gastmahlen mit auf der Tafel erschien, um zu einem desto eilfertigern Genuß des Lebens zu ermuntern. Die Stelle des Petrons von einem solchen Gerippe, ist bekannt: (*) aber der Schluß wäre sehr übereilt, den man für das Bild des Todes daraus ziehen wollte. Weil sich die Alten an einem Gerippe des Todes erinnerten, war darum ein Gerippe das angenommene Bild des Todes? Der Spruch, den Trimalcio dabey sagte, unterscheidet vielmehr das Gerippe und den Tod ausdrücklich:

Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus.

Das heißt nicht: bald wird uns dieser fortschleppen! in dieser Gestalt wird der Tod uns abfodern! Sondern: das müssen wir alle werden; solche Gerippe werden wir alle, wenn der Tod uns einmal abgefodert hat. —

Und so glaube ich auf alle Weise erwiesen zu haben, was ich zu erweisen versprochen. Aber noch liegt mir daran, zu zeigen, daß ich, nicht blos gegen Herr Klotzen, mir diese Mühe genommen. Nur Hr. Klotzen zurechte weisen, dürfte den meisten Lesern eine eben so leichte, als unnütze Beschäftigung scheinen. Ein anders ist es, wenn er mit der ganzen Heerde irret. Sodann ist es nicht das hinterste nachblökende Schaaf, sondern die Heerde, die den Hirten oder den Hund in Bewegung setzt.

Prüfung.

Ich werfe also einen Blick auf bessere Gelehrte, die, wie gesagt, an den verkehrten Einbildungen des Hrn. Klotz mehr oder weniger Theil nehmen; und fange bey dem Manne an, der Hr. Klotzen alles in allem ist: bey seinem verewigten

(*) Potantibus ergo, & accuratissimas nobis lauticias mirantibus, larvam argenteam attulit servus sic aptatam, ut articuli ejus vertebræque laxatæ in omnem partem verterentur. Hanc quum super mensam semel iterumque abjecisset, & catenatio mobilis aliquot figuras exprimeret, Trimalcio adjecit:

Heu, heu nos miseros, quam totus homuncio nil est!
Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus.
Ergo vivamus, dum licet esse bene.

(Edit. Mich. Hadr. p. 115.)

Freunde, dem Grafen Caylus. — Was für ſchöne Seelen, die jeden, mit dem ſie, in einer Entfernung von hundert Meilen, ein Paar Complimente gewechſelt, ſtracks für ihren Freund erklären! Schade nur, daß man eben ſo leicht ihr Feind werden kann!

Unter den Gemählden, welche der Graf Caylus den Künſtlern aus dem Homer empfahl, war auch das vom Apoll, wie er den gereinigten und balſamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schlafe übergiebt. (*) „Es iſt nur verdrüßlich, ſagt der Graf, „daß Homer ſich nicht auf die Attributa einge„laſſen, die man zu ſeiner Zeit dem Schlafe ertheilte. Wir „kennen, dieſen Gott zu bezeichnen, nur ſeine Handlung ſelbſt, „und krönen ihn mit Mahn. Dieſe Ideen ſind neu, und die „erſte, welche überhaupt von geringem Nutzen iſt, kann in dem „gegenwärtigen Falle gar nicht gebraucht werden, in welchem „mir ſelbſt die Blumen ganz unſchicklich vorkommen, beſonders „für eine Figur, die mit dem Tode gruppiren ſoll.“ (**) Ich wiederhole hier nicht, was ich gegen den kleinen Geſchmack des Grafen, der von dem Homer verlangen konnte, daß er ſeine geiſtige Weſen mit den Attributen der Künſtler ausſtaffiren ſollen, im Laokoon erinnert habe. Ich will hier nur anmerken, wie wenig er dieſe Attributa ſelbſt gekannt, und wie unerfahren er in den eigentlichen Vorſtellungen beides des Schlafes und des Todes geweſen. Vors erſte erhellet aus ſeinen Worten unwiderſprechlich, daß er geglaubt, der Tod könne und müſſe ſchlechterdings nicht anders als ein Gerippe vorgeſtellet werden. Denn ſonſt würde er von dem Bilde deſſelben nicht gänzlich, als von einer Sache, die ſich von ſelbſt verſtehet, geſchwiegen haben; noch weniger würde er ſich geäußert haben, daß eine mit Blumen gekrönte Figur mit der Figur des Todes nicht wohl gruppiren möchte. Dieſe Beſorgniß konnte nur daher kommen, weil er ſich von der Aehnlichkeit beider Figuren nie etwas träumen laſſen; weil er den Schlaf als einen ſanften Genius, und den Tod als ein eckles Ungeheuer ſich dachte. Hätte er gewußt, daß der Tod ein eben ſo ſanfter Genius ſeyn könne, ſo würde er

(*) Iliad. π. v. 681.

(**) Tableaux tirés de l'Iliade. &c.

seinen Künstler dessen gewiß erinnert, und mit ihm nur noch überlegt haben, ob es gut sey, diesen ähnlichen Genius ein Abzeichen zu geben, und welches wohl das schicklichste seyn könne. Aber er kannte; vors zweyte, auch nicht einmal den Schlaf, wie er ihn hätte kennen sollen. Es ist ein wenig viel Unwissenheit zu sagen, daß wir diesen Gott, außer seiner Handlung, nur durch die leidigen Mahnblumen kenntlich machen könnten. Er merkt zwar richtig an, daß beide diese Kennzeichen neu wären: aber welches denn nun die alten genuinen Kennzeichen gewesen, sagt er nicht blos nicht, sondern er leugnet auch geradezu, daß uns deren überliefert worden. Er wußte also nichts von dem Horne, das die Dichter dem Schlafe so häufig beylegen, und mit dem er, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Servius und Lutatius, auch gemahlt wurde! Er wußte nichts von der umgestürzten Fackel; er wußte nicht, daß eine Figur mit dieser umgestürzten Fackel aus dem Alterthume vorhanden sey, welche nicht eine bloße Muthmaßung, welche die eigene ungezweifelte Ueberschrift für den Schlaf erkläre; er hatte diese Figur weder beym Boissard, noch Gruter, noch Spanheim, noch Beger, noch Brouckhuysen (*) gefunden, und überall nichts von ihr in Erfahrung gebracht. Nun denke man sich das Homerische Gemählde, so wie er es haben wollte; mit einem Schlafe, als ob es der aufgeweckte Schlaf des Algardi wäre; mit einem Tode, ein klein wenig artiger, als er in den deutschen Todtentänzen herumspringt. Was ist hier alt, was griechisch, was homerisch? Was ist nicht galant, und gothisch, und französisch? Würde sich dieses Gemählde des Caylus zu dem Gemählde, wie es sich Homer denken mußte, nicht eben verhalten, als Hudarts Uebersetzung zu dem Originale? Gleichwohl wäre nur der Rathgeber des Künstlers Schuld, wenn dieser so eckel und abentheuerlich modern würde, wo er sich, in dem wahren Geiste

(*) Brouckhuysen hat sie, aus dem Spanheim, seinem Tibull einverleibet. Beger aber, welches ich oben (S. 228.) mit hätte anmerken sollen, hat das ganze Monument, von welchem diese einzelne Figur genommen, gleichfalls aus den Papieren des Pighius, in seinem Spicilegio Antiquitatis p. 106. bekannt gemacht. Beger gedenkt dabey so wenig Spanheims, als Spanheim ers.

des Alterthums, so simpel und fruchtbar, so anmuthig und bedeutend zeigen könnte. Wie sehr müßte es ihn reitzen, an zwey so vortheilhaften Figuren, als geflügelte Genii sind, alle seine Fähigkeit zu zeigen, das Aehnliche verschieden, und das Verschiedene ähnlich zu machen! Gleich an Wuchs, und Bildung, und Mine: an Farb und Fleisch so ungleich, als es ihm der allgemeine Ton seines Colorits nur immer erlauben will. Denn nach dem Pausanias war der eine dieser Zwillingsbrüder schwarz; der andere weiß. Ich sage, der eine und der andere; weil es aus den Worten des Pausanias nicht eigentlich erhellet, welches der schwarze, oder welches der weisse gewesen. Und ob ich es schon dem Künstler itzt nicht verdenken würde, welcher den Tod zu dem schwarzen machen wollte: so möchte ich ihn darum doch nicht einer ganz ungezweifelten Uebereinstimmung mit dem Alterthume versichern. Nonnus wenigstens läßt den Schlaf μελανοχροον nennen, wenn sich Venus geneigt bezeigt, der weissen Pasithea so einen schwarzen Gatten nicht mit Gewalt aufdringen zu wollen: (*) und es wäre leicht möglich, daß der alte Künstler dem Tode die weisse Farbe gegeben, um auch dadurch anzudeuten, daß er der fürchterlichere Schlaf von beiden nicht sey.

Freylich konnte Caylus aus den bekannten Ikonologischen Werken eines Ripa, Chartarius, und wie deren Ausschreiber heissen, sich wenig oder gar nicht eines Bessern unterrichten.

Zwar das Horn des Schlafes, kannte Ripa: (**) aber wie betrüglich schmücket er ihn sonst aus? Das weisse kürzere Oberkleid über ein schwarzes Unterkleid, welches er und Chartarius ihm geben, (***) gehört dem Traume, nicht dem Schlafe. Von der Gleichheit des Todes mit ihm, kennet Ripa zwar die Stelle des Pausanias, aber ohne zu jenes Bild den geringsten Gebrauch davon zu machen. Er schlägt dessen ein dreyfaches vor; und keines ist so, wie es der Grieche oder Römer würde erkannt haben. Gleichwohl ist auch nur das eine, von der Erfindung des Camillo da Ferrara, ein Skelet: aber ich zweifle,

(*) Lib. XXXIII. v. 40.

(**) Iconolog. p. 464. Edit. Rom. 1603.

(***) Imag. Deorum p. 143. Francof. 1687.

ob Ripa damit ſagen wollen, daß dieſer Camillo es ſey, welcher den Tod zuerſt als ein Skelet gemahlet. Ich kenne dieſen Camillo überhaupt nicht.

Diejenigen, welche Ripa und Chartarius am meiſten gebraucht haben, ſind Gyraldus, und Natalis Comes.

Dem Gyraldus haben ſie den Irrthum, wegen der weiſſen und ſchwarzen Bekleidung des Schlafes, nachgeſchrieben; (*) Gyraldus aber muß, anſtatt des Philoſtratus ſelbſt, nur einen Ueberſetzer deſſelben nachgeſehen haben. Denn es iſt nicht Ὕπνος, ſondern Ὄνειρος, von welchem Philoſtratus ſagt: (**) ἐν ἀνειμενῳ τῳ ἐιδει γεγραπται, και ἐσθητα ἐχει λευκην ἐπι μελαινῃ, το, οἰμαι, νυκτωρ ἀυτου και μεθ' ἡμεραν. Es iſt mir unbegreiflich, wie auch der neueſte Herausgeber der Philoſtratiſchen Werke, Gottfr. Olearius, der uns doch eine faſt ganz neue Ueberſetzung geliefert zu haben verſichert, bey dieſen Worten ſo äußerſt nachläßig ſeyn können. Sie lauten bey ihm auf Latein: Ipſe ſomnus remiſſa pictus eſt facie, candidamque ſuper nigra veſtem habet, eo, ut puto, quod nox ſit ipſius, & quæ diem excipiunt. Was heißt das, & quæ diem excipiunt? Sollte Olearius nicht gewußt haben, daß μεθ' ἡμεραν interdiu heiſſe, ſo wie νυκτωρ noctu? Man wird müde, könnte man zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, die alten elenden Ueberſetzungen auszumiſten. So hätte er wenigſtens aus einer ungeprüften Ueberſetzung niemanden entſchuldigen, und niemanden widerlegen ſollen! Weil es aber darinn weiter fort heißt; Cornu is (ſomnus) manibus quoque tenet, ut qui inſomnia per veram portam inducere ſoloat: ſo ſetzt er in einer Note hinzu: Ex hoc vero Philoſtrati loco patet optimo jure portas illas ſomni dici poſſe, qui ſcilicet ſomnia per eas inducat, nec neceſſe eſſe ut apud Virgilium (Aeneid. VI. v. 562.) ſomni dictum intelligamus pro ſomnii, ut voluit Turnebus l. IV. Adverſ. c. 14. Allein, wie geſagt, Philoſtratus ſelbſt redet nicht von den Pforten des Schlafes, Somni, ſondern des Traumes, Somnii; und Ὄνειρος, nicht Ὕπνος, iſt es auch ihm, welcher die Träume durch die wahre Pforte einläßt. Folglich iſt dem Virgil noch immer

(*) Hiſt. Deorum Syntag. IX. p. 311. Edit. Jo. Jenſii.

(**) Iconum lib. I. 27.

nicht anders, als durch die Anmerkung des Turnebus zu helfen, wenn er durchaus, in seiner Erdichtung von jenen Pforten, mit dem Homer übereinstimmen soll. — Von der Gestalt des Todes schweigt Gyraldus gänzlich.

Natalis Comes giebt dem Tode ein schwarzes Gewand, mit Sternen. (*) Das schwarze Gewand, wie wir oben gesehen, (**) ist in dem Euripides gegründet: aber wer ihm die Sterne darauf gesetzt, weis ich nicht. Träume contortis cruribus hat er auch, und er versichert, daß sie Lucian auf seiner Insel des Schlafes so umher schwärmen lassen. Aber bey dem Lucian sind es blos ungestaltete Träume, ἀμορφοι, und die krummen Beine sind von seiner eigenen Ausbildung. Doch würden auch diese krummen Beine nicht den Träumen überhaupt, als allegorisches Kennzeichen, sondern nur gewissen Träumen, selbst nach ihm, zukommen.

Andere mythologische Compilatores nachzusehen, lohnt wohl kaum der Mühe. Der einzige Banier möchte eine Ausnahme zu verdienen scheinen. Aber auch Banier sagt von der Gestalt des Todes ganz und gar nichts, und von der Gestalt des Schlafes mehr als eine Unrichtigkeit. (***) Denn auch Er verkennet, in jenem Gemählde beym Philostrat, den Traum für den Schlaf, und erblickt ihn da als einen Mann gebildet, ob er schon aus der Stelle des Pausanias schliessen zu können glaubet, daß er als ein Kind, und einzig als ein Kind, vorgestellet worden. Er schreibt dabey dem Montfaucon einen groben Irrthum nach, den schon Winkelmann gerügt hat, und der seinem deutschen Uebersetzer sonach wohl hätte bekannt seyn können. (†) Beide nehmlich, Montfaucon und Banier, geben den Schlaf des Algardi, in der Villa Borgheſe, für alt aus, und eine neue Vase, die dort mit mehrern neben ihm stehet, weil sie Montfaucon auf einem Kupfer dazugesetzt gefunden, soll ein Gefäß mit schlafmachendem Safte bedeuten. Dieser Schlaf des Algardi selbst, ist ganz wider die Einfalt und den Anstand

(*) Mythol. lib. III. cap. 13.

(**) S. 245.

(***) Erläut. der Götterlehre, vierter Band, S. 147 deut. Uebers.

(†) Vorrede zur Geschichte der Kunst, S. XV.

des Alterthums; er mag sonst so kunstreich gearbeitet seyn, als man will. Denn seine Lage und Gebehrdung ist von der Lage und Gebehrdung des schlafenden Fauns, im Pallaste Barberino, entlehnet, dessen ich oben gedacht habe. (*)

Mir ist überall kein Schriftsteller aus dem Fache dieser Kenntnisse vorgekommen, der das Bild des Todes, so wie es bey den Alten gewesen, entweder nicht ganz unbestimmt gelassen, oder nicht falsch angegeben hätte. Selbst diejenigen, welche die von mir angeführten Monumente, oder denselben ähnliche, sehr wohl kannten, haben sich darum der Wahrheit nicht viel mehr genähert.

So wußte Tollius zwar, daß verschiedene alte Marmor vorhanden wären, auf welchen geflügelte Knaben mit umgestürzten Fackeln den ewigen Schlaf der Verstorbenen vorstellten.(**) Aber heißt dieses, in dem Einen derselben, den Tod selbst erkennen? Hat er darum eingesehen, daß die Gottheit des Todes von den Alten nie in einer andern Gestalt gebildet worden? Von dem symbolischen Zeichen eines Begriffs, bis zu der festgesetzten Bildung dieses personificirten, als ein selbstständiges Wesen verehrten Begriffes, ist noch ein weiter Schritt.

Eben dieses ist vom Gori zu sagen. Gori nennet zwar, noch ausdrücklicher, zwey dergleichen geflügelte Knaben auf alten Särgen, Genios Somnum & Mortem referentes: (***) aber schon dieses referentes selbst, verräth ihn. Und da gar, an einem andern Orte, (†) ihm eben diese Genii Mortem & Funus designantes heissen; da er, noch anderswo, in dem einen derselben, Trotz der ihm, nach dem Buonarotti, zugestandenen Bedeutung des Todes, immer noch einen Cupido sieht; da er, wie wir gesehen, die Gerippe auf dem alten Steine für Mortes erkennet: so ist wohl unstreitig, daß er wenigstens über alle diese Dinge noch sehr uneins mit sich selbst gewesen.

Auch gilt ein gleiches von dem Grafen Maffei. Denn ob auch dieser schon glaubte, daß auf alten Grabsteinen die zwey

(*) S. 225.

(**) In notis ad Rondelli Expositionem S. T. p. 292.

(***) Inscript. ant. quæ in Etruriæ Urbibus exstant, Parte III. p. XCIII.

(†) L. c. p. LXXXI.

geflügelten Knaben mit umgestürzten Fackeln, den Schlaf und den Tod bedeuten sollten: so erklärte er dennoch einen solchen Knaben, der auf dem bekannten Conclamationsmarmor in dem Antiquitätensaale zu Paris stehet, weder für den einen, noch für den andern; sondern für einen Genius, der durch seine umgestürzte Fackel anzeige, daß die darauf vorgestellte verblichene Person, in ihrer schönsten Blüthe gestorben sey, und daß Amor, mit seinem Reiche, sich über diesen Tod betrübe.(*) Selbst als Dom Martin ihm das erstere Vorgeben mit vieler Bitterkeit streitig gemacht hatte, und er den nehmlichen Marmor in sein Museum Veronense einschaltete: sagt er zu dessen näherer Bestätigung schlechterdings nichts, und läßt die Figuren der 139sten Tafel, die er dazu hätte brauchen können, ganz ohne alle Erklärung.

Dieser Dom Martin aber, welcher die zwey Genii mit umgestürzten Fackeln auf alten Grabsteinen und Urnen, für den Genius des Mannes und den Genius der Gattinn desselben, oder für den doppelten Schutzgeist wollte gehalten wissen, den, nach der Meinung einiger Alten, ein jeder Mensch habe, verdienet kaum widerlegt zu werden. Er hätte wissen können und sollen, daß wenigstens die eine dieser Figuren, zu Folge der ausdrücklichen alten Ueberschrift, schlechterdings der Schlaf sey; und eben gerathe ich, glücklicher Weise, auf eine Stelle unsers Winkelmanns, in der er die Unwissenheit dieses Franzosen bereits gerügt hat.

„Es fällt mir ein, schreibt Winkelmann, (**) daß ein ande„rer Franzos, Martin, ein Mensch, welcher sich erkühnen kön„nen zu sagen, Grotius habe die Siebenzig Dollmetscher nicht „verstanden, entscheidend und kühn vorgiebt, die beiden Genii „an den alten Urnen könnten nicht den Schlaf und den Tod „bedeuten; und der Altar, an welchem sie in dieser Bedeutung „mit der alten Ueberschrift des Schlafes und des Todes stehen, „ist öffentlich in dem Hofe des Pallastes Albani aufgestellt.“ Ich hätte mich dieser Stelle oben (S. 217.) erinnern sollen: denn

(*) Explic. de divers Monuments singuliers qui ont rapport à la Religion des plus anciens peuples, par le R. P. Dom ** p. 36.

(**) Vorrede zur Geschichte der Kunst S. XVI.

Winkelmann meinet hier eben denſelben Marmor, den ich dort aus ſeinem Verſuche über die Allegorie anführe. Was dort ſo deutlich nicht ausgedrückt war, iſt es hier um ſo viel mehr: nicht blos der eine Genius, ſondern auch der andere, werden auf dieſem Albaniſchen Monumente, durch die wörtliche alte Ueberſchrift für das erkläret, was ſie ſind; für Schlaf und Tod. — Wie ſehr wünſchte ich, durch Mittheilung deſſelben, das Siegel auf dieſe Unterſuchung drücken zu können!

Noch ein Wort von Spencen; und ich ſchlieſſe. Spence, der uns unter allen am poſitivſten ein Gerippe für das antike Bild des Todes aufdringen will, Spence iſt der Meinung, daß die Bilder, welche bey den Alten von dem Tode gewöhnlich geweſen, nicht wohl anders als ſchrecklich und gräßlich ſeyn können, weil die Alten überhaupt weit finſtrere und traurigere Begriffe von ſeiner Beſchaffenheit gehabt hätten, als uns gegenwärtig davon beywohnen könnten. (*)

Gleichwohl iſt es gewiß, daß diejenige Religion, welche dem Menſchen zuerſt entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde ſey, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte. Es hat Weltweiſe gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte, ohne Offenbarung, ſchlechterdings in keines Menſchen Gedanken kommen, der nur ſeine Vernunft brauchte.

Von dieſer Seite wäre es alſo zwar vermuthlich unſere Religion, welche das alte heitere Bild des Todes aus den Grenzen der Kunſt verdrungen hätte! Da jedoch eben dieſelbe Religion uns nicht jene ſchreckliche Wahrheit zu unſerer Verzweiflung offenbaren wollen; da auch ſie uns verſichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als ſanft und erquickend ſeyn könne: ſo ſehe ich nicht, was unſere Künſtler abhalten ſollte, das ſcheußliche Gerippe wiederum aufzugeben, und ſich wiederum in den Beſitz jenes beſſern Bildes zu ſetzen. Die Schrift redet ſelbſt von einem Engel des Todes: und welcher Künſtler ſollte nicht lieber einen Engel, als ein Gerippe bilden wollen?

(*) Polymetis p. 262.

Nur die mißverſtandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen: und es iſt ein Beweis für die wahre, für die richtig verſtandene wahre Religion, wenn ſie uns überall auf das Schöne zurückbringt.

Gedichte von Andreas Scultetus:

aufgefunden von Gotthold Ephraim Leſſing. *)

Aus zwey Briefen an den Herrn Prof. Zachariä.

(von Hamburg, 1769.)

I.

Es iſt ſo, mein Freund, wie Ihnen unſer Ebert geſagt hat. Ich beſitze, ſchon ſeit geraumer Zeit, von einem deutſchen Dichter, einem Schleſier, einem Zeitverwandten des Opitz, den man längſt wieder vergeſſen hat, wenn er anders je auſſer den Mauern ſeiner Stadt bekannt geworden, verſchiedene gedruckte Stücke, die es ſehr wohl verdienten, daß man ſie, wenigſtens auf einige Zeit, der Vergeſſenheit wieder entriſſe.

Er heißt Andreas Scultetus. Der Geſchlechtsname Scultetus, kömmt in der Rolle der Reimer und Versmacher häufig genug vor. Aber von einem Andreas werden Sie, weder bey dem Neumeiſter, noch John, noch irgendwo, die geringſte Erwehnung finden; welches mir lange Zeit unbegreiflich geweſen.

Das erſte Stück von ihm gerieth mir, vor länger als zwanzig Jahren, zu Wittenberg, in daſiger Univerſitätsbibliothek in die Hände, wo ein glücklicher Zufall unter einem Wuſte alter Leichen- und Hochzeitlieder, meine Augen darauf lenkte. Der Titel verſprach Bombaſt: *Andreae Sculteti, Boleslavii,* Geſterliche Triumphpoſaune.* Doch er betrog mich, auf eine ange-

*) Oder, ohne dieſen Titel, in F. W. Zachariäs auserleſenen Stücken der beſten Deutſchen Dichter, Bd. II, S. 327; Braunſchweig, 1771.

* Gedruckt zu Breslau mit Baumanniſchen Schriften 1642. auf zwey vollen Bogen in Quart.

nehme Art. Nicht zwar, als ob mir gar nichts von Schwulst in einem Gedicht, welches so abentheuerlich angekündiget ward, aufgestossen wäre. Aber ich fand doch weit mehr wahres Erhabene, als Schwulst. Auch schrieb ich mir es von Wort zu Wort ab: und ich habe es nach der Zeit so oft gelesen, so oft vorgelesen, mir es so oft vorlesen lassen, daß ich jede gute Zeile darinn getreulich aus dem Gedächtnisse wieder herstellen könnte, wenn die wenigen Abdrücke, die vielleicht noch in dem oder jenem Winkel stecken, mit sammt meiner Abschrift, alle auf einmal verschwänden.

Gleich der Anfang überraschte mich ausserordentlich: und was mich damals überraschte, gefällt mir noch immer.

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen:
Dich, HErr, kann ohne dich kein Muttermensch erkennen.
Du pfropfest in die Brust der Sinne Wunderkraft,
Die uns zu Menschen macht: du pflanzest Wissenschaft,
Die uns in Götter kehrt. Ich nähre schlechte Gaben:
Doch mein Vermögen ist, Vermögen wollen haben.
Trägt meine Sinngeburth nur keinen Spott davon,
So schätz ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,
— — — — —
— — — sein strahlumzirktes Licht
Verschmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
Zeucht Wasser auch empor: so brechen schlechte Leute
Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut, so höre heute
See, Himmel, Erd und Luft, was immer hören kann,
Das höre mich geneigt, mich Ostersängern an.

Der wahre Ton des Opitz, wo er am meisten Opitz ist! Die Gedanken richtig, edel und neu: der Ausdruck leicht und doch stark, gewählt und doch natürlich.

In dieser so demüthigen als zuversichtlichen Anrufung, kündiget der Dichter seinen Vorwurf mit einem einzigen Worte an: mich Ostersänger! Wozu auch deren mehr? Und so mit eins, voll von den Wundern und den seligen Folgen des großen Tages, den er besingt, ist er mitten in dem Lobe desselben. Er vergleicht ihn mit andern berühmten Tagen, welche seit dem schrecklichen Tage,

Da über die Natur Neptunus sich erhub,
Und, was sich regt, gesammt der Erde selbst, begrub,
Da alles Wasser war — — —

in dem Buche der Zeit aufbehalten worden. Einen jeden dieser Tage stellt uns sein flüchtiger, aber sicherer Pinsel, mit einem einzigen Zuge vor das Auge, der täuschender ist, als ein ganzes weitläuftiges Gemählde seyn würde. Der Tag

— — — — — da Israels Geschlechte,
Das Zeptervolk der Welt, des Chenchres Ziegelknechte,
Das Zuchthaus segneten; — —

der Tag, als den Amalek

— GOttes General, durch zweyer Hände Bitten
Vielmehr, als Josua durch tausend, welche stritten,
Die Flucht zu geben zwang; —

der Tag, als

— — — aller Himmel GOtt
Den trüben Sinai mit Flammen sein Gebot
Herabgedonnert hat; —

der Tag, als

— — — — David unverzagt
Dem Goliath den Tod zur Stirnen eingejagt; —

der Tag, als

Elias, der Prophet, mit einem schnellen Feuer
Im Himmel Einzug hielt; —

der Tag, als

— du, o Sonnenlicht, den überschifften Ort
Zum ersten wiederum, auf Jesaias Wort,
Noch einmal hast besucht; —

welche Tage! Aber was sind sie dem Dichter alle, gegen den Tag seines Liedes? Und so wie sich ihm dieser Tag zu allen andern großen Tagen verhält: so auch der Held dieses Tages zu allen andern Helden. Er berührt einige der vornehmsten, mit ein oder zwey Worten; entwirft die Hauptzüge dessen. sie alle unendlich zurück läßt, und fängt nun an, desselben, nach dem Muster eines wahren alten zu beschreiben.

Es geschieht nach diesem Muster sogar, daß er von dem Stande der Erniedrigung selbst ausgehen zu müssen, glaubet.

— — — — — Wie aber bey den Alten
Den Führern, welche sich im Felde steif gehalten,
Nachdem sie überkränzt, mit Schimmeln triumphirt,
Der Schauplatz um und um mit Flecken ward schattirt,
Wo ihre Faust gekämpft: so führ ich auch im Schilde
Des Höchsten Niedrigkeit in meiner Versen Bilde
Hauptsächlich darzuthun.

Er zielet auf die Verkleinerungen und Spottlieder, unter welchen der gemeine Soldat seinem triumphirenden Feldherrn folgte. Die Wendung ist sonderbar: aber die Bilder, zu welchen sie Gelegenheit giebt, sind größten Theils vortrefflich. Urtheilen Sie nach der Frage, mit welcher er ausbricht.

— — — — — wo blühte seine Pracht,
Als Christus eingestallt die Mutter angelacht?
Im Lächeln blos allein und in den Perlenzähren —

Oder lieber nach dem Gemählde der Mutter am Kreutze.

Wie JEsus in der Luft die Arme weit gereckt,
Und sich, die ganze Welt zu fassen, ausgestreckt.
Wie seine Mutter kocht, die zwischen Furcht und Zagen
Ihr aufgeschwelltes Leid mit Kummer kann ertragen;
Die tausend Tode stirbt, und tausend Tode lebt.
Ihr Herze pocht und schwürt; ihr rechtes Herze webt
In diesem, welches stirbt. Die Thränen fliessen dichte;
Kein Tropfen Menschenblut erregt sich im Gesichte,
Als welcher obenher von GOttes Wunden fällt,
Und ihren Mutterleib nach Donners Art erschällt.

Denn ich überspringe diesen ganzen Ort, ob er gleich bey weiten den größten Theil des Gedichtes ausmacht; um Ihnen noch einiges von den Schilderungen des Brunkes und Jubels, mit welchen nun endlich der Dichter die Auferstehung Christi von der gesammten Natur feyern läßt, niederschreiben zu können. Hier kommen Stellen vor, die des größten Dichters würdig sind. — Suchen Sie mir eine, in allen Dichtern seines Jahrhunderts, die mit folgender verglichen zu werden verdienet! —

— — — — — Die Werkſtatt dieſer Welt
Staffirt ſich ſtattlich aus und nimmt, als ein Gezelt,
Den Siegesherzog auf. Der Erde Luſtgehege
Beſetzt ihm um und um mit Blumen ſeine Wege.
Violen ſchieſſen auf, und geben, auf den Schlag
Der Telamoner Frucht, mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes lange Mühen,
Die Aecker, hegen Streit, wer meiſtes könne blühen,
Den Feſttag zu begehn. Der Cypern Blume bloß,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt verſchloß,
Behaget halb und halb, ſich ſchamroth zu verſtecken,
Und anderwärts zur Gunſt den Zierrath aufzudecken.
Der andern Kräuter Reſt, ſo keinen Namen hat,
Stand überall bereit, wohin er tröſtlich trat,
Und ſchienen allzumal, als hätten ſie gebeten,
Ihr Herrſcher wolle ſie zu Ehren niedertreten.

Welche Phantaſie! welche Empfindung mit einer ſolchen Phantaſie verbunden! Die Roſe, die ſich lieber verſtecken möchte, weil ihre Mutter, die Dornhecke, das heilige zarte Haupt zerritzet! Der namenloſe Reſt von Kräutern, die keine andere Ehre verlangen, als von dem göttlichen Fuße zertreten zu werden!

Und doch iſt die Beſchreibung, welche der Dichter von der ſüßen Freude eines lautern Theiles der Schöpfung macht, faſt noch ſchöner.

Ein ſtiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus, und fodert von den Seen
Auf ein Geſangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erſcheint, ſo ſchickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, ſo lebt, den tauſendfachen Schall
In Deliens Loſier. Hier ſauſen hundert Zinken,
Hier wird das Meiſterwerk zu ſteigen und zu ſinken,
Auf einmal angewandt. Der Vogelpöbel ſummt,
Auf ihren Mund ergrimmt: das meiſte Theil verſtummt.
Die Lerche bittet bloß ihr Tiretireliren
Der Fugenkünſtlerinn hernach zu prakticiren,
Und ſchweifet trotziglich, bis an der Wolken Port,
Auf allerhand Manier mit lauten Kreiſen fort;

In Augen iſt ſie nicht, nur immer in den Ohren,
Den Vorzug giebt ſie zwar, die Ehre nicht verloren.

Aber wie? Erinnern Sie ſich wohl, bey einem von unſern neuern Dichtern, die letzte ohne eine Zeile, faſt von Wort zu Wort bereits geleſen zu haben?

In Augen iſt ſie nicht, nur immer in den Ohren.

Sagt nicht auch Kleiſt, ebenfalls von der Lerche?

Die Lerche, die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren iſt.

Sollte es wohl möglich ſeyn, daß an eben derſelben Sache zwey Dichter von ſelbſt eben denſelben kleinen Umſtand bemerket, und ihn von ſelbſt mit eben denſelben Worten ausgedrückt hätten? Warum nicht möglich? Beſonders, wenn der Umſtand ſo wahr, ſo einleuchtend iſt, und die Worte ſo ungeſucht ſind, als hier. Man ſollte ſich einbilden, man könne eine Lerche gar nicht hören, ohne anzumerken, daß das Auge, geblendet von dem Schimmer der frühen Sonne, in welchem ſich der Sänger badet, ſchwerlich abnehmen könne, wo der Ton herkomme. Aber gleichwohl iſt dieſes der Fall hier nicht: ſondern die Wahrheit iſt, daß Kleiſt den gemeinſchaftlichen Umſtand nicht unmittelbar aus der Natur genommen hat. Zu der Zeit nehmlich, als er das Geburtslied verfertigte, in welchem er ihm einen Platz gegeben, hatte ich das Glück täglich um ihn zu ſeyn. Er machte mir öftrer das Vergnügen, ihm Stellen aus meinem Scultetus vorzuſagen, den ich nur im Gedächtniſſe bey mir führte: und ich hatte es bald weg, daß die Lerche ſein Liebling geworden war. Als er mir daher ſein Gedicht vorlas, ſahe er mich, bey dem Worte Lerche, mit einem Lächeln an, das mir alles voraus ſagte. Ich ſchlug vor Freuden in die Hände. Aber! ſetzte ich hinzu; ich bin feſt entſchloſſen, über lang oder kurz, meinen Dichter wieder drucken zu laſſen. Und alsdenn? Freylich wird es immer Ehre genug für ihn ſeyn, wenn ich anführen kann, daß er hier eben der feine Bemerker geweſen, der — Mit nichten! fiel mir der beſte Mann in das Wort. Nur unter der Bedingung, daß Sie mich ſodann bloß als ſeinen Kopiſten nennen, will ich mir es indeß erlauben, mir eine fremde Schönheit als meine anrechnen zu laſſen. —

Ich lebe eine sehr angenehme Stunde, indem ich mich für Sie mit meinem alten poetischen Findlinge — und zugleich mit dem Andenken eines Freundes beschäftige, dessen geringste Eigenschaften der Dichter und der Soldat waren. Aber dem ohngeachtet erfahren Sie itzt von jenem weiter nichts. Ich muß erst hören, welche Aufnahme er, auf diese Kundschaft, sich von Ihnen zu versprechen hat.

II.

Ich freue mich, daß ich so viel meines altväterischen Geschmacks in Ihnen finde. — Und nun sollen Sie auch alles wissen und alles haben, was ich von meinem Dichter weiß und besitze. — Aber wenn die Folge dem Anfange nicht entspricht — wer kann wider das Schicksal? —

Es waren zehn Jahre, und drüber vergangen, und ich war auf gutem Wege, den ganzen Andreas Scultetus zu vergessen: als ich nach Schlesien kam. Dort in seinem Vaterlande, seiner Geburtsstadt so nahe, — denn Sie werden bemerkt haben, daß er sich auf dem Titel seiner Oesterlichen Triumphposaune einen Buntzlauer nennet — wachte die Neugierde, ihn näher kennen zu lernen, um so natürlicher auf, je wahrscheinlicher ich sie da befriediget zu sehen hoffen durfte. Die Schlesier, (und ich liebe sie auch darum,) sind noch große Verehrer derjenigen ihrer Dichter des vorigen und itzigen Jahrhunderts, durch die es fast zu einem allgemeinen Vorurtheile eines guten Dichters in Deutschland geworden war, ein Schlesier gebohren zu seyn. Aber bey wem ich mich auch von ihnen nach einem Andreas Scultetus erkundigte, der des Opitz eigentlicher Landsmann, und nach meinem Bedünken der würdigste Zögling seiner Muse gewesen sey; die alle gestanden, daß sie seinen Namen von mir zuerst hörten. Selbst Gelehrte, die aus der Litteraturgeschichte ihres Landes sich ein eigenes Studium gemacht hatten, — (Ich muß Ihnen hier ein Paar würdige Freunde, die Herren Arletius und Klose in Breslau nennen, deren erste einen reichen Schatz von Opitianis besitzt, die entw oder wenigstens nicht in den Sammlungen Werke gedruckt worden) — selbst diese Ma

oesterliche Triumphposaune bey mir zuerst; und wunderten sich nicht weniger als ich, von dem Virtuosen selbst nirgends die geringste Spur zu finden.

Ich schäme mich, Ihnen zu gestehen, wie viel Zeit und Mühe ich angewandt, unter der unendlichen Menge Schlesischer Gelegenheitsdichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, den Namen meines Scultetus irgendwo wieder ansichtig zu werden. Endlich war ich so glücklich, noch ein Paar andere Gedichte von ihm aufzutreiben, die auf Vorfälle zu Breslau eben daselbst, theils in dem nehmlichen zwey und vierzigsten, theils in dem nächstvorhergehenden Jahre, verfertiget und gedruckt waren. Doch auch diese gaben mir von dem Verfasser selbst weiter kein Licht, bis ich noch auf ein anderes, an den bekannten Christoph Colerus, damaligen Conrector des Gymnasii zu St. Elisabeth in Breslau, gerieth, in welchem er sich für einen Schüler desselben bekennet; worauf mir endlich auch eine kurze poetische Condolenz an den Buchhändler Jacob in Breslau, über den Verlust seiner Gattinn, aus dem Jahre 1640. von ihm aufstieß, die ich unter ähnlichen Condolenzen verschiedner Gymnasiasten zu erblicken glaubte.

Der Vermuthung, die aus beiden diesen Umständen erwuchs, war leicht auf den Grund zu kommen. Hr. Arletius hatte die Güte, die Matrikel des gedachten Gymnasii für mich nachzuschlagen: und siehe da! so fand es sich wirklich. Der Dichter, dem ich so lange nachgespüret hatte, war ein junger Gymnasiast; und alles, was ich zum Theil mit so vielem Vergnügen von ihm gelesen hatte, waren Versuche eines Schülers. Die Matrikel besagte, daß sein Vater ein Schuster in Buntzlau gewesen sey, und daß er den 25. August 1639. auf das Gymnasium nach Breslau gekommen, wo er von dem Rektor Elias Major inscribiret worden. Ich könnte Ihnen aus eben der Quelle noch sagen, wo er zu Breslau gewohnt hat: aber ich wünschte lieber, daß ich Ihnen sagen könnte, was in der Folge aus ihm geworden. Allem Vermuthen nach muß er, entweder noch auf der Schule, oder bald auf der Universität, gestorben seyn. Denn ich glaube nicht, daß andere Umstände, als der Tod, so frühe und so besondere Talente so gänzlich würden haben

erſticken können, daß nirgends weiter von ihnen etwas gehöret worden.

Meine Achtung für ihn ward indeß durch dieſe Entdeckung eher vermehrt, als vermindert. Denn wenn ich ihm nun die Schönheiten, die ich eines weit reifern Genies nicht für unwürdig gehalten hatte, um ſo viel höher anrechnen mußte: ſo lernte ich zugleich ſeine Fehler von einer Seite betrachten, von welcher ſie mehr als bloße Verzeihung verdienen. Der vornehmſte dieſer Fehler iſt das Beſtreben überall Gelehrſamkeit zu zeigen, durch welches auch in ſeinem beſten Gedichte verſchiedene Stellen ganz unerträglich geworden. Es kommen Anſpielungen vor, die auch mir, ſeinem ſo fleißigen Leſer, noch zu gelehrt ſind: obſchon nicht gelehrt genug, um nur ein einziges Buch darum nachzuſchlagen. Wenn ein Mann dieſen Fehler hat: ſo iſt es eckele Pedanterey. Aber wenn ein Jüngling darein verfällt: ſo zeigt er von einem vollen Kopfe, und iſt einer von den wollüſtigen Auswüchſen, die ein wenig mehr Geſchmack in der Folge ſchon beſchneiden wird. Etwas von dieſem Fehler haben zu können, wäre manchem von unſern itzigen jungen Dichtern ſehr zu wünſchen. Noch mehr aber manchem von unſern itzigen jungen Kunſtrichtern: denn da dieſe Herren ſelbſt keine Verſe machen, ſo würden ſie keine damit verderben, wohl aber in denen, welche nur damit verdorben ſind, andere Schönheiten darüber nicht zu verkennen, geneigter ſeyn.

Eine von ſolchen ſchadloshaltenden Schönheiten bey unſerm Dichter iſt die Sprache, die ſo reich, ſo ſtark, ſo mahleriſch iſt, daß ſie nur mit der Opitziſchen verglichen zu werden verdienet. Flemming und Tſcherning, und wie ſie alle heiſſen, die dem Opitz damals nacheiferten, kommen ihm bey weiten darinn nicht gleich.

Doch alles das wird Ihnen ohne mich zur Gnüge einleuchten, wenn Sie ſich die Mühe nehmen, die Stücke nach der Reihe nun ſelbſt zu leſen, die ich Ihnen hierbey ſende. Es ſtehet bey Ihnen, welchen Gebrauch Sie davon machen wo[illegible]
Wollen Sie denſelben einen Platz in Ihrer Sammlu
ſo können Sie wenigſtens auf Eines Dank gewi

Ich lege noch einige Anmerkungen über verschiedene Worte und Ausdrücke des Dichters bey, wie ich sie zu einer andern Ihnen bewußten Absicht ausgezogen habe: und auch mit diesen können Sie schalten, wie Sie es für gut finden. — Wie gern möchte ich mit schönern Blumen das Grab eines jungen Dichters bestreuen, der eine Zeile gemacht hat, um die ihn Kleist beneidete! Lessing.

I.

Oesterliche Triumphposaune.†

† „Ich merke ausser dem, was in den vorgesetzten Briefen, von diesem Gedichte gesagt worden, hier nur noch an, daß in dem Originale, hinter dem Titel, eine lateinische Zuschrift des Verfassers an einige vornehme Breslauer stehet, an welcher der Leser aber nichts verlieret, wenn ich sie unabgedruckt lasse."

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen!
Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermensch erkennen.
Du pfropfest in die Brust der Sinnen Wunderkraft,

Zebaoth] Der Fehler, dieses Wort, welches in seiner Sprache bloß Heerschaaren bedeutet, ohne weitern Zusatz, als einen Namen Gottes zu brauchen, war bey den zeitverwandten Dichtern des Scultetus fast allgemein, und kann ihm insbesondere, daher für keine Unwissenheit angerechnet werden. Luther selbst scheinet an diesem Fehler Schuld gehabt zu haben, weil er durchaus Gott Zebaoth, Herr Zebaoth, ohne den erforderlichen Artikel vor Zebaoth, geschrieben. Die ältern deutschen Uebersetzungen sagen dafür Gott der Heere: aber ihm war ohne Zweifel das Iehova Zebaoth aus der Vulgata zu geläufig. — Ich möchte mir von einem Michaelis erklären lassen, woher es wohl komme, daß in den ältern Büchern der Schrift, als im Hiob und beym Moses, diese Benennung Gottes nach den Zebaoth sich nie findet? Sollte man daraus nicht leicht vermuthen dürfen, daß das Wort Zebaoth nicht sowohl die Heere des Himmels, die Schaaren der Engel, sondern etwas anzeigen müsse, welches erst in dem Tempel sichtbar geworden?

Kein Muttermensch] Ein Idiotismus der Schlesier, der ihnen nachdrücklicher zu seyn scheinet, als das bloße kein Mensch. So sagen sie auch Mutterseelen allein, für ganz allein, ohne alle menschliche Gesellschaft.

Der Sinnen Wunderkraft] Die Sprachlehrer geben die Regel, daß bey den aus zwey Substantiven zusammengesetzten Wörtern, wie dieses Wunderkraft ist, das erste, Substantivum die Stelle eines Genitivi vertrete.

Die uns zu Menschen macht; du pflanzest Wissenschaft,
Die uns in Götter kehrt. Ich nähre schlechte Gaben;
Doch mein Vermögen ist Vermögen wollen haben.
Trägt meine Sinngeburt nur keinen Spott davon,
So schätz ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,
Sein Antlitz von Smaragd, sein goldbehefter Wagen,
Der ohne vierzig fast von viermal hundert Tagen
Herum getrieben wird, sein stralumzirktes Licht
Verschmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
Zeucht Wasser auch empor: so brechen schlechte Leute
Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut! so höre heute
See, Himmel, Erd und Luft, was immer hören kann,
Das höre mich geneigt, mich Osterfänger an.
Du Marschall dieser Welt, du König aller Stralen,
Die das gewölbte Haus, den Himmel, übermalen,
Du großer Jahrwirth, du, von jener ersten Zeit,
Da dir das A und O, der Herr von Ewigkeit
Den Zirkel eingeraumt, nach jenen Wasserwogen,
Die mit ergrimmter Macht das Erdreich überzogen,
Da über die Natur Neptunus sich erhub
Und, was sich regt, gesammt, die Erde selbst begrub;
Da alles Wasser war, sowohl in hohen Lüften,
Die selbst der Luft bedurft, als in den tiefen Klüften,
Wohin das Hohe fiel; nach dieser Wasserfluth
Hast du, Hyperion, kein solches großes Gut,
Als heute, sehn entstehn. Da Israels Geschlechte,
Das Zeptervolk der Welt, des Chenchres Ziegelknechte,

Aber diese Regel möchte wohl nicht überall passen; und es giebt dergleichen Zusammensetzungen, in welchen das erste Substantivum durch sein Adjectivum erkläret werden muß, als eben dieses Wunderkraft: welches bloß eine wunderbare Kraft, nicht aber die Kraft des Wunders bedeutet; nicht die Kraft, welche ein Wunder, es sey in der physikalischen oder moralischen Welt, es sey in Zerrüttung der natürlichen Ordnung der Dinge oder in Beförderung unseres Beyfalls, äussert.

auszuwirken] Dieses Wort steht hier in dem Verstande des Lateinischen depsere, oder des gemeinen kneten; den Teig durcharbeiten, daß er gehörig ausbacken und genießbar werden kann. Etwas ähnliches schreibt der Dichter der Sonne in Absicht auf die Erde zu.

Ich lege noch einige Anmerkungen über verschiedene Worte und Ausdrücke des Dichters bey, wie ich sie zu einer andern Ihnen bewußten Absicht ausgezogen habe: und auch mit diesen können Sie schalten, wie Sie es für gut finden. — Wie gern möchte ich mit schönern Blumen das Grab eines jungen Dichters bestreuen, der eine Zeile gemacht hat, um die ihn Kleist beneidete! Lessing.

I.

Oesterliche Triumphposaune.†

† „Ich merke ausser dem, was in den vorgesetzten Briefen, von diesem Gedichte gesagt worden, hier nur noch an, daß in dem Originale, hinter dem Titel, eine lateinische Zuschrift des Verfassers an einige vornehme Breslauer stehet, an welcher der Leser aber nichts verlieret, wenn ich sie unabgedruckt lasse."

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen!
Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermensch erkennen.
Du pfropfest in die Brust der Sinnen Wunderkraft,

Zebaoth] Der Fehler, dieses Wort, welches in seiner Sprache bloß Heerschaaren bedeutet, ohne weitern Zusatz, als einen Namen Gottes zu brauchen, war bey den zeitverwandten Dichtern des Scultetus fast allgemein, und kann ihm insbesondere, daher für keine Unwissenheit angerechnet werden. Luther selbst scheinet an diesem Fehler Schuld gehabt zu haben, weil er durchaus Gott Zebaoth, Herr Zebaoth, ohne den erforderlichen Artikel vor Zebaoth, geschrieben. Die ältern deutschen Uebersetzungen sagen dafür Gott der Heere: aber ihm war ohne Zweifel das Iehova Zebaoth aus der Vulgata zu geläufig. — Ich möchte mir von einem Michaelis erklären lassen, woher es wohl komme, daß in den ältern Büchern der Schrift, als im Hiob und beym Moses, diese Benennung Gottes nach den Zebaoth sich nie findet? Sollte man daraus nicht leicht vermuthen dürfen, daß das Wort Zebaoth nicht sowohl die Heere des Himmels, die Schaaren der Engel, sondern etwas anzeigen müsse, welches erst in dem Tempel sichtbar geworden?

Kein Muttermensch] Ein Idiotismus der Schlesier, der ihnen nachdrücklicher zu seyn scheinet, als das bloße kein Mensch. So sagen sie auch Mutterseelen allein, für ganz allein, ohne alle menschliche Gesellschaft.

Der Sinnen Wunderkraft] Die Sprachlehrer geben die Regel, daß bey den aus zwey Substantiven zusammengesetzten Wörtern, wie dieses Wunderkraft ist, das erste, Substantivum die Stelle eines Genitivi vertrete.

Die uns zu Menschen macht; du pflanzest Wissenschaft,
Die uns in Götter kehrt. Ich nähre schlechte Gaben;
Doch mein Vermögen ist Vermögen wollen haben.
Trägt meine Sinngeburt nur keinen Spott davon,
So schätz ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,
Sein Antlitz von Smaragd, sein goldbehefter Wagen,
Der ohne vierzig fast von viermal hundert Tagen
Herum getrieben wird, sein stralumzirktes Licht
Verschmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
Zeucht Wasser auch empor: so brechen schlechte Leute
Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut! so höre heute
See, Himmel, Erd und Luft, was immer hören kann,
Das höre mich geneigt, mich Osterfänger an.
Du Marschall dieser Welt, du König aller Stralen,
Die das gewölbte Haus, den Himmel, übermalen,
Du großer Jahrwirth, du, von jener ersten Zeit,
Da dir das A und O, der Herr von Ewigkeit
Den Zirkel eingeraumt, nach jenen Wasserwogen,
Die mit ergrimmter Macht das Erdreich überzogen,
Da über die Natur Neptunus sich erhub
Und, was sich regt, gesammt, die Erde selbst begrub;
Da alles Wasser war, sowohl in hohen Lüften,
Die selbst der Luft bedurft, als in den tiefen Klüften,
Wohin das Hohe fiel; nach dieser Wasserfluth
Hast du, Hyperion, kein solches großes Gut,
Als heute, sehn entstehn. Da Israels Geschlechte,
Das Zeptervolk der Welt, des Chenchres Ziegelknechte,

Aber diese Regel möchte wohl nicht überall passen; und es giebt dergleichen Zusammensetzungen, in welchen das erste Substantivum durch sein Adjectivum erkläret werden muß, als eben dieses **Wunderkraft**: welches bloß eine **wunderbare Kraft**, nicht aber **die Kraft des Wunders** bedeutet; nicht die Kraft, welche ein Wunder, es sey in der physikalischen oder moralischen Welt, es sey in Zerrüttung der natürlichen Ordnung der Dinge oder in Beförderung unseres Beyfalls, äussert.

auszuwirken] Dieses Wort steht hier in dem Verstande des Lateinischen depsere, oder des gemeinen **kneten**; den Teig durcharbeiten, daß er gehörig ausbacken und genießbar werden kann. Etwas ähnliches schreibt der Dichter der Sonne in Absicht auf die Erde zu.

Das Zuchthaus segneten; wie das Erythr-Meer,
An zweyer Berge statt, das ausgepreßte Heer
Vermauret und verschanzt, hingegen dessen Wagen,
Der sich, nicht Gott, getrotzt, in einen Klos geschlagen:
Das war ein großer Tag. Wie Amalek hernach
Nicht anders, als ein Bär, aus seinen Gränzen brach,
Den Gottes General durch zweyer Hände Bitten
Vielmehr, als Josua durch Tausend, welche stritten,
Die Flucht zu geben zwang; wie aller Himmel Gott
Den trüben Sinai mit Flammen sein Gebot

Das Zuchthaus segneten] Segnen hat einen guten und schlimmen Sinn, und begreift ursprünglich alles, was Feinde oder Freunde bey ihrer Trennung einander sagen und anwünschen. Daher heißt es auch überhaupt verlassen, sich von etwas scheiden, in welcherley Gesinnung es auch sey. Und in dieser letzten Bedeutung steht es hier, wo man eben so wenig den Begriff der Verwünschung nothwendig damit zu verbinden braucht, als bey dem Segne Gott und stirb der Frau des Hiobs. Das Wort entspricht in allem dem Hebräischen barac: oder vielmehr, nach diesem haben es die deutschen Bibelübersetzer einzurichten und verschiedentlich zu brauchen, sich die Freyheit genommen. Daß bey dem Segne GOtt und stirb eben an kein Lästern und Verfluchen GOttes zu denken, hat auch unser neuester Uebersetzer des Hiobs bestätiget. Aber ich betaure fast, daß er darum für gut befunden, das Wort segnen überhaupt dabey nicht zu brauchen, sondern dafür zu setzen: „Sage Gott gute Nacht und stirb." Ich fürchte, daß dieses gute Nacht sagen mehrern zu gemein vorkommen dürfte. Vielleicht hätte es noch eher heissen können, Scheid ab von Gott und stirb. Die deutschen Bibelübersetzer vor Luthern brauchen in dieser Stelle, anstatt segnen, gesegnen, und sagen: Gesegne dem Herrn und stirb. Ich gebe zu daß weder das eine noch das andere in diesem Verstande ursprünglich Deutsch ist; aber jenes ist es doch nun einmal geworden, und die Stelle unsers Dichters zeigt, was für ein guter kräftiger Gebrauch sich davon machen läßt.

in einen Klos geschlagen] die gemeine Sprache sagt dafür in einen Klumpen schlagen; und der Dichter hat das Klumpen bloß veredlen wollen. Es sind aber Klumpen und Klos nicht völlig einerley, Klumpen kann von jeder Masse gesagt werden, von Bley, von Thon: aber ich zweifele, ob auch Klos. Denn bey den Alten ist Klos das eigentliche gleba, ohne die unnöthige Verlängerung in Erdklos oder Erdenklos, die es in den neuern Zeiten bekommen. So sagt Luther: (Hiob XXXVIII. 38.) Wenn der Staub begossen wird, daß er zu Hauffe läuft, und die Klöße an einander kleben. Die ältern Uebersetzer haben für Klöße in dieser Stelle das Wort Schollen.

Herab gedonnert hat: die Tage ſind beklieben,
Und aller Ewigkeit zum Denkmal aufgeſchrieben.
Der Tag, wie der Jordan zu einer Seiten floß,
Und auf der andern ſich mit ſeinen Fluthen ſchloß,
Iſt heute noch berühmt. Wie vor der Prieſter hallen
Die hochgethürmte Stadt auf einmal eingefallen;
Wie Ai übergieng: die Tage geben Schein,
Weil auf der kranken Welt nur Tage werden ſeyn.
Als Adonizedek mit ſeinen Rottgeſellen,
So ſcheußlich ſie geſchnaubt, zurücke müſſen prellen,
Da ſich der Wolken Feld geſteint hernieder ließ,
Und etlich tauſend Mann zu Gottes Boden ſtieß;
Da dein rundeelter Sitz, o Sonne, nicht geſunken,
Und Amoriter Blut vor Doris Salz getrunken:
Der Tag verjüngt ſich ſtets; und jener eben auch,
In welchem Hazors Pracht in einen feuchten Rauch
Verwandelt worden iſt. Wie Ehud Gott gerochen,
Dem Fürſten das Rappier in ſeinen Wanſt geſtochen,
Ganz Moab fortgejagt; wie Jael mit Betrug
Dem Siſſera das Kraut um beyde Schläfe ſchlug,

ſind beklieben] Das Wort bekleben oder bekleiben ſcheinet ſich, ſowohl in ſeiner eigentlichen, als tropiſchen Bedeutung, ganz aus dem itzigen Gebrauche verlieren zu wollen. In der eigentlichen Bedeutung hört man faſt durchgängig dafür ſagen, kleben bleiben: und in der tropiſchen, z. E. von Bäumen, welche Wurzel gefaßt, von Blüthen, welche ſtehen geblieben und zur Frucht gediehen, kömmt es bey Schriftſtellern noch weniger vor, als in dem mündlichen Gebrauche. Gleichwol iſt es ein gutes bedeutendes Wort, welches die Alten ſogar von dem Saamen in der Mutter gebraucht; daher Mariä Bekleibung für Mariä Empfängniß, wovon die Exempel beym Friſch und Haltaus nachzuſehen.

kranken Welt] Krank heißt überhaupt ſchwach, hinfällig, vergänglich; und ward vor Alters nicht bloß von der Schwäche eines animaliſchen Körpers gebraucht.

geſteint hernieder ließ] So viel als, in Steinen, im Steinen hernieder ließ; welche Umſchreibung des Hagels der Dichter ohne Zweifel von dem lateiniſchen lapides oder lapidibus pluere entlehnet hat.

Rappier] hieß ſonſt nicht bloß, was es itzt heißt, der Spitze verwahrte Klinge, womit man fechten, ein jeder langer Degen.

das Kraut um beyde Schläfe ſchlug

Davon Er ewig schläft; wie Debora gesungen,
Und Barak neben ihr mit Jauchzen aufgesprungen
Zu mehrer Herrlichkeit; So auch, als Gideon
Den Feind aus Midian durch Feldtrompeten Ton,
Wie triumphirend schmiß; als Sebah Leib und Leben
Dem Helden in der Flucht zur Schlachtbank aufgegeben;
Wie jener, den die Angst in ein Gelübde trieb,
Der Amoriter Volk wie Stoppeln, niederhieb:
Die Tage tagen noch. Wie Samuel der Priester
Den Himmel überwand, der schleunig die Philister
Mit Schlossen niederwarf; wie Kises Sohn durch Streit
Sein königliches Amt um Jabes eingeweiht;
Wie Gott durch Jonathan ein ganzes Heer gespalten,
Da Israel den Platz viel eher hat behalten,
Als an den Feind gesetzt; wie David unverzagt
Dem Goliath den Tod zur Stirnen eingejagt;
Wie eben dieser Mann nach ungestimmen Kriegen,
Nach hundertfacher Angst, nach wunderbaren Siegen
Jerusalem erlangt, und mit der frommen Hand
Zu unterschiedner Zeit nicht Eine Stadt und Land
Mit Ketten angefaßt; wie Absolon gehangen:
Kein solches Tagelicht ist jemals eingegangen.
Wie Salomon alldar den Tempel aufgebaut,
Wo Isaac jener Zeit den Holzstoß angeschaut:
Der Tag erstirbet nicht. Wie der Thisbiter Seher
Die gelben Furien und frechen Rechtsverdreher,
Die Baalskröten schlug; wie Syrien verblich

fernen Nagel durch die Schläfe. Warum aber der Dichter einen Nagel hier zu einem Kraute macht, muß ich bekennen, nicht einzusehen.

jener Zeit] So viel als, ehedem, vor diesem, zu jener Zeit. Dieser adverbiale Genitivus ist bey den Schlesischen Dichtern sehr gebräuchlich. So sagen sie alter Zeit, für vor Alters; dieser Zeit, für anitzt. S. das Wörterbuch hinter der neuen Ausgabe des Logau.

erstirbet nicht.] Ersterben heißt, nach und nach, endlich sterben; welche Nebenbedeutung das vorgesetzte er mehrern Zeitwörtern giebt, als, erhören, erreichen.

verblich] Verbleichen heißt hier so viel als, blaß werden, erblassen, nehmlich vor Furcht und Schrecken.

Und vor der Handvoll Volk aus Israel entwich
Mit solcher Reuterey; wie aller Welt Bedräuer
Elias der Prophet, mit einem schnellen Feuer
In Himmel Einzug hielt: Wie jener Feind gespürt,
Daß ihn des Saphats Sohn in Amri Stadt geführt;
Wie zu Samarien die Theurung abgenommen;
Wie Joram um den Hals mit Ahabs Bettel kommen;
Wie Jehu unvermerkt auf frischer Frevelthat
Der Baalspfaffen Schwarm vor Gott geopfert hat;
Wie Athalia fiel; wie, den die Frommen lieben,
Der Syrer Hauptarmee von Salem abgetrieben;
Wie du, o Sonnenlicht, den überschifften Ort
Zum ersten wiederum auf Jesaias Wort
Noch einmal hast besucht; wie Daniels Gesellen
Des Königes Besuv, der andre Pful der Höllen,
Zum Himmelreiche ward; wie den, der sie gelehrt,
Der Löwen Grimm noch mehr, als Persien, geehrt;
Wie das verwaiste Kind, die Esther, mit der Schöne
Den Ahasverus fieng, des Allerhöchsten Söhne
Dem fahlen Acheron aus seinem Rachen riß,
Und ihrer Feinde Trotz in einen Hauffen stieß,
Das Wunderwerk der Zucht; wie Gorgias gefallen,
Und Judas einen Psalm dem Höchsten lassen schallen;
Wie Lysias verspielt: die Jubeltage stehn,
Wo deine Pferde stets in vollem Bügen gehn,
Du Mann der Clymenen. Was aber sind die Tage?
Wann ich sie allzumal auf eine Stelle trage,
Ob ihrer tausend noch, auch drüber, möchten seyn,
So überwiegt sie doch dieß Osterfest allein,
Das allen Völkern hilft; da unsrer Seelen Leben

den überschifften Ort] Ein schönes und hier sehr mahlerisches Beywort, für den Ort, welchen die Sonne in ihrem Laufe schon zurück gelegt hatte. Auch die lateinischen Dichter brauchen, wie bekannt, tranare für transvolare. So sagt Virgil vom Merkur: et turbida tranat nubila.

mit der Schöne] Die Schöne heißt hier so viel als, die Schönheit. Es ist hinter dem Logau bereits angemerkt, und mit Exempeln bestätiget worden, daß es den Schlesischen Dichtern sehr gewöhnlich ist, das Beywort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort zu brauchen.

Den Tod getödtet hat; da Pluto sich ergeben,
Der Prinz der Finsterniß; da sich die Luft erfreut
Und durch das Weltrevier die Bothschaft ausgestreut,
Der Held aus Isai sey wieder auferstanden,
Er führe den Cocyt, die Bande selbst in Banden,
Und mache, die der Tod in schwarze Fessel schloß,
Als wie ein Sieger pflegt, von allem Jammer loß.
Der unverzagte Held! der Held, vor dem die Helden,
Wie viel man ihrer zählt, sich keinesweges melden.
Bellerophon verstarrt, der Theseus giebet nach,
Der Jason, Hector selbst, der alles Ungemach
In Ungemach gestürzt, wird hier den kürzern ziehen,
Protesilaus muß mit seinem Tode fliehen.
Des Peleus Brudern Sohn, der König in Hyant,
Und der vor beiden ihm den größten Ruhm errant,
Verdorren an Beruf. Die Römer müssen weichen
Mit ihrem Curtius, und andern Wunderzeichen
Der menschlichen Natur. Der Held, der Helden Held,
Jehovah, unser Arzt, erlanget blos das Feld
Auf diesen Ostertag. Wer hat sich je gefunden,
Der aller Feinde Feind auf einmal überwunden?
Er schleudert durch den Tod den Tod zu Boden hin
Und setzt uns Sterbliche für Mangel in Gewinn,
In Unschuld für die Schuld. Er kommet auf die Erde,
Damit ich Sündenaaß ein Himmelsbürger werde!
Er wird ein Menschenkind, und führt, was Menschen seyn,
In aller Engel Burg zu Gottes Kindern ein.
O Sanftmuth ohne Grund! Wie oft ich das Geschenke,
Sein Leben, seinen Tod mit der Vernunft bedenke,
So stirbt mir die Vernunft. Er hat so viel gethan,

verdorren an Beruf] Beruf wird itzt lediglich für die Ernennung, Aufforderung zu einem Amte, oder für das Amt selbst gebraucht. Gleichwohl war es auch ehedem in dem Verstande, in welchem es der Dichter hier braucht, allerdings gewöhnlich; ob schon weder Frisch noch der Spate davon etwas sagen. Man darf desfalls aber auch nur den Henisch nachschlagen, welcher beruffen durch berühmt, celebris, und Beruf durch Lob, Ehre, celebritas erklärt und übersetzt.

Daß keine Wunde mehr im Körper haften kann.
Auf heute giebt er uns, der Eumeninnen Sklaven,
Uns wiederum zu Theil. Er langet an den Hafen;
Und, wie er unser war in seiner Schmach und Pein,
So räumt er im Triumph sich uns zu eigen ein,
Der milde Jacobsstern. Wie aber bey den Alten
Den Führern, welche sich im Felde steif gehalten,
Nachdem sie überkränzt mit Schimmeln triumphirt,
Der Schauplatz um und um mit Flecken ward schattirt,
Wo ihre Faust gekämpft: so führ ich auch im Schilde
Des Höchsten Niedrigkeit in meiner Verse Bilde
Hauptsächlich darzuthun. Wo blühte seine Pracht,
Wie Christus eingestallt, die Mutter angelacht?
Im Lachen blos allein und in den Perlenzähren
Die beyderseits alldar zusammen wollten schweren.
Was kann geringers seyn als Krippen, wo er blinkt?
Die Schwachheit der Natur, zu der die Gottheit sinkt.
Die Hirten laufen zu, begeben ihre Waffen
Dem Hüter Israels, und werden selbst zu Schaafen,
Zu Erstlingen der Welt. Hernach faßt Simeon
Der Erden ihr Bezirk und aller Himmel Thron
In seine kalte Schoos, indem er, nächst Erbarmen
Und harter Prophezey, mit lustverjüngten Armen
Das Jesuskind umschleußt. Indessen hat die Luft
Die Weisen in den Stall von Osten her gerufft.
Herodes aber schnaubt, hat Gott und sich vergessen,

der Schauplatz mit Flecken ward schattirt] Die Wahrheit ist, daß den Triumphatoren oft in sehr beissenden Liedern von ihrem eigenen Gefolge laut vorgeworfen ward, daß eben das Land, in welchem sie Lorbeern eingesammelt, auch von ihren Thorheiten und Lastern zu sagen wisse. Z. E. dem Cäsar bey dem Gallischen Triumphe: Aurum in Gallia u. s. w. Unser Dichter aber nennt dergleichen Thorheiten und Laster hier bloße Flecken, und den schimpflichen Vorwurf derselben ein bloßes Abschattiren: wie man leicht begreift, von wegen seiner eignen Anwendung.

begeben ihre Waffen dem] Einem etwas begeben hieß sonst einem etwas abtreten, überlassen. Als ein Reciprokum brauchen wir begeben, mit dem Genitivo der Sache, noch in diesem Verstande.

Läßt das Ermordeschwerd viel Städtvoll Kinder freſſen,
Verdringet den Saturn. Der aber greift zur Flucht,
Den dieſe Tyranney zu ſchlachten aufgeſucht,
Kommt in Egypten an. Der Geon wird erſchrecket,
Bald thut er ſich hervor, bald ſteußt er zugedecket,
Und duldet ihn verſchämt, bis jener Höllebrand
Dem dürren Eacus die ungeſtalte Hand
(Vor der das Nächtekind in ihren Schlangenlocken
Und mit Proſerpinen der Pluto ſelbſt erſchrocken)
Die blutverſtockte Hand, die Hand von Stahl und Stein
Vor ſeinem Richterſtuhl zu unerſchöpfter Pein
Mit Heulen überreicht. Drauf Archelaus kommen
Und dieſes Regiment zu führen angenommen:
Da iſt Emanuel in Nazareth gekehrt,
Und hat, was Joſeph ihm von ſeiner Hand begehrt,
Bemüht ins Werk geſtellt; bis daß er in dem Tempel
Den Schriftgelehrten ſich zum lichten Zuchtexempel
Perſönlich vorgeſetzt. Sie merken auf das Kind
Und werden ingeſamt vor ſeinen Stralen blind,
Als Kinder an Vernunft. Die ſchnellen Jahre laufen,
Das Amt erfodert ihn. Er läßt ſich dieſen taufen,
Der durſtig vor ihm her den Glauben ausposaunt,
Und auf der Frevler Kopf gehagelt und kartaunt.
Nach dieſem führet ihn der Teufel in die Wüſten,
Und läßt ſich wiederum den Uebermuth gelüſten,
Der Lucifern geſtürzt, verſucht die ſchwarze Kunſt
Und ſcheut ſich abgebrandt vor keiner Feuersbrunſt.
Sein Elend macht ihm Muth. Er kann nicht weiter ſinken,
Doch weiter Schaden thun, wo Gott nicht einen Rinken
Ihm durch die Naſen zeucht. Hier hat er ihm gewehrt

Städtvoll] Iſt nach dem gewöhnlichen **Handvoll**, **Mundvoll**, von dem Dichter gemacht.

verdringet den Saturn] Verdringen, gleichſam von ſeiner Ehrenſtelle, heißt hier, in Vergeſſenheit, in mindere Achtung bringen.

kartaunet] Aus Kartaunen auf ſie geſchoſſen! möchte hier wohl zu kühn ſeyn. Indeß gehet das Zeitwort von Kartaune unſern Wörterbüchern insgeſammt ab.

Und ist in Cana drauf zur Hochzeit eingekehrt,
Allda er ohne Frucht der viel beaugten Reben,
Den besten Rebensaft zu trinken aufgegeben.
Hierauf erhebt er sich in Gottes Opferhaus,
Und peitscht den Unterschleif des Kramervolkes aus.
Der Nicodemus rennt, und forscht von ihm bey Nachte,
Was einem wohl den Weg zum wahren Tage machte,
Erlanget auch Bescheid. Nun geht das Zielmaas an,
Nachdem er Wunder blos geredet und gethan.
Des Hoferathes Sohn, der, welchen Aussatz naget,
Der Kriegesdiener wird der Schmerzen loß gesaget,
Und Peters Schwieger auch. Der Achelous hört,
Wie taub er immer ist, und ob er alle stört,
So liebekoßt er ihm dem Fürsten seiner Wellen.
Die Teufel, so auf ihn aus zweyen Leibern bellen,
Versenken sich ins Meer. Viel andres mehr geschieht;
Jairus Tochter lebt; ein stockgeblendter sieht;
Die dürre Hand genest. Ein Hauptmann trägt Vertrauen,
Er würde seinen Knecht durch ihn gesunder schauen,
Erhält auch, was er hofft. Zu Nain sieht das Thor
Ein sohnverwaistes Weib: er, Jesus, gehet vor,
Und schenkt dem Kinde Geist, der Mutter aber Leben.
Der stumme Teufel fleucht; fünf Gerstenbrodte geben
Vor fünfmal Tausend Kost. Um Sidon kömmt ein Weib,
Vor Noth und Zuversicht erschüttert um den Leib,
Fleht weiblich, heult und schreyt, hält männlich an mit Bitten,

den Unterschleif des Kramervolkes] Unterschleif bedeutet seiner Ableitung nach etwas, das mit unter schleift, mit unter schlupfet: und mich dünket dieses Wort hier sehr gut gebraucht. Eine Art von Krämerey und Wechsel war, zu Erkaufung des Opferviehs, zu Einwechselung des h. Sekels für die ankommenden Fremden, in dem Tempel zu Jerusalem gewissermaaßen nöthig. Aber unter diesem Vorwande hatten sich ohne Zweifel alle Arten von Verkäufern und Wucherern mit eingeschlichen: und es war mehr der Mißbrauch, als der eigentliche Gebrauch, welcher Christum in den heiligen Eifer setzte.

stört] Aus Exempeln beym Frisch kann man sehen, daß stören sonst eigentlich von Sturm und Ungewittern gebraucht worden; von welcher Bedeutung sich vielleicht auch hier noch ein Rest annehmen läßt.

Bis daß sie durch Bestand den Heiland überstritten.
Der fähret weiter fort, thut Wunder, und erschreckt
Wer ihn erschrecken will. Der Lazar wird erweckt
Und dankt den Würmen ab. Nach drey erfüllten Tagen
Verlanget ihn das Joch für unsre Schuld zu tragen.
Bald naht er zu der Stadt. Jerusalem erschallt,
Die Straße wird bekränzt, ihr Hosianna hallt,
Das weil es wächst, verbricht. Denn Judas macht Gedinge,
Und trägt den Meister feil für dreyßig Silberlinge.
Er, unser Siloh, hebt das Osterlämmlein auf,
Und bringt sein Abendmahl für dieses in den Lauf,
Er seufzet, matt und schwach, des Vaters Zorn zu stopfen,
Zerschmelzt von Trauerbrunst, und rinnt voll Purpurtropfen,
Des Lebens Balsambaum. Die Juden reißen ihn,
Als wie ein frommes Schaaf die Wölfe grimmig ziehn,
Vor Hannas Richtersitz. Der schickt ihn vor die Priester,
Wo dieses Priester sind, das Rhadamantgeschwister,
So bey dem Caiphas hier die Unschuld ingesammt
Und sich hiedurch selbselbst, zum Tode hat verdammt.
Man speyt ihn höhnisch an, man schmeißt ihm Backenschläge,
Er sieht zum Leiden keck, zum Wiederrächen träge
Wie ein Marpesussstein; darob die schwarze Nacht
Und Cinthia verblaßt, bis Venus Post gebracht,
Ihr Hoffeherr sey da. Aurora kommt gegangen,
Erzehlt dem Firmament, ihr Schöpfer sey gefangen,
Das sich ob dem entfärbt. Das Tagelicht erschrickt,

Und dankt den Würmen ab] Sehr nachdrücklich! Einen abdanken und einem abdanken ist indeß nicht einerley: einen abdanken, heißt einem Abschied geben; aber einem abdanken, heißt von einem Abschied nehmen. Der Pluralis von Wurm hieß ehedem Würme; welches ohnstreitig richtiger und wohlklingender ist, als unser Würmer.

verbricht] D. i. zum Verbrechen ausgelegt wird.

selbselbst] Weil die Schlesier selbander, selbdritte, und so weiter sagen: so haben sie geglaubt, auch selbselbst sagen zu müssen, um alle Mehrheit schlechterdings zu verneinen.

ihr Hoffeherr sey da] Ohne Zweifel daß der Dichter hiermit auf den versprochenen Stern aus Jacob sieht, den er die Venus, oder den Morgenstern, ihren Hoffeherrn, oder ihren Herrn der Hoffnung, nennen läßt.

Wie bald es seinen Gott beym Pontius erblickt;
Wie ihn Herodes schmäht; wie aller Juden Zungen
Mit Creutzigunggeschrey auf seinen Hals gedrungen;
Wie ihn der Henkersknecht mit scharfen Ruthen schlägt,
Und seinen ganzen Leib, als einen Acker eegt,
Wo unser Leben wächst; wie ihn die wilden Rotten
Mit Dornen einer Kron und Purpurmantel spotten;
Wie Jesus in der Luft die Armen weit gereckt,
Und sich, die ganze Welt zu fassen, ausgestreckt;
Wie seine Mutter kocht, die zwischen Furcht und Zagen
Ihr aufgeschwelltes Leid mit Kummer kann ertragen,
Die tausend Tode stirbt und tausend Tode lebt;
Ihr Herze pocht und schwürt, ihr rechtes Herze webt
In diesem, welches stirbt; die Thränen fließen dichte;
Kein Tropfen Menschenblut erregt sich im Gesichte,
Als welcher obenher von Gottes Wunden fällt,
Und ihren Mutterleib nach Donnersart erschällt.
Die kann der Phöbus nicht mit ihrem Sohne schauen,
Er blutet und verschwarzt, verstellt der Himmel Auen,
Und hüllt sich in sich ein. Er zittert, welkt und bricht;
Der allen Licht ertheilt, hat weder Kraft noch Licht,
Und trauret, daß an ihm kein Flecken mehr zu finden,
Der zu verdunkeln sey. Das Bauwerk will verblinden,

kocht] Diese metaphorische Bedeutung des Worts **kochen** von Beängstigten, von Zornigen, Sterbenden, bey welchen alles in dem tiefsten Aufruhre ist, dünkt mich sehr schön.

mit Kummer] Heißt hier so viel als kaum; und man sollte es für die Uebersetzung des Französischen à peine halten, wenn nicht aller Wahrscheinlichkeit nach **kaum** selbst von **kumm**, dem Stammworte von Kummer herkäme.

ihr Herze pocht und schwürt] Ich bin ungewiß, ob schwürt hier so viel heissen soll, als schwäret, oder als schwirret, welches letztere von einer zitternden Bewegung, und besonders von dem daher entstehenden Klange, gesagt wird.

nach Donnerart erschällt] Erschällen heißt erschallen ertönen machen. Hier aber sieht der Dichter mehr auf die innere Bewegung der kleinsten Theile eines Körpers, durch welche der Schall entsteht, als auf eine sinnliche Vernehmung desselben.

das Bauwerk will verblinden] d. i. Dunkel und Nacht will sich durch

Die Felſen berſten auf, der Erdenkloß zerſpringt,
Der Scharlach reißt entzwey, der ſchwarze Tod verſchlingt
Das Leben aller Welt. Der alles kann bewegen,
Weiß weder Hand noch Fuß am Kreutze mehr zu regen,
Das Leben löſcht ihm aus. Der Chriſten Tod verſchwand,
Der Himmel Erd und Luft war alles umgewandt,
Ihr Herze gleichfalls auch. Wie aus dem Cydnusſtrande
Der Hauptſtadt, die der Feind errettet aus dem Brande,
Philippus Sohn für todt ins Lager ward gebracht,
Was deckte dazumal für eine Jammersnacht
Die Kriegesmänner zu? Der Muth den Feind zu jagen
War Ach und Wehgeſchrey. Sie brannten erſt zu ſchlagen,
Bald floßen ſie vor Angſt, und funden weder Schiff
Noch Führer in ihr Land. Das ganze Weſen ſchlief,
Bis ein Acarner rieth. So iſt es hier gegangen,
Des Welt-Erlöſers Werk war gleichfalls angefangen,
Wie dort die Monarchie. Er ſtieg in Charons Meer,
Wie jener in den Fluß. Sein glaubenreiches Heer
Erbebte, wie Er ſtarb. Wer ſollte ſie bewachen?
Tiberius zerriß mit aufgeblehtem Rachen,
Wer ihm vor Augen kam. Als jederman verzagt,
Da war es endlich Zeit, daß Joſeph ſich gewagt,
So erſt das Licht geſcheut. Der kaufet Leichentücher,
Und legt ihn in ein Grab. Entweicht, ihr weiſen Bücher,
Mit eurem Mauſolee! Hier ſchläft kein Würmerſpott,
Zwar ein entſeelter Menſch, doch auch ein wahrer Gott.
Dann wäre Gott, als Gott verſtorben und begraben:
Die Erde müßte bald den Sterbekittel haben.
Der Sabbat ſtrich vorbey, ein andrer Morgen kam.
Wie Veſten Kindeskind vom Titan Urlaub nahm,
So ſprang das Erdreich auf vor überhäufter Wonne;
Ein Herold fuhr herab. Der Chriſtgetauften Sonne
Gieng mit der Sonnen auf. Der Himmelsfackeln Chor

den ganzen Bau der Welt verbreiten. Verblenden iſt ein Verbum activum; verblinden aber Neutrum: jenes heißt blind oder finſter machen; dieſes aber blind oder finſter werden. Wenn man die Fenſter verblendet: ſo verblindet das Gebäude.

Verblendet Cynthius: ihm ſchimmert Chriſtus vor.
Kein Unterſcheid reſtirt im ganzen Himmelreiche:
Die ſechs Geſchwiſter ſind der Letzten alle gleiche,
Die andern Lampen auch. Der Erden Augenſchein
Greift an der Majeſtät dem blauen Bogen ein.
Die Sonne fällt vor ihr mit ſammt dem Throne nieder.
Wir, auf der Erde, ſehn die Himmelsſonne wieder,
So aus der Erden ſteigt. Deß, unſers Phöbus, Zier
Umfängt, wie Phöben dort, die Magdalena hier.
Der Seraphinen Paar, ſo in dem Grabe halten,
Die haben dich, Merkur und Venus, zu verwalten.
Die dreygevierte Schaar, als Thierkreys, bleibt davon,
Bis ihr Apollo kommt. Ein falſcher Scorpion,
Der Judas, iſt entleibt. Der todverſuchte Kämpfer,
Des faulen Erebus unübermannter Dämpfer,
Verklärt ſich im Triumph. Die Werkſtatt dieſer Welt
Staffirt ſich ſtattlich aus, und nimmt, als ein Gezelt,
Den Siegesherzog auf. Der Erden Luſtgehege
Beſetzt ihm um und um mit Blumen ſeine Wege.
Violen ſchieſſen auf, und geben, auf den Schlag
Der Telamonerfrucht, mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes lange Mühen,
Die Aecker, hegen Streit, wer meiſtes könne blühen,
Den Feſttag zu begehn. Der Cypernblume blos,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt verſchloß,
Behaget halb und halb ſich ſchamroth zu verſtecken,

ihm ſchimmert Chriſtus vor] Einem vorſchimmern heißt hier, einen an Schimmer übertreffen.

Greift an der Majeſtät dem blauen Bogen ein] Für einem in etwas eingreifen, ſagen wir itzt weit matter, einem in etwas Eingriff thun.

auf den Schlag] d. i. nach Art und Weiſe.

des Rindes lange Mühen] Ich zweifle, ob ſich der Pluralis von Mühe ſonſt wo finden dürfte: und doch ſteht er hier ſo ſchön als kühn.

verſchloß] Ich bin hier ungewiß, ob verſchloß hier ſo viel heiſſen ſoll, als umſchloß; oder ob es nicht vielmehr von verſchleiſſen gemacht iſt. Verſchleiſſen aber iſt ſo viel als zerreiben, zunichte machen, welches der Dichter von der Mutter der Roſe, der Dornhecke, welche das Haupt Chriſti zerritzte, wohl könnte geſagt haben.

Und anderwärts zur Gunſt den Zierrath aufzudecken.
Der andern Kräuter Reſt, ſo keinen Namen hat,
Stand überall bereit, wohin er tröſtlich trat,
Und ſchienen allzumal, als hätten ſie gebeten,
Ihr Herrſcher wolle ſie zu Ehren niedertreten.
Die Thaborhöhe wiegt mit ihren Prachten ſchwer,
Und führt, als Capitain, die Felder um ſich her.
Das Aſerinnen Thal begehret aufzuſpringen;
Ganz Cana will den Weg mit Palmenfrucht verdringen;
Der Cedern Fluß, Jordan, ergeußt ſich, jubelirt,
Und ruft den Hinterhalt, der trächtig fortſpatzirt,
Aus Libanon hernach. Das hohle Luftgefilde
Erzeigt ſich im Geruch und kühlen Adern milde.
Der Aeol unternimmt des Caurus Donnerwind;
Ein ſtiller Zephyrus, der Liebligkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus, und fodert von den Seen
Auf ein Geſangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erſcheint, ſo ſchickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, ſo lebt, den tauſendfachen Schall
In Deliens Loſier. Hier ſauſen hundert Zinken,
Hier wird das Meiſterwerk zu ſteigen und zu ſinken,
Auf einmal angewandt. Der Vogelpöbel ſummt,
Auf ihren Mund ergrimmt: das meiſte Theil verſtummt:
Die Lerche bittet bloß, ihr Tiretireliren
Der Fugenkünſtlerinn hernach zu prakticiren,
Und ſchweifet trotziglich bis an der Wolken Port

kühlen Adern] Adern wird von allerley Gängen und Zügen geſagt: warum nicht alſo auch von der ſtrömenden, nach einer gewiſſen Gegend ſich bewegenden Luft?

Aeol unternimmt] Sollte nicht unternehmen hier das Lateiniſche intercipere ausdrücken, und überhaupt ſo viel als carcere cohibere ſeyn? welches dem Aeolus in Anſehung der ſtürmiſchen Winde von den Dichtern beygeleget wird.

Loſier] Oder wie wir es itzt ausſprechen Loſchier, als ob es nothwendig von dem Franzöſiſchen Loge oder loger herkommen müßte. Es könnte aber leicht ſeyn, daß es urſprünglich doch Deutſch wäre, und eigentlich eine durch das Loos angewieſene Wohnung, dergleichen die Wohnungen der Soldaten ehedem geweſen, bedeute: ſo wie der Spate vermuthet.

Auf allerhand Manier mit lauten Kreiſen fort.
In Augen iſt ſie nicht, nur immer in den Ohren;
Den Vorzug giebt ſie zwar, die Ehre nicht verlohren.
Das thut die Unterwelt. Der Himmel, ob er zwar
Ihm vor Verwunderung ſelbſelbſt benommen war,
Putzt ſeine Flammen auch. Die Bären, Hund und Schlangen
Berichten, was vor Vieh auf Erden ſey gefangen;
Der Alkumenen Sohn, in ſeiner Löwenhaut,
Zeucht kniegebogen auf und trägt Vulkanus Kraut
Dem Höllenſtürmer vor. Des Thracerkünſtlers Leyer
Mit ſamt dem Schwane dient; Caßiopeens Freyer
Geſtellet ſich ſamt ihr; der Böcke Zwilling ſcheint
In Urkund, wie uns Gott ſo herzlich gut gemeint,
Das Opfer unſrer Schuld. Dem Perſeus will gebühren
Ein blankes Richterſchwerd, als Marſchall, vorzuführen.
Andromeda begreift der Menſchheit Ebenbild:
Sie lag von Gott verdammt; der Teufel war das Wild,
Der hätte, was verſteht, auf einen Biß verſchlungen,
Wann der im Himmel nicht uns wäre beygeſprungen,
Der ſeines Sohnes Haupt dem Würger vorgelegt,
Davon er minder noch, als Steine, ſich bewegt;
Zum Zeugniß iſt der Stern. Daß nichts erfodert werde,
So tritt auch Pegaſus, ein Ausbund aller Pferde,
Mit Uebermuth hervor. Ein Pfitſchpfeil wird geſpürt;
Arions Waſſergaul zum Wunder aufgeführt;
Ein Adler vorgeſtellt: die andern zu geſchweigen,
So aller Orten ſich in großer Menge zeigen.
Jedoch beſtirne dich, du blaues Silberdach,
Beperle deinen Sand, du Sonnen Schlafgemach;
Beweſte, Juno, dich, beblumet euch ihr Auen,
Laßt euren Ueberfluß in allen Gütern ſchauen:
Noch wird euch an Geſtalt, der heute triumphirt,

daß nichts erfodert werde] Daß nichts mangle, nichts vermißt werde. Denn was mangelt, pflegt erfodert zu werden: das Vorgehende für das Nachfolgende.

beweſte] Beweſten heißt dem Dichter ſo viel, als ſich mit Weſten, Weſtwinden verſehen; nur die ſanfteſten, lieblichſten Winde wehen laſſen.

Weit überlegen seyn. Das Haupt ist balsamirt
Mit Tropfen früher Luft; die gelben Locken fliegen,
Vor welcher Schwenken sich die leichten Winde biegen;
Die Augen flammen Gunst; die Wangen feuren ganz
Und sämen, wie Rubin und Chrysoliten, Glanz;
Die Brust, der andre Leib sind Alabasterfarben;
Die Striemen leuchten durch; wie viel gepreßte Narben,
So viel Gestirne stehn: er brennet ganz und gar,
Durchsichtig, himmelrein, ermuntert, sonnenklar.
Die Blöße ziert ihn aus. Der Glanz besteht zum Kleide:
Doch trägt er gleich sowohl ein köstliches Geschmeide,
Der Unschuld weissen Rock. Sein Leib zwar rühmt sich nicht
Der Uebermenschlichkeit; des Leibes Osterlicht
Ist göttlich genaturt. Ich bebe, um zu sagen,
Was einer um ihn her für ungeheure Plagen
Gefangen wandern sieht, die Misgunst, Sterblichkeit,
Gesetze, falschen Wahn, Verdamniß, Krieg und Streit,
Verzweifeln, Furcht und Noth, Geschwisterkind zusammen;
Summanus, welcher ihm von Nebel, Dampf und Flammen
Ein Kürißkleid gemacht; die andren Götter auch,
Wie damals an der Zahl der Götter Staub und Rauch
Die Menschen übertraf; der kühne Damenjäger,
Dem Erd und Himmel zwar, doch über Freund und Schwäger
Sonst niemand dienen kann, ich meyne Jupitern;
Sein Bruder auf der See, so auch bey Frauen Stern
Und Lagerstätte sucht; der Säugling zahmer Affen,
Der Bluthund Camulus; der Straußhan, dem sie schaffen,
Der Schwellkopf Eleleus, das Lampsacener Schwein
(Egypten ehret nicht den Krocodil allein,
Auch die sind solcher Art) und wie sie alle heissen,

sämen] Ist ohnstreitig das natürlichere Zeitwort von Saamen; und meinem Bedünken nach, auch wohlklingender als säen, welches einen so unangenehmen Hiatus in sich hat.

der Glanz besteht zum Kleide] Bestehen, wenn es von flüßigen Dingen, dergleichen auch der Glanz zu seyn scheinet, gesagt wird, heißt so viel als gerinnen, gefrieren, oder sonst eine Art von Festigkeit gewinnen. Was könnte also schöner gesagt seyn, als, der Glanz besteht zum Kleide? der Glanz selbst, ward das Kleid.

So ihren Götterruhm mit Ueppigkeit beſchmeiſſen;
Der Apameer Bel, der Moabiter Cham,
Und den der Syrer ihm mit Namen Adad nahm,
Der Moloch, andre mehr, ſind allzumal gebunden.
Der Delpher Weltprophet beklagt ſich überwunden;
Der Hammoniter auch; viel andre, wo ſie ſeyn,
Die gehen, Herr, vor dir, du Troſtorakel, ein;
Und wären dieſe nicht in der Beſtrickten Haufen,
Das Erdreich müßte ſich um ſeine Helfer raufen.
Die Opfer hemmt man auch. Er, Tempel und Altar,
Er, welcher Opfer ſelbſt und Hoherprieſter war,
Hält über ſie Triumph. Die Engel dichten Lieder,
Und ſchwingen über ihm ſich luſtig auf und nieder.
Dir, freyes Menſchenkind, gehört ein ſolcher Ton:
Jehovah hat den Sieg, den Nutzen du davon.
Ach beuge deine Knie, fall Ihm nur zu den Füßen:
Dann anders darfſt du itzt nicht deine Laſter büſſen.
Die Güte ſteußt umſonſt, nimm ſie umſonſt nur an:
Dann keiner, welcher glaubt, hat dieß umſonſt gethan.
So ſey mir nun gegrüßt, du Gott und Menſchenſchlichter,
Du Weg, du mein Compaß, du Beyſtand, du mein Richter,
Mein Nordſtern, mein Gewinn. O! wende dich zu mir,
Ich wende mich durch mich ſonſt nimmermehr zu dir.
O! reiß mir aus der Bruſt der Bilderey Geniſte.
Mein Bruder ſey nicht weit, ach Bruder, Bruder Chriſte!
Ein Engel iſt vor dir nur Diener blos allein:
Mehr freu ich mich ein Menſch, als Gabriel, zu ſeyn.

II.

Blutſchwitzender und todesringender Jeſus.*

Der Sternen Oberhaupt und ſchnelle Zeitenhalter
War längſt vorbey gerückt; ſein voller Amtsverwalter,
Des Monden Silber, gab dem Schatten ſeine Macht,

* Dieſes Gedicht iſt gleichfalls bey Baumann zu Breslau auf zwey Bogen in Quart gedruckt, aber ohne Jahrzahl. Es iſt von weit geringerm Werthe als das vorhergehende: ich vermuthe, daß es daher auch eine frühere Geburth des jungen Dichters geweſen. Es hat ungleich mehr ſchülerhaftes: und dem ohngeachtet manche ſehr glückliche Zeile, und manche

Und zierte die Gestalt der abgrundschwarzen Nacht
Mit Lichtfiguren aus: wie unser Seligmacher,
Der gegen Höll und Tod geschworne Widersacher
Den Kidron überschritt. Der klargekreißte Bach
Khrystallte bis in Grund; das blaugewölbte Dach
Hatt', um den Höchsten recht in Augenschein zu fassen,
Mit allen Bildern sich in diesen Quell gelassen,
Und ließ, o Heiland, dich in Gleichnißweise fast,
Wie du dich Himmel ab zu uns gesenket hast,
Durch dieses Werk verstehn. Du bliebst im Uebergehen,
Mein Jesus, eine Zeit, bey diesem Wasser stehen,
Erwugest, wie alldar der gleichgehaufte Sand
Jemehr unwandelbar am Boden sich befand,
Jemehr von obenher die Wellen sich bewegten,
Und auf den Grund hinzu die Wogen überlegten.
So wankt mein Todesschluß im allermindsten nicht,
Wie heftig Fleisch und Blut demselben widerspricht:
Gedachtest du, mein Herr, und giengest fort mit Beten
Vor Gottes Gnadenthron und Richterstuhl zu treten.
Wie folget aber ihr in solches Ungemach,
Das euren Meister drängt, so überdrüßig nach,
O hochgeliebten Drey? Wie daß ihr euch verweilet?
Nehmt wahr, wie euer Fürst ohn alles Halten eilet.
Bis an den Himmel hat der Thabor euch entzückt,
Jetzt aber haltet ihr die Augen zugedrückt.
Ist, Peter, auch allhier gut Hütten aufzubauen?
Wir würden nimmermehr das Himmelreich beschauen,
Wie dein zur Zeit noch nicht erlauchter Sinn gedacht,
Hätt unser Heiland sich nicht auf den Weg gemacht,
Für uns genung zu thun. Wie hebt er an zu zagen,
Weil alle Missethat der Welt auf ihn geschlagen,
Bleycentnerwichtig hangt? Indem ihr stehen bleibt,
O Jünger, und für Schlaf die Augenbremen reibt,
Ist allbereit der Herr von euch hinweg gegangen,
Das Leiden mit der Angst des Todes anzufangen.
Sein Garteneintritt macht den Adamiten Raum,
Ins Paradies zu gehn. Er henkt in Lebensbaum

Durch seinen Blutschweiß auf, was Eva weggerissen
Und, in der bösen Lust verteufelt, angebissen.
Steig, mein Erlöser, steig den Oelberg immer an;
Ich folge dennoch dir, wie lang ich folgen kann,
Mit Sinnen emsig nach, die aber vor Erschrecken
In Schlafsucht eben auch, wie deine Jünger, stecken.
Nicht anders, als zur Zeit, da Gott durch Wassermacht
Der blindverstockten Welt ihr Recht zu thun gedacht,
Sich augenblicklich bald die ausgehölten Graben,
Mit Strudeln angefüllt, viel Klaftern hoch erhaben,
Ein nebelschwarzer Dampf das Erdreich überraucht,
Der nordwestfeuchte Wind den Luftplatz angehaucht;
Wie damals gegen sich die Meergebirge rungen
Und alles um und an erbittert in sich schlungen,
Das Feuerelement doch gleichwohl der Gefahr,
Die Erd und Luft betraf, nicht eingeschlossen war:
So eben, da dein Blut des Höchsten Rachschwerd hemmen,
Die ganze Christenwelt mit Unschuld überschwemmen,
Den Tod ertränken soll, beginnt dich diese Last,
Die du von Ewigkeit dir aufgebürdet hast,
O Gott und Menschensohn, zur Erden hinzuschmeissen,
Und will die Seele dir aus deinem Leibe reissen,
Steckt alle Glieder an; das Herze wallt umpflanzt
Mit Stücken grimmer Pein, und wankt doch nicht, verschanzt
Mit göttlicher Natur, die eben, wie das Feuer
Die Sündfluth nicht gefühlt, des Schmerzens Ungeheuer
Niemals erdulden darf. Du liegest da verblaßt,
Die Rede, so dein Sinn zu halten abgefaßt,
Schickt Seufzer zuvor an, und endet sich mit Klagen.
Mein Vater! wilt du nicht nach deinem Kinde fragen?
Bist du dann, sagt dein Mund, o Zorngott, unbewegt?
Soll der, den du gezeugt, ins Todesstaub gelegt
Und aufgeopfert seyn? Es müssen Steine spalten,
Und todte Menschen sich in Gräbern nicht behalten,
Der Sonnenantlitz muß verschwarzen auf den Tag,
Da mir von deiner Hand der letzte Donnerschlag
Die Brust zerschmettern wird: dieß, welchem

In andern Fällen gleich der Sinnen Mittel schwinden,
Bewegt mein Jammerstand. Du, Anfang der Natur,
Bist unempfindlicher, als keine Creatur,
Auf mich geeigenschaft. Ach überweh mir Armen!
Ich heule, wie ich will, so ist doch kein Erbarmen.
Was soll mir immermehr für Herzeleid geschehn,
Weil du, mein Ursprung, mich mit Gnaden anzusehn
Durchaus dich nicht verstehst? Die Päße zu genesen,
Sind allesamt gesperrt. Dein unbezirktes Wesen,
Das, weil es keiner Art des Neigens unterthan,
Auch derohalben nicht Erbarmung schöpfen kann,
Verendurtheilet mich. Herr, deinen Zorn zu stillen,
Beliebt mir nicht zu thun nach meines Fleisches Willen;
Es sey, was dir behagt. Dein Handel ist gerecht,
Und strafest gleich sowohl den Herren für den Knecht,
Den Freund an Feindes statt? Werd ich doch vor der Plage,
Die meine Schultern drückt, nicht innen, was ich sage.
Ich leide, wie ein Knecht und Feind, den ärgsten Spott,
Verdien, als Freund und Herr, bey dir, du strenger Gott,
Der Welt Gerechtigkeit. Vor Anbruch aller Zeiten,
Da keine Hölle war, hab ich sie zu bestreiten
Aus Vorbewust erwählt. Die Meynung steht und bleibt,
Da mich das schwache Fleisch zurück und abwärts treibt,
In Tod getrost zu gehn. Mein unbeflecktes Leben
Will ich den Sündern hin und für die Sünder geben.
Dein Wille sey vollbracht! Mit diesem liefest du
Noch unerholt, mein Herr, auf deine Jünger zu.
Die schnarchen unbesorgt, Vernunft und Sinn beraubet.
Vor andern bleht sich auf der Petrus, käucht und schnaubet,
Stößt um sich, strampfelt, schlägt, knirscht mit den Zähnen, baumt
Mit andern Gliedern hoch, weil ihm nicht anders traumt,
Dann daß er in Person mit dem Pilatus schmisse,
Und zu Jerusalem die Mauren niederrisse.
Jacobus führt zu Rom ihm einen Schaupallast

baumen] Oder bäumen, sich in die Höhe strecken, wird itzt als ein Reciprokum nur noch von Pferden gebraucht. Die Italiäner sagen alborarsi, in dem nehmlichen Verstande.

In seinem Schlafbild auf. Johannes redet fast
Und meynet anders nicht, dann daß er mit der Zungen
Der Pharisäer Schaar durch ihren Sinn gedrungen.
Ach, schreyest du sie an, hangt ihr zu dieser Zeit
Der Schlafbegierde nach, da Christus allbereit
Feil ausgeboten ist? Ach, Simon, Wundersachen!
Der mit mir sterben will, kann jetzt nicht mit mir wachen.
Er aber war vertieft, besann sich kaum hernach,
Daß solche Worte selbst der Meister zu ihm sprach,
Liebängelt und begunt jetzt Antwort schon zu sagen,
Wie ihm der Schlaf mit Macht die Lippen zugeschlagen.
Du läßt ihn dergestalt im Rasen ausgestreckt,
Betrachtest, wie du zwar da Menschen aufgeweckt,
Hingegen schläft für sich entäußert aller Gnaden,
Der dir den Herzenspraß zu tragen aufgeladen,
Und solchen weiter mehrt. Dein Geist wird ganz entsinnt,
Das eißgefrorne Blut in allen Adern rinnt,
Was etwan übrig ist, das kommt mit hellem Haufen,
Als in die Flucht gejagt, dem Herzen zugelaufen,
Das aber selbst, erstaunt für übermachter Pein,
Wie stark es widerhält, doch weder aus noch ein
Sich zu erheben weiß. Du willst vor Gott dich biegen,
Und bleibst aus Mattigkeit ganz auf dem Antlitz liegen.
Die Zunge zittert blos, wird nicht, wie recht, bewegt,
So folgendergestalt ihr Elendklagen hegt.
Du Gottesebenbild! Hab ich nicht in den Banden
Der menschlichen Natur genugsam ausgestanden,
O Vater? winselst du. Werd ich dann also hin,
Der ich durch einen Stall ins Leben kommen bin,
Durchs Kreutz aus diesem gehn? Ein Kind noch mußt ich fliehen,
Und in Egyptenland mit meiner Mutter ziehen;
Ich hab in Hungersnoth durch vierzig Tag und Nacht
Mit Thränen meine Zeit und Wehmuth zugebracht;
Viel weiter mehr verdaut. Kann dieses ausser Sterben,
Den Menschenkindern nicht die Seligkeit erwerben?
Wie oftermalen ich den Athe
Hab ich mir den Berde

Und du begehrest mehr? Die Berge fort zu heben,
Wird deiner Allmachthand nicht großen Kummer geben,
Da dieses, welchem du den Willen beygefügt,
Sich nimmermehr verrückt. Wohlan, so sey vergnügt,
Dein Wille werde wahr! Das hast du kaum gesaget,
Wie dich ein neuer Wurm des Schreckens wieder naget,
Der Mark und Bein durchfrißt. Mein Geist, der also brennt,
Wird dieser für die Welt geopfert nicht erkennt?
Der Wille, welcher dir sich ganz und gar ergeben,
Und alles eher kann, als dir, Herr, widerstreben,
Steht der nicht (flehest du zum Vater) für die That?
Ein Seufzer, den dein Sohn herausgelassen hat,
Kann der mit seiner Kraft nicht einer Menge Bösen
Zu deiner Gnadenhand ihr Leben wieder lösen?
Wo möglich, ach, so laß den Eingebornen los;
Ich bitte hoch und sehr! Jedoch geschehe blos,
Was du für Recht erkannt. Mit diesem kommst du wieder
Ein wenig zu dir selbst, und hebst die Augenlieder
Um Antwort willen auf, in dessen sein Gezelt,
Der dich von Anbeginn, und vor dem Nichts der Welt,
Zum Schlachtlamm auserkießt. Sein Antlitz aber schauet
Dich nebelfinster an. Es schneidet dich, und drauet
Zornstralend lauter Blut; das Schwerd in seiner Hand,
So dich zerstücken will, ist anders nicht bewandt,
Dann deines in dem Thal des Josaphats zu brauchen,
Wann du den Sündenrest in Feuerpechpfuhl tauchen,
Und überdampfen wirst. Jetzt gehet erst das Flehn,
Herzpochen, Wehgeschrey, Zähnklapfen, Händedrehn,
Mein Jesus, mit dir an, da du, auf den du baueſt,
Unherzzertrümmert nicht mit nassen Blicken schaueſt,
Wie er, den du verklärt, sich gegen dir gebahrt,
Und voller Zornbegier nunmehr schon auf der Fahrt
Dich hinzuwürgen ist. Du suchest aller Enden,
Und findest nirgend nicht, wohin dir anzuländen,
O Angstmensch, tröstlich sey; nimmst endlich deinen Lauf
Nach deinen Jüngern hin, hebst Händ und Armen auf.
Man wird mich, sagest du, in dieser Stunde fangen,

Und ihr begehrt annoch dem Schlafe nachzuhangen?
Seyd angemahnet, wacht! O träge, weil ihr schnaubt,
Wird dieser, dem ihr dient, von euch hinweg geraubt.
Sie schlummern aber fort. Ach, denkst du, was zu machen?
Die Jünger treiben Schlaf, die Pharisäer wachen,
Mein Hauptbeschirmer zürnt. Ihr werdet mich forthin
Sobald nicht wiedersehn; blickt, weil ich bey euch bin,
Einmal noch munter auf! O unglückhafte Stunde!
Seyd ihr doch wider mich, vermeyn ich, auch im Bunde,
O Falsche! klagst du laut. Das Herz im Leibe bricht,
Und schmelzt für Traurigkeit; beym Vater gelt ich nicht,
So sind die Jünger taub: hat alles sich empöret?
Wird mein Befehlswort ganz von keinem nicht gehöret?
Und, was für Klagen mehr dein Trauergeist gespürt,
Auch durch den matten Mund gen Himmel abgeführt,
Sey so dahin gestellt. Jetzt nimmst du an den Zweigen,
Die um dich ringsherum sich ehrerbietig neigen,
Dich anzusteiffen vor, weil du nicht weiter Kraft
Allein zu wandeln hast. Es rinnt ihr süßer Saft
An deiner Hand herab, ihr Stärkung einzugeben,
Die sonst im Beten sich noch einmal aufzuheben,
Nicht sattsam Macht gehabt. Du gehst gemach, gemach,
Mit Schmerzen überhäuft den Oelbaumlauben nach,
Und auf den Betort zu. Indessen ruft der Flammen
Erzabgott, Lucifer, sein Rabenvolk zusammen,
Das aus dem Feuersumpf, auch bis auf einen, gar
In dieser Judasnacht heraus gelaufen war.
Die Stadt Jerusalem war damals ihre Hölle,
Und gab dem Schlangenvieh auf allen Dächern Stelle.
Das eben kam gesammt, weitschrittig, auf Geheiß
Des Alleroberſten, gewandert in den Kreis,
Den Belial umschrieb. Der Feuersbrunſten Speyer,
Der alte Drachenkopf und Feldherr aller Geyer,
Hub Donnerwetter an, sprüt einen Waldvoll Staub
Und Loderfunken aus. Was? brüllt er
Den unsre Tapferkeit vor Zeiten
Uns also lüderlich, von einer

Der Hand und Fuß anitzt mit Kummer nach sich zeucht,
Ja, wie ein Bettelhund und armer Sünder, kreucht?
Ließ ihn die Wüsten gleich aus unsrer Faust entrinnen,
So können dießmal wir die Schanze noch gewinnen.
Der Nazarener geht für Angst verzweifelt auf,
Ihr Brüder, wo ihr helft. Beelzebul, drauf, drauf!
Ihr andern, fort hernach, seyd hurtig, laßt uns streiten!
Der droben, glaub ich, steht selbselbst auf unsrer Seiten,
Und mordblickt auf den Sohn, habt der Gelegenheit,
Den Stürmer unsres Reichs zu fällen, in der Zeit,
Ihr meine Helfer, Acht! Das Licht ist uns genommen:
Wir sollen auch nunmehr um unsern Nachtort kommen?
Dann der von Bethlehem verkauft den Sündern Heil.
Wir haben nimmermehr an Menschen weiter Theil,
Wo er sein Werk vollführt. Darum so laßt uns laufen,
Und um die Seelen uns noch eines mit ihm raufen.
Sie murmeln allzumal, grimmbrummen, sind erhitzt,
Wie eines Engels Glanz auf ihren Haufen blitzt,
Davon sie über Hals und Kopf zurücke prellen,
Und, was sie vorgehabt, in ein Vergessen stellen.
Der Anwalt Gottes nun, mit Himmelskraft bethaut,
Nachdem er weit von sich die Teufel wegbedraut,
Stund Schildwach in der Luft. Die Haargoldlocken flogen,
Sein Rock war himmelblau mit Sternen überzogen,
Die Flügel trotzen selbst dem Weststwind balsamreich,
Sein Angesicht nur ist vor Mitbetrübniß bleich,
Sonst auf den Ort gelenkt, da Jesus hingegangen,
Den Kreutzkelch von der Hand des Vaters zu empfangen.
Was diesem nun für Angst aus seinem Herzen stößt,
Und, was er in die Luft vor Seufzermörsel lös't,
Die zehlt er allesammt. Kann ich dann nichts erhalten?
Schreyt unser Seelentrost; muß sich mein Leben spalten?
Bin ich, (ach ich!) der Sohn? Dein Zorn ist Demantstein,
Der wird durch unser Blut zersplittert müssen seyn,
Sonst steht kein Mittel vor. Wohlan ich bin, mein Leben
Begierig für die Welt in Fluch dahin zu geben.
Zehn hundert tausendmal zu sterben hätt ich Lust;

Du weißt es, wäre mir, mein Vater, nicht bewußt,
Wie viel verdammtes Volk mit Ketzereyen hageln,
Mit Sünden anders mich an neue Kreutze nageln,
Und sonst verfolgen wird. Ach, soll die saure Pein
Den mehrern Theil umsonst dann überdauret seyn?
Ach, willst du dieses nicht rachseyfersvoll betrachten?
Ich muß, ach Gott, ich muß, und werde bald verschmachten.
Die Adern sind zermalmt, das Blut der Leber schwillt,
Bis daß es hochgeströmt aus allen Gliedern quillt.
Schau an! wie blutig ich, du Herzzerstosser, bete!
Hab Acht, wie roth besprengt ich deine Kelter trete!
Was foderst du doch mehr? Die Schweißgewässerfluth,
Das mir durch Mark und Bein herausgepreßte Blut,
Die Zähren, die den Kreis der Wangen überlaufen,
Sind diese deine Gunst nicht gültig zu erkaufen,
O zornentbrannter Gott? Wo möglich, ach so sey
Zum letztenmal ersucht: laß den Gerechten frey!"
Der Vater dennoch dringt ihm auf, den Kelch zu trinken,
Darob er sinnerstarrt alsbald in Ohnmacht sinken,
Und fast zerbersten muß. Der Engel fleucht in Eil,
Und andrer Weise nicht, dann eines Bogens Pfeil,
Auf ihn, den Herren, zu, reibt seine blasse Wangen,
Ertheilt von neuem ihm den Athem zu empfangen,
Löst seinen Gürtel auf, und, wie er Regungsmacht
Dem Höchsten wiederum nach Nothdurft beygebracht,
Hat er so schnell und stark in Himmel sich geschwungen,
Daß Wolken hin und her auf seinen Flug zersprungen.
Mein Heilerwerber gab dem Erdreich einen Kuß,
Und sagte: „Schluck in dich den Blut- und Wasserfluß,
Durch diesen wird der Fluch, den Gott gethan, zerschlagen,
Narcissen sollst du mehr, als Dornen künftig tragen.
Ach! alle Feuchtigkeit ist weg von mir gerennt,
Ich feure durch und durch, mein starker Geist entbrennt.
Ihr Juden, kommt herbey, ich will nicht widerstehen,
Ja euch, wo ihr verzieht, selbselbst entgegen gehen.
Nicht diesen Augenblick gemartert sollen seyn,
Weiß Gott, das martert mich nur einzig und allein."

Herr Chriſt, du Lebensbaum, der alle Menſchen ſpeiſ't,
Wie haſt du dich dieß Orts ſo wunderbar beweiſ't?
Du ſollſt zur Schädelſtätt noch deine Seele bringen,
Und hebſt mit Todesangſt ſo zeitlich an zu ringen?
O Werk, in welchem mir zu grübeln nicht gebührt,
Doch das, eracht ich, Herr, von deiner Liebe rührt,
Durch welcher Antrieb du natürlich ſterben ſollen,
Und mit dem Tode nicht natürlich ringen wollen!
Ach was? ich irre weit. Dein Trauerkörper fangt,
Bis daß er zwiſchen Erd und Himmel nachmals hangt,
Hier zu erkalten an, durch welches lange Sterben
Du, uns mit Ueberfluß den Segen zu erwerben,
Mein Bruder, vorgehabt. Noch eines wundert mich,
Daß die geſtirnte Burg vor deinen Seufzern ſich
In Stücke nicht zertheilt! daß alle dein Verlangen
Und Abbitt in den Wind vergebens fortgegangen!
Gottgenaturter Menſch, wie daß du ſonder Sieg,
Blutrünſtig überſchwitzt, den Betensandachtkrieg
Hinaus geführet haſt? Warum wird deinen Klagen
Der angelegte Sturm ſo grauſam abgeſchlagen?
Was frag ich? haben ſie doch überaus empört,
Durch Aufſtand ſich zertrennt, und derowegen hört
Der Weltkreisſchöpfer nicht. Die Menſchheit will geneſen,
Hingegen kämpft in dir dein göttlich hohes Weſen,
Verjagt, was menſchlich iſt, ſteht wider dich und flammt
Aus Rachgier lichterloh, reißt dich in Tod verdammt
Für unſre Schulden hin. O unerhörte Sache!
Du ſchütteſt aus ſelbſelbſt, und leideſt auch die Rache.
Du ſitzeſt, als ein Gott, dem Richter an der Hand,
Und führeſt, als ein Menſch, des angeklagten Stand,
O Davids Himmelzweig! Ich weiß nicht, wo mein Denken
In Obacht dieſer Angſt noch endlich hinzulenken.
Hat, wenn die Menſchheit dich mit Schrecken übereilt,
Dir deine Gottnatur nicht wieder Kraft ertheilt?
Ach nein! ſie hat vielmehr mit neuen Kummerswogen
Die Geiſter, welche dich bewegten, überzogen.
Ein Menſch beklagt ſich auch, erbebt und winſelt wohl,

Weiß aber oftmals nicht, ob das ſich finden ſoll,
Vor dem er ſich entſetzt. Du aber haſt im Herzen
Erblickt und abgezehlt, wie viel dir Folterſchmerzen
Dein Stammvolk anthun wird. Wie manch und vielerley
Blutmordſpektakel ihm der Juden Tyranney
An dir zu ſehn gedacht, ſchien dir, als Gott, obhanden,
Daher du auch, als Menſch, ſchon Marter ausgeſtanden.
Mich deucht, Gemütherarzt, ſammt daß du hier bereit,
Was dir das Teufelsvolk für Unbarmherzigkeit
Hernachmals zugefügt, was auch für rauhes Leiden
In deiner Seelen dir der Himmel zubeſcheiden,
Schon übertragen haſt. Allhier verlaſſen dich
Die Jünger ſchlafverſenkt; allhier befindet ſich,
Was du hernach geſagt, dein Geiſt von Gott verlaſſen.
Die Juden ſchleppten dich gebunden durch die Gaſſen:
Hier, da die Hände ſelbſt zu beten ſich geſchraubt,
Kanſt du, mein Herr Gott, auch der Kräften ganz beraubt,
Den Leib kaum nach dir ziehn. Sie werden um dich legen
Ein Purpurſpottungskleid; hier macht der Blutſchweißregen
Zum Purpur deinen Rock; ja, wie man dir hernach
In deiner Kreutzigung durch Händ und Füße brach,
So eben haſt du dich auf Erden hier geſtrecket.
Ich weiß nicht, was noch mehr für Wunder etwan ſtecket;
Doch über alles bürgt ein wunderbares Gut
Das ungefodert ſelbſt hervor gedrungne Blut.
Ach Seelenſpicanard! ach lebenshafte Gabe!
An der ich meinen Geiſt und kranke Sinnen labe,
Ein Tropfen fälle ſich in vielmal hundert Theil,
Ach Kraftblut, alle Welt macht eines dieſer heil,
Und ſeelengüterreich. So wird kein Balſam flieſſen,
Noch auch der Weinbeerſaft dem Winzer ſich ergieſſen,
Als hier durch Haut und Fleiſch dein Lieferblut ſich dringt
Und, einer Wolkenbruſt faſt zu vergleichen, ſpringt,
O Gnadenquell, mein Gott! Es iſt in dieſ—
Dein roth durchſtriemter Leib nur

Lieferblut] ſo viel als geliefertes, d.
ſagt auch Flemming: „Geliefert B

Daher Geblüte dann, hoch überauf geſchwellt,
An allen Enden röhrt. Es wäre wohl beſtellt,
Wann, Magdalena, du die Blutabtrauffelſlocken,
So unſer Herr geſchwitzt, in deiner goldnen Locken
Fußtrockentuch gefaßt. Ich halte meinen Mund
Zu dieſem Blut hinan, hier wird mein Geiſt geſund.
Zu Rom mag immerhin das Fechterblut erfriſchen,
Das einer in ſich ſauft, wann noch deſſelben Giſchen
Aus dem Verletzten ſchaumt. Da iſt der ganze Chriſt,
Wo du, ſein Blut, auch nur in einem Tropfen biſt.
Was aber ſoll ich nun von dir, o Garten, ſagen?
Du wirſt hinfort nicht mehr den Oelbaum langſam tragen,
Weil über dich das Blut des Allerhöchſten fleußt,
Und ringes ſich herum auf deinen Grund ergeußt.
Mit was für Blumen wird dein Erdreich künftig prangen,
Demnach es dieſen Saft des Lebens aufgefangen?
Ein andrer erndte Frucht, von dir, o Garten, ein,
Mir wird nichts liebers nicht, als deine Düngung ſeyn.

III.

Auf das Abſterben der Ehefrau des Buchhändler Jacobs in Breslau.*

Nicht anders, als ein Schiff zwar ſeinen Fährmann miſſet,
Doch aber Angeſichts, wenn einer eingebüſſet,
Man einen andern wählt, dem Schiffe vorzuſtehn,
Das ſamt den Leuten gleich zu Grunde wollte gehn:
So mißt auch Euer Haus die treue Hand der Frauen,
Und kann in höchſter Angſt auf keinen Helfer bauen,
Als bloß auf Euren Fleiß. Seht auf, als wie ein Mann,
Und ſchätzt euch doch nicht ſchwer, Herr, was ein Weib gethan!

* Dieſe Kleinigkeit, vom Jahre 1640. und die drey folgenden Stücke, ſind nichts als Gelegenheitsgedichte; die aber deswegen ſchon werth waren, wieder gedruckt zu werden, um auf einmal alles überſehen zu können, was von ihrem Verfaſſer bis itzt ſich auftreiben laſſen. So unbeträchtlich ſie ihrer Gegenſtände wegen ſind: ſo viel eigenes hat jedoch auch das geringſte derſelben; und in allen ſieht man den guten Kopf, der nach Plan, und immer nach ſeinem eigenen Plane arbeitet.

IV.

Auf den Namenstag Herrn Balth. Zoffels, Kayserl. Raitraths. *

Der Unterhimmel wird mit Nebel überdeckt,
Mit Donner, Blitz und Rauch erschrecklich angesteckt;
Auf Erden kömmt zusammen
Der Winde leichter Lauf;
Die abgeworfnen Flammen
Fängt jeder Abgrund auf.

Der Oberhimmel geht in seiner Silberpracht,
Dahin sich ewig auch nicht eine Wolke macht;
Er ruhet frey von Winden,
Vor sich, stets ungewandt;
Da ist sonst nichts zu finden,
Als lieblicher Bestand.

So, weil die grimme Glut, die Mars hat angelegt,
Auch über unser Haupt mit Macht zusammen schlägt,
Muß mancher Geist der Erden
Des schnellen Todes sehn;
Wer größer können werden,
Dem jagt sie Schrecken ein.

Der höchste Himmelgeist sieht solchem Jammer zu,
Schlägt Angst und Kummer aus, hat bey dem Kriege Ruh.
Er läßt sich nicht verkehren,
Wenn alles knakt und bricht;
Und weiß sich steif zu wehren:
Sein Herze wanket nicht.

* Ist von 1641. Raitrath ist so viel als, Rath bey der Rechnungskammer: von dem alten raiten, rechnen. Scultetus sagt von diesem Zoffel, daß er des Opitz Freund gewesen, und von ihm Gedichte besesse[n] mich nicht erinnern, ob unter den gedruckten Opitzischen [e]
ihn vorkömmt.

Herr Zoffel, Euer Sinn geht dieſer vielen für,
Und glänzt dem Meiſter gleich; iſt Aller werthe Zier.
Ihr habt bey jungen Jahren,
Da manche müßig gehn,
Den rechten Griff erfahren,
Wie Noth ſey anszuſtehn.

Wenn einer etwas ſchon bey junger Zeit gethan,
So kömmt ihn dieß hernach im Alter leichter an.
Im Kriege ward empfunden,
Wie wohl Ihr mit der Hand
Vor Schlägen Rath gefunden,
Doch beſſer durch Verſtand.

Da habt Ihr freyen Weg zur Tugend Euch gemacht,
Zu welchem manchen kaum ein grauer Kopf gebracht.
Man ſah Euch thätig lehren
Am kleinen, daß Ihr werth
Des größten Standes Ehren;
Die auch zu Euch gekehrt:

Als Eures Namens Ruhm bis an die Sternen drang,
Und an derſelben Bild, des Kayſers Hof, ſich ſchwang.
Da iſt er auch beklieben;
Und bis ins dritte Haupt
Bey Gunſt und Ruhm geblieben,
Groß, herrlich, unberaubt.

Wer Einem Kayſer bloß in Dienſten wohlgefällt,
Den ehrt, und zwar mit Recht, ein jeder Ort der Welt.
Wer Dreyen kann gefallen,
Als, mein Herr Zoffel, Ihr,
Geht dieſer, wo nicht allen,
Nicht derer meiſten für?

Was ſchlag ich Zeiten auf? Der dritte Ferdinand
Hat Euch bey ihm ein Amt rechtmäßig zuerkannt;

Gleich, als uns wollte tödten
Das wilde Kriegesſchwerdt,
Da ſolches Volk vonnöthen,
Das mit Verſtande wehrt.

Dermaßen pflegt Ihr hier zu wehren Euren Mann,
Samt alles, was Ihr thut, Euch ſelber ſey gethan:
Könnt ſo zu Rathe halten,
Als ſey es andrer Theil,
Und treulich auch verwalten
Dieß allgemeine Heil.

Ihr tragt mit großer Luſt die ehrenwerthe Laſt,
Dieweil Ihr mit Geduld und Kräften wohlgefaßt.
Euch hat das Joch erwecket,
Und an das Licht gebracht,
Das andre Leute ſchrecket,
Und allzu müde macht.

Der Willen machet Euch, was ſchwer iſt, leicht und ſchlecht;
Durch ihn wird alles Thun verrichtet wohl und recht.
Wie, wenn ein Vogel zittert,
Und ſich dem Leim entſchlägt,
Er ſich doch ganz zerſplittert,
Und in die Federn legt:

So, wer die Sorge fleucht, dem wird die Bürde ſchwer;
Wer aber willig trägt, der geht darunter leer.
Wohlan, Ihr habt den Sorgen,
Rathſchlägen unterthan,
Vom Abend bis zum Morgen
Bisher ihr Recht gethan.

Itzt ſchlagt des Amtes Laſt und andern Kummer aus;
Heut iſt ein Ehrentag, erfreuet Euer Haus.
Wer immer ihm ergehen
Dem

Der mag auch luſtig leben
Bisweilen nach Gebühr.

Muß unſer ſchnöder Leib zur Ruhſtatt täglich gehn,
So laßt den müden Geiſt doch eines ruhig ſtehn.
Legt hin die Kammerſchreiben,
Der tiefen Sorgen Sitz;
Wer kummerlos kann bleiben,
Der hat den beſten Witz.

Sucht in den Kaſten auf der Verſe treues Pfand,
Wie Euch für ſeinen Freund Herr Opitz hat erkannt,
Der oben bey der Sonnen
Der weiſen Welt bewußt:
Was ſeine Fauſt geſponnen,
Wirkt Nachdacht und auch Luſt.

Wo deſſen Vers nicht hilft, ſo faßt die Kanne Wein,
Und ſchenket in ein Glas zugleich den Kummer ein.
Wir leben nicht auf Erden,
Daß wir durch Müh und Pein,
Die nicht gebrechen werden,
Am Leben Mörder ſeyn.

V.

An Herrn Goldbach, bey ſeiner Verheyrathung. *

Nun fällt der Tag herein, in dem Euch an die Seiten
Ein unbefleckтes Bild der alten Väterzeiten
Geſetzet werden ſoll; der freudenvolle Tag,
In welchem weiland ſich der wilde Heide pflag
Nach Bachen umzuthun: die ſchrieen in die Wette,
Gleich als der Säufer Gott ſie angetrieben hätte,
Verhüllten ihren Kopf mit Blättern um und an,
Und ſchloſſen überdies zum Tanzen einen Plan,

* Iſt von 1642.

Das sinnenlose Volk! Ihr könnt genauer wissen,
Woher auf diesen Tag die Fastnacht Freuden fliessen,
Herr Goldbach, zweifelt nicht! Betrachtet Euer Haus,
Schickt Augen und Vernunft nach wahrer Bothschaft aus;
Nehmt aller Freunde wahr, wie muthig sie sich weisen,
Und Eure Braut gesammt mit einem Munde preisen.
Dann welcher wüßte sich so steinern um die Brust,
Dem dieses Conterfey der wahren Tugendlust
Verschmählich sollte seyn? Wohlan, so habt Gedanken,
Mit was für Einigkeit sie mit einander zanken
Um Eurer Liebsten Zucht. Der Eine hält dafür,
Sie sey der Sara gleich, und würde nach Gebühr
Euch zu Gebote stehn. Der Andre will sie gleichen
Der Tochter Bethuels, dieweil sie Hand zu reichen
Und wohl zu thun gewohnt. Der Dritte bringet an,
Wie ihre Freundlichkeit das Herze brechen kann,
Nach Rahels ihrer Art, um welcher Anmuth willen
Der Jacob vierzehn Jahr, die keusche Brunst zu stillen,
In Diensten hingebracht. Der Vierte macht Geschrey,
Wie daß sie an Geduld der Lea Schwester sey.
Der Fünfte bricht hervor, getrost ihr beyzumessen,
Wie Jaels starker Muth ihr allen Sinn besessen.
Der sechste Biedermann der übergeht den Muth,
Und giebet ihrer Hand vor dir, du theure Ruth,
Du unverdroßne, Platz. Sein Nachbar kann bewähren,
Sie werde nimmermehr sich nach dem Winde kehren;
Das Elend bräche schon von Ost und Morgen ein,
Vielmehr, wie Michal, Euch zum Schirme dienstlich seyn.
Da nimmt der Achte dann ihm Anlaß, sie zu preisen,
Und denkt Abigail persönlich aufzuweisen
Durch ihren Mannsverstand. Der Neunte giebt Bericht,
Weil jedermann von ihr ein gutes Urtheil spricht,
So schiene sie, und sey in diesem großen Stücke
Der Judith zugethan. Der Zehnte sinnt zurücke,
Wie ihr Gesichte flammt, und langet auf den Grund,
Daß Esters Wangenschmink und rosengleicher Mund
Sie angestorben sey. Den Eilften deucht Susanna

Nicht keuſcher ſeyn, als ſie. Ein andrer paart die Hanna
Mit ihr in Frömmigkeit. Und immer ſo fort an,
Wie ich nicht alles hier mit Namen nennen kann,
Nimmt dieſes Lobgeſpräch und angenehme Streiten
Noch ſtärker überhand; weit anders, als vor Zeiten
Der erſten Römer Kern vor Ardea bezecht,
Ein jeder ſein Gemahl, und Collatin mit Recht
In das Geſtirne hub. Hier zielen alle Zungen,
Nicht wie ein jeder da für ſeinen Schatz gerungen,
Auf Euer Herzenslieb. Mir kommt es eben vor,
Wie in der Singekunſt ein wohlbeſtelltes Chor,
In welchem keiner nicht dem andern gleiche ſinget,
Doch Eine Melodey im Unterſchiednen klinget:
So ſtimmen, welche hier von vieler Meinung ſeyn,
O Gönner, allzumal im Hauptpunkt überein.
Ach! ſeelig ſoll man Euch und aber ſeelig achten
Bey einer ſolchen Braut! Ihr Leben Thun und Trachten
Steht vor das Heyrathsgut: denn aller Goldgewinn
Fällt oft geſchwinde zu, und oft geſchwinde hin;
Das aber hat Beſtand. Ihr könnet von den Sachen,
Durch Hülfe der Vernunft, Euch leichte Rechnung machen,
Daß eine reicher ſey, die mit beherzter Hand
Und überſchiffter Raſt des Gangis ſeinen Sand
Zuſammen leſen kann, als welche mit dem Gelde
Den Kaſten überdruckt. Die Tugend zeucht zu Felde,
Sucht Beute Tag und Nacht; hat, was ſie in der That
Noch lange, lange nicht ihr zu gewerfen hat,
Und bleibt mit ſich vergnügt. Das werden alle wiſſen,
Die Weisheit ausſtaffirt; Ihr aber auch genieſſen
An Eurer werthen Braut. Sie wünſchet allbereit,
Und hofft die Wiederkunft der wunderſchönen Zeit,
In der die Sonne ſich dem Weſten wird vertrauen,
Und dieſer Erdenrund, den Tempel Gottes, bauen
Mit Werken der Natur. Da weiß ſie auch mit Luſt
Die Unluſt auszuſtehn. Dem Werder iſt bewußt,
Wie ſauer ſie geſchwitzt. So wird ſie künftig wachen,
Und andern einen Mund mit ihrem Fleiße machen.

Dann, haut ein Führer ſelbſt den Feinden in das Dach,
So ſetzt ſein Kriegesheer ihm unerſchrocken nach:
Nicht anders geht es hier. Es laſſe nur die Mühen
Der Kreaturen Herr nicht ohne Frucht verblühen:
Er lenke was Ihr thut: (mit ihm führt Eine Hand
Vielmehr, als tauſend, aus) er ſegne dieſen Stand
In den ihr heute kommt. Doch ſoll ich prophezeyen,
So, meyn ich, wird er wohl zum Ueberfluß gedeyen.
Hegt Ihr nur gleichen Sinn, und miſcht das fromme Blut!
Wie Mann und Weib gebahrt, ſind Ehen falſch und gut.

VI.

An ſeinen Lehrer, den Prof. Chriſt. Colerus, bey deſſen Namenstag.*

Auf! Mutter Schleſien, du Rüſthaus großer Güter,
Du Abgott der Natur, du Amme der Gemüther,
Die feuerhertzig ſind! Auf ſchönes Vaterland,
Wiewohl dich dieſer Zeit Gradivus Donnerhand
Zum Schandſpektakel führt! Vergiß der Hauptbeſchwerden,
Die durch Vergeſſenheit zum Theil erleichtert werden,
Und feyre neben mir Herr Cölern dieſes Feſt,
Der wider deinen Schimpf und unſrer Zeiten Peſt
In vollen Waffen ſteht. Der Europäer Wunder,
Der deutſchen Völker Ruhm, der Bobersſöhne Zunder,
Mein kluger Opitz brach durch unerſchöpften Fleiß,
Durch unentfärbten Ernſt, der Mutterreden Eis
Uns Allemännern auf. Nach dieſen ſeinen Thaten,
Die eine That verbracht, befand er an Soldaten,
Dem nachzuſtreben war. Ein Führer in der Schlacht,
Nachdem es ſeine Fauſt auf guten Weg gebracht,
Der weicht ermüdet aus, ſchaft andern nachzuhauen:
Sein Rittergrimm verliſcht; der Feinde Rücken ſchauen
Vegnügt den Löwenmuth. So, wie allhier die Flucht
Der Sprache Barbarey, das graue Thier, geſucht,

* Iſt gleichfalls von 1642. als nach welchem Jahre mir weiter nichts von dem Dichter vorgekommen.

Ließ Opitz den Beruf der deutschen Phöbus Sinnen,
Verstieg sich anderweit erhitzter auf die Zinnen,
Wo grüner Ruhm hausirt. Die Sache ward bestürzt,
Und durch des Meisters Rast im wachsen schon verkürzt,
Als wenig unterbaut. Wer hat sich da gefunden,
Der unsrer Leyer sich so eyfrig unterwunden,
Als, werther Cöler, Ihr? Der Unsern Vaterland
Hat mit der ersten Milch den himmlischen Verstand
In Euren Sinn geflößt. Wen diese Stadt der Erden
Zum Bürger ausgesetzt, dem muß der Himmel werden;
Der steigt, wie Feuer, auf. Auch ihr Parnassuslicht,
Das durch die kalte Nacht der grimmen Läufte bricht,
Verdienet dieses Lob. Minervenbrüder Sonne,
Ich meyne, Gruter, dich, der hatte seine Wonne,
Wann Eure Muse sich durch einen Lustgesang
Bis an den Rittersitz der Adromeden schwang:
Und Buchner noch anjetzt. Wen solche Seelen lieben,
Der hat sein Ehrenschiff schon hoch genug getrieben,
Entstände gleich auf ihn die ganze Welt ergrimmt.
Und eine Liebesglut, die solcher Orte glimmt,
Ist dieser vorzuziehn, so anderwegen brennet,
Die Tugend aber nicht für ihren Zweck erkennet,
Als wie Antisthenes. Bey Euch verfängt er wohl:
Ihr liebet, was an Euch geliebet werden soll,
Und ehret, was man ehrt. Die deutsche Pierinne
Ist das geringste fast an Eurem reifen Sinne,
Wie hoch sie euch erhebt. Was Tacitus verschweigt,
Der Sachen oft und viel nicht redet, sondern zeigt,
Verschweigt er Euch doch nicht. Was dessen Mitgeselle,
Der Einen Ruhm mit ihm, Ein Alter, Eine Stelle,
Ein Herze hat geführt, was dieser Mann geblitzt,
Hat Aufenthalt bey Euch. Was Florus ausgeschwitzt
Ist Euer Labetrank. Was jener aufgeschrieben,
Der diesen Tag zu Rom mit zwanzig Wunden blieben
Und dreyen noch dazu; was Crispus vorgestellt,
In dem die Ueppigkeit und Tugend sich gesellt,
Versteht Ihr ohne Falsch. Was Victor hat besonnen,

Dem denkt Ihr weiter nach. Was andre mehr geſponnen,
Das wirkt Ihr künſtlich aus. Was weiland der Schleidan,
Und unſer Tacitus, der wichtige Thuan
Von Weltgeſchichten zeugt, kann einer unvergraben
Bey Euch auch ohne Buch in guter Ordnung haben.
Was die gehöfte Welt, wo Silis ſich ergeußt
Und das atlanter Meer die letzte Gränze ſchleußt,
Für Art zu herrſchen hat, iſt alles Eurem Herzen
Bekannter als bekannt. Ihr gleichet Euch der Kerzen
Bey Alexandria: dann Euer Sinn der ſieht,
Und wird auch weit geſehn. Er weiß, ſo was geſchieht,
Was drauf geſchehen ſoll; hält ſcharfe Hut und Wache,
Hat mit der Ewigkeit nicht eine ſchlechte Sache,
Die keinen Laſſen liebt. So lebet Ihr, mein Licht;
Und welcher anders lebt, der lebt bey weitem nicht.
Wer aber lebt, wie Ihr, kann doppelt ſeelig leben,
Und, muß er ſeinen Geiſt den Parcen übergeben,
So reißt er dennoch aus, durchwandert alle Welt
Als eine Bürgerſtadt, und ſchläget ſein Gezelt
Bis an den Himmel auf. Ach, ſollten dieſes wiſſen,
Die ihre junge Zeit vorüber laſſen flieſſen,
Wie würden ſie nach Euch und Eurer Lehre ſtehn!
Ach könnte dieſes mir doch recht zu Herzen gehn!
Ach daß ich mit der Zeit, mein Thales, Eure Lehren
Die, als Orakel, ſind, gehirnter könne mehren,
Was Euer Fleiß von mir zum Lohne bloß begehrt!
Ach daß auf dieſen Tag mein Wahn ſich nicht verkehrt!
Sonſt will ich alles wohl mit gutem Muthe leiden,
Nur das verziehen nicht. Doch ſagt mir, was zu meiden,
Was fortzuſtellen ſey; ertheilt mir Eure Gunſt,
Die mehr, als Lehren, gilt. Ich weiß noch keine Kunſt,
Dann unterthan zu ſeyn. Doch hab ich recht vernommen,
So ſind von dieſer Kunſt die andern alle kommen.
Schaft Ihr nur mir getroſt die Wiſſenſchaften an.
Laßt ſehen, ob ich nicht getroſter folgen kann,
O Urſprung meiner Zucht. Wie bey den alten Tagen
Den jungen Greis von Gent der Skaliger getragen,

Wie Berneggerus Euch mit Tränen hat gemeint,
Wie Anaxagoras, Perikles, dir geſcheint;
So ſieht Ihr auch bey mir. Was bin ich am Verſtande,
Das nicht von Eurem kömmt? Ich trüge Spott und Schande,
Für Föderung davon, wenn Euer Geiſt gethan,
Dem ich in Ewigkeit nicht Dank erweiſen kann.
Der Höchſte gönne nur Euch ſpäte Lebenstage,
Bis daß ich, als ein Baum, die goldnen Früchte trage,
So Ihr in mich gepflanzt. Die ſtreichet nachmals ein;
Dann alles unſer Thun ſoll Euer ewig ſeyn.
Nun, das Perennenfeſt iſt gar genung beſungen.
Ich wünſchte mir dazu auf heute tauſend Zungen:
Doch, wann ein ſolcher Sinn, wie meiner iſt, gebricht,
So reichen dieß zu thun auch tauſend Zungen nicht.

Predigt über zwei Texte.

1769.*)

..... In Leſſings Briefwechſel mit Hrn. Hofr. Ebert las ich neulich, daß Leſſing in einem Briefe vom 28 Dez. 1769 ſchreibt: „Alberti befindet ſich wohl; und was mich an ihm eben ſo ſehr freut, „als ſeine Geſundheit, iſt, daß ſeine Verſöhnung mit Goezen ein falſches Gerücht geweſen. Yorik wird daher wohl predigen, und „ſeinen Sermon mit nächſten einſenden." — Dies wird ſchwerlich jemand verſtehn. Wie kömmt Yorik zu Alberti und Gözen? — Hr. Hofr. Ebert hat dieſe litterariſche Anekdote bei der Herausgabe ſeiner Briefe nicht erläutert; und dies veranlaſſet mich, es hier zu thun, zumal da ich dabei ein kleines Bruchſtük von Leſſings Ideen mittheilen kann, das mir ſeit zwanzig Jahren im Gedächtniß geblieben iſt, und vielleicht ſonſt ganz verloren ginge.....

Während Leſſing in Hamburg lebte, entſtand daſelbſt ein großer Theologiſcher Zwiſt. — Seit langer Zeit war in den Hamburgiſchen Kirchen an den Bußtagen ein Kirchengebet abgeleſen worden, worin un-

*) Aus einem Aufſatze von Fr. Nicolai in der Berlinischen Monatsſchrift, Band XVII (1791), S. 30—45.

ter andern auch die Worte aus Psalm LXXIX, 6: Schütte deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen, standen. Im J. 1769 hielt Alberti, und ein anderer Prediger (wenn ich nicht irre, Liebrecht,) es wider ihr Gewissen, diese Worte ferner von der Kanzel zu sprechen, und ließen sie aus dem Bußgebete aus. Goeze, streitsüchtigen Andenkens, unterließ nicht, darüber Lärm zu schlagen und seine Kollegen aufs bitterste zu verunglimpfen. Alberti kam auch in Eifer; der Pöbel nahm Partie für Goezen, und wollte Gottes Grimm über Alle ausgeschüttet wissen, die nicht wie Goeze und der Pöbel dachten. Der Lärm ward endlich so arg, daß der Magistrat Herrn Goeze bei Strafe der Suspension befahl (*), die Sache ruhen zu lassen.

Lessing billigte gewiß Goezens hämische Verunglimpfungen nicht, und war gewiß kein Freund davon, daß der Grimm Gottes sollte erbeten werden. Aber er ward von seinen Freunden nun geneckt, daß er seinen Vertrauten Goeze, so wie er sonst zuweilen gethan hatte, vertheidigen möchte. Seine .... Neigung, in gesellschaftlichen Disputen sich auf die schwächste Seite zu schlagen, machte, daß er nun auch wirklich das Kirchengebet in Schutz nahm. Er hatte alle Stimmen wider sich, und besonders erstaunte Alberti natürlich sehr, daß Lessing Partie gegen ihn nahm. Dieser aber setzte die Vertheidigung mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn fort, und sagte unter andern: „Man müsse in dieser Sache wohl distinguiren; dann werde „sich finden, in welcher Rüksicht man sehr wohl so beten könne und „so beten müsse." Alberti rief aus: „Hier helfe keine Distinktion, „denn in aller Betrachtung sei es abscheulich, ein solches Gebet zu „beten." Lessing verfocht seinen Satz. Beide Theile wurden heftig. Alberti rief endlich aus: „Christus sagt: Du sollst deinen Nächsten „lieben als dich selbst!" Lessing versetzte: „Das sollen und wollen „wir auch, und mögen doch wohl Gottes Grimm über die herbeiru„fen, die ihn verdienen!" Alberti rief mit einer Art von Triumph aus: „Die Distinktion möchte ich sehen, mit welcher Sie dies verei„nigen wollten!" Lessing sagte: „Das sollen Sie sehen!" Alberti und Andere lachten.

Lessing ging fort und machte in wenigen Tagen fertig:

(*) Man s. Allgem. Deutsche Biblioth. XII, 2, S. 95, 98; XVII, 2, S. 617.

Eine Predigt über zwei Texte; über Psalm LXXIX, 6: Schütte deinen Grimm über die Heiden u. s. w.; und über Matth. XXII, 39: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst; von Yorick. Aus dem Englischen übersetzt.

Er ließ von dieser Predigt in der Drukkerei seines Freundes Bode, auf dessen Verschwiegenheit er rechnen konnte, einen halben Bogen, worauf der Titel und ein Theil der Vorrede war, absetzen, und nur ein halb Dutzend Exemplarien abdrukken, wovon er eins seinem Freunde Alberti unvermerkt in die Hände kommen ließ, als ob es unter der Presse wäre. Alberti übersah mit einem Blikke, daß mit einem Manne wie Lessing nicht zu scherzen sei, und daß bei der damaligen Gährung diese Predigt, wenn sie bekannt würde, eine für ihn sehr nachtheilige Wirkung auf das, gegen ihn bereits unbilliger Weise aufgehetzte, damalige Hamburgische Publikum haben könnte. Der edle Lessing hatte kaum einige Verlegenheit in der Miene seines Freundes bemerkt, als er ihn umarmte, und ihn versicherte, es sei bloß Scherz, und die Predigt solle nicht bekannt werden; obgleich im Grunde Goeze mit derselben auch gar nicht würde zufrieden gewesen sein. Nur Alberti und einige andere von Lessings vertrauten Freunden, und unter denselben auch ich, bekamen sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu lesen; und diese damals nöthige Verschwiegenheit hat auch bis itzt Niemand derselben gebrochen.

Diese Predigt war wirklich in ihrer Art ein Meisterstük, und es wäre ein großer Verlust, wenn das Manuskript, wie ich fast befürchte, völlig sollte verloren gegangen sein. Yoricks Manier war völlig erreicht; eben die Simplizität, eben die scharfsinnige und gutmüthige Philosophie, eben die menschenfreundliche Theilnehmung und Toleranz, eben die Ausbrüche heiterer Laune, die aus dem ernsthaftesten Gegenstande ganz natürlich entstehn. Ich erinnere mich, sie mit unbeschreiblichem Vergnügen zweimal gelesen zu haben; (*) aber von der Predigt selbst habe ich nichts in einigem Zusammenhange behalten. Es ist mir nur der Inhalt eines Theils der Vorrede sehr lebhaft im Gedächtniß geblieben; eine Dichtung, welche die Veranlassung enthält, die Yorick gehabt haben sollte, diese Predigt zu verfertigen. Ich will sie hier mittheilen. Sollte je Lessings Manuscript, oder wenigstens

(*) Als Lessing das letztemal in Berlin war, hatte er sie nebst andern Aufsätzen, die nur seine Freunde sehen sollten, mitgebracht.....

ein Exemplar der Paar gedrukten Blätter, noch zum Vorschein kommen; so wird man vermuthlich sehen, daß ich das Wesentliche sehr fest im Gedächtniß gefaßt habe. Findet man aber alsdann diese nur aus dem Gedächtniß von mir aufgesetzte Erzählung unter Lessing; so erinnere man sich, daß ich dies hier selbst im voraus zugebe. Sollte indessen nichts von der Predigt und ihrer Vorrede übrig geblieben sein, so wird ein Bruchstük eines schätzbaren Kunstwerks, wenn es auch einigen Schaden gelitten hat, noch immer etwas werth sein. Die Idee der Erzählung ist folgende:

Der Oberst Shandy ging eines Tages mit seinem getreuen Trim spatzieren. Sie fanden am Wege einen magern Menschen in einer zerlumpten Französischen Uniform, der sich auf eine Krükke stützte, weil ein Fuß verstümmelt war. Er nahm stillschweigend mit niedergeschlagenen Augen den Huth ab; aber sein kummervoller Blik sprach für ihn. Der Oberst gab ihm einige Schillinge, ungezählt wie viel; Trim zog einen Penny aus der Tasche, und sagte, indem er denselben gab: French dog!

Der Oberst schwieg einige Sekunden, und sagte darauf, sich gegen Trim kehrend: „Trim! es ist ein Mensch und nicht ein Hund!"

Der französische Invalide war ihnen nachgehinkt. Auf des Obersten Rede gab Trim noch einen Penny, und sagte abermals: French dog!

„Und, Trim! dieser Mensch ist ein Soldat!" Trim sah ihm starr ins Gesicht, gab wieder einen Penny, und sagte: French dog!

„Und, Trim! er ist ein tapfrer Soldat; du siehst, er hat für sein „Vaterland gefochten, und ist schwer verwundet worden." Trim drükte ihm die Hand, indem er ihm noch einen Penny gab, und sagte: French dog!

„Und, Trim! dieser Soldat ist ein guter und ein unglüklicher „Ehemann, hat eine Frau und vier unerzogene Kinder." Trim, eine Thräne im Auge, gab alles, was er noch in der Tasche hatte, und sagte, etwas leise: French dog.

Als der Obrist nach Hause kam, sprach er mit Yorik über diesen Vorfall. Yorik sagte: Es ist klar, Trim hasset die ganze Nation, welche seinem Vaterlande feindselig ist; aber er kann jedes Individuum aus derselben lieben, wenn es Liebe verdient. Dies gab Gelegenheit, daß Yorik die folgende Predigt hielt. — — .....

Ich ſehe voraus, wie unendlich verſchieden die Urtheile hierüber ausfallen müſſen. Aber wer erräthet auch nicht, welche Urtheile allein entſcheiden können? Unſtreitig nur, die Urtheile der Theologen unſerer Kirche: und unter dieſen vorzüglich nur derer, welche die Sache, mehr nach dem Bedürfniſſe, als nach dem Tone der Zeit, ermeſſen können und wollen.

Daß ſodann des regierenden Herzogs Durchl. die Erlaubniß zu dem Abdrucke des Manuſcripts ertheilen dürften, glaube ich verſprechen zu können. Ein ſo guter und weiſer Fürſt iſt zu ſehr überzeugt, daß auch ſolche Schätze keine Schätze ſind, wenn ſie nicht jeder nutzen kann, der ihrer bedarf.

Ungern nur, möchte ich mich ſelbſt der Ausgabe unterziehen. Ich kenne meine Kräfte; und begreife ſehr wohl, was für ein Unterſchied es iſt, eine dergleichen Handſchrift für ſich, ſo und ſo, zu brauchen, und ſie der Welt in allen Stücken brauchbar zu machen. Schon das Beſtreben dieſes zu thun, würde mich zudem mehr Zeit koſten, als ich von meinen andern Geſchäften entübrigen kann. Dieſe mögen wichtiger ſeyn, oder nicht: es ſind doch immer mehr meine Geſchäfte. Auch wünſchte ich ſehr, daß dem Berengarius die gute Aufnahme unter uns, ſo zuverläßig gemacht würde, als möglich; welches nicht wohl anders geſchehen kann, als wenn ein Gottesgelehrter von Würde und erkannten Verdienſten ihn einzuführen ſich gefallen läßt. Einem ſolchen, er ſey wer er wolle, will ich alles Recht, welches mir die erſte Entdeckung geben könnte, mit Vergnügen abtreten, und er ſoll zu einer Arbeit willkommen ſeyn, zu der ich mich, einzig und allein in Ermanglung eines jeden andern Beſorgers, zu verſtehen gedenke.

I

Der Inhalt meines Vorigen war eine Kleinigkeit, nur einem Herausgeber nicht gleichgültig, der ſeinen Schriftſteller gern mit allen möglichen Erläuterungen und Rettungen in die Welt ſchicken will. (*)

(*) Es betraf die Nachweiſung des Aufſatzes vom Doneda (in der Raccolta d'Opuſculi ſcient. e filol. T. XLVI.) in welchem die Zeit, wenn Adelmann mit Tode abgegangen, näher beſtimmt werden ſoll, und mit welchem Herr Prof. Schmid ſeine Ausgabe noch hätte bereichern können.

Ich eile, Ihnen eine andere Entdeckung mitzutheilen, die viel zu wichtig iſt, als daß ich nicht, zu völliger Benutzung derſelben, Ihren, oder eines andern würdigen Gelehrten unſerer Kirche Beytritt, auffodern dürfte.

Die Ergänzung des Adelmanns macht Ihnen als Criticus Ehre, dem es genug iſt, die Ueberreſte des Alterthums dem Untergange zu entreiſſen, ohne ſich zu bekümmern, ob ſie von groſſem Nutzen ſind, und wem damit am meiſten gedienet ſeyn möchte. Geſtehen Sie aber ſelbſt, daß es nicht unſere, ſondern die Römiſche Kirche iſt, die Sie darunter am meiſten ſich verpflichtet haben. Dieſe hat ungern einen ſo angeſehenen Vertheidiger einer ihrer Hauptlehren bisher nur verſtümmelt aufweiſen können; und ſie durfte es aus dem Bücherſchatze eines Proteſtantiſchen Hauſes vielleicht am wenigſten erwarten, einen Mangel erſetzt zu ſehen,(*) wodurch ſie nun freylich nicht eben neue Waffen, aber doch eine alte Waffe ausgebeſſert und friſch aufgeputzt erhalten.

Zwar weiß ich wohl, daß ihr ſelbſt die Beyſtimmung des Adelmanns kann ſtreitig gemacht werden. Flacius trug kein Bedenken, ihn unter ſeinen Zeugen der Wahrheit aufzuführen,(**) und klar iſt es, daß in dem ganzen Briefe des Adelmanns kein Ausdruck zu finden, welcher den cruden Begriff der Transſubſtantiation ſchlechterdings vorausſetzte. Da jedoch Adelmann auch mit keinem Worte ſich gegen dieſen Begriff, welcher der herrſchende geworden war, erkläret; da er zwiſchen dem einen Abwege des Paſchaſius, den die Kirche mit vollem Haufen einſchlug, und dem andern Abwege, auf welchem er den Berengarius glaubte, keine Mittelſtraße zu erkennen ſcheinet: ſo dürfen wir uns wenigſtens nicht wundern, wenn ihn unſere Gegner für ſich anzuziehen, mehr Recht zu haben glauben, als ſie uns, thun zu können, jemals einräumen werden.

Es ſey denn auch! Wir können ihnen ſo einen Mann gern gönnen, der es — wenn Sie mir erlauben wollen, mein

(*) Galeardus wandte ſich desfalls, auſſer den Bibliotheken in Italien, an die zu Paris und Wien; aber bey Unſerer Nachfrage zu halten, muß ihm auch nicht einmal eingefallen ſeyn; ob es ſchon freylich mit allen ſolchen Nachfragen eine ſehr mißliche Sache iſt.

(**) Cat. Teſt. Ver. lib. XII. p. 1279. Edit. Genev.

Freund, — kaum verdiente, daß Sie ſich die geringſte Mühe gaben, ihn zu einem Deutſchen zu machen. Er ſey ein Deutſcher, oder ein Wahle, oder was er will, geweſen: er war einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halb offnen Augen, wie im Traume, ihren Weg ſo fortſchlendern. Entweder weil ſie nicht ſelbſt denken können, oder aus Kleinmuth nicht ſelbſt denken zu dürfen vermeinen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten ſie feſt an dem, was ſie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn ſie nur von andern nicht verlangen, mit Gutem und Böſen verlangen, daß ſie ihrem Beyſpiele hierinn folgen ſollen.

Lieber wollte ich, daß Sie mir den Berengarius zu einem Deutſchen machen könnten! — „Den Berengarius? dieſen „Ketzer? dieſen doppelten Ketzer? Ketzer in ſeiner Trennung „von der Kirche: Ketzer in ſeiner Rückkehr zu ihr.“

Wäre das auch alles ſo: nichts deſtoweniger! Das Ding, was man Ketzer nennt, hat eine ſehr gute Seite. Es iſt ein Menſch, der mit ſeinen eigenen Augen wenigſtens ſehen wollen. Die Frage iſt nur, ob es gute Augen geweſen, mit welchen er ſelbſt ſehen wollen. Ja, in gewiſſen Jahrhunderten iſt der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können: noch gröſſer, als der Name Zaubrer, Magus, Teufelsbanner; denn unter dieſen läuft doch mancher Betrieger mit unter.

Daß Berengarius in einem ſolchen Jahrhunderte gelebt, das iſt wohl unſtreitig. — Alſo auch: wenn Ihnen die Wahl noch itzt frey ſtünde, ob Sie lieber vom Adelmann, oder vom Berengar, etwas an das Licht bringen wollten; wem würden Sie Ihren Fleiß wohl am liebſten widmen? Doch, das bedarf keiner Frage. Sie wiſſen über dieſes zu wohl, wie unbekannt noch bis itzt der wahre Berengarius iſt; wie unzuverläßig ſich noch bis itzt von ſeiner wahren Meynung urtheilen laſſe; und wie ſehr, auch daher ſchon, alles erhalten und bekannter gemacht zu werden verdienet, was ihn angehet, und dieſer Unzuverläßigkeit abhelfen kann.

Berengarius ſelbſt hat alles gethan, um die Nachwelt, wegen ſeiner eigentlichen Lehre nicht in Zweifel zu laſſen. Er

hat ſie in mehr als einer Schrift vorgetragen, und gegen ſeine Widerſacher in mehr als einer vertheidiget. Das bezeugt Sigebertus Gemblacenſis. (*)

Aber wo ſind ſie, dieſe Schriften? Hielt man es nicht der Mühe werth, ſie zu erhalten? Oder hielt man es der Mühe werth, ſie vorſetzlich zu vernichten? Wenn die Schriften ſeiner Gegner zugleich mit dahin wären: ſo möchte leicht jenes eben ſo wahrſcheinlich ſeyn, als dieſes. Aber da kann man, auſſer Ihrem Adelmann, — wenn man will, — noch einen Lanfrancus, einen Guitmundus, einen Algerus, einen Deoduinus, und wie ſie alle heiſſen, der verderbenden Zeit zum Trotze, leſen; die ſich alle trefflich mit dem armen Berengarius herumzanken und — Recht behalten. Wie natürlich: denn man hört nur immer einen ſprechen; und wenn der andere ja einmal etwas ſagt, ſo ſagt er es durch den Mund ſeines Gegners.

Es müſſen aber, ſchon zu des Flacius Zeiten, die Schriften des Berengarius ſo gut als aus der Welt geweſen ſeyn. Man kennet den unverdroſſenen Fleiß dieſes Mannes, (ſeinen improbus labor, in jedem Verſtande, wie man ſagt) mit welchem er alles überall zuſammen ſuchte, was er zu ſeiner Abſicht dienlich hielt. Gleichwohl war ihm weiter nichts von dem Berengarius bekannt geworden, als was jedermann kannte; ſeine Palinodie auf der Kirchenverſammlung zu Rom, unter Nicolaus dem zweyten, und die wenigen Stellen, welche aus ſeiner nachherigen Verdammung dieſer Palinodie uns Lanfrancus aufzubehalten für gut befunden hat.

Dieſes waren denn auch die Beweisſtücke alle, auf die man ſich in den unglücklichen Sacramentariſchen Streitigkeiten berufen konnte, wenn von der einen, oder von der andern Gemeinde der Proteſtantiſchen Kirche, des Berengarius, zum Schutz oder zum Trutz, Erwähnung geſchah. Ich wünſchte nur, daß es von beiden Theilen mit mehr Mißtrauen in die Glaubwürdigkeit derſelben geſchehen wäre. Ein Wiederruf, den ein

(*) Scripſit contra Adelmannum — defendens ſuam de myſteriis Chriſti ſententiam. Et quia multi ad eum, vel contra eum ſuper hac re ſcripſerunt, ſcripſit & ipſe ad vel contra eos. — *De Script. Eccl. cap.* 154. *in Bibl. Eccl. Fabricii, p.* 111.

vermeinter Irrgläubiger gezwungen unterſchreiben muß; einzelne, unzuſammenhangende Stellen, die ſeine Gegner ihren Widerlegungen aus ſeinen Schriften einverleiben, beweiſen wohl, was dieſe Gegner ſich eingebildet, daß dieſer Irrgeiſt geglaubt, beweiſen wohl, was ſie verlangt, daß er an deſſen Statt glauben ſollen: aber das, was er eigentlich geglaubt hat, kann von beiden, von dem einen ſo wohl als von dem andern, gleich weit entfernt ſeyn.

Luther hatte hier kein Arges; er nahm das, was für die wahre Meynung des Berengarius von den Widerſachern deſſelben ausgegeben ward, dafür an; und da er immer noch der Transſubſtantiation geneigter blieb, als dem bloſſen Tropus, da er ſich überführt hatte, daß dieſe Auslegung mehr mit dem Weſentlichen des Glaubens ſtreite, als jene: ſo bezeigte er ſeinen ganzen Unwillen gegen den Berengarius, und erkannte nicht allein die von dem Pabſt gegen ihn gebrauchte Gewalt für Recht, ſondern billigte auch die Ausdrücke des ihm aufgedrungenen Wiederrufs ſogar mehr, als ſie ſelbſt von manchen Katholiken waren gebilliget worden. (*) Berengar ward in ſeinen Augen das Schlimmſte, was er ſeyn konnte, ein Vorläufer der ihm ſo verhaßten Sacramentirer, deſſen Irrthum Carlſtadt und Zwinglius bloß erneuerten: (**) und was Berengarius in Luthers Augen war, das blieb er in den Augen ſeiner orthodoxen Nachfolger, der Weſtphale und Selnecker, die ihn mit aller Strenge behandelten. Mir iſt unter den ältern Theologen unſerer Kirche nur ein einziger bekannt, welcher gelinder und vortheilhafter von dem Berengarius urtheilet;

(*) „Darum thun die Schwärmer unrecht, ſowohl als die Gloſſa im geiſtlichen Recht, daß ſie den Pabſt Nicolaus ſtrafen, daß er den Berenger hat gedrungen zu ſolcher Bekänntniß, daß er ſpricht: Er zudrücke und zuriebe mit ſeinen Zähnen den wahrhaftigen Leib Chriſti. Wollte GOtt, alle Päbſte hätten ſo chriſtlich in allen Stücken gehandelt, als dieſer Pabſt mit dem Berenger in ſolcher Bekänntniß gehandelt hat.“ Luthers Bekänntniß vom Abendmahl Chriſti, im Jahr 1528.

(**) „Carlſtadt erneuerte den greulichen Irrthum Berengarii vom Sacrament des Abendmahls, daß daſelbſt nur Brodt und Wein u. ſ. w. Aurifäber, im Bericht, was ſich mit Luther und ſeiner Lehre in den Jahren 1524. und 25. zugetragen.

und dieſes iſt eben der Flacius,(*) der gleichwohl zu ſeiner beſſern Meynung von ihm, nicht mehr Data hatte, als jene zu ihrer ſchlimmern. Arnolden könnte ich ihm allenfalls noch beygeſellen: aber in deſſen Plane war es, ſich aller Ketzer anzunehmen.

Hingegen lieſſen es die, welche ſich zur Meynung des Zwinglius bekannten, ſich nicht zweymal ſagen, daß Berengarius ihr Vorgänger geweſen ſey; ſie griffen begierig zu, und ſetzten ſich ganz in den Beſitz dieſes Mannes. Wer kann es Ihnen verdenken? Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Lehre für keine Neuerung angeſehen ward; es mußte ihnen lieb ſeyn, in frühern Jahrhunderten die Spuren davon aufweiſen, und dadurch wahrſcheinlich machen zu können, daß ihr Glaube kein andrer, als der Glaube der erſten Chriſten ſey. Dabey war Berengarius ein ſo angeſehener, ſo gelehrter, ſo ſcharfſinniger, und von Seiten ſeines Lebens, ſelbſt nach Zeugniſſen ſeiner Feinde, ſo untadelhafter Mann geweſen, daß ſie im geringſten nichts wagten, ſich freywillig für ſeine Nachfolger zu bekennen. Von jeher haben daher auch die angeſehenſten Reformirten Theologen, wo ſie in ihren dogmatiſchen, oder polemiſchen, oder hiſtoriſchen Schriften auf den Berengarius kommen konnten, ſich ſehr gern bey ihm verweilet, und ihn mit ſo vieler Gefliſſenheit, mit ſo vieler Wärme vertheidiget, daß Lutheriſche Gelehrte davor warnen zu müſſen, nicht umhin zu können glaubten.(**)

(*) Sowohl in ſeinem Cat. T. Verit., als auch in den Magdeburgiſchen Centurien, die unter ſeiner Aufſicht ganz in dem Geiſte jenes Werks verfaßt wurden.

(**) Inter eos, qui Hiſtoriam *Berengarii* configuarunt, circumſpecte et caute legendi ſunt Reformati, quandoquidem id agunt, vt purgent Berengarium, ſpecioſeque defendant, quorſum refero Ioannem Epiſcopum Dunelmenſem. *Fechtius de Origine et ſuperſtitione Miſſarum, App. II. de Concomitantia Sacr. p.* 1024. Es iſt Johann Coſin, Biſchof zu Durham, den Fecht nahmentlich anführet, und deſſen Hiſtoria Transſubſtantiationis Papalis, zu Bremen 1678. nachgedruckt worden. Er hätte aber eben ſowohl einen Mornäus, Forbeſius, Uſſerius, und zwanzig andere nennen können, welche Tribbechovius, ohne Zweifel in Gedanken hatte, wenn er ſchrieb: Hæc de certamine *Berengarii* non mea, ſed Hiſtoricorum fide docere volui, cum viderem ex Reformatis non paucos appoſito verborum colore, obſcuratis aliquibus, nonnullis etiam ſilentio preſſis, nimis

Nur endlich, zu Anfange dieſes Jahrhunderts, hätten leicht die Wagſchaalen für den Berengarius umſchlagen können. Auſſer verſchiednen Kleinigkeiten von ihm, welche fleißige Gelehrte aus Handſchriften nach und nach bekannt machten, die aber mit ſeiner Streitigkeit vom Abendmahle in geringer oder gar keiner Verbindung ſtehen, brachten nehmlich Martene und Durand eine von dem Berengarius ſelbſt aufgeſetzte Verhandlung von der, unter Gregorius dem ſiebenden, im Jahr 1078 ſeinetwegen gehaltenen Kirchenverſammlung, aus einem Manuſcripte zu Gemblou an das Licht. (*) Hatte man bis dahin wohl noch gezweifelt, ob überhaupt Berengarius unter nur gedachtem Pabſte nochmals perſönlich zu Rom verdammet und zum Widerrufe gezwungen worden: (**) ſo ſahe man nun nicht allein aus dieſer eigenen Schrift des Berengarius, daß ſolches allerdings geſchehen, ſondern man ſahe auch zugleich, wie es geſchehen, und daß es ungefehr eben ſo damit zugegangen, als es zwanzig Jahre vorher, unter Nicolaus dem zweyten, zugieng. Berengarius lies wiederum die Furcht über ſich Meiſter werden, und bequemte ſich wiederum ſeinen Feinden: kaum aber war er auch wiederum in ſein Frankreich, und da in Sicherheit, als er wiederum mündlich und ſchriftlich bezeugte, wie feſt er noch an ſeiner Lehre hange, und wie wenig ein abgedrungener Eid auch dieſesmal auf ihn wirken könne und ſolle. Indem er dieſes bezeugte, hatte er zugleich Gelegenheit, ſeine Lehre ſelbſt abermals in ihr richtiges Licht zu ſetzen; und es iſt klar, daß be-

dubiam et incertam reddidiſſe *Berengarii* Hiſtoriam. *De Doctoribus Scholaſticis, cap. VI.*

(*) Acta Concilii Romani, ſub *Gregorio VII*, in cauſa *Berengarii* conſcripta, cum ipſius poſtea recantatione; ex Mſ. codice Gemblacenſi. *Tomo IV. Theſ. novi Anecdot. p.* 99.

(**) Conciliorum rhapſodus, ex *Blondo & Sabellico* tradit, ſub *Gregorio ſeptimo*, alteram revocationem fuiſſe factam a *Berengario*, quem in Pontificia ſententia mortuum eſſe fingit. Illa vero, cum fundamento careant, omittimus. *Flacius Cat. Teſt. Verit. l. c. p.* 1274. Doch war auch durch den Ungenannten, deſſen Aufſatz de Berengarii Hæreſiarchæ damnatione multiplici P. Fr. Chifletius herausgegeben hatte, die Sache ſchon ſo ziemlich auſſer Zweifel geſetzt.

ſagte dieſe Schrift daher das einzige Authentiſche enthält, was wir überhaupt bis itzt davon haben.

Aber wie lautet dieſes? Es lautet ſo, daß die Herausgeber, Martene und Durand, ihm von ſeiner Ketzerey ein Groſſes erlaſſen zu müſſen glaubten. Sie erklärten, aus den klaren Worten des Berengarius ſowohl, als aus der Nachſicht ſelbſt, mit welcher die Kirche bey allen den wiederhohlten Verdammungen gegen ihn verfahren, erhelle unwiderſprechlich, daß Berengarius nur in einem einzigen Punkte ſich von dem allgemeinen Glauben entfernt habe; daß er zwar die Transſubſtantiation, aber nicht die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle geleugnet und beſtritten habe. (*) Eben dieſes Urtheil war auch bereits vom Mabillon gefället, und weitläuftig erhärtet worden, welcher das nehmliche Manuſcript zu Gemblou genutzt, und wenn ich ſeine Worte recht verſtehe, gar zu erſt entdecket hatte. (**)

Iſt nun aber dieſes; hat Berengarius die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle geglaubt und bekannt, hat er ſeine Waffen einzig und allein gegen eine Lehre gerichtet, welche auch von unſerer Kirche beſtritten wird: ſo iſt klar, daß, wenn er darum ſchon nicht ein Genoſſe unſeres Glaubens muß geweſen ſeyn, er doch ganz gewiß auch der Mann nicht ſeyn kann, den die Reformirten zu ihrem Vorzänger annehmen dürfen.

Ich bin in den Schriften der neueſten Reformirten Theologen zu wenig beleſen, um zu wiſſen, ob ſie dem ohngeachtet fortgefahren, den Berengarius zu einem ihrer Glaubenshelden zu machen. Ich weiß nur, daß Clericus nicht ſäumte, dem Urtheile des Martene und Durand zu widerſprechen, (***) und zu zeigen ſuchte, daß aus den Worten des Berengarius noch lange nicht folge, was ſie daraus folgern wollen. Da, wo

(*) Ex hoc loco et ex ſuperius dictis patet, *Berengarium* realem, vt aiunt, Chriſti præſentiam admiſiſſe in Euchariſtia, ſed transſubſtantiationem præſertim eum negaſſe, id quod probat multisque exemplis demonſtrat noſter *Mabillonius* in præfat. ad Sæculum VI. Bened. Tomo II. *l. c. p.* 107.

(**) Hoc ſcriptum olim inveni in Bibliotheca Gemblacenſi, quæ ante paucos annos, non levi reipublicæ litterariæ detrimento, incendio conſumpta eſt. *Praef. Tomi I. Saeculi VI. Act. Ord. Bened. p. XVI.*

(***) Bibliotheque anc. et moderne T. XV. p. 306.

Clericus dieſes thut, bekennet er zwar, daß er die weitere Ausführung ihres Urtheils beym Mabillon, damals noch nicht geleſen habe: aber auch das weiß ich nicht einmal, ob er ſie nachher geleſen, und irgendwo ſonſt umſtändlicher darauf geantwortet hat.

Von allem dieſem, mein Freund, werden Sie mir mehr zu ſagen wiſſen. Ich werfe nur noch einen Blick auf das Verhalten unſerer Theologen bey dieſem Vorfalle, und ich bin ſogleich, wo ich ſeyn will.

Unſere Theologen verhielten ſich, bey dieſer anſcheinenden Möglichkeit, ihren verſchieden denkenden Brüdern einen ſo angeſehenen Vorfechter abzuſpannen, ſehr gleichgültig. Ich will nicht ſagen, ob ſie in ſolchen Dingen überhaupt ein wenig zu gleichgültig ſind; ob ſie, von der Wahrheit ihrer Lehre überzeugt, ſich nicht zu wenig bekümmern, wer ihnen darinn vorgegangen. Ich will nicht ſagen, ob ſie ein für allemal gegen den Berengarius zu ſehr eingenommen waren, als daß ſie gern ein Wort um ihn verlieren wollten. Sie mögen gar wohl von jenem Kaltſinne gegen das Alterthum, und von dieſer Abneigung gegen einen Namen, mit dem ſie von jeher einen nachtheiligen Begriff verbunden hatten, gleich weit entfernt geweſen ſeyn. Aber ſie überlegten, ohne Zweifel, daß es ſich kaum der Mühe verlohne, ihr Gegentheil zu ſchwächen, ohne ſich ſelbſt dadurch zu verſtärken. Bey der Ueberzeugung von der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im Abendmahle finden, auſſer dem päpſtiſchen Mißglauben, noch ſo viel andere heterodoxe Vorſtellungen Statt: und Impanation, Conſubſtantiation, Aſſumtion, Augmentation, ſind der geſunden Vernunft und der Einfalt des Glaubens nicht weniger entgegen, als die Transſubſtantiation ſelbſt. Wenn Berengarius ſich von dieſem Irrwege entfernet hatte: wer konnte ihnen ſagen, ob er ſich nicht auf einem von jenen verloren; geſetzt auch, daß er wirklich nicht aus Scylla in Charybdis geſtürzet wäre? Hierüber gewiß zu ſeyn, reichte auch das noch lange nicht zu, was Martene und Durand von ihm bekannt gemacht hatten: und ſo lieſſen ſie den Mann ſtehen, wo er nun ſchon einmal ſtand, von deſſen völliger Lauterkeit ſie doch nicht überzeugt ſeyn konnten.

Anders zu verfahren, würde allerdings einer Neckerey ähnlicher geſehen haben, als einem Angriffe von ernſtlichen Folgen. Nur hätte Mosheim ſich eines Verdachts enthalten ſollen, der den Berengarius allzuſehr erniedriget. Weil Mosheim zugeben wollte, daß die wahre Meynung des Berengarius nicht deutlich genug erhelle: ſo bedachte er ſich zugleich eines Grundes von dieſer Undeutlichkeit, und fiel unglücklicher Weiſe gerade auf den, an welchem, meines Bedünkens, der ehrliche Name eines Mannes, der das Anſehen haben will, ſich allgemeinen Irrthümern zu widerſetzen, am gewiſſeſten ſcheitert. Er vermuthete nehmlich, Berengarius habe mit Fleiß ſeine Meynung ſo dunkel und zweydeutig vorgetragen, damit ſie nicht allzu greulich ſcheinen möge. (*)

Ein harter Verdacht! Und womit hätte Berengarius dieſen Verdacht verdienet? Etwa damit, daß ſeine Feinde die ausführlichſten ſeiner Schriften unterdrücket haben? Oder will man ſagen, damit, daß er ſchwach genug war, die erkannte Wahrheit zu verleugnen?

Das ſey fern! — Ich weiß nicht, ob es Pflicht iſt, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigſtens ſind Muth und Entſchloſſenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns ſelbſt geben können. Aber das, weiß ich, iſt Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, ſie ganz, oder gar nicht, zu lehren; ſie klar und rund, ohne Räthſel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit, zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, ſtehen in unſerer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er ſie erworben, nicht brauchen will, der macht ſich um den menſchlichen Verſtand nur ſchlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem

(*) Nescio, an de vera eius hodie ſententia ſatis aperte conſtet. Sunt qui præter Figuram corporis et ſanguinis domini nil eſſe in ſacra cœna, hominem diſputaſſe perhibent, ſunt qui exploratum p quod crediderit, corpus et ſanguinem vere exhiberi. Qu id multum habet barbariei et obſcuritatis, neque ſatis paret vocabulorum, quæ adhibuit, ſcholaſticorum. qui conſulto Berengarium ſententiam, ne nimis atro ac ambigue propoſuiſſe, conjecerit. *Inſtitut. Hi*

Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, deſto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je ſchwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum iſt.

Weil Berengarius ſchwach war: muß er darum mit Vorſatz auch falſch geweſen ſeyn? Weil ich ihn beklagen muß, ſoll ich ihn auch verachten müſſen? Der Mann, der, bey drohenden Gefahren, der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch ſehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm ſeine Untreue, um ſeiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerley Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſeyn, nur ihr Liebhaber iſt er nie geweſen.

Ich wüßte kaum etwas ſchlechters, als einen ſolchen Kuppler der Wahrheit; und der Verdacht, daß Berengarius dergleichen geweſen ſeyn könne, iſt deſſen, den er trift, und deſſen, der ihn hägen konnte, gleich unwürdig. Auch iſt es dem beſcheidenen Mosheim nur ſelten wiederfahren, ſo voreilig zu argwohnen.

Aber, werden Sie ſagen, wenn es bey dem allen dennoch mehr als Argwohn wäre! Die Möglichkeit wäre doch da, und ich könnte wohl eben ſo voreilig vertheidigen, als Mosheim argwohnen.

Nur dieſesmal nicht; denn kurz, ich habe den unwiderſprechlichſten Beweis in Händen. Und das eben iſt die Entdeckung, welche ich Ihnen mitzutheilen eile. —

Was meynen Sie, wenn ich Ihnen ſage, daß ein Werk des Berengarius, ein umſtändliches, ausführliches Werk, welches allem Anſehen nach ſein wichtigſtes Werk geweſen iſt; daß ſo ein Werk, deſſen kein Menſch gedenket, von deſſen Wirklichkeit ſich niemand träumen laſſen; daß ſo ein Werk, von dem ſolcher Dinge ſonſt ſehr kundige Männer ſo gar behaupten, daß es nie exiſtiret habe, auf deſſen Nichtſeyn eben dieſe Männer ganze Gebäude von frommen Vermuthungen und Lügen aufführen: was meynen Sie, wenn ich Ihnen ſage, daß ein ſolches Werk noch vorhanden, daß es hier bey Uns, unter den ungedruckten Schätzen der hieſigen Fürſtlichen Bibliothek vorhanden?

Nicht wahr, das wäre noch ein anderer Fund, als Ihr Adelmann, der Ihnen unter eben dieſen Schätzen ſo glücklich in die Hände gerieth?

Sie werden mir kaum glauben: auch habe ich lange meinen eigenen Augen nicht trauen wollen. Und doch iſt es, wie ich ſage. Kommen Sie; ich rufe Ihnen ſelbſt das Ερμης κοινος zu: denn Sie ſind es, Ihr Adelmann iſt es, ohne die ich doch gewiß dieſen Fund nicht gemacht hätte.

II

Ich habe Ihnen keine vergebene Freude verurſacht, und ich will ſogleich Ihre Neugierde mehr befriedigen.

Sie wiſſen, daß Lanfrancus unter den Gegnern des Berengarius den erſten Platz einnimmt. Berengarius war auf der Kirchenverſammlung zu Rom, unter Nicolaus dem zweyten gezwungen worden, das Anathema über ſeine Meynung zu ſprechen, und eine Glaubensformel zu unterſchreiben, welche hernach ihren Platz unter den Decretalen gefunden. Aber kaum war er aus den Händen ſeiner Feinde, als er alles wieder zurücknahm, was er, aus Furcht vor dem Tode, gegen die Wahrheit geredet und geſchrieben hatte. Er entſagte jener Glaubensformel in einer eigenen Schrift, in welcher er ſeine abgeſchworne Meynung zugleich aufs neue vertheidigte. Dieſe Schrift war es, welche Lanfrancus in einem Werke zu widerlegen glaubte, das mit groſſem Beyfalle von der Kirche aufgenommen ward, und noch itzt als ein Hauptwerk in den Euchariſtiſchen Streitigkeiten betrachtet wird. Es iſt ſehr oft, bald einzeln, bald mit andern ähnlichen Werken, bald mit den ſämtlichen Schriften des Verfaſſers, bald in den Bibliotheken der Väter, und in andern dergleichen groſſen Sammlungen, gedruckt und wieder gedruckt worden. Sie kennen es, und wiſſen, was für Lobſprüche nicht allein die Theologen der Römiſchen Kirche ohne Ausnahme, ſondern auch einige der Unſrigen, daran verſchwendet haben. Es iſt nichts geringers, als ein niederdonnerndes Werk, voll der triumphirendſten Gründe.

Aber haben Sie wohl jemals gehöret, oder irgendwo geleſen, daß Berengarius gleichwohl auf dieſes niederdonnernde, triumphirende Werk geantwortet hat?

Gewiß das haben Sie nicht. Vielmehr werden Sie ſich erinnern, gerade das Gegentheil davon geleſen zu haben. Insbeſondere behaupten die Benediktiner, welche die Gelehrtengeſchichte von Frankreich ſchreiben, ausdrücklich, daß Berengarius die Widerlegung des Lanfrancus ohne Antwort gelaſſen; ja ſie nehmen an, daß die Vorſehung ſich eben dieſer Widerlegung bedient habe, dem unglücklichen Scholaſtiker die Augen zu öffnen und das Herz zu rühren; kurz, ſie ſchreiben dem Buche des Lanfrancus die Bekehrung des Berengarius ganz ſicherlich zu. (*)

Die gutherzigen Väter! Wenn die Bekehrung des Berengarius eben ſo wahr iſt, als dieſe Veranlaſſung, die ſie ihr geben, ſo mögen die Canonici St. Martini zu Tours ja fleißig fortfahren, auf ſeinem Grabe das Ex profundis anzuſtimmen. Ich betauere, daß ſo viel ſchöne Figuren, ſo viel treffliche Schlüſſe, als Don*** (wie er nun heißt, der in dem achten Bande benannter Geſchichte die Feder geführet hat) anwendet, für

(*) Wenn ſie von den verſchiedenen Schriften reden, in welchen Berengarius ſeine Meynung vorgetragen, ſo ſagen ſie: Ecrits au reſte qui furent mis au poudre par le docte *Lanfranc* ſon illuſtre adverſaire, du vivant meme de *Berengar*, qui les laiſſa ſans replique. Wenn ſie die Zeit beſtimmen wollen, um welche Lanfrancus ſein Werk geſchrieben, ſo muthmaßen ſie in dem zuverſichtlichſten Tone: Il y a tout ſujet de croire, que Dieu ſe ſervit de ce meme ecrit, pour ouvrir les yeux et toucher le cœur à cet infortuné Scolaſtique. Il y trouva effectivement tout ce qui etoit neceſſaire pour le convaincre de ſa mauvaiſe foi, de ſes alterations, ou falſifications meme à citer les Peres, de ſes autres artifices pour ſoutenir et repandre ſes erreurs, de ſa fauſſe dialectique, de ſa perfidie, de ſes parjures, de ſes propres contradictions. Il y trouva de plus une refutation complete de toutes ſes objections prétenduës triomphantes, et la croiance commune de l'Egliſe établie d'une maniere invincible. Und wenn ſie von dem ähnlichen Werke reden, welches Guitmundus dem Berengarius entgegenſetzte, ſo behaupten ſie gerade zu: Ces deux Ouvrages fermerent la bouche à notre Ergoteur, et furent les principaux inſtruments que Dieu emploïa pour le ramener à la foi catholique. Depuis cette époque il garda un profond ſilence — — *Hiſtoire literaire de France*, *T. VIII. p.* 208. 212. 213.

nichts und wieder nichts angewendet ſeyn ſollen. Ich betauere, daß ſein frommer Eifer gegen jeden vermeſſenen Ergoteur, der ihm ſeine gute Meynung von der Schrift des Lanfrancus ſtreitig machen will, nicht Vernünfteleyen und Schlüſſen, die er verachtet, ſondern dem Augenſcheine und der Sache ſelbſt, leider wird weichen müſſen.

Denn mit ſeiner Erlaubniß: eben das Manuſcript, welches ich Ihnen ankündige, iſt die Antwort des Berengarius auf jene unwiderlegte und unwiderlegliche Schrift ſeines Lanfrancus! — Und nun wird es Ihnen doch bald wahrſcheinlich werden, daß ich nicht zu viel Aufhebens davon gemacht habe? —

Aber Sie wollen wiſſen, wie ich zu dieſer Entdeckung gekommen? und wie es möglich geweſen, daß ſie mir aufbehalten bleiben können?

Auf den erſten Punkt antworte ich Ihnen, daß es, genau zu reden, keine Entdeckung, ſondern, wie ich es ſchon genannt habe, ein Fund iſt. Man entdeckt, was man ſucht: man findet, woran man nicht denkt. Ich war dabey, mir, meiner itzigen Beſtimmung gemäß, die Manuſcripte der Bibliothek näher bekannt zu machen, als es aus den bloſſen Verzeichniſſen geſchehen kann. Ich hatte meine Urſachen, warum ich mit den ſogenannten Weiſſenburgiſchen, deren Geſchichte Ihnen ungefehr aus dem Burkhard bekannt ſeyn wird, (*) anfangen wollte. In dem feſten Vorſatze, Stück nach Stück vor die Hand zu nehmen, und keines eher wieder wegzulegen, als bis ich mir eine hinlängliche Idee davon gemacht, traf ich gleich Anfangs auf einen Band, der von auſſen Tractatus de Cœna Domini et Transſubſtantiatione neuerlich beſchrieben war. Ungefehr die nehmliche Aufſchrift, de Cœna Domini præſertim de Transſubſtantiatione, hatte eine andere etwas ältere Hand innerhalb, auf den unterſten Rand des erſten Blattes geſetzt. Ihr Adelmann war mir noch im friſchen Gedächtniſſe; und da die Handſchrift eines mit ſeinem Briefe ſo verwandten Inhalts, mir, dem Alter nach, ſeinen Zeiten ſehr nahe zu kommen ſchien: ſo können Sie leicht denken, ob ſie meine Neugier weniger reizte, ‹

(*) Hiſt. Bibl. Auguſtæ Parte I. p. 256.

eine andere. Um in der Geſchwindigkeit alles davon zu wiſſen, was andere ſchon davon gewußt hätten, nahm ich meine Zuflucht zu den Catalogis. (*) Doch in dieſe fand ich mehr nicht eingetragen, als was jene Aufſchriften beſagen; bloß mit dem Zuſatze, Anonymi. Dieſer Zuſatz ſelbſt machte mir ſchlechte Hoffnung, meinen Mann kennen zu lernen: angenommen nehmlich, daß man nur denjenigen Schriftſteller einen Anonymus nennen ſollte, der ſich vor ſeinem Werke nicht allein nicht genannt, ſondern auch in dem Werke ſelbſt alles ſorgfältig vermieden hat, was ſeine Perſon verrathen könnte. Das Beſte, was ich mir alſo verſprach, war, einen nahmloſen Mönch des zwölften Jahrhunderts vor mir zu haben, der vielleicht die feine Lehre des Paſchaſius aufs Reine bringen helfen. Doch fing ich an zu blättern; und das erſte, was mich zu etwas wichtigerm vorbereitete, war die Raſur eines Namens, welche mehr als einmal vorkömmt. Ich erkannte dieſen radierten Namen gar bald für Ioannes Scotus; und welcher wichtigere Name hätte mir, in einer Schrift vom Abendmahle, aus dieſen Zeiten, aufſtoſſen können? Sein Buch über dieſen Glaubensartikel, wenn es nicht noch unter einem fremden Namen vorhanden iſt,

(*) Leibnitz, zu deſſen Zeiten die Weiſſenburgiſchen Manuſcripte in die Bibliothek gekommen waren, und der die erſte Gelegenheit ergriff, ihrer zu gedenken, ſagt: (*de Nummis Gratiani*, *Op. T. IV. Pr. II. p.* 253.) Plerique ſcripti ſunt temporibus Carolingiorum, et ne dubites, extat in vno Catalogus ipſe antiquus Bibliothecæ Monaſterii, addito nomine Abbatis, vbi hi ipſi bona ex parte recenſentur, qui nuper Guelferbytum fuere translati. Es war natürlich, daß ich alſo auch dieſen Catalogus aufſuchte, welcher ſich hinter dem Auguſtinus de Concordia Euangeliſtarum (Nro. 30.) befindet. Doch ſobald ich ſahe, daß der Abt, unter welchem er geſchrieben worden, Folmarus ſey, der bereits 1043. mit Tode abgegangen, ſo fiel es von ſelbſt weg, das Manuſcript des Berengarius darinn zu erwarten. Wer ſonſt dieſen Catalogus zu kennen wünſcht, den verweiſe ich auf des Ungenannten Seriem Abbatum Monaſterii Weiſſenburgenſis beym Schannat (*Vind. litt. Coll. I. p.* 8.) wo er, nur wenig verſchieden, eingerücket iſt. Die darinn benannte Werke, ausgenommen was eigentliche Kirchenbücher ſind, finden ſich faſt alle hier; bis auf wenige, unter welchen leider die drey Bände eines deutſchen Pſalters ſind. Dafür aber ſind eine beträchtliche Anzahl anderer dazu gekommen, welche das Kloſter, ohne Zweifel erſt nach dem Abt Folmar, angeſchafft hatte.

oder eben ſo unerkannt, wie Berengarius, in irgend einer Bibliothek ſtehet, iſt verloren: aber Stellen aus ihm durfte ich in meinem alten Buche, wenn es anders ein noch unbekanntes Buch wäre, zu finden glauben, welche zu vielerley zu brauchen ſtünden. Zugleich fiel mir ſehr häufig, bald ein Inquis tu, bald ein Inquio ego in die Augen, welche anzeigten, daß der Vortrag polemiſch ſey. Das war mir um ſo viel lieber; und nun fing ich mit Ernſt an zu leſen. Doch kaum hatte ich einige Blätter geleſen, und dabey mich in Vlimmers Sammlung (*) mit umgeſehen, als ich auf einmal erkannte, daß jenes Tu Lanfrancus, und dieſes Ego Berengarius wären. Kurz, ich fand, was ich geſagt habe: ein Werk, worin Berengarius dem Lanfrancus Schritt vor Schritt folget, und auf jedes ſeiner Argumente und Einwendungen nach der nehmlichen Methode antwortet, welche ſein Gegner wider ihn gebraucht hatte; nehmlich, daß er erſt die eigenen Worte deſſelben anführet, und ſodann ſeinen Beſcheid ausführlich darauf ertheilet.

Was ich Ihnen über den andern Punkt zu ſagen hätte, werden Sie zum Theil, aus der nähern Beſchreibung des Manuſcripts ermeſſen. Es gehöret, wie ich bereits erwähnet habe, zu den Weiſſenburgiſchen Manuſcripten, welche der erſte groſſe Zuwachs waren, den die Bibliothek nach den Zeiten des Herzogs Auguſt erhielt. Ihm, und ſeinem Conring, deſſen Urtheil er über jede beträchtliche Handſchrift zu Rathe zog, die Ihm in den letzten Jahren ſeines Lebens vorkam, dürfte Berengarius wohl ſchwerlich unerkannt geblieben ſeyn. So lange ſich Leibnitz der Bibliothek annahm, hatte er ſein vornehmſtes Augenmerk auf die Geſchichte: und eben ſo hingen die folgenden verdienten Männer, welche die Bibliothek nutzten, oder ihr vorſtanden, ihrem Hauptſtudio viel zu emſig nach, als daß ſie auſſer ihrem Wege nach Abentheuren hätten umherſchauen ſollen. Das Manuſcript ſelbſt iſt auf Pergamen, und macht einen mäßigen Band in klein Quart, von hundert und vierzehn Blättern. Es hat alles Anſehen, noch in dem eilften, längſtens zu Anfange des zwölften Jahrhunderts, geſchrieben

(*) De veritate corporis et ſanguinis Je. Ch. in Euch. ſacra Authores veteſti. Louanii 1561. 8vo.

zu ſeyn. Nur war es nicht mit der Sorgfalt geſchehen, daß eine ſpätere Hand nicht viel Fehler und Lücken darin zu verbeſſern und zu füllen ſollte gefunden haben. Doch hat auch dieſe ſpätere Hand noch alle Merkmahle des zwölften Jahrhunderts. Das Schlimmſte iſt dieſes, wovon Sie vielleicht aus der ſchwankenden Angabe des Titels ſchon etwas beſorgt haben: es hat weder Anfang noch Ende. Ich darf glauben, daß nicht die bloſſe ohne Abſicht verwüſtende Zeit an dieſer Verſtümmelung Urſache iſt; ſondern, daß Vorſatz mit dabey gewaltet. Man hat das Werk den Augen der Neugierde entziehen wollen: man hat die gemeinen Leſer, welche der Name Berengarius zu häufig anlocken dürfte, wollen vorbeyſchieſſen laſſen. Vielleicht hat man es auch vor einer gänzlichen Vernichtung, die es von dummen Eiferern und eigennützigen Zwangslehrern zu beſorgen hatte, dadurch in Sicherheit ſetzen wollen: man hat die kenntlichſten Theile aufgeopfert, um das Ganze zu bergen. Mit beiden Abſichten reimet ſich der beſondere Umſtand ſehr wohl, deſſen ich ſchon gedacht habe: daß nehmlich der Name Scotus, bis auf den Anfangsbuchſtaben, durchgängig ausgekratzt war. Und dieſer Vorſorge, das Werk eines Erzketzers, es ſey nun weniger in die Augen fallend zu machen, oder vor dem Untergange zu retten, habe ich es denn ohne Zweifel vornehmlich zu danken, daß die Wiedererkennung deſſelben mir aufgeſparet bleiben können.

Doch noch eines ſcheinet hierzu faſt nothwendig! Dieſes; es müſſen ſonſt keine Abſchriften von dieſem Werke des Berengarius mehr vorhanden ſeyn, die Unſere muß die einzige ſeyn, die ſich, vielleicht durch Hülfe ihrer Verſtümmlung, erhalten: oder man müßte annehmen, daß noch itzt Bibliotheken dergleichen haben könnten, ohne es haben zu wollen; daß es noch itzt Gelehrte geben könne, die wohl wüßten, wo ſo etwas im Verborgenen ſtecke, und es mit gutem Fleiſſe im Verborgenen lieſſen.

Dieſes zwar anzunehmen, dürfte leicht wenig gewagt ſeyn; und mehr als ein Umſtand könnte ſogar dazu berechtigen. Zum Exempel: ſchon Labbe und De Roye haben angezeigt, daß die erſte Schrift des Berengarius, auf welche ſich die

Widerlegung des Lanfrancus beziehet, in der Königlichen Bibliothek zu Paris ganz vorhanden ſey. (*) Lanfrancus führet nur einzelne Stellen daraus an, bekennet aber, daß in dem Uebrigen, welches zum Theil nicht zur Sache gehöre, Berengarius ſeine Dornen mit Roſen unterflochten habe. (**) Wie kömmt es, dürfte man fragen, daß uns keine von dieſen Roſen aus dem vollſtändigen Werke jemals mitgetheilet worden? Martene, Mabillon und ihres gleichen, haben ſo viel unnützes Zeug aus Handſchriften an das Licht gebracht: warum haben ſie dieſem vollſtändigen Werke des Berengarius nicht eben den Dienſt erwieſen? Wenn ich mich recht erinnere, ſo bekennet Mabillon ſo gar, an einem Orte, der mir itzt nicht wieder in die Hände fallen will, daß er es ganz geleſen: aber was er darin geleſen, wüßte ich nirgends bey ihm gefunden zu haben. Sicherlich hätte er es leſen können: und die mehr belobten Benediktiner hätten es leſen müſſen, da wenigſtens ihnen nicht unbekannt ſeyn konnte, daß die Treue, mit welcher Lanfrancus die einzeln Stellen behandelt, vom Oudinus und andern in Zweifel gezogen werden. (***)

Auch kommen in mehrern Bibliotheken Frankreichs und Italiens, Handſchriften unter dem Namen des Berengarius vor, die vielleicht mehr enthalten, als der Titel, den ſie vor der Welt führen, beſagt. Verſchiedene heiſſen Confeſſio oder Recantatio Berengarii: (†) und ſo ganz gewiß iſt es doch wohl nicht, daß es die bloſſen aus wenig Zeilen beſtehende Bekenntniſſe oder Widerruffe wären, die Berengarius auf den Kirchenverſammlungen ablegen und unterzeichnen müſſen.

Nur um zwey dergleichen Handſchriften, die ſich aber in Brittiſchen Bibliotheken befinden, hat ſich der einzige Oudinus näher bekümmert. Die eine iſt die, welche das Dreyfaltigkeits-

(*) Hiſt. liter. de France, T. VIII. p. 223.

(**) Nec ad omnia reſponſurus ſum, quia ſpinis roſas interſeris, et albis atque nigris coloribus phantasma tuum depingis, quædam etiam dicis, quæ nihil pertinent ad propoſitum quæſtionis. *Cap. II. p.* 232. *Edit. Dach.*

(***) Comment. de Script. Eccl. antiq. T. II, p. 631.

(†) Beym Montfaucon in der Bibloth. Bibliothecarum nachzuſehen.

zu seyn. Nur war es nicht mit der Sorgfalt geschehen, daß eine spätere Hand nicht viel Fehler und Lücken darin zu verbessern und zu füllen sollte gefunden haben. Doch hat auch diese spätere Hand noch alle Merkmahle des zwölften Jahrhunderts. Das Schlimmste ist dieses, wovon Sie vielleicht aus der schwankenden Angabe des Titels schon etwas besorgt haben: es hat weder Anfang noch Ende. Ich darf glauben, daß nicht die blosse ohne Absicht verwüstende Zeit an dieser Verstümmelung Ursache ist; sondern, daß Vorsatz mit dabey gewaltet. Man hat das Werk den Augen der Neugierde entziehen wollen: man hat die gemeinen Leser, welche der Name Berengarius zu häufig anlocken dürfte, wollen vorbeyschiessen lassen. Vielleicht hat man es auch vor einer gänzlichen Vernichtung, die es von dummen Eiferern und eigennützigen Zwangslehrern zu besorgen hatte, dadurch in Sicherheit setzen wollen: man hat die kenntlichsten Theile aufgeopfert, um das Ganze zu bergen. Mit beiden Absichten reimet sich der besondere Umstand sehr wohl, dessen ich schon gedacht habe: daß nehmlich der Name Scotus, bis auf den Anfangsbuchstaben, durchgängig ausgekratzt war. Und dieser Vorsorge, das Werk eines Erzketzers, es sey nun weniger in die Augen fallend zu machen, oder vor dem Untergange zu retten, habe ich es denn ohne Zweifel vornehmlich zu danken, daß die Wiedererkennung desselben mir aufgesparet bleiben können.

Doch noch eines scheinet hierzu fast nothwendig! Dieses; es müssen sonst keine Abschriften von diesem Werke des Berengarius mehr vorhanden seyn, die Unsere muß die einzige seyn, die sich, vielleicht durch Hülfe ihrer Verstümmlung, erhalten: oder man müßte annehmen, daß noch itzt Bibliotheken dergleichen haben könnten, ohne es haben zu wollen; daß es noch itzt Gelehrte geben könne, die wohl wüßten, wo so etwas im Verborgenen stecke, und es mit gutem Fleisse im Verborgenen liessen.

Dieses zwar anzunehmen, dürfte leicht wenig gewagt seyn; und mehr als ein Umstand könnte sogar dazu berechtigen. Zum Exempel: schon Labbe und De Roye haben angezeigt, daß die erste Schrift des Berengarius, auf welche sich die

ja deſſen gleichen auch nur, ſowohl an Seltenheit, als am innern Werthe, ihnen allen ſchwer ſeyn möchte, uns entgegen ſtellen zu können.

III

Iſt unſer Berengariſches Werk einzig: ſo kann es ja wohl nicht anders, als den höchſten Grad der Seltenheit haben.

Doch, was Seltenheit? wenn es nichts als Seltenheit wäre. Ich getraue mir zu behaupten, daß der nützliche Gebrauch, der ſich davon machen läßt, nahe ſo groß iſt, als ſeine Seltenheit.

Und geſetzt nun auch, daß es zu weiter nichts dienen könnte, als die zuverſichtlichen Benediktiner unwiederbringlich abzuweiſen, die uns das Buch des Lanfrancus ſo gern als ein unwiderlegt gebliebenes Buch, als ein Buch anſchwatzen möchten, durch welches die Bekehrung des Berengarius vornehmlich mit bewirket worden: wäre es denn auch ſchon dann nicht wichtig genug? Wie viele alte Schriften treten denn noch itzt an das Licht, durch die dergleichen partheyiſche Verkleider der hiſtoriſchen Wahrheit augenſcheinlich zu Schanden gemacht werden?

Die ſo genannte Bekehrung des Berengarius beruhet auf ſo unerheblichen Zeugniſſen, und ſie iſt an und für ſich ſelbſt ſo unwahrſcheinlich, ſo unbegreiflich, daß wenn ſie auch auf ungleich gültigern Zeugniſſen beruhte, ich mir dennoch die Freyheit nehmen würde, daran zu zweifeln. Ja, ein groſſer Theil meiner Beruhigung würde von dieſem Zweifel abhangen. — Ein Mann, wie Berengarius, hätte die Wahrheit geſucht; hätte die geſuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem ſein Verſtand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, und mit Gründen andere gelehret; wäre bey der bekannten und gelehrten Wahrheit, Trotz allen Gefahren, Trotz ſeiner eignen Furchtſamkeit vor dieſen Gefahren, dreyſſig, vierzig Jahre beharret: und auf einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen, dem Menſchen keine werther ſeyn müſſen, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit ſich zu nehmen Hoffnung hat, — eben da, auf einmal, hätte ſeine ganze Seele ſo umgekehret werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu

ſeyn aufhörte? — Wer mich dieſes bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Unterſuchungen der Wahrheit von nun an zu entſagen. Denn wozu dieſe fruchtloſen Unterſuchungen, wenn ſich über die Vorurtheile unſerer erſten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? wenn dieſe nie auszurotten, ſondern höchſtens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen ſind, aus welcher ſie wiederum auf uns zurück ſtürzen, eben wenn uns ein andrer Feind die Waffen entriſſen oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehedem gegen ſie bedienten? Nein, nein; einen ſo grauſamen Spott treibet der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Beſtreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals ſchüchtern, niemals laß zu werden wünſchet, der beſiege ja dieſes Vorurtheil zuerſt, daß die Eindrücke unſerer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unſrer Kindheit beygebracht werden, ſind gerade die allerflachſten, die ſich am allerleichteſten durch ſelbſt erworbene Begriffe auf ewig überſtreichen laſſen: und diejenigen, bey denen ſie in einem ſpätern Alter wieder zum Vorſchein kommen, legen dadurch wider ſich ſelbſt das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen ſie jene begraben wollen, noch flacher, noch ſeichter, noch weniger ihr Eigenthum geweſen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von ſolchen Menſchen können alſo auch die gräßlichen Erzehlungen von plötzlichen Rückfällen in längſt abgelegte Irrthümer auf dem Todbette, wahr ſeyn, mit welchen man jeden kleinmüthigern Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von dieſen; aber von keinem Berengarius. Ein Berengarius ſtirbt ſicherlich, wie er lehrte; und ſo ſterben ſie alle, die eben ſo aufrichtig, eben ſo ernſtlich lehren, als er. Freylich muß ein hitziges Fieber aus dem Spiele bleiben; und, was noch ſchrecklicher iſt als ein hitziges Fieber, Einfalt und Heucheley müſſen das Bette des Sterbenden nicht belagern, und ihm ſo lange zuſetzen, bis ſie ihm ein Paar zweydeutige Worte ausgenergelt, mit welchen der arme Kranke ſich blos die Erlaubniß erkaufen wollte, ruhig ſterben zu können. ——

Allerdings bedarf eine ſo befremdende Erſcheinung in der menſchlichen Natur, als die endliche Bekehrung eines Berenga-

rius geweſen wäre, auf alle Weiſe ausſtaffiret zu werden, wenn ſie auch nur der Allerblödſinnigſte glauben ſoll; und ich betauere die Männer, die es für ihre Pflicht halten, dergleichen fromme Geſpenſter ausſtaffiren zu helfen. Nur müſſen dieſe Männer es denn auch nicht übel nehmen, wenn ein andrer es gleichfalls für ſeine Pflicht hält, ihre Ausſtaffirungen wieder abzureiſſen, und das Ding zu zeigen, wie es iſt; ſie mögen darüber zum Geſpötte werden, oder nicht.

Es iſt faſt unglaublich, was für ſeltſame Wendungen die guten Benediktiner nehmen, was für Verdrehungen ſie ſich erlauben, was für Armſeligkeiten, die ſie bey jeder andrer Gelegenheit gewiß verachtet hätten, ſie ſich zu Nutze machen, um es nur ein wenig wahrſcheinlich heraus zu bringen, daß Berengarius durch das Werk des Lanfrancus bekehret worden. Alles, wie man leicht ſieht, kömmt hierbey auf die Zeit an, wenn Lanfrancus dieſes Werk geſchrieben: und die gemeine Meynung hierüber, taugte in ihren Kram ganz und gar nicht. Wenn Berengarius unter Gregorius dem ſiebenden, im Jahre 1079, nochmals wiederruffen; und wenn er auch von dieſem Wiederruffe nochmals rückfällig geworden: ſo muß nothwendig Lanfrancus erſt nach dieſem Jahre geſchrieben haben, oder er war es nicht, welcher den Berengarius bekehren half, wenn der jemals bekehret worden. Und nun, wie fangen ſie es an, zu erweiſen, daß Lanfrancus wirklich nicht früher geſchrieben? Es verlohnet der Mühe, ſie nach der Länge ſelbſt zu hören.

„Wegen der Zeit, wenn Lanfrancus (ſchreiben ſie in dem Leben deſſelben) (*) „ſein Werk verfertiget, iſt man ſehr uneinig. „Die Chronike der Abtey zu Bec (**) ſagt, daß es im Jahre „1053. geſchehen ſey: welches ein offenbarer Irrthum iſt; weil „die Schrift des Berengarius, welche Lanfrancus darinn wi„derlegt, wenn ſie früh erſchienen, erſt ſechs Jahr nachher kann „erſchienen ſeyn. Don Mabillon, nachdem er über dieſen „Punkt ein wenig veränderlich geweſen, entſchloß ſich end-

(*) T. VIII. p. 279.

(**) Chronicon Beccenſe in Append. ad Opera Lanfr. 1648. fol. p. 2.

„für 1069. (*) Ueberhaupt kömmt man darinn überein, daß „der Verfaſſer noch Abt in dem Kloſter des heil. Stephanus „zu Caen geweſen, als er ſein Buch herausgegeben. Doch die, „welche für dieſes allgemeine Datum ſind, das acht bis neun „Jahre in ſich faßt, gründen ſich einzig und allein auf die „Meynung, nach welcher man vorausſetzt, daß es eben das „nehmliche Werk geweſen, welches Lanfrancus von Canterbury „aus, an den Pabſt Alexander den zweyten, ſchickte, und von „welchem er ſelbſt ſaget, daß er es noch als Abt verfertiget „habe. (**) Eine Vorausſetzung, die ſehr zweydeutig, ich will „nicht ſagen, gänzlich falſch iſt: und zwar aus folgenden Gründen!

„Die Schrift, welche Lanfrancus an benannten Pabſt ſchickte, „war zwar wirklich gegen den Berengarius; aber ſie heißt doch „nur ein bloſſer Brief: Epiſtolam quam *Berengario* Schisma„tico, dum adhuc Cadomenſi coenobio præeſſem, transmiſi, „Paternitati veſtræ . . . transmittere curavi. Man gebe ſich die „Mühe, die Ausdrücke dieſer Stelle des Lanfrancus eigentlich „zu erwägen. Die Rede iſt von einem Briefe, den er aus „Caen an den abtrünnigen Berengarius geſchrieben. Reimt „ſich dieſe Vorſtellung wohl mit dem Begriffe, den wir von „ſeinem Tractate von dem Leibe und Blute des HErrn wider „dieſen Ketzer, haben, und den der Verfaſſer ſelbſt Liber Sen„tillarum überſchrieben hatte? Würde ihn Lanfrancus wohl „dem Pabſte unter einem andern Titel überſendet haben, als „den er ihm ſelbſt gegeben? Wenn man es nicht erweiſen könnte, „daß Lanfrancus auſſer ſeinem Tractate vom Abendmahle, auch „noch andere Schriften gegen den Berengarius ausgehen laſſen, „ſo dürfte man allenfalls noch eher zu der Vorausſetzung, die „wir hier widerlegen, berechtiget ſeyn. Aber Sigebertus, ein „zeitverwandter Schriftſteller, verſichert mit ausdrücklichen Wor„ten, (***) daß auſſer dieſem Tractate, den er ſehr ſorgfältig be„zeichnet, Lanfrancus mehr als einen Brief wider ſeinen Geg„ner geſchrieben, und die Irrthümer deſſelben mit vielem Nach-

(*) Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti T. IX, p. 633. ibid. Præf. §. 57. Annal. Ord. S. Bened. lib. 63. T. V. §. 46.

(**) Lanfranc. Ep. 3. p. 303.

(***) De Script. Eccleſ. cap. 155.

„drucke darinn widerlegt habe: Scripſit invectivas contra *Be-*
„*rengarium* Turonenſem epiſtolas, refellens ſcripta eius; worauf
„Sigebertus insbeſondere den Tractat unſers Erzbiſchofes vom
„Abendmahle ſehr genau beſchreibet. Nichts kann klärer ſeyn,
„als das Zeugniß dieſes Schriftſtellers; auch iſt es hinlänglich,
„die Vorausſetzung zu vernichten, die man gemeiniglich wegen
„der vom Lanfrancus an den Pabſt Alexander überſchickten
„Schrift zu machen pflegt. Es war nicht ſein Tractat vom
„Abendmahle, der bis auf uns gekommen iſt; ſondern es war
„einer von den erſten Briefen, die er über den nehmlichen Ge-
„genſtand, wie wir geſehen, an den Berengarius geſchrieben
„hatte, und deſſen uns die Unfälle der Zeit beraubet haben.

„Was das eigentliche Datum des Tractats anbelangt, von
„welchem wir hier handeln, ſo muß ſolches aus dem zweyten
„Kapitel deſſelben genommen werden. Lanfrancus redet daſelbſt
„von dem, was unter der Regierung Gregorius des ſiebenden
„zu Rom wegen des Berengarius verhandelt worden, und
„führet von Wort zu Wort das ganze Glaubensbekenntniß an,
„welches dieſer Archidiaconus, auf der, im Februar 1079. ge-
„haltenen Kirchenverſammlung, ſechs Jahre nach dem Tode des
„Pabſt Alexanders, unterzeichnet hatte. Folglich kann Lan-
„francus ſelbſt dieſes höchſtens nur in dem nehmlichen, oder
„etwa dem folgenden Jahre geſchrieben haben, in welches die
„Bekehrung des Berengarius fällt, zu der das Werk des Lan-
„francus, wie anderwärts von uns bemerkt worden, das Sei-
„nige gar wohl beygetragen haben mochte. Doch der Ort, auf
„den wir dieſes Datum gründen, wird in verſchiednen Hand-
„ſchriften, und in den nach ſelben beſorgten Ausgaben vermißt;
„ob er ſich ſchon in den Ausgaben von 1540, 1648 und 1677
„befindet. Was kann hieraus folgen? So viel, ſagt man,
„folge hieraus, daß Lanfrancus, der dieſen ſeinen Tractat ge-
„ſchrieben, als er noch Abt zu Caen geweſen, ihn nach der
„Zeit müſſe wieder überſehn, und mit dem vermehret haben, was
„ſich unter Gregorius dem ſiebenden zugetragen. Allein ſo
„ſchlieſſen, heißt mehr errathen wollen, als ſchlieſſen. Weit
„natürlicher iſt es, daß die Lücke d[illegible]eit eines Ab-
„ſchreibers entſtanden iſt. Es

„begangen zu haben, und er kann ſich in mehrern Manuſcripten „finden, die nehmlich nach ſeinem gemacht worden. Der Bey„ſpiele von dergleichen Lücken ſind unzählige ——

„Sollte ſich mit dem allen ein Vernünftler (Ergoteur) fin„den, der unſrer Meynung zu widerſprechen, dieſes als einen „Grund anführen wollte, daß man ſonach keine Urſache abſehen „könne, warum es Lanfrancus an die zwanzig Jahre verſcho„ben habe, die Schrift des Berengarius zu widerlegen: ſo dür„fen wir nur wiederum fragen, warum er, nach der gemeinen „Meynung, es gleichwohl zehn Jahre verſchoben hätte? Wenig„ſtens erhellet aus ſeinen Worten ſelbſt, daß er es nicht eher „als nach dem Tode des Kardinal Humbertus gethan, folglich „doch erſt ganze fünf Jahre nachher, als Berengarius ſeine „Schrift ausgehen laſſen. Man dürfte ſehr verlegen ſeyn, eine „kategoriſche Urſache von dieſer Verzögerung anzugeben. Nur „die, welche wir anführen können, iſt ſehr natürlich, und grün„det ſich auf Facta. Lanfrancus, der, wie Siegebert verſi„chert, die Irrthümer des Berengarius ſchon mehr als einmal „beſtritten hatte, ſahe, daß andere Schriftſteller, wie Durandus, „Abt zu Troarn, wie Euſebius Bruno, Biſchof zu Angers, „auch vielleicht wie Guitmundus, und wer ſie ſonſt waren, „ihnen ſehr einleuchtende Schriften entgegen ſetzten. Er hofte, „daß Berengarius endlich dadurch zum Stillſchweigen gebracht, „und dieſe ärgerliche Streitigkeiten geendet werden ſollten. Als „er aber eines Theils bemerkte, daß ſich noch niemand angele„gen ſeyn laſſen, die Schmähungen abzulehnen, mit welchen „dieſer Ketzer den Kardinal Humbertus angegriffen hatte, und „andern Theils ſehen mußte, daß er ſeine falſche Lehre durch „die Schrift erneuere, in der er auch demjenigen Bekenntniſſe, „welches er 1079 unterſchrieben hatte, entſagte: ſodann entſchloß „ſich Lanfrancus nicht ſowohl dieſe, als vielmehr das ältere „Werk des Berengarius gegen ſein erſtes zwanzig Jahre vor„her unterſchriebenes Bekenntniß, zu widerlegen. Warum er „ſich aber lieber an dieſes, als an jenes Werk halten wollte, „kam wohl daher, weil beide die nehmlichen Spitzfindigkeiten „und Trugſchlüſſe enthalten, in dem erſtern aber ſich die ſchimpfli„chen Vorwürfe befinden, deren wegen er den Humbertus und

„die Römiſche Kirche rächen wollte. Indem alſo Lanfrancus „ſeine Waffen gegen die erſte Schrift des Berengarius richtete, „ſo gelang es ihm nicht allein, dieſen ſeinen Vorſatz zu erreichen, ſondern auch die eine Schrift ſowohl als die andere zu „widerlegen. Mit einem Worte, eine Gelegenheit mußte Lanfrancus haben, wider den Berengarius zu ſchreiben. Die „Bekanntmachung der 1059 ausgefertigten Schrift deſſelben, „war dieſe Gelegenheit nicht, indem er, wie andere Kritici „wollen, wenigſtens fünf, wo nicht gar zehn Jahre verſtreichen „ließ, ehe er darauf antwortete. Sondern die Schrift von 1079 „ſchafte ihm dieſe Gelegenheit, und ſetzte ihn gleichſam in die „Nothwendigkeit, ſeinem Gegner den Mund zu ſtopfen. Wir „haben uns bey dieſem Punkte der Kritik vielleicht ein wenig „zu lange aufgehalten: aber allgemein angenommene Vorurtheile „machen es öfters nöthig, daß man ſich umſtändlich einlaſſen „muß, um ſie deſto gewiſſer aus dem Wege zu räumen.

„Dieſem Grundſatze zu Folge, erlaube man uns alſo nur „noch eine einzige Anmerkung, die mit zur Beſtätigung unſrer „bisher dargethanen Meynung dienen kann. Seitdem Lanfrancus zum Biſchof erhoben war, hatte er dem Studio und Gebrauche der weltlichen Wiſſenſchaften gänzlich entſagt.(*) Dieſes verſichert er uns ſelbſt; und ohne Zweifel muß man auch „die Dialektik darunter begreifen, als die einen Theil derſelben „ausmacht. Hiermit vergleiche man nun, was er von dem „Gebrauche dieſer Kunſt in ſeinem Werke wider den Berengarius ſagt, dem er vorwirft, daß er in Ermangelung gültiger „Beweisſtellen ſeine Zuflucht zu ihr nehme.(**) Lanfrancus „bekennet, daß er ſeines Theils in Dingen, welche die Religion „betreffen, keinen Gefallen an den Regeln der Dialektik habe, „weil er nicht gern ſcheinen wolle, ſich mehr auf ſie, als auf „die Wahrheit ſelbſt, und auf das Anſehen der heiligen Väter „zu verlaſſen. Sogar wenn der Gegenſtand des Streits von „der Beſchaffenheit wäre, daß er ſich durch dieſe Regeln am „leichteſten auseinander ſetzen laſſe, bemühe er ſich, ſie ſo viel „möglich zu verſtecken, indem er ſich gl rücke

(*) Epiſt. 53.

(**) Cap. 7.

„bediene. Aus der Beſchreibung, welche Siegebert von des „Lanfrancus Auslegungen der Briefe Pauli macht, hat man „geſehen, daß er ſich der nehmlichen Enthaltſamkeit von dieſer „Kunſt bey weitem nicht befliſſen, als er nur noch Abt war. „Folglich muß er ſchon Erzbiſchof geweſen ſeyn, als er die Schrift „gegen den Berengarius aufſetzte, die uns noch von ihm übrig „iſt; ob er ſich ſchon darinn keinen andern Titel, als den Titel „eines katholiſchen Chriſten von GOttes Barmherzigkeit, giebt.

So viel halb wahres, ſo viel falſches auch in dieſer langweiligen Stelle iſt, ſo würde es doch ſchwer fallen, ſie, ohne unſer Manuſcript, auf eine ſchlechterdings befriedigende und unwiderſprechliche Art zu widerlegen. Denn alles, was man dagegen ſagen könnte, würde doch die Möglichkeit des Gegentheils nicht aufheben, die nur alsdann in keine Betrachtung mehr kömmt, wenn man ihr das Wirkliche entgegen ſtellen kann. Ich würde daher zwar nur meine Zeit verſchwenden, wenn ich, mit Zurückhaltung des alles entſcheidenden Augenſcheines, Vermuthungen blos mit Vermuthungen beſtreiten wollte. Aber dennoch kann ich mich auch nicht enthalten, wenigſtens über ein Paar Punkte, ohne Rückſicht auf meinen ſtärkern Hinterhalt, einige Anmerkungen zu machen.

1. Woher weiß es denn der Benediktiner, daß Lanfrancus ſelbſt ſein noch vorhandenes Buch wider den Berengarius Liber Scintillarum überſchrieben habe? Es ſey immer wahr, daß Bromton in ſeiner Chronike(*) es unter dieſem Titel anführet. Aber da in keiner von den Handſchriften, aus welchen es hernach abgedruckt worden, die geringſte Spur davon muß anzutreffen geweſen ſeyn, als in welchen es ſchlecht weg Liber de Corpore et Sanguine Domini geheiſſen: ſo könnte ja gar wohl eine ſo ſpielende Aufſchrift, das Buch der Funken, der witzige Einfall eines ſpätern Mönchs ſeyn. Daß mehrere Abſchreiber dieſem Buche des Lanfrancus einen Titel nach ihrem Gutdünken gegeben, beſtätiget auch das Exempel der heil. Diemude beym Pez, (**) die es Conflictus *Lanfranci* contra *Berengarium* benannte. Andere haben es Dialogus geheiſſen. Aber bey

(*) Hiſtoriæ Angl. Script. p. 952.

(**) Theſ. Anecd. T. I. Prf. p. 21. §. 37.

dem allen kömmt ihm doch ſchlechterdings keine Benennung mit mehrerm Rechte zu, als die Benennung eines Briefes, die ihm Lanfrancus ſelbſt in ſeinem Schreiben an den Pabſt Alexander giebt. Denn iſt es dann nicht wirklich ein Brief? eine ſchriftliche Anrede eines Abweſenden? Kann die Stärke oder Weitläuftigkeit deſſelben machen, daß es ein Brief zu ſeyn aufhöret? Lanfrancus hätte ſeine Schrift mit der gewöhnlichen Briefformel angefangen, (*) und er ſollte Bedenken getragen haben, ſie gegen den Pabſt einen Brief zu nennen?

2. Müßten wir es denn aber ſchlechterdings dem Bromton auf ſein Wort glauben, daß die noch vorhandene Schrift des Lanfrancus gegen den Berengarius, von dem Verfaſſer ſelbſt, Liber Scintillarum überſchrieben geweſen: warum müßten wir ihm nicht ebenfalls auf ſein Wort glauben, daß Lanfrancus dieſes ſo überſchriebene Werk als Prior der Abtey zu Bec verfertiget habe? Denn beides ſagt er in der nehmlichen Stelle, ſo zu reden, mit dem nehmlichen Zuge der Feder: *Lanfrancus* Beccenſis Prior tonantem librum contra *Berengarium* edidit, quem *Scintillarum* intitulavit. Kann, dieſen Worten zu Folge, das Buch, welches Lanfrancus an den Pabſt Alexander ſenden mußte, nicht deſſelben noch vorhandene Schrift wider den Berengarius ſeyn, weil dieſe Liber Scintillarum überſchrieben geweſen: ſo kann ja, eben dieſen Worten zu Folge, die nehmliche Schrift nicht unter Gregorius dem ſiebenden abgefaßt ſeyn, welches der Benediktiner doch mit aller Gewalt behaupten will, als unter deſſen Regierung Lanfrancus längſt nicht mehr Prior zu Bec, ſondern bereits Erzbiſchof zu Canterbury war. Aber, was das vornehmſte iſt, wo ſagt denn Bromton, daß eben das noch vorhandene Buch des Lanfrancus wider den Berengarius Liber Scintillarum betitelt geweſen? In den angeführten Worten ſagt er es doch wahrlich nicht. Der Benediktiner ſelbſt beruft ſich ſo nachdrücklich auf das Zeugniß des Sigebertus, daß Lanfrancus mehrere Bücher gegen den Berengarius geſchrieben. Nun wohl; wir müſſen ihm zugeben, daß nach dieſem Zeugniſſe das Buch wider den Berengarius, welches Lanfrancus an den Alexander ſchickte, nicht

(*) *Lanfrancus* miſericordia Dei Catholicus, *Berengario* Cathi Eccleſiæ adverſario.

eben das noch vorhandene muß geweſen ſeyn; daß es ein anderes geweſen ſeyn kann. Muß er aber nicht hinwiederum zugeben, daß nach eben dem Zeugniſſe, dieſes noch vorhandene Buch auch nicht nothwendig dasjenige ſeyn muß, welches Liber Scintillarum überſchrieben geweſen? Denn warum könnte es kein anderes geweſen ſeyn, das dieſen Titel geführet? Kann es aber ein anderes geweſen ſeyn, wo bleibt ſein Schluß? Ja es muß ein anderes geweſen ſeyn, wenn das Anſehen des Bromton überhaupt etwas gelten ſoll. Das noch vorhandene Buch iſt augenſcheinlich eine geraume Zeit nach dem Tode des Kardinal Humbertus geſchrieben; da ſogar die Schrift des Berengarius, die es widerlegen ſoll, erſt nach dieſem Tode aufgeſetzt zu ſeyn ſcheinet. Nun ſtarb Humbertus 1063: und wann Lanfrancus in dieſem Jahre nicht ſchon Abt von St. Stephanus zu Caen war, ſo ward er es doch wenigſtens. Folglich kann er ſein noch vorhandenes Buch gegen den Berengarius, als Prior zu Bec nicht geſchrieben haben, und das Buch der Funken, welches er in dieſer Würde ſchrieb, muß ein anders geweſen ſeyn. Ja, ich glaube ſogar nicht unwahrſcheinlich angeben zu können, welches andere Buch es geweſen. Sie erinnern ſich, daß Lanfrancus von ſich ſelbſt erzehlet, er ſey auf der Kirchenverſammlung zu Rom unter Leo dem neunten, welches die erſte war, die gegen den Berengarius gehalten ward, faſt ſelbſt in den Verdacht gekommen, daß er der Meynung des Berengarius zugethan ſey. Der Pabſt habe ihm alſo befohlen, ſich zu rechtfertigen, ein Bekenntniß ſeiner Orthodoxie abzulegen, und die allgemeine Lehre der Kirche, nicht ſowohl durch Gründe der Vernunft, als durch Beweisſtellen aus der Schrift und den Vätern zu erhärten. Dieſes habe er denn auch gethan, und den Beyfall der ganzen Verſammlung erhalten. (*) Wenn man nun annehmen darf, daß dieſes nicht blos mündlich geſchehen, ſondern daß Lanfrancus ſein Bekenntniß, ſeine Erörterung der katholiſchen Lehre, entweder vorher oder nachher, auch ſchriftlich werde aufgeſetzt

(*) Poſt hæc præcepit Papa, vt ego ſurgerem, fidem meam exponerem, expoſitam plus ſacris authoritatibus, quam argumentis probarem. Itaque ſurrexi, quod ſenſi dixi, quod dixi probavi, quod probavi omnibus placuit, nulli diſplicuit. *Cap. IV.* p. 234. *Edit. Dack.*

haben: ſo dürfte ein ſolcher Aufſatz vielleicht am erſten, es ſey von ihm ſelbſt oder von andern, mit dem Titel des Buchs der Funken ſeyn belegt worden. Denn, wie geſagt, es ſollte vornehmlich eine Sammlung einzelner von dort und da zuſammengetragener Beweisſtellen, gleichſam alſo einzelner Funken ſeyn, aus welchen ſich die leuchtende Flamme der Wahrheit erzeuge. Hingegen einen Tractat ſo zu benennen, wie der noch vorhandene des Lanfrancus iſt, in welchem man einen Gegner Punkt vor Punkt widerlegen, und die ganze ſtreitige Materie, nach allen Gründen für und wider, erſchöpfen will, würde ſo abgeſchmackt ſeyn, daß man ſich ſchwerlich bereden könne, es ſey von dem Verfaſſer ſelbſt geſchehen. Auch war es insbeſondere als Titel zu dieſem Tractate, daß ich ihn, in dem Vorhergehenden, für den witzigen Einfall eines ſpätern Mönchs erklärte.

3. Es iſt ſehr ſeltſam, mit dem Benediktiner anzunehmen, daß Lanfrancus ganze zwanzig Jahre angeſtanden haben ſollte, den Berengarius förmlich zu widerlegen, und daß er, als er ſich endlich dazu entſchloſſen, ſich lieber dabey an die allererſte, längſt vergeſſene Schrift deſſelben hätte halten wollen, als an die allerneueſte. Aber noch ſeltſamer iſt die Beſchönigung, daß Lanfrancus doch auch, nach der gemeinen Meynung, wenigſtens fünf, wo nicht gar zehn Jahre ſeine Widerlegung verzögert habe. Als ob zwanzig und zehn und fünfe, alles eines wäre! Und worauf gründet ſich denn nun auch dieſe Beſchönigung? Woher hat es denn der Benediktiner, daß Lanfrancus, auch nur fünf Jahre verſtreichen laſſen? Es iſt wahr, Lanfrancus hat erſt nach dem Tode des Humbertus, das iſt, nach 1063 geſchrieben, und Berengarius hatte bereits im April 1059 zu Rom wiederruffen. Das macht freylich fünf Jahre; aber muß denn darum auch gleich im Jahre 59 Berengarius ſeinen Wiederruf öffentlich zurückgenommen, und die Schrift, in welcher er es that, allen bekannt gemacht haben? Wer hat dem Benediktiner das geſagt? Iſt es nicht vielmehr höchſt wahrſcheinlich, daß die Klugheit dem Berengarius angerathen, vorher den Tod ſowohl des Pabſtes als des Kardinals abzuwarten, die ihn zu dem Wiederruffe gezwungen? Auch ergiebt ſich aus mehr als einem Umſtande, daß er dieſem Rathe der Klugheit wirklich gefolget.

Nicolaus ſtarb 1061, und Humbertus das zweyte Jahr darauf. Von 59 bis 63 iſt kein Jahr verfloſſen, in welchem nicht zu Rom, oder in Frankreich, anſehnliche Kirchenverſammlungen gehalten worden. Aber auf keiner wurde des Berengarius und ſeiner erneuerten Ketzerey gedacht. Nur erſt in dem nehmlichen 63ſten Jahre, fand man auf der Kirchenverſammlung zu Rouen wieder für nöthig, die Schlüſſe der Kirche gegen den Berengarius und ſeine Anhänger zu wiederhohlen. Ja, wie ich ſchon angemerkt, die Worte des Berengarius ſelbſt, mit welchen er des Humbertus in ſeiner Schrift gedachte, ſcheinen nicht von der Art, daß ſie von einem noch lebenden Kardinale geſagt worden. — (*) Scriptum *Humberti* Burgundi, quem *fecerant* Romæ Epiſcopum Cardinalem, quod ſcripſit contra catholicam veritatem, quod inferius patebit, vt cogeretur ex illo *Berengarius* quaſi profiteri errorem *ineptiſſimi* Burgundi. Ich denke, nur von einem Todten ſpricht man in dieſem lange nachher erzehlenden und freymüthigem Tone. Vielleicht ſchien auch ſonſt dieſe Zeit dem Berengarius vorzüglich bequem, einen ſo kühnen Schritt zu thun, als die öffentliche Zurücknahme ſeines Wiederrufs war. Die oberſte Gewalt der Kirche war getheilet; zwey zugleich, und mit mächtigen Unterſtützungen, herrſchende Päbſte ſicherten ihn vor der Tyranney des einen und des andern. Honorius der zweyte, oder vielmehr die Kirchenverſammlung zu Baſel, die ihn erwählte, hatte ſogar alle Thathandlungen und Schlüſſe ſeines Vorgängers, Nicolaus des zweyten, für null und nichtig erkläret, (**) als worunter die Verdammung des Berengarius und ſeiner Lehre nothwendig begriffen war. Indeß will ich den Einfluß, den dieſer letztere Umſtand auf den Berengarius gehabt haben kann, für nichts als eine Vermuthung geben: genug, daß aus den übrigen ſattſam erhellet, daß die Schrift des Berengarius ſchwerlich vor 1063 bekannt geworden. Und nun kann ſie Lanfrancus, ein, zwey, drey Jahre darauf beantwortet haben: wer will das beſtimmen? Nur daß er bis 69 ſollte damit verzögert haben,

(*) Apud *Lanfrancum* p. 2. Edit. *Vlimmerii.*

(**) *Fr. Pagi Brev.* T. II. p. 386. *Harduini* Acta Concil. T. VI. Par. I. p. 117.

das iſt wenigſtens daraus nicht zu ſchlieſſen, woraus es Mabillon ſchlieſſen will. (*) Es iſt wahr, Lanfrancus ſchickte ſeine Widerlegung, nicht eher als 70 oder 71, an den Pabſt Alexander; aber nicht darum, weil ſie nicht eher fertig war; ſondern darum, weil ſie der Pabſt nicht eher verlangt hatte. Oder ſchickte etwa jeder Mönch, der ein Buch geſchrieben hatte, ein Exemplar ſofort an den Pabſt? Alexander ohnedem verfuhr mit dem Berengarius ſehr ſäuberlich; (**) es ſey nun, weil er ihn für ſo irrgläubig nicht hielt, oder weil er in der Verfaſſung war, alles gern zum Freunde zu behalten, was nur immer ſein Freund ſeyn wollte. Dieſes wiſſen wir noch itzt: warum ſollte es nicht auch damals Lanfrancus gewußt haben? Und wußte er es, ſo wird er ſich gewiß nicht übereilt haben, ſein heftiges verketzerndes Buch eher an den gelinden Pabſt zu ſenden, als er es ausdrücklich von ihm verlangte.

4. Gleichwohl wird man ſagen, geſchieht doch in dem Buche des Lanfrancus des Wiederrufs, zu welchem ſich Berengarius auch unter Gregorius dem ſiebenden gebracht ſahe, nicht allein Meldung, ſondern dieſer Wiederruf ſelbſt iſt von Wort zu Wort daſelbſt eingerückt. Wie wäre das möglich, wenn nicht Lanfrancus nachher erſt geſchrieben hätte? — Durch die unbeſonnene Interpolation eines Abſchreibers, antworte ich, war es möglich; und man ſollte ſich ſchämen, dieſe hier leugnen zu wollen. Doch, was ich in dem einen Manuſcripte für eingeſchoben erkläre, erkläret der Benediktiner in den andern Manuſcripten für ausgelaſſen. Wie wird das zu entſcheiden ſeyn? Ich ſollte meynen, daß hier ſehr vieles ſchon auf die Anzahl der Manuſcripte ankomme. Eingeſchaltet hat ſich die ſtreitige Stelle nur in einem einzigen Manuſcripte gefunden; nehmlich in dem, nach welchem Franciscus Quadratus das Werk des Lanfrancus herausgab: ausgelaſſen aber, in allen übrigen. Welches iſt nun wahrſcheinlicher? Dieſes, daß von der einzigen Handſchrift, in welcher die Stelle ausgelaſſen war, alle übrige

(*) Annal. Bened. lib. XIII. p. 19.

(**) Litteris eum ſatis amice præmonuit, vt a Secta ſua ceſſaret, nec amplius ſanctam Eccleſiam ſcandalizaret. *Anonymus Chifletianus apud Hard. T. VI. Concil. P. I. p.* 1015.

Abſchriften genommen worden? oder dieſes, daß die eine verfälſchte Abſchrift glücklicher Weiſe ohne weitere Abſchrift geblieben? Die Ausgabe des Quadratus erſchien zu Rouen 1540; und Quadratus bildete ſich feſt ein, daß er das Werk des Lanfrancus zuerſt an das Licht brächte. — Novum, ſagt er in der Zueignungsſchrift, dixi propter eos, qui vel *Deſiderii Erasmi*, vel nescio cujus opera hoc jam editum esſe mentiuntur, certe non extat. Gleichwohl war es keine Lüge, daß, zwar nicht Erasmus, ſondern Joh. Sichardus ihm bereits zuvorgekommen war. Dieſe Ausgabe des Sichard iſt zu Baſel 1528 in Octav gedruckt, und mit dem Philaſtrius verbunden, den dieſer um mehrere alte Schriftſteller verdiente Mann gleichfalls zuerſt drucken ließ. Er hatte beider Handſchriften in einer alten Bibliothek zu Trier entdeckt; und in der von dem Werke des Lanfrancus, fand ſich die ſtreitige Stelle nicht. Da indeß dem Quadratus ſein Vorgänger ſo völlig unbekannt geblieben war, ſo konnte ihm ſo leicht kein Argwohn darüber beyfallen, und wir können es ihm nicht verdenken, daß er alles drucken ließ, wie er es vor ſich hatte. Nur dem Dacherius, der die geſammten Werke des Lanfrancus 1648 herausgab, iſt es zu verargen, daß er dem Quadratus die Ehre der erſten Ausgabe beſtätigte, da er doch wußte, daß überall, wo der Tractat des Lanfrancus ſonſt abgedruckt war, von mehr gedachter Stelle nicht die geringſte Spur zu ſehen ſey. Dieſes hätte ihn ja wohl eine andere Quelle müſſen vermuthen laſſen; und indem er dieſer nachgeforſcht, würde ihm Sichard nicht haben entgehen können. Denn obſchon auch Vlimmer, nach dem Quadratus, eine Ausgabe von dem Buche des Lanfrancus 1561 beſorgt hatte, in welcher ſich die Stelle gleichfalls nicht befindet: ſo konnte Dacherius darum doch nicht glauben, daß man in allen den groſſen Sammlungen, in welche das Buch des Lanfrancus aufgenommen worden, dem einzigen Vlimmer gefolgt ſey. Denn einige derſelben ſind früher, als Vlimmers Ausgabe; z. E. das Μικροπρεσβυτικον von 1550 und die Orthodoxographa von 1555, bey welchen beiden man nur allein der Sichardſchen Ausgabe kann nachgegangen ſeyn, da man in ihnen Gregorius des ſiebenden an dem zweifelhaften Orte

eben ſo wenig erwehnt findet, als beym Sichard. Kurz, Dacherius hatte ſehr Unrecht, ſich an den einzigen Quadratus zu halten, und indem er den Text deſſelben allen übrigen vorzog, gleichſam den Grund zu den verführeriſchen Unwahrheiten zu legen, welche der Benediktiner in der Folge darauf zu bauen beliebte. Denn glauben Sie ja nicht, daß die drey Ausgaben von 1540, 1648 und 1677, in welchen er ſagt, daß ſich die Stelle vom Gregorius befinde, drey wirklich verſchiedene Ausgaben ſind. Die von 1540 iſt das Original des Quadratus; die von 1648 iſt die Sammlung des Dacherius, der jenem blindlings folgte; und die von 1677 iſt der Abdruck in dem 18ten Bande der Bibl. max. Patrum, in welcher man eben ſo blindlings ſich an den Dacherius gehalten hat: ſo daß man überall auf den leidigen Quadratus zurückkömmt. Ich gebe es zu, daß die Ausgabe des Sichard höchſt ſelten iſt. Auch die größten Bücherkenner, wenn ſie ja etwas von ihr wiſſen, haben nur einen ſehr verwirrten Begriff davon, welches ich Ihnen mit dem Beyſpiele des Fabricius beweiſen könnte. (*) Aber den Dacherius kann das noch lange nicht entſchuldigen. Er hatte doch ſonſt ſechs bis ſieben gedruckte Ausgaben vor ſich, und auſſer dieſen, wie er ſelbſt bekennet, noch drey Manuſcripte, welche alle der Interpolation des Quadratus widerſtritten. Was hätte dieſer einzige gegen ſo viele bey ihm vermögen ſollen? Zwar will er ſich durch die Vermuthung rechtfertigen,

(*) Liber *Lanfranci* contra *Berengarium* primum editus eſt a *Francisco Careo* ſive *Quadrato*, Beccenſi Cœnobita, recuſus cum Philaſtrio, Baſil. 1528, 1551. 8. et cum *Paſchaſii Ratberti* libro per *Guil. Ratum*, *Rothomag.* 1540. 8. *Fabr. Bibl. med. et inf. Latinit. libr. XI.* Es iſt kaum möglich, daß Fabricius eine einzige von allen dieſen Auflagen kann ſelbſt geſehen haben. Denn falſch iſt es, daß die Ausgabe des Quadratus die erſte iſt. Falſch iſt es, daß das Buch des Lanfrancus mit dem Philaſtrius wieder aufgelegt worden: eben dieſe Auflage iſt die allererſte des Sichards. Falſch endlich iſt es, daß ein Guil. Ratus 1540 zu Rouen den Lanfrancus herausgegeben: eben dieſe Ausgabe von Rouen und benanntem Jahre iſt die Ausgabe des Quadratus, und Guil. Ratus heißt nur der, welchem ſie Quadratus zuſchrieb. Ich kann nicht begreiffen, woher dieſe Verwirrung entſtanden. Denn eine bloſſe Verwirrung kann es doch nur ſeyn; ob ich ſie ſchon auch von Hr. Hambergern wiederhohlt finde. Zuverläßige Nachrichten, Th. *III.* S. 805.

daß Lanfrancus vielleicht ſelbſt die Stelle in nachfolgenden Zeiten eingeſchoben, um ſein Buch deſto vollſtändiger zu machen. (*) Aber wo iſt der Verfaſſer, der ſein Buch auf Unkoſten aller Ordnung, alles Zuſammenhanges, alles geſunden Menſchenverſtandes, mit einer einzigen Nachricht vermehren wollte, die man bey ihm gar nicht ſucht? Und daß dieſes hier der Fall wäre, wird jeder empfinden, der ſich die Mühe nehmen will, die erſten zwey Kapitel in einem Striche zu leſen. Ein anderes wäre es, wenn noch ſonſt Spuren der Umarbeitung und Vermehrung in dem Texte des Quadratus ſich fänden. Allein keine einzige, als dieſe, und eine ſo unförmliche: das iſt ſchlechterdings unglaublich. Dennoch, wie beſcheiden iſt noch Dacherius im Vergleich mit dem Benediktiner, dem Lanfrancus nicht bloß ſo verwirrt ergänzt, ſondern gleich Anfangs geſchrieben haben ſoll! Iſt es möglich, daß dieſer Mann, auch nur den Anfang des Werks, mit Aufmerkſamkeit kann geleſen haben?

5. Denn endlich: was erhellet aus dieſem Anfange unwiderſprechlicher, als daß Lanfrancus nicht in England geſchrieben? Lanfrancus wirft dem Berengarius vor, daß er ihm ausweiche, ihn vermeide, daß er ſich mündlich mit ihm nicht einlaſſen, kein freundſchaftliches Geſpräch über die ſtreitige Materie, unter Zuziehung frommer und einſichtsvoller Schiedsrichter, mit ihm eingehen wolle. Si divina pietas cordi tuo inſpirare dignaretur, quatenus reſpectu ejus, atque animæ tuæ *mecum loqui* velles, locumque opportunum in quo id competenter poſſet fieri, ſalubri deliberatione eligeres: multum fortaſſe tibi, procul dubio autem iis conſuleres, quos decipis. ——— Sed quia elegiſti pravitatem, quam ſemel imbibiſti, clandeſtinis diſputationibus apud imperitos tueri; palam autem atque in audientia ſancti Concilii orthodoxam fidem non amore veritatis,

(*) Deinde collato Tractatu ad tria Mſ. Bibliothecarum Regiæ, Beccenſis et Petavianæ, nec non ad omnes, quæ occurrerunt editiones, cum ejuscemodi profeſſionis ne vel minima ſyllaba legeretur, magis augebatur ſuſpicio: Nihilo tamen ſecius additamenta eſſe quæ protulimus, non eſt cur affirmemus, quandoquidem adjeciſſe ea B. Lanfrancum, elaborasſeque vt amplior atque emendatior foret libellus, vero ſimillima eſt ratio; quod et ſolent plerique auctores ſæpiuscule opera a ſe edita ſub incudem revocare. *Dacherius ad Lectorem.*

ſed timore mortis confiteri: propterea *refugis me*, refugis religioſas perſonas, qui de verbis tuis, ac meis poſſint ferre ſententiam. Nun frage ich einen jeden, läſſet ſich ſo ein Vorwurf einem Manne machen, den Land und Meer von uns trennen? Berengarius flohe den Lanfrancus: alſo mußten ſie doch einander noch leicht treffen können? Berengarius wollte an dem dritten Orte mit dem Lanfrancus nicht zuſammen kommen: wie iſt das? ſollte der Archidiaconus zu dem Biſchofe nach England, oder wollte der Biſchof zu dem Archidiaconus nach Frankreich kommen? Thorheit! Berengarius und Lanfrancus mußten nothwendig noch in benachbarten Provinzen des nehmlichen Landes leben; und über die See, aus einem Lande in das andere, macht man dergleichen Einladungen und Verweiſe nicht. ——

Ich ſollte glauben, mein Freund, dieſer letzte Grund allein überwiege alle Sophiſtereyen des Benediktiners. Und doch, wie geſagt, getraute ich mir nur wenig mit ihm, und allen vorhergehenden, gegen einen Mann auszurichten, dem das ſicherſte Zeichen der hiſtoriſchen Wahrheit dasjenige zu ſeyn ſcheinet, was ſeiner Religion am meiſten Ehre macht. In der Ueberzeugung, daß, wenn die Dinge ſich ſchon nicht ſo, wie er ſagt, wirklich zugetragen hätten, ſie ſich dennoch ſo hätten zutragen ſollen, würde er mich Einen unerträglichen Ergoteur über den andern heiſſen, und es käme darauf an, wie viele Leſer ihm ſehr Unrecht geben würden, da es die Schwachheit der meiſten iſt, mehr Gefallen an dem Aufbauen, als an dem Niederreiſſen zu finden.

Gut alſo, daß auf dieſes Spiegelgefechte nichts ankömmt, und der Benediktiner ſich in ein ernſthafteres nun wohl ſchwerlich einlaſſen dürfte. Er wird ſchwerlich noch behaupten wollen, daß Berengarius die Schrift des Lanfrancus ohne Antwort gelaſſen: denn hier iſt die Antwort. Er wird ſchwerlich uns noch bereden wollen, daß Berengarius durch die Schrift des Lanfrancus bekehret worden: denn die Antwort des Berengarius enthält ſo wenig eine Billigung ſeines Gegners, daß dieſer Gegner vielmehr darinn ſo eingetrieben wird, daß allem Anſehen nach nicht Lanfrancus, ſondern Berengarius das

letzte Wort behalten. Doch, das letzte Wort! Als ob nur der immer Recht hätte, der das letzte Wort behält.

Noch weniger, denke ich, wird der Benediktiner (oder, wenn der nehmliche nicht mehr am Leben, einer von ſeinen Ordensbrüdern, der die Ehre ihres gemeinſchaftlichen Werkes retten zu müſſen glaubt,) darauf beſtehen wollen, daß dem ohngeachtet Lanfrancus erſt unter Gregorius dem ſiebenden müſſe geſchrieben haben. Denn warum ſollten ſie ein elendes Einſchiebſel noch länger vertheidigen wollen, da ſie doch die Hauptſache, welche ſie damit zu erhalten gedachten, aufgeben müſſen? Zwar beharret man oft auf der Behauptung ſolcher unbedeutender Umſtände um ſo viel hartnäckiger, je weniger man ſich bloß geben will, daß man ſie Anfangs, nicht ſo wohl ihrer eigenen Evidenz wegen, als nur zum Behuf eines andern zu erſchleichenden Punkts von gröſſerer Wichtigkeit, behauptet habe. Und auch auf dieſen Fall verſiehet mich unſer Manuſcript mit Gründen, ihm zu begegnen.

Denn wie kann Lanfrancus ſein Buch erſt unter Gregorius dem ſiebenden, geſchrieben haben, da des Berengarius Widerlegung dieſes Buches weit früher geſchrieben iſt? Hiervon aber fallen überall die unwiderſprechlichſten Beweiſe in die Augen. Vors erſte gedenkt Berengarius ſeines letzten Wiederrufs unter genanntem Pabſte mit keinem Worte; er entſchuldiget ſich bloß wegen des erſten, zu dem man ihn, unter Nicolaus dem zweyten, gezwungen hatte; und unmöglich hätte er jenen ſo gänzlich mit Stillſchweigen übergehen können, wenn er bereits geſchehen geweſen wäre, wenn ihm Lanfrancus denſelben ſo gar mit vorgeworfen hätte. Zweytens; Berengarius beruft ſich namentlich mehr als einmal auf den Kardinal Hildebrand; folglich war Hildebrand noch nicht Gregorius der ſiebende, und Berengarius mußte dieſes noch unter der Regierung Alexanders des zweyten ſchreiben. Drittens; Berengarius nennet den Lanfrancus ſelbſt durchgängig Monachum; eine Benennung, die dem Lanfrancus nur bis 1070 zukommen konnte, und die ihm, auch noch als Biſchof zu ertheilen, die gröbſte Beleidigung geweſen wäre.

Ich werde in meinen folgenden Briefen Gelegenheit haben, Ihnen aus dem Manuſcripte ſelbſt verſchiedne Stellen mitzutheilen, aus welchen dieſe Data erhellen. Itzt merke ich überhaupt nur noch an, daß, dem allen zu Folge, der Zeitraum zwiſchen 63 und 69 fallen muß, in welchem Berengarius zuerſt geſchrieben, Lanfrancus ihn widerlegt, und erſtrer auf die Widerlegung geantwortet haben kann. So viele Jahre können auch gar wohl darüber verfloſſen ſeyn: denn ſo Schlag auf Schlag lieſſen ſich die gelehrten Streitigkeiten im eilften Jahrhunderte ohne Zweifel noch nicht führen, als wir ſie itzt, im achtzehnten, geführt zu ſehen gewohnt ſind.

IV.

Wenn es Nugæ ſind, womit ich Sie in meinem vorigen Briefe unterhalten habe, ſo ſind es doch Nugæ aus der Klaſſe derer, quæ ſeria ducunt: und das muß mich entſchuldigen. Eine handgreiflich untergeſchobene Stelle ſey eine noch ſo klägliche Nichtswürdigkeit: das, wozu man dieſe Stelle brauchen will, iſt wenigſtens keine Nichtswürdigkeit.

Denn überſehen Sie nur den ganzen Weg des Benediktiners; von wannen er ausgehet, und nach welchem Ziele er fortſchreitet. Wann die Stelle des Lanfrancus, ſchließt er, nicht untergeſchoben iſt, ſo hat Lanfrancus viel ſpäter geſchrieben; hat er viel ſpäter geſchrieben, ſo kann er wohl gar den Berengarius bekehrt haben; hat er ihn bekehren können, ſo hat er ihn gewiß bekehrt; und hat er ihn, den Patriarchen aller Feinde der Transſubſtantiation bekehret, ſo iſt es bloſſe Hartnäckigkeit von mir, und von Ihnen, und von uns allen, wenn wir uns nicht gleichfalls durch ſeine Gründe bekehren laſſen.

Aber, wird man ſagen, ſo ſchloß vielleicht nur ein einziger Benediktiner; ſo ſchloſſen höchſtens nur diejenigen Benediktiner, die gemeinſchaftlich an einem Werke arbeiteten, das die Sanction ihrer Kirche weder erhalten hat, noch jemals erhalten wird: dieſe billiget dergleichen Fechterſtreiche eben ſo wenig, als ſie deren bedarf.

Nun wohl: ſo wollen wir alle die kleinen Vortheile, die unſer Manuſcript gegen unbefugte Partheygänger an die

Hand giebt, für nichts rechnen, und zu wichtigern Dingen kommen.

Mit einem Worte, mein Freund, ich verſpreche Ihnen nichts geringeres, als die Aufklärung und Berichtigung der geſamten Berengariſchen Händel, in einem Grade, welcher ſchwerlich mehr zu erwarten ſtand. Sowohl die eigentliche Meynung des Berengarius, als die verſchiednen Wege, welche man einſchlug, dieſe Meynung in ihm zu unterdrücken, wohin vornehmlich die gegen ihn gehaltenen Kirchenverſammlungen gehören, nebſt der räthſelhaften Nachſicht, die er bey allen ſeinen anſcheinenden Rückfällen fand: alles das ſollen Sie in einem ſchlechterdings neuen Lichte erblicken, welches Ueberzeugung und Befriedigung auf den geringſten Umſtand verbreitet.

Aber erlauben Sie mir, was ich Ihnen von der eigentlichen Meynung des Berengarius aus dem Manuſcripte mitzutheilen habe, noch vors erſte bey Seite zu ſetzen. Ich halte es für ſchicklicher, bey dem bloß Hiſtoriſchen anzufangen, und Ihnen, nach der Zeitordnung, nicht unerhebliche Erörterungen über folgende beſondere Stücke vorzulegen: als nehmlich, 1) über die erſte Anklage des Berengarius bey dem Pabſte; 2) über die Zeit, wenn Berengarius ſeine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen; 3) über die erſte wider ihn zu Rom unter Leo dem neunten 1050 gehaltene Kirchenverſammlung; 4) über die Kirchenverſammlung zu Vercelli, des nehmlichen Jahres; 5) über die zu Paris in Gegenwart Heinrichs des erſten, gleichfalls von dieſem Jahre; 6) über die zu Tours von 1055; und endlich 7) über die zu Rom, von 1059, unter Nicolaus dem zweyten, als der nähern Veranlaſſung der zwiſchen dem Lanfrancus und Berengarius gewechſelten Streitſchriften.

Alles, was wir von dieſen Dingen bisher gewußt haben, ſchreibet ſich, wie bekannt, faſt einzig und allein aus der Schrift des Lanfrancus her. Selbſt der zeitverwandte Anonymus, deſſen Aufſatz de *Berengarii* damnatione multiplici, Chifletius herausgegeben hat, iſt nichts als der oft wörtliche Kopiſte des Lanfrancus, bis er auf den allerletzten Wiederruf des Berengarius, unter Gregorius dem ſiebenden, kömmt, welchem er ſelbſt beygewohnet haben will. Da ich nun geſagt, daß Berengarius in

unſerm Manuſcripte dem Lanfrancus Schritt vor Schritt folge: ſo können Sie leicht erachten, daß er auch die hiſtoriſchen Umſtände nicht werde vorbeygegangen ſeyn, die dieſer ſeinen erſten Kapiteln eingeflochten. Aber hier iſt es, wo ich die Klage über die Verſtümmlung wiederhohlen muß, welche das Manuſcript erlitten. Es fängt nur wenige Zeilen vorher an, ehe Berengarius auf die Worte ſeines Gegners kömmt, Cur ergo ſcriptum hoc magis *Humberto* aſcribis quam tibi, quam *Nicolao*, quam concilio, quam omnibus eccleſiis, quæ illud cum reverentia ſuſceperunt? welche ſich bey dem Lanfrancus zu Ende des zweyten Kapitels, in der Ausgabe des Dacherius auf der 283ſten Seite, befinden. Was alſo Berengarius auf alles vorhergehende geantwortet, iſt verloren. Wie viel deſſen geweſen, iſt nicht leicht zu beſtimmen: aber daß es von Wichtigkeit geweſen, iſt wohl unſtreitig, und Theils aus dem Inhalte des Lanfrancus, Theils aus den eigenen nachfolgenden Beziehungen des Berengarius darauf, zu unſerm Leidweſen ſattſam zu ermeſſen. Indeß, was würde es helfen, dieſen Verluſt viel zu bejammern? Was weg iſt, iſt weg: laſſen Sie uns nur das, was wir noch haben, deſto ſorgfältiger brauchen. Und hiermit zur Sache!

1. Von der erſten Anklage des Berengarius bey dem Pabſte.

Wenn wir uns um denjenigen bekümmern, welcher die beſondere Meynung des Berengarius zuerſt zu einer öffentlichen Angelegenheit der allgemeinen Kirche gemacht hat, um ſeinen erſten Ankläger bey dem Pabſte: ſo finden wir zwar, daß Lanfrancus ſelbſt es weder leugnen wollen noch leugnen können, daß Er gewiſſer Maaßen dafür anzuſehen ſey. Um jedoch allen Argwohn irgend eines perſönlichen Haſſes gegen den Berengarius von ſich abzulehnen, und ſich, nicht ſowohl in dem Lichte eines verhaßten Anbringers, eines vorſetzlichen Ketzermachers, als vielmehr eines bloß leidenden Werkzeuges erblicken zu laſſen, deſſen ſich die Vorſicht dabey bedienen wollen: ſo erzehlt er den Verlauf folgender Geſtalt. (*) „Berengarius, ſagt er, habe einen

(*) Tempore ſancti *Leonis* Papæ, delata eſt hæreſis tua ad apoſtocam ſedem. Qui cum Synodo præſideret, ac reſideret ſecum non parva

Brief über das Abendmahl an ihn, nach der Normandie, geſchrieben: weil er (Lanfrancus) aber allda gleich nicht gegenwärtig geweſen, ſo ſey der Brief verſchiednen Geiſtlichen in die Hände gerathen, welche ihn geleſen, und den anſtößigen Inhalt weiter bekannt gemacht hätten. Er ſey darüber in den Verdacht gerathen, als ob er es wohl ſelbſt mit dem Berengarius, es ſey aus bloſſer Freundſchaft, oder aus Ueberzeugung, halte: und dieſer Verdacht habe ſich ſogar in Rom verbreitet, als der Brief ihm von einem Geiſtlichen aus Reims, dahin nachgebracht worden. Der Pabſt habe davon gehöret; und weil er eben ein Concilium um ſich verſammelt gehabt, ſo ſey der Brief öffentlich verleſen, und die darin geäuſſerte Meynung einmüthig verdammt worden; er ſelbſt aber habe, auf päbſtlichen Befehl, auftreten und die reine Lehre der Kirche, zu ſeiner eigenen Rechtfertigung, dagegen erhärten müſſen."

Was nun den Brief ſelbſt anbelangt, welcher alle das Unheil angeſtiftet haben ſoll: ſo hat Lanfrancus nicht für gut befunden, ihn uns mitzutheilen. Aber Dacherius hat, aus einer Handſchrift in der königlichen Bibliothek zu Paris, einen Brief des Berengarius an den Lanfrancus bekannt gemacht, welchen er für den nehmlichen hält.(*) Er iſt ſo kurz, und jedes

multitudo Epiſcoporum, Abbatum, diverſique ordinis a diverſis regionibus religioſarum perſonarum, jusſum eſt in omnium audientia recitari, quas mihi de Corpore et Sanguine Domini literas transmiſiſti. Portitor quippe earum legatus tuus me in Normannia non reperto, tradidit eas quibusdam clericis; quas cum legiſſent, et contra vſitatiſſimam Eccleſiæ fidem animadvertiſſent, zelo Dei accenſi quibusdam ad legendum eas porrexerunt, plurimis earum ſententias verbis expoſuerunt. Itaque factum eſt, vt non deterior de te quam de me fuerit orta ſuſpicio, ad quem videlicet tales litteras deſtinaveris, putantibus multis me fovere, ac favere quæ a te dicerentur, vel gratia qua te diligerem, vel fide qua re vera ita eſſe non dubitanter tenerem. Igitur cum a quodam Remenſi clerico Romam perlatas recitator legeret, intellecto quod *Ioannem Scotum* extolleres, *Paſchaſium* damnares, communi de Euchariſtia fidei adverſa ſentires, promulgata eſt in te damnationis ſententia privans te communione ſanctæ Eccleſiæ, quam tu privare ſancta ejus communione fatagebas. Poſt hæc præcepit Papa, vt ego ſurgerem, pravi rumoris a me maculam abſtergerem, fidem meam exponerem &c. *Cap. IV p. 234. Edit. Dach.*

(*) In Notis et Obſerv. ad vitam *Lanfranci*, p. 22.

Wort deſſelben verdienet in Abſicht deſſen, was ich darüber zu ſagen habe, erwogen zu werden, daß ich ihn gar wohl hier ganz einrücken kann, und muß.

FRATRI LANFRANCO BERENGARIVS.

Pervenit ad me, Frater Lanfrance, quiddam auditum ab Ingelranno Carnotenſi, in quo diſſimulare non debui ammonere dilectionem tuam. Id autem eſt, displicere tibi, immo hæreticas habuiſſe ſententias Ioannis Scoti de Sacramento altaris, in quibus diſſentit a ſuscepto tuo Paſchaſio. Hac ergo in re ſi ita eſt, Frater, indignum feciſti ingenio, quod tibi Deus non aspernabile contulit, præproperam ferendo ſententiam. Nondum enim adeo fategiſti in ſcriptura divina cum tuis diligentioribus. Et nunc ergo, Frater, quantumlibet rudis in illa ſcriptura vellem tantum audire de eo, ſi opportunum mihi fieret, adhibitis quibus velles, vel judicibus congruis, vel auditoribus. Quod quamdiu non fit, non aſpernanter aſpicias quod dico. Si hæreticum habes Ioannem, cujus ſententias de Euchariſtia probamus, habendus tibi eſt hæreticus Ambroſius, Hieronymus, Auguſtinus, vt de cæteris taceam.

Dem Dacherius ſind, in ſeiner Meynung von dieſem Briefe, die gelehrteſten Männer der katholiſchen Kirche ohne Bedenken gefolgt. De Roye ſchloß ſo: aus dem Briefe, welcher auf dem Concilio vorgeleſen ward, erſahe man, daß Berengarius dem Johannes Scotus beytrete, daß er den Paſchaſius verdamme, und daß er einen andern Glauben von dem Abendmahle habe, als den gemeinen Glauben der Kirche; dieſe drey Punkte ſind auch aus gegenwärtigem Briefe zu erſehen; folglich iſt dieſer jener, und jener dieſer. Coſſartius billigte dieſen Schluß, und beſtätigte ihn noch durch die Vergleichung mit einer Stelle aus dem Briefe des Berengarius an den Aſcelinus, die freylich ſehr entſcheidend iſt. (*) Ich übergehe den Du Pin, (**) und andere, welche gleich ihm die Entdeckung des Dacherius ſtillſchweigend billigen, indem ſie dieſelbe nutzen.

Der einzige Mabillon erkannte hiebey eine Schwierigkeit, die allerdings ſo groß iſt, daß man ſich wundern muß, wie ſie

(*) Conciliorum T. XII. p. 1430.

(**) Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. VIII. p. 7.

von allen ſeinen Vorgängern hat können überſehen werden. Wenn nehmlich ſchon die vom De Roye und Coſſartius angeführte Merkmahle eintreffen, ſo iſt doch noch ein anderes, und gerade das wichtigſte Merkmahl übrig, welches auf den vom Dacherius bekannt gemachten Brief ſchlechterdings nicht paſſen will. Ich meyne den Verdacht, welcher aus dem Briefe des Berengarius wider die Rechtgläubigkeit des Lanfrancus ſelbſt, ſoll entſtanden ſeyn. Einen ſolchen Verdacht, ſagt Mabillon, hat der gegenwärtige Brief dem Lanfrancus nicht zuziehen können, weil ausdrücklich darinn geſagt wird, daß Lanfrancus der Meynung des Berengarius nicht geweſen, und daß er ſie ſogar als ketzeriſch verworfen habe. Folglich, urtheilet Mabillon, müſſe es ein andrer Brief geweſen ſeyn, welcher in dem Concilio verleſen worden; und dieſes ſey ohne Zweifel der frühere geweſen, welcher den Lanfrancus in der Normandie nicht gefunden. (*)

Nun iſt zwar das letztere ganz ohne Grund. Denn aus den Worten des Lanfrancus erhellet im geringſten nicht, daß Berengarius zweymal an ihn, während ſeiner Abweſenheit aus der Normandie, geſchrieben habe: ſondern der Brief, welcher ihn in der Normandie nicht fand, iſt eben der, welcher von da nach Reims geſchickt, und von Reims ihm nach Rom gebracht wurde; wie ſolches eben der Benediktiner, mit welchem ich mich in meinem Vorigen herumgeſtritten, ſehr wohl zeiget.(**) Aber dem ohngeachtet beſtehet der Einwurf des Mabillon in aller ſeiner Stärke: und entweder iſt es nicht wahr, daß Lanfrancus ſelbſt durch den Brief des Berengarius verdächtig ge-

(*) Ante has litteras *Berengarius* ad *Lanfrancum* alias, vt videtur, priores perferendas tradiderat cuidam nuntio, qui, *Lanfranco* in Normannia minime reperto, eas aperuit, et quibusdam legendas præbuit. Hinc, vt ſunt proni ad ſiniſtra judicia mortales, non deterior de *Berengario* ipſo, quam de *Lanfranco* orta opinio, quaſi hic eadem cum illo ſentiret, quod prædictæ epiſtolæ convenire non poteſt, in qua *Lanfrancus* a *Berengario* diſſentire aperte dicitur: adeoque neceſſe eſt, alias admiſſere *Berengarii* ad *Lanfrancum* priores litteras, in quibus amice cum eo de ſuo errore agebat. *Mabillon Act. Sanctorum Ord. Bened. Saec. VI. Par. II. Praef.* §. 13.

(**) Hiſt. lit. de la Fr. T. VIII. p. 263.

worden, oder der Brief, durch welchen er es ward, iſt nicht der, welchen wir vor uns haben.

Daß Mabillon ſich lieber an die letzte Folge halten wollte, als an die erſte, iſt natürlich. Wie hätte er die erſte mit der Verehrung reimen können, die er gegen einen Heiligen ſeiner Kirche zu haben ſchuldig war? Der heilige Mann ſagt es ja ſelbſt, daß ſeine eigene Orthodoxie durch den Brief des Berengarius verdächtig geworden: wie ſollte nicht alles wahr ſeyn, was ſo ein heiliger Mann ſagt?

Und dennoch iſt es nicht wahr! Es war ein bloſſer Vorwand, den Lanfrancus zu brauchen beliebte: und Berengarius unterläßt nicht, dieſen Vorwand in unſerm Manuſcripte gerade zu für das, was er war, für eine Lüge zu erklären. Denn freylich war der vor uns liegende Brief eben der, der in dem Concilio verleſen worden. Berengarius hatte ihn ſeiner Antwort ganz eingerückt. Leider zwar auf den erſten Blättern, welche verloren gegangen. Aber dem ohngeachtet erhellet aus dem, was er in der Folge davon ſagt, unwiderſprechlich, daß wir uns unmöglich irren können, wenn wir den Brief bey dem Dacherius für den nehmlichen, und für ſo authentiſch halten, als ob er aus den verlornen Blättern ſelbſt genommen wäre. Eben das alſo, wodurch er dem Mabillon verdächtig werden wollen, iſt das, was ihn am allerkenntlichſten machen muß. Mabillon ſagt, daß durch dieſen Brief Lanfrancus ſelbſt unmöglich in Verdacht gerathen können; eben dieſes ſagt auch Berengarius von dem, welchen er eingerückt hatte: folglich iſt es gewiß, daß ſie beide den einen und eben denſelben meynen.

Hier ſind die Stellen aus dem Manuſcripte ſelbſt, welche das gut machen werden, was ich geſagt habe. Es iſt, wie Sie wiſſen, überall Lanfrancus, mit dem Berengarius redet.

„Quod meum ad te ſcriptum ſententias habuiſſe de corpore et ſanguine Domini dicere voluiſti, indigniſſime tua veridicitate ſcripſiſti, quia nullas de corpore tibi Chriſti et ſanguine ſententias in ſcripto illo propoſui, quod ut manifeſtum fiat, ad ſcriptum illud, quod jam ſcripto iſti inſerui, qui voluerit recurrat.“

Und nicht weit darauf:

„Sæpius me de falſitate tua ſcriptum tuum compellit, vt loquar. Qua enim fronte ſcribere potuiſti ſuſpicionem contra te de meo ad te ſcripto potuiſſe oriri? Admonebat te ſcriptum illud meum, præproperam contra Ioannem Scotum te tuliſſe ſententiam, et vt de eo mecum agere dignareris ſecundum ſcripturas. Nec ſani ergo capitis fuit, aliquid contra te ſuſpicari de ſcripto illo, in quo ego reprehenderam, quod omnes, vt ſcribis, te feciſſe approbabant. Denique legat ſcriptum illud qui voluerit, et nihil conſtantius reputare valebit, quam non potuiſſe oriri de te ſuſpicionem, quæ de me orta fuerat per ſcriptum illud.“

Ich fürchte nicht, aus dieſen Stellen das geringſte mehr geſchloſſen zu haben, als die dürren Worte beſagen. Noch weniger fürchte ich, daß man den ganzen Umſtand für zu unerheblich halten werde, als daß er eine ſo beſondere Erörterung verdiene. Wenigſtens fürchte ich dieſes von denen nicht, welche wiſſen, was für Kleinigkeiten es öfters ſind, die gerade das meiſte Licht auf den Charakter eines Mannes werfen. Hat aus dem Briefe des Berengarius kein Verdacht gegen den Lanfrancus entſtehen können: ſo iſt auch keiner daraus entſtanden. Iſt keiner daraus entſtanden, und Lanfrancus verſichert es dem ohngeachtet: ſo wiſſen wir nun ſchon, was der gute Mann damit will. Der Kniff muß alt ſeyn unter den Ketzermachern; und ſie müſſen ſich ſehr wohl dabey zu befinden glauben: denn ſo alt er iſt, ſo üblich iſt er unter ihnen noch. Immer wollen ſie die grauſamen Anklagen, durch welche ſie ihres Nächſten Ehre und Wohlſtand und Leben in die äuſſerſte Gefahr ſetzen, für nichts als unumgängliche Selbſtvertheidigung gehalten wiſſen. Ohne dieſe würden ſie gern geſchwiegen, es gern ihrem GOtt nur in der Stille geklagt haben, wie ſehr ſeine heilige Wahrheit gekränkt und verläſtert werde: aber ihr eigner guter Leumund wird darüber verunglimpft; ihr eigner Glaube, deſſen Licht ſie vor aller Welt leuchten zu laſſen, ſo verbunden ſind, wird darüber verdunkelt: nun müſſen ſie auftreten, und müſſen reden, und müſſen vor GOtt und der Welt bezeugen, wie verderblich, wie greulich, wie werth mit Feuer und Schwerd ver-

folget zu werden, ſie die Irrthümer ihres ihnen ſonſt ſo lieben Nächſtens, ihres Bruders in Chriſto, finden.

Es wäre ſchlimm, wenn aus der folgenden Unterſuchung über die Zeit,

2. wenn eigentlich Berengarius ſeine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen,

die Heucheley des Lanfrancus noch ſchwärzer und verhaßter erſcheinen ſollte.

Der Brief des Berengarius war kurz vor, oder während der Kirchenverſammlung geſchrieben, welche zu Reims in den letzten Monaten des Jahres 49 gehalten wurde: denn er ward dem Lanfrancus, welcher ſich mit darauf befand, dahin nachgeſchickt. Lediglich auf dieſen Brief ward denn auch der Steller deſſelben, in dem nächſtfolgenden Jahre, zu Rom und Vercelli verdammt. Lanfrancus ſagt zwar, daß zu Vercelli die Lehre des Berengarius der Kirchenverſammlung vorgelegt worden, welches aus dem bloſſen Briefe nicht wohl geſchehen können, und daher andere authentiſche Schriften ſollte vorausſetzen laſſen. Allein, was Berengarius dem Lanfrancus hierauf, in unſerm Manuſcripte antwortet, iſt höchſt merkwürdig; nehmlich:

„Quod ſententiam meam ſcribis Vercellis in confeſſu illo expoſitam: dico de rei veritate et teſtimonio conſcientiæ meæ, nullum eo tempore ſententiam meam expoſuiſſe, quia nec mihi eo tempore tanta perſpicuitate conſtabat, quia nondum tanta pro veritate eo tempore perpeſſus nondum tam diligenti in ſcripturis conſideratione fategeram.“

Was meynen Sie? Wenn wir einer ſo feyerlichen Verſicherung glauben dürfen; — und ich wüßte nicht, warum wir nicht dürften? — wenn es wahr iſt, daß in dem Jahre 50 ſchlechterdings kein Menſch die Lehre des Berengarius vortragen können, weil er ſie noch ſelbſt nicht aufs reine gebracht hatte, weil er ſich noch ſelbſt um den Gegenſtand derſelben ſo genau nicht bekümmert hatte, als ihn die Verfolgungen, die er nachher darüber erdulden mußte, zu thun nöthigten: wie wird es um die ſtehen, welche ſo zuverläßig wiſſen wollen, daß er

weit früher angefangen habe, ſeine Ketzerey zu verbreiten, und ihr durch Ueberredung und Beſtechung Anhänger zu verſchaffen?

Ich übergehe die elende Fabel, daß Berengarius eine beſondere Neigung zur Heterodoxie ſchon als Schüler des Biſchof Fulbert zu Chartres verrathen habe, und daß der ſterbende Fulbert ihn nicht vor ſeinen Augen leiden wollen, weil er einen Teufel ihm nachtreten geſehen. Wenn das geringſte davon wahr wäre, ſo würde ſein geweſener Mitſchüler, Ihr Adelmann, gewiß nicht unterlaſſen haben, in ſeinem Briefe es ihm vorzuhalten. Einigen Schriftſtellern zu Folge, ſoll Adelmann das auch wirklich gethan haben, und Natalis Alexander ſchreibt ausdrücklich: Sæpe adolescentem petulantis ingenii et ad novitates propenſi Præceptor ſanctiſſimus hortabatur ne a via regia, hoc eſt ab Apoſtolica fide et SS. Patrum doctrina deflecteret, vt Adelmannus teſtatur in Epiſtola ad ipſum data. (*) Aber wie muß dieſer Mann geleſen haben? Sie haben den Brief des Adelmanns gewiß aufmerkſamer geleſen, und wiſſen, daß die Ermahnungen des Fulbert, auf dem einmal gebahnten Wege zu bleiben, ſeinen Schülern überhaupt, nicht aber dem Berengarius ins beſondere, gegolten. Hätten ſie die geringſte beſondere Beziehung auf den Berengarius gehabt: ſo würde, wie geſagt, Adelmann ſicherlich ſich dieſes Vortheils gegen ihn da nicht begeben haben, wo er ja wohl eines ganz beſondern Eindruckes fähig geweſen wäre.

Auch bey dem Baronius brauche ich mich nicht zu verweilen, nach welchem Berengarius durch ſeine Ketzerey bereits im Jahre 1035 Unruhen ſoll erregt haben. Denn daß dieſes falſch ſey, haben Natalis Alexander und Ant. Pagi aus eigenen anderweitigen Nachrichten des Baronius gezeigt; und es iſt nur zu verwundern, wie Basnage dem Baronius ſo blindlings nachſchreiben können. (**)

Aber Pagi ſelbſt nimmt dafür das Jahr 45 an, in welchem die Ketzerey des Berengarius zuerſt ausgebrochen ſey; und gründet ſich deßfalls nicht ſowohl auf die Zeugniſſe verſchiedener Geſchichtſchreiber, an deren Genauigkeit ſich noch wohl zweifeln

(*) Diſſ. ſelect. ad Hiſt. Eccleſ. Sæculi XI et XII. prima, art. 1.

(**) Hiſt. de l'Egliſe T. I. p. 1396. §. 10.

lieſſe, als vielmehr auf die mit dieſen Zeugniſſen übereinſtimmende Berechnung, welche ſich aus dem Briefe des Adelmanns anſtellen läßt. Und dieſe iſt es, welche hier in nähere Erwägung gezogen zu werden verdienet.

Sie erinnern ſich, daß man aus den Worten des Adelmanns, Teutonicas aures, inter quas tam diu peregrinor, ſchlieſſen zu dürfen glaubet, daß er noch der Schule zu Lüttich vorgeſtanden, als er ſeinen Brief an den Berengarius geſchrieben. Sie erinnern ſich, daß man als unſtreitig annimmt, Biſchof zu Brescia ſey er in dem Jahre 48 geworden. Hieraus würde nun freylich folgen, daß auch der Brief längeſtens in dieſem Jahre, wo nicht noch vorher, geſchrieben worden; und da es in demſelben ſo gar heißt, daß bereits zwey Jahre vorher der Ruf von der irrigen Lehre des Berengarius dem Adelmann zu Ohren gekommen; ſo würde eben ſo unſtreitig weiter folgen, daß Berengarius ſchon gegen 45 damit Aufſehen gemacht habe. Wäre nun aber dieſes, wie würde es um ſeine Verſicherung ſtehen, daß vor 50 keinem Menſchen ſeine wahre Meynung bekannt geweſen? Müßte er nicht entweder hiermit die Unwahrheit geſchrieben haben, oder leichtſinnig genug geweſen ſeyn, eine Lehre zu behaupten, und auszubreiten, die er ſelbſt noch nicht hinlänglich unterſucht hatte?

Ich denke nicht, daß eines von beiden nothwendig folgt. Er kann gar wohl vor 50 eine Meynung geäuſſert haben, welche den blinden Anhängern des Paſchaſius ärgerlich war. Aber es war bis dahin nicht ſowohl ſeine eigene Meynung, als die Meynung des Scotus. Denn ſo viel Uebergewicht als damals auch ſchon die Lehre des Paſchaſius mochte gewonnen haben: ſo war ſie doch noch durch keinen Schluß der Kirche für die einzig wahre erkannt worden. Die Lehre des Scotus war noch unverworfen; und es mußte einem jeden Gliede der Kirche noch frey ſtehen, ſich für die eine oder für die andere zu erklären. Auch thut Berengarius in dem Briefe an den Lanfrancus ſelbſt weiter nichts, als daß er, zu Folge dieſer Freyheit, den Lanfrancus vor Uebereilung und eigenmächtiger Verdammung eines Mannes warnet, in welche die unſträflichſten Väter der Kirche mit verwickelt werden könnten.

Sie werden ſagen: „alles das, ſo befriedigend es auch immer ſeyn möge, könne doch nur für den Brief des Adelmanns befriedigen; aber dieſen Brief habe Berengarius nicht ohne Antwort gelaſſen; beträchtliche Fragmente von dieſer Antwort wären vorhanden; und dieſe Fragmente wenigſtens widerſprächen der angezogenen Verſicherung ihres Verfaſſers, daß bis zur Kirchenverſammlung zu Vercelli, ſie ſelbſt eingeſchloſſen, niemand von ſeiner Meynung hinlänglich unterrichtet geweſen; angeſehen in dieſen Fragmenten im geringſten nicht von der Meynung des Scotus, ſondern von der eigenen Meynung des Berengarius die Rede ſey, die er ſowohl durch Schlüſſe, als durch Stellen aus den Vätern zu behaupten ſuche.“

Recht; Sie ſetzen nehmlich voraus — Doch ehe ich es vergeſſe! Es iſt ohne Zweifel ein bloſſes Verſehen Ihres Setzers, oder Abſchreibers, mein Freund, daß nurgedachte Fragmente, in Ihrer Ausgabe, als ein einziges fortlauffendes Fragment gedruckt worden. Martene und Durand hatten ſie nicht in bloſſen Abſätzen drucken laſſen, ſondern die Abſätze ſelbſt noch durch die Worte Idem infra von einander getrennet: und dieſe Worte ſind es, welche ich ungern bey Ihnen vermiſſe. Nicht ſowohl deswegen, weil man ohne ſie nun leicht einen Zuſammenhang ſuchen möchte, wo keiner ſeyn ſoll: als vielmehr deswegen, weil ohne ſie dem Leſer ſo leicht nun nicht eine Frage beyfallen kann, die nicht ſo ganz für die lange Weile ſeyn dürfte. Nehmlich die: das Manuſcript, aus welchem Martene und Durand ihre erſte Ausgabe beſorgten, enthielt es ebenfalls nur die mitgetheilten Fragmente aus der Antwort des Berengarius? oder enthielt es dieſe Antwort ganz? Wenn gleichfalls nur die mitgetheilten Fragmente: warum ſagte man uns das nicht deutlich? Wenn die Antwort ganz: warum erhielten wir ſie nicht ganz daraus? Was für Recht hatten dieſe Benediktiner, das Uebrige zu unterdrücken? In welchem Verdachte müſſen uns ſolche Unterdrückungen beſtärken? Ich habe dieſe unangenehme Saite ſchon einmal berühren müſſen. (*) Nun wäre es leicht möglich, daß das, was ſie ſo zurückgehalten, gänzlich aus der Welt wäre: denn das Manuſcript, welches ſie brauchten, wird ohne

(*) In dem zweyten Briefe, S. 333.

Zweifel zu Gemblou mit verbrannt ſeyn. Aber wieder in das Gleiß. ——

Sie ſetzen, ſage ich, voraus, — daß, wenn man das Datum eines Briefes wiſſe, man in dem Dato der Antwort nicht eben ſehr weit fehlen könne; daß alſo, wenn der Brief des Adelmanns vor 48 geſchrieben worden, die Antwort des Berengarius wohl ſchwerlich erſt 50, und ſpäter, werde erfolgt ſeyn. Gleichwohl, ſo natürlich dieſe Vorausſetzung iſt, ſo muß ſie doch hier einem unſtreitigern Beweiſe nachſtehen. Der Brief des Adelmanns mag geſchrieben ſeyn, wenn er will: die Antwort des Berengarius iſt gewiß erſt nachher geſchrieben, als er mit dem Lanfrancus bereits in Streit gerathen war. Dieſes iſt aus den Worten unwiderſprechlich: Adverſarii ergo, vulgus, et cum vulgo inſanientes, Paſchaſius, Lanfrancus et quicumque alii ita cauſam intendebant: panem et vinum, per corruptionem vel abſumptionem ſui, in particulam carnis Chriſti ſenſualiter tranſire et ſanguinis. Wie hätte Berengarius des Lanfrancus hier, und auf ſolche Weiſe, gedenken können, wenn er nicht bereits jenen Brief an ihn geſchrieben gehabt hätte, vor welchem er noch kaum wußte, wie ſehr abgeneigt Lanfrancus von der beſſern Meynung des Scotus ſey? Hatte er aber jenen Brief bereits geſchrieben: ſo iſt ſeine Antwort an den Adelmann auch zuverläßig ſpäter, als die Kirchenverſammlung von Vercelli, in welcher man ihn wegen einer Meynung verdammte, von der, wie er verſichert, noch kein Menſch wiſſen konnte, ob es ſeine Meynung ſey, oder nicht. Nur durch dieſe, und die kurz vorhergegangene Römiſche Kirchenverſammlung, lernte Berengarius ſelbſt den Lanfrancus erſt recht kennen; und wenn er einige Monate vorher noch zweifelte, ob es auch wahr ſey, was ihm Ingelrannus aus Chartres von deſſen Geſinnungen erzehlt hatte: ſo wird er ihn gewiß nicht noch früher zu dem blödſinnigen, raſenden Pöbel gerechnet haben, wie er in der Antwort an den Adelmann thut.

Ob nun aus dem ſo beſtimmten ſpätern Dato dieſer Antwort, auch auf das ſpätere Datum des Briefes ſelbſt, müſſe zurückgeſchloſſen werden, will ich nicht zu entſcheiden ſuchen. Geſetzt, es müßte: ſo würde höchſtens nur das Jahr, wenn

Adelmann Biſchof zu Brescia geworden, dadurch zweifelhaft werden. Denn jeder andere Grund, warum Adelmann nicht nach der Verdammung des Berengarius zu Vercelli könne geſchrieben haben, iſt ſo viel als keiner. Man fragt z. E., ob er ihn auch wohl ſodann noch ſancte Frater angeredet haben würde? Sancte nun wohl nicht; als welches Sie ſelbſt für den Zuſatz eines Abſchreibers erkennen: aber Frater doch ohne Zweifel. Denn Frater nennet ihn ja auch Aſcelinus in einem Briefe, der ſicherlich nach den erſten Kirchenverſammlungen geſchrieben war, die den Berengarius verdammet hatten.

Und ſo, dächte ich, wäre die Verſicherung des Berengarius, von welcher die Rede iſt, gegen alle ihr entgegenſtehende Behauptungen gerettet. Nun ſetze ich noch einen poſitiven Umſtand hinzu, der es ſchlechterdings unglaublich macht, daß Berengarius ſchon vor 50 als ein Ketzer bekannt geweſen.

Nehmlich; wenn es nicht wahr iſt, was Berengarius von ſich verſichert, daß die Kirchenverſammlung zu Vercelli von ſeiner Meynung über das Abendmahl nichts wiſſen können, weil er noch ſelbſt keine gehabt, die er ſein eigen nennen können; wenn es im Gegentheil wahr iſt, daß ſchon lange vorher der Ruf von ſeiner Ketzerey ſich nicht allein in Frankreich, ſondern auch in Italien, und ſogar in Deutſchland, wie Adelmann ſagt, verbreitet: wie kam es, daß ſie auf keiner frühern Kirchenverſammlung gerüget ward? Wie kam es, daß beſonders auf der zu Reims, bey welcher Leo der neunte ſelbſt zugegen war, ihrer nicht im geringſten gedacht ward? Man ſage nicht, daß die mit andern Dingen beſchäftiget geweſen. In dem Eingange ihrer Verhandlungen, welche Baronius bekannt gemacht, heißt es ausdrücklich, daß auch de quibusdam hæreſibus, quæ in eisdem pullulaverant partibus, die Rede ſeyn ſollen; und bey Anführung der von ihr gefaßten Schlüſſe heißt es wiederum: Et quia novi Hæretici in Gallicanis partibus emerſerant, Papa eos excommunicavit, illis additis qui ab eis aliquod munus vel ſervitium acciperent, aut quodlibet defenſionis patrocinium illis impenderent. (*) Es hat auch an Gelehrten, der Römiſchen Kirche ſelbſt, nicht gefehlt, welche wohl empfunden, wie ſchlieſ-

(*) Hard. Concil. T. V. P. I. p. 1002 & 1007.

ſend das Stillſchweigen dieſer Kirchenverſammlung zu Reims ſey. Bouläus iſt nahe daran, den ganzen Schluß zuzugeben: und die einzige Wendung, mit welcher er ihm noch auszuweichen glaubt, iſt ſo gezwungen, daß man ihr ſeine Verlegenheit dabey nur zu ſehr anſieht. (*) Cum in actis, ſagt er, concilii Remenſis nulla videatur facta fuiſſe mentio Berengarii, credibile eſt tum nondum plane doctrinam illam extra ſcholas prodiſſe, aut ſi quid de ea relatum eſt, Leonem noluiſſe agitari, ne ſi corruptiſſimis Eccleſiaſticorum temporibus illa Quæſtio publice moveretur, plurimos inveniret fautores præſertim in Francia, vbi Diſciplina plurimum elanguerat. Dieſer Bedenklichkeit, welche er dem Leo leihet, ſie möchte nun zu billigen ſeyn oder nicht, widerſpricht Lanfrancus ſelbſt, wenn er mit deutlichen Worten ſagt, daß die Ketzerey des Berengarius erſt nach der Kirchenverſammlung zu Reims dem Pabſte zu Ohren gekommen, als er das Jahr darauf ein neues Concilium zu Rom um ſich verſammelt gehabt. Leo wollte ſie alſo zu Reims nicht vertuſchen: ſondern er hatte ſchlechterdings von ihr noch nichts gehöret, und das erſte, was er davon erfuhr, erfuhr er aus dem Briefe an den Lanfrancus. Hiedurch wird auch alle Vermuthung abgeſchnitten, ob ſich nicht unter den zu Reims verdammten Ketzereyen, deren keine eigentlich benennet wird, die Ketzerey des Berengarius wirklich mit befunden. Denn wenn ſie ſchon in den geſchriebenen Verhandlungen nicht namentlich vorkommen müſſen: ſo hätte ſie doch namentlich müſſen verdammt ſeyn; und auch dann hätte Lanfrancus nicht ſagen können, daß ſie erſt das Jahr darauf zu Rom vor den Päbſtlichen Stuhl gebracht worden, und die Gelegenheit darzu der eigene Brief des Berengarius gegeben habe.

Kurz; ſo gewiß es iſt, daß in dieſem Briefe nichts vorgekommen, wodurch Lanfrancus ſelbſt verdächtig werden können: eben ſo gewiß möchte nun wohl auch erhellen, daß der nehmliche Brief das erſte und einzige war, was Berengarius zur Zeit noch über die ſtreitige Materie geſchrieben hatte. Gleichwohl aber dieſe erſte und einzige Schrift, in welcher nichts beſtimmet wird, in welcher bloß zu einer vertrauten Unterredung eingela-

(*) Hiſt. Vniverſ. Pariſ. T. I. p. 416.

den wird, in welcher bloß, bis zu deren Ausgange, vor übereilten und ſtolzen Entſcheidungen gewarnet wird; — gleichwohl dieſe freundſchaftliche, beſcheidene, ſchmeichelnde Schrift, ſo hämiſch zu einer förmlichen Anklage zu machen! o heiliger Lanfrancus, wenn du dir das erlauben konnteſt, — bitte für mich nicht!

Das war es denn auch, wodurch ich beſorgte, daß das Betragen des Lanfrancus noch ſchwärzer erſcheinen dürfte. Aber ich komme

3. auf die Kirchenverſammlung zu Rom, unter Leo dem neunten,

nun ſelbſt; und wenn ja zur Entlarvung des Heuchlers noch etwas gefehlet hat, ſo wird es ſich hier finden.

Als Lanfrancus zu Rom war, wohin ihm der Brief des Berengarius nachgeſchickt ward, was machte er daſelbſt? was waren ſeine Verrichtungen damals zu Rom? Dieſe Frage iſt mehrern eingefallen, als mir; und die meiſten antworten darauf: das wiſſen wir nicht. Nur hier und da hat es einer zu errathen geſucht, der vielleicht fühlte, daß es für den Lanfrancus doch wohl gut wäre, wenn man es wüßte, um auch hierdurch einem Verdachte vorzubeugen, den er ſelbſt ſo gern von ſich ablehnen wollen.

De Roye wollte uns glauben machen, Lanfrancus ſey damals in Angelegenheiten ſeines Herzogs zu Rom geweſen; nehmlich des Herzogs Wilhelm von der Normandie, welcher eine zu nahe Blutsverwandte geheyrathet hatte, und darüber mit ſamt ſeinem Lande in den Päbſtlichen Bann gerathen war. Eine verwirrte Stelle in der Chronike von Bec hatte, ohne Zweifel, den De Roye verführt. Aber ſchon Dubois, (*) und nachher Coſſartius, (**) haben ihn deßfalls widerlegt; und es iſt unleugbar, daß jene Angelegenheit unter Nicolaus dem zweyten ſich eräugnet. Zu ihrem Behufe that Lanfrancus eine zweyte

(*) Lanfrancus hoc anno Romam venerat, et inter plures monachos, qui aderant Concilio, aſtitit. Nondum ille Beccenſis Abbas erat, qua vero occaſione Romam venerit, haud dixero. Certe non interdicti Normanniæ cauſa perrexiſſe Romam certum eſt, cum ea cauſa non ad Leonem IX, ſed ad Nicolaum PP. pertineat. *Dubois Hiſt. Eccl. Pariſ. T. I. p.* 670.

(**) Coleti Conciliorum T. XI. p. 1428.

Reiſe nach Rom; und hier iſt nicht von ſeiner zweyten, ſondern von ſeiner erſten die Rede.

Mein Benediktiner konnte in dieſen Fehler nicht fallen. Um jedoch auch den Lanfrancus nicht das erſtemal nach Rom reiſen zu laſſen, bloß um wider zurückreiſen zu können, hat er eine andere Muthmaſſung erhaſcht, die ihm ſo glücklich und ſicher dünkt, daß er ſie ganz in dem Tone einer ausgemachten Wahrheit vorträgt. (*) „Der Brief des Berengarius, ſagt er, „wurde nach der Normandie geſchickt, wo er aber den Lanfran„cus nicht fand. Lanfrancus hatte ſich auf das Concilium „nach Reims verfügt, welches im Anfange des Octobers 1049, „unter dem eigenen Vorſitze Pabſt Leo des neunten, gefeyert „ward. Dieſes iſt ein Factum, welches allen Geſchichtſchrei„bern des Lanfrancus entwiſcht iſt, gleichwohl ganz natürlich „aus dem folget, was Lanfrancus ſelbſt in dem dreyzehnten „ſeiner Briefe erzehlt. Er berichtet uns darinn ausdrücklich, „daß er ſich in dem Gefolge dieſes Pabſtes befunden, als er „auf ſeiner Rückreiſe durch Lothringen die Kirche zu Remire„mont eingeweyhet. Und ſeht, (voilà!) das war die wahre „Urſache ſeiner erſten Reiſe nach Rom, die bis auf dieſen Au„genblick unbekannt geblieben.“

Und ſeht, das iſt wieder ein Freundſchaftsſtück, wie es nur immer ein todter Benediktiner von einem lebendigen erwarten kann! Ich will dem ſinnreichen Manne die Marſchrute, die er dem Lanfrancus nachzeichnet, nicht ſtreitig machen; er ſcheinet ihm nicht unglücklich nachgeſpürt zu haben: Lanfrancus mag immer von Bec nach Reims, von Reims nach Remiremont, und von Remiremont weiter mit dem Pabſte nach Rom gereiſet ſeyn. Aber wenn wir wiſſen, wie er gereiſet iſt, wiſſen wir darum auch, warum er gereiſet iſt? Die Einweyhung der Kirche zu Remiremont war etwas, das er auf der Reiſe mit anſahe. Aber die Abſicht ſeiner Reiſe konnte ſie doch gewiß nicht ſeyn. Was hätte ein Mönch aus der Normandie bey der Einweyhung einer Kirche in Lothringen, zu thun gehabt? Und hätte er ja etwas dabey zu thun gehabt: warum von da nicht

(*) Hiſt. lit. de la Fr. T. VIII, p. 263.

wieder nach Hauſe, in ſein Kloſter? Warum weiter mit dem Pabſte nach Rom? Die Wahrheit zu ſagen, ich weiß ſchon nicht, was Lanfrancus auf dem Concilio zu Reims zu thun gehabt. Er war noch nicht Abt von Bec. Wenn er alſo nicht eigene Angelegenheiten daſelbſt hatte: im Namen ſeines Kloſters brauchte er nicht da zu ſeyn.

Aber wie, wenn er wirklich dergleichen eigene Angelegenheiten gehabt hätte? wenn dieſe eigene Angelegenheiten eben die vorhabende Anklage des Berengarius geweſen wäre? Wie, wenn wir annähmen, er habe den Brief des Berengarius ſchon zu Bec erhalten; er habe ſich ſogleich entſchloſſen, ſeine Anklage auf dieſen Brief zu gründen; er ſey damit nach Reims auf das Concilium gereiſet, aber zu Reims habe er nicht für gut befunden, damit heraus zu rücken, es ſey nun, weil er unter der daſelbſt verſammelten Geiſtlichkeit zu viele bemerket, die es ebenfalls mehr mit dem Scotus, als Paſchaſius hielten, oder weil ihm Berengarius ſelbſt noch zu nahe war, zu geſchwind ſelbſt bey der Hand ſeyn konnte, ſich mündlich zu vertheidigen; er ſey alſo von Reims dem Pabſte nachgefolgt, in der Verſicherung, mit einem Pabſte eher fertig zu werden, als mit einem Concilio; er habe nach Rom den Brief ſich nachbringen laſſen, mit allerley darüber ausgeſprengten ihm ſelbſt nachtheiligen Auslegungen; er ſelbſt habe unter der Hand zu Rom über dieſen Brief des Redens und des Aergerniſſes ſo viel zu machen gewußt, bis endlich der Pabſt davon gehöret, bis der Pabſt ihm ſelbſt eine Erklärung darüber abgefodert, und ſo die erſte Flamme ausgebrochen? Wie wenn wir dieſes annähmen? Wäre es denn ſo etwas ganz unerhörtes, daß der zuerſt Feuer geruffen, welcher das Feuer ſelbſt angelegt? Und was darf man ſich von einem Manne nicht zu argwohnen erlauben, den man einmal auf einer offenbaren Unwahrheit ertappt hat?

Erwarten Sie indeß nicht, daß ich dieſen Plan von Verfolgung und Tücke mit Stellen aus unſerm Manuſcripte belegen werde. Dergleichen hätten müſſen bald im Anfange vorkommen, welcher verloren gegangen. Aber dafür habe ich einen andern Gewährsmann aufzuſtellen, welcher hier noch wohl

glaubwürdiger iſt, als Berengarius ſelbſt. Es iſt der eigene Biograph des Lanfrancus, Milo Criſpinus, der kurz nach dem Lanfrancus in dem nehmlichen Kloſter zu Bec lebte.

Man fragt, und zerfragt ſich, in welcher Abſicht Lanfrancus das erſtemal nach Rom gereiſet; man antwortet bald das, bald jenes, bald gar nichts: und wie? Hat man denn auch ſchon ſeinen Biographen darüber vernommen? Oder ſoll das Zeugniß deſſelben nichts gelten? Hat dieſes Zeugniß noch niemand bemerkt? Oder hat es niemand bemerken wollen? Was ſagt Milo Criſpinus? (*) Lanfrancus iterum Romanum Papam adiit, nehmlich in obgedachter Angelegenheit ſeines Herzoges, jam enim antea Romam petierat cauſa cujusdam clerici nomine Berengarii, qui de Sacramento altaris aliter dogmatizabat quam Eccleſia tenet. Kann etwas ausdrücklicher geſagt werden? Romam petierat cauſa Berengarii! Heißt das etwa nur: auch beſchäftigte ihn in Rom die Sache des Berengarius? Oder heißt es nicht unwiderſprechlich: er reiſete eigentlich darum hin? Es iſt wahr, kurz darauf ſcheinet Milo Criſpinus ſich zu widerſprechen, wenn er von eben derſelben erſten Angelegenheit des Lanfrancus zu Rom ſagt: at tum forte Lanfrancus ad urbem profectus erat. Aber wer verſichert uns, wo ſich dieſes forte herſchreibt? Sollte dieſes einzige Wort, welches ſehr leicht eingeſchoben ſeyn kann, eine vollſtändige Enunciation, welche es nicht ſeyn kann, Lügen ſtrafen? Und wenn es ſich auch von dem Criſpinus ſelbſt herſchriebe: ſo könnte es doch für weiter nichts, als eine unſchickliche Einlenkung angeſehen werden, um die Sache nunmehr, ſo viel möglich, nach dem eignen Sinne und mit den eignen Worten des Lanfrancus zu erzehlen.

Ich habe kurz vorher einer verwirrten Stelle in der Chronike von Bec gedacht, welche ohne Zweifel den De Roye verführt habe. Sie lautet ſo: (**) Quapropter (nehmlich ebenfalls in Abſicht, ſeinen Herzog von dem Päbſtlichen Banne zu befreyen) Lanfrancus Romam adiit, *quamvis iturus eſſet occaſione cujusdam hæretici Berengarii*: et tunc præſidebat Leo octavus: et etiam vt ageret pro Duce Normannorum et vxore ejus. Igi-

(*) Cap. III. p. 5. Edit. *Dach.*

(**) Edit. *Dach.* p. 3.

tur locutus eſt cum Papa Nicolao, et oſtendit quod ejus ſententia, videlicet interdictum, eos tantum gravabat & c. Handgreiflicher Unſinn, in Verwirrung, oder vielmehr Zuſammenſchmelzung zweyer Päbſte und Zeiten! Nichts iſt wahrſcheinlicher, als daß die mit Curſiv gedruckten Worte eine Gloſſe ſind, die von dem Rande in den Text gekommen, wo es vielleicht geheiſſen, quam jam adierat ſemel occaſione hæretici Berengarii, oder was Sie ſonſt für Chronikenlatein dafür ſetzen wollen. Und gleichwohl würde die Stelle auch ſo, wie ſie itzt geleſen wird, noch mit dem Zeugniſſe des Criſpinus übereinſtimmen. Denn können Sie das Quamvis iturus eſſet occaſione Berengarii anders verſtehen, als „Er reiſete in Angelegenheiten ſeines Herzogs nach Rom, ob er ſchon ohnedem auch des Berengarius wegen dahin gereiſet ſeyn würde?

Erſt alſo ſage man mir, warum beide dieſe Zeugniſſe nicht gültig ſeyn können, ehe man von mir weitere Beweiſe verlangt, daß Lanfrancus in der ausdrücklichen Abſicht nach Rom gereiſet, um den Berengarius der Ketzerey anzuklagen. Setzen Sie dieſes aber auch, wenn Sie wollen, als ganz unglaublich bey Seite, und betrachten Sie nur das übrige Betragen des Lanfrancus. Es ſey, daß es der bloſſe Zufall war, welcher den Brief des Berengarius vor den Pabſt brachte; es ſey, daß Lanfrancus wirklich ſelbſt darüber in einen Verdacht gerieth, den er durch die nachdrücklichſte Vertheidigung der gegenſeitigen Lehre zu vernichten, ſich gemüßiget ſahe: hätte man darum ſo weit gehen ſollen, daß man nicht allein die Lehre des Scotus, ſondern zugleich die Lehre des Berengarius verdammte, und nicht allein die Lehre verdammte, ſondern zugleich mit eins den, der ſie hägte, ohne die geringſte Abmahnung, in den Bann that? Hätte dieſes Lanfrancus zugeben ſollen? Wer hätte mehr Recht gehabt, ſich darwider zu ſetzen, als er? Wen würde man gewiſſer gehört haben, als ihn, wenn er ſich darwider geſetzt hätte? Die Lehre des Scotus für irrig zu erklären, darzu mochte der Pabſt immer Stoff und Macht haben. Das Buch lag da, worinn Scotus dieſe Lehre behauptet hatte. Nach den Gründen, auf welche er ſie gebauet, konnte er gerichtet werden. Aber woher wußte man denn, wie viel, oder wie

wenig Berengarius von dieſer Lehre annahm? Woher wußte man, daß er das, was er davon annahm, nicht mit andern und beſſern Gründen unterſtütze, als bey dem Scotus ſich fanden? Aus dem Briefe an den Lanfrancus konnte man das wahrlich nicht wiſſen, und andere ſchriftliche Beläge waren nicht vorhanden. Doch zugegeben, es habe ſich aus dem Briefe allerdings erſehen laſſen, daß ſeine Lehre in allen Stücken die Lehre des Scotus ſey. Wohl, ſo konnte man freylich die eine in der andern verdammen; aber auch weiter nichts als die Lehre verdammen: und Berengarius ward zugleich excommuniciret! Wenn das nicht übereilt, wenn das nicht grauſam war: ſo iſt es nie in der Welt etwas geweſen. Denn, wie ſchon geſagt, die Lehre des Scotus war noch nie von der Kirche verworfen worden; und niemand konnte alſo geſtraft werden, weil er ihr bisher angehangen. Sollte ſie von nun an verworfen ſeyn: ſo konnten nur die vors erſte mit Strafe bedrohet werden, die ihr weiter anhangen würden. Aber Berengarius ward nicht erſt bedroht, er ward Knall und Fall beſtraft: und eines Irrglaubens wegen beſtraft, der noch nie für einen erklärt worden. War hier der Geiſt der Unterweiſung und der Zucht, oder der Geiſt der Verfolgung und der Rache geſchäftig?

Sie können ſich leicht einbilden, daß Berengarius auch noch in unſerm Manuſcripte die bitterſten Klagen über dieſe ſchreyende Ungerechtigkeit führet. Wollen Sie hören?

„Quod promulgatam dicis in me damnationis ſententiam, ſacrilegæ ſancto illi tuo Leoni notam præcipitationis affigis. Injuſtum enim eſſe præſcribunt tam humana jura quam divina, inauditum condemnari. Contra quod Spiritus ſanctus, *maledicent illi, et tu benedices;* et b. Auguſtinus in libro de Verbo-Domini, *injuſta vincula ſolvit juſtitia;* et b. Gregorius in quadam Homilia, *ipſa hac*, inquit, *ligandi ac ſolvendi poteſtate ſe privat, qui hanc non pro ſubditorum moribus, ſed pro ſuæ voluntatis motibus exercet.* Maxime cum me Leo ille accerſiſſet, donec certum fieret, vtrum præſentiam ejus adire ſuffugerem, ſuſpendenda fuit ſententia, vt re vera cognosceret, quod falſiſſimum habet ſcriptum tuum, quænam ego communi fidei adverſa ſentirem, vbi indignum te facis, vt jam

dixi non ſemel, quod communem fidem communem dicis erro rem. Expectandum inquam fuerat, vt per me verbis audiretur aut ſcriptis, quæ ego in Johanne Scoto approbarem, quæ in Paſchaſio, Corbeienſi Monacho, condemnarem.

Doch wer kann ſich alles das nicht ſelbſt denken? Lieber will ich Ihnen eine Stelle abſchreiben, welche den Charakter Leo des neunten näher kennen lehrt. Denn freylich ſpielte der Pabſt hier noch immer eine wichtigere Rolle, als Lanfrancus ſelbſt. Wenn Lanfrancus hämtückiſch genug war, eine ſo ungerechte Verdammung, ſo viel an ihm lag, nicht zu hintertreiben: was mußte das für ein Pabſt ſeyn, der ſie ergehen ließ? Gerade ſo einer, wie er dazu nöthig war: menſchengefällig, leichtſinnig, ungewiß mit ſich ſelbſt, jedem Winde auf ihn ſtoſſender Meynungen und Rathſchläge nach allen Seiten, zu allen Stunden, beweglich und richtbar. Zwar gehöret die Stelle, welche ihn ſo zeiget, eigentlich zu dem folgenden Concilio von Vercelli. Doch da ich von dieſem ohnedem genug zu ſagen habe, und ſie eben ſowohl der Schlüſſel von dem Concilio zu Rom iſt: ſo will ich ſie hier einrücken. Machen Sie ſich gefaßt, mehr als eine Nachricht zu leſen, wovon die Geſchichtſchreiber der Kirche nur kaum murmeln. — Lanfrancus iſt ſtolz auf den allgemeinen Beyfall welchen ſein Vortrag bey dem Concilio erhalten habe; und hierauf antwortet ihm Berengarius:

„Dicens omnibus placuiſſe, quaſi neceſſario me compellis dicere aliquid de indignitate tui illius Apoſtolici, et congregati tunc ab eo Concilii. Tempore enim, quo te Vercellis adfuiſſe ſcripſiſti, Epiſcopus Vercellenſis avunculo ſuo, Nobilium Papiæ cuidam, ſponſam ſuam publico flagitio abſtulerat. Hoc flagitium per provinciam omnes jure commoverat, omnium contra Epiſcopi veſaniam zelo Dei ſuscitaverat corda. Nobilis ille Papienſis illatam ſibi a Nepote ſponſæ præreptæ injuriam ad Epiſcopos, ad apoſtolicum Leonem illum ſæpe pertulerat, nihilque tanto dignum maxime Epiſcopi flagitio optinuerat. Sed audito, quod affuturus eſſet Papa ille Vercellis, quæ pertinerent ad Chriſti jura quantopere acturus, in multam ſpem reſpiraverat, quod tot Epiſcoporum, tot egregiarum perſonarum, tanto omnium conventu, ſaltim tunc a

non animadvertenda tanta Apoſtolicus prohiberetur injuria. Spe iſta ductus, conventui illi Vercellico Papienſis ille non defuit, nobilium conjugatorum, qui aderant, ad expoſtulandam injuriam ſuam zelum facile comparavit. Sed quanti iſtud? Apoſtolicus apud adulterum Vercellenſem illum hoſpitium accepit, regalibus adulteri ſumptibus per dies non paucos exceptus eſt, eadem domo, eodem non dubitans participare convivio, cum interim Papienſis pro illata ſibi a Nepote injuria, foris, intus, in eccleſia, in confeſſibus omnia tentaret, omnibus, ſi forte apud Apoſtolicum pro tanto adulterio obtinerent, moleſtus eſſe non deſiſteret. Nihil effecit, etiam intacta ejus cauſa remanſit. Nihilominus Papa idem, cum fuisſet a quibusdam admonitus, quod faceret contra eccleſiaſticas rationes, reordinare Epiſcopos et Presbyteros in Vercellenſi illo concilio, a regia illa ſua ſede conſurgens, omnes qui circum ſedebant in medio poſitus poſtulavit, Dominum pro eo, quod reordinaſſet, ut ſibi indulgeretur orare. Et id quidem recte: ſed tamen quanta laboraret indigentia pleni, quanta ageretur levitate, quam omni circumferretur vento doctrinæ, paucis poſt diebus excurſis, manifeſtiſſimum dedit. Romam enim reductum objurgatione adorti ſunt hi, quorum conſilio reordinationes fecerat, cur Vercellis contradictoribus illis ad non reordinandum ceſſiſſet; in errorem rediit, atque poſt ad voluntatem eorum, qui Romæ fuerunt, maxime Humberti illius tui, reordinavit Epiſcopum Redonenſem, *Magnum* nomine, Epiſcopum Lemovicenſem incertum*), cognomento *Capreolum*, Abbatem quoque Rodonenſem, nomine *Pireneum*, quos pro eo nominatim inſerui, quia noti mihi erant et mecum de eo, quod Romæ geſtum fuit, ipſi egerant, ne quis me putet de opinione, non de rei veritate ſcripſiſſe. Nec de Papa illo Leone maledicendi voto hæc refero, cum audierim ex Evangelio, *neque maledici regnum Dei poſſidebunt;* ſed vt probabilius fiat eis, qui hæc forte legerint, quod tanti facit illum Papam ſcriptum tuum, non de rei veritate, ſed de mea tibi calumnia proceſſiſſe. —

*) „*Iterium.*" C. A. Schmid.

Es ſind zwey verſchiedene Punkte, welche in dieſer Stelle dem Pabſte zur Laſt fallen, und deutlich zeigen, was für ein ſchaaler, leerer, veränderlicher Mann er geweſen, quanta indigentia pleni laboraverit, wie es Berengarius in ſeinem barbariſchen, aber oft nachdrücklichen Lateine ausdrückt, und zu welcher ärgerlichen Nachſicht gegen das Laſter ihn Menſchengefälligkeit und kleine Bedenklichkeiten vermögen können. Der erſte betrift das Verbrechen des Biſchofs zu Vercelli, und der zweyte die Reordination.

Der Biſchof zu Vercelli hieß Gregorius; und daß es keine aus der Luft gegriffene Verleumdung ſey, was Berengarius hier von ihm erzehlt, davon gewähret Hermannus Contractus die Verſicherung, bey welchem es unter dem Jahre 1051 heißt: Poſt Paſcha item Dominus Papa Leo ſynodum Romæ collegit, vbi inter alia Gregorium Vercellenſem Epiſcopum propter adulterium cum vidua quadam, avunculi ſui ſponſa, admiſſum, et perjuria perpetrata abſentem et neſcientem excommunicavit: quem tamen non multo poſt Romam venientem, fatisfactionemque promittentem, officio priori reſtituit. Das Verbrechen iſt bey beiden das nehmliche; und auch das, was ſie von dem Betragen des Pabſtes ſagen, kann ſehr wohl bey einander beſtehen. Berengarius ſagt weiter nichts, als daß der Pabſt, während ſeiner Anweſenheit zu Vercelli, ſeinem ſtrafbaren, aber freygebigem und prächtigem Wirthe durch die Finger geſehen: Hermannus hingegen ſagt, daß er ihn das Jahr darauf excommuniciret habe. Vielleicht, weil ihm zu Rom auch wegen dieſer Nachſicht Vorwürfe gemacht worden, und der beleidigte Theil von ſeinen Klagen nicht abſtand. Genug, daß die Beſtrafung ſelbſt, da der Verbrecher ſo bald und ſo leicht Genade fand, nur zum Scheine ergangen zu ſeyn ſcheinet, und Berengarius alſo, wenn er auch Nachricht davon gehabt hätte, als er das ſchrieb, immer berechtiget geweſen wäre, ſie für ſo gut als keine anzuſehen. Aber bewundern Sie einmal, wie ſehr man das Zeugniß des Hermannus Contractus, ohne Zweifel, weil es das einzige war, zu entkräften und zu verfälſchen ſich nicht geſchämet hat! Was man, nur aus dem Hermannus, wiſſen konnte, das findet man bey dem Ughellus folgender Maaſſen

erzehlt:(*) Cum ſequenti anno Romæ idem Leo Pontifex Concilium agitaſſet, Vercellenſem Gregorium apud Patres, adulterii, aliorumque ſcelerum dicunt fuiſſe expoſtulatum, abſentemque anathemate percuſſum; verum latæ ſententiæ certiorem factum illico Romam advolaſſe, objectaque crimina diluiſſe. Wenn Hermannus ſagt, der Biſchof habe Genugthuung verſprochen, — und dieſe verſpricht man doch nicht anders, als nachdem man ſich ſchuldig erkannt: mit welcher Stirne hat man das in eine gänzliche Rechtfertigung wegen der vorgeworfnen Verbrechen, verwandeln können? Zwar freylich, es war ein Italieniſcher Biſchof: und wer wird in einer Italia ſacra ſo etwas auf einen Italieniſchen Biſchof kommen laſſen?

Was es für Bewandtniß mit der Reordination habe, iſt Ihnen bekannt. Der Streit darüber war eine Folge von den Bemühungen, welche die Päbſte anwandten, der eingeriſſenen Simonie zu ſteuren. Dabey fragte ſich nehmlich, ob diejenigen, welche von Biſchöfen ordiniret worden, die durch Simonie zu ihrer Würde gelangt, für gehörig ordinirt zu halten wären, oder aufs neue ordiniret werden müßten? Schon unter Clemens dem zweyten war die Sache dahin entſchieden worden: Vt quicumque a Simoniaco conſecratus eſſet, in ipſo Ordinationis ſuæ tempore non ignorans Simoniacum, cui ſe obtulerat promovendum, quadraginta nunc dierum pœnitentiam ageret, et ſic accepti Ordinis officio miniſtraret.(**) Aber unter Leo dem neunten kam ſie aufs neue in Bewegung; und aus der Erzehlung des Berengarius ſehen Sie, wie ſchlecht Se. untrügliche Heiligkeit ſich dabey zu nehmen wußte. Petrus Damiani, darf man wohl ſagen, half endlich durch ſein Buch, Gratiſſimus, den Zwiſt beylegen. Sie kennen dieſes Buch: aber wenn Sie darinn geleſen,(***) quod crescente fluctuationis ambiguo eatenus ſit proceſſum, vt nonnullos conſtet Epiſcopos a Simoniacis ordinatos Clericos denuo conſecraſſe: ſo hätten Sie wohl nicht geglaubt, daß der Pabſt ſelbſt ſich unter dieſen ketzeriſchen Biſchöfen befunden. Damiani hatte daher wohl Urſa-

(*) Italia ſac. T. IV. p. 775.

(**) *Pet. Damiani* Gratiaſſimus, cap. 35.

(***) Præf. ad Heinricum p. 423. Edit. Lugd. 1663

als möglich zu treten, und die Demuth, die Unterwürfigkeit, mit der er ſeine Meynung vorträgt, dürfte die Lobſprüche des Baronius ſo recht nicht verdienen; beſonders da man ohnedem weiß, daß Leo der neunte nicht immer die beſte Meynung von ihm unterhielt, wie einer ſeiner eigenen Briefe bezeuget.(*) Doch was lenket Baronius nicht alles der unumſchränkten Gewalt, der nie unterbrochenen Unfehlbarkeit des Pabſtes zum Beſten? Sie werden es nun ſchwerlich, ohne den Mund zu verziehen, leſen können, wie viel Mühe er ſich giebt, auch in dieſer Sache allen Argwohn der Ungewißheit und Unentſchloſſenheit von dem Pabſte zu entfernen.(**) Denn das heißt doch wahrlich etwas mehr als bloſſe Nachſicht gegen die Irrenden, wenn man ſich Ihnen durch die That ſelbſt zugeſellet, und das durch eigene Ausübung bekräftiget, was man nur nicht mit Gewalt auszurotten das Anſehen haben will. Gut, daß Berengarius ſeine Erzehlung nur auch mit Umſtänden beglaubiget hat, die allen Argwohn unterdrücken, daß er vielleicht falſch, oder nicht ſattſam unterrichtet geweſen. Er nennet ſie mit Namen, die der Pabſt, uneingedenk ſeines reuigen Bezeigens zu Vercelli, auf Anliegen des Humbertus, zu Rom wiederum reordinirte; er hat ſie ſelbſt gekannt, und hat alles aus ihrem eigenen Munde vernommen. Der erſte war ein Biſchof von Rennes, Namens Magnus. Es muß der nehmliche ſeyn, welcher bey den Sammarthanis(***) unter dem Namen Mainus oder Maino vorkömmt, und von 1036 bis 57 den Biſchöflichen Stuhl beſeſſen hat. Der zweyte war ein Biſchof von Limoges, deſſen eigentlichen Namen Berengarius nicht wußte, deſſen Zuname aber Capreolus war. Nach Maaßgebung der Zeit wird es wohl Iterius, oder Hicterius geweſen ſeyn, aus der Familie der Chobots, welcher 1052 erwählt ward; und es könnte ſeyn,

(*) Epiſtolarum ad ſummos Pontif. III.

(**) *Ad annum* 1052. Non id quidem factum inſcitia tanti Pontificis — at quoniam complures inventi ſunt ex Eccleſiæ filiis, qui zelum habentes, ſed revera non ſecundum ſcientiam, — ſanctiſſimus Pontifex conſultius eſſe duxit pacifice rem agere, tractu temporis, lento gradu morbo mederi, quam non absque periculo ferro præcidere quod erat infirmum.

(***) Gallia Chriſt. T. III. p. 922.

daß ſelbſt aus dem Hicterius oder Icterius, das man für ſtößig genommen, der Zuname Capreolus entſtanden wäre. Der dritte war ein Abt zu Redon, welches auf Lateiniſch Rotonum oder Regidonum heißt: Berengarius ſchreibt ſeinen Namen Pireneus, und bey den Sammarthanis (*) findet man ihn Permeſius geſchrieben.

Ich will mich bey Dingen, die auſſer unſerm Wege liegen, nicht aufhalten. Es iſt mir hier bloß um den Character des Pabſtes zu thun, welcher ſo unbeſonnen ſeyn konnte, den Berengarius unverhörter Sache zu verdammen; und dieſer erhellet ſo, daß er keines weitern Commentars bedarf. Ich eile vielmehr,

4. auf die Kirchenverſammlung zu Vercelli

zu kommen, und ich bin verſichert, daß hier Ihr Erſtaunen um ein groſſes zunehmen werde.

Basnage meinet, man habe es bald merken müſſen, wie widerrechtlich man auf dem Concilio zu Rom verfahren: und dieſen Fehler gut zu machen, habe der Pabſt das Concilium zu Vercelli ausgeſchrieben, auf welches der beklagte und bereits verdammte Berengarius perſönlich vorgeladen worden. Laſſen Sie uns dieſe Vermuthung annehmen, weil ſie doch zu niemands Nachtheil gereichet, und nun ſehen, wie trefflich die Abſicht des gut zu machenden Fehlers erreicht worden.

Lanfrancus iſt wiederum der einzige, von welchem wir die Nachrichten von dieſem Concilio zu Vercelli entlehnen müſſen. Und wie lauten dieſe? — Es wird gut ſeyn, wenn Sie ſeine eignen Worte ins Gedächtniß faſſen, weil ſich Berengarius in den Stellen, die ich aus dem Manuſcripte deshalb anführen muß, darauf beziehet. Dehinc, ſchreibt er, in Verfolg der oben aus ihm genommenen Nachricht von dem Concilio zu Rom, (**) declarata eſt ſynodus Vercellenſis, ad quam vocatus non veniſti. Ego vero præcepto ac precibus præfati Pontificis vsque ad ipſam ſynodum ſecum remanſi. In qua in audiéntia omnium, qui de diverſis hujus mundi partibus illuc convenerant, Ioannis Scoti liber de Euchariſtia lectus eſt, ac damnatus, ſententia tua

(*) T. IV. p. 179.

(**) S. 356. in der Note.

expoſita eſt, atque damnata, fides ſanctæ Eccleſiæ, quam ego teneo, et tenendam aſtruo, audita, et concordi omnium aſſenſu confirmata. Duo Clerici, qui legatos tuos ſe eſſe dixerunt, volentes te defendere in primo ſtatim aditu defecerunt, et capti ſunt. Ab hac ſententia nunquam discesſit ſanctus Leo in omnibus conciliis ſuis, ſeu quibus ipſe ſuam præſentiam exhibuit, ſeu quæ per legatos ſuos in diverſis provinciis congregari inſtituit.

Was Sie da geleſen, finden Sie in allen ſiebentauſend Büchern, in welchen des Berengarius und dieſer Kirchenverſammlung zu Vercelli Erwähnung geſchieht, getreulich nachgeſchrieben. Kein einziges ſagt Ihnen etwas mehr, oder etwas anders; und es iſt allerdings ein höchſt melancholiſcher Gedanke, zu erfahren, wie leicht durch die Ausſage eines einzigen falſchen Zeugen die Wahrheit auf immer kann unterdrückt werden. Getroſt, nicht auf immer! Ich freue mich die Beyſpiele vermehren zu können, welche die Furcht vor Verleumdungen einem empfindlichen Geiſte minder ſchrecklich machen, deſſen ſtärkſte Triebfeder die Ehre iſt. Zwar ſollte, beſonders der Freund der Wahrheit, ſich edlerer Triebfedern bewußt ſeyn: aber die edelſten können nicht immer die wirkſamſten ſeyn; und beſſer, daß das Rad auch durch unreines Waſſer umgetrieben wird, als daß die Maſchine ganz ſtille ſteht.

Wir wollen Stück vor Stück vornehmen. Das erſte und hauptſächlichſte iſt ohnſtreitig dieſes, daß Berengarius dem ausdrücklichen Befehle ohngeachtet, perſönlich in Vercelli zu erſcheinen, dennoch nicht erſchienen iſt. Alles, was man aus dergleichen Weigerungen, ſich ſeinem Richter darzuſtellen, nachtheiliges zu ſchlieſſen gewohnt iſt, iſt auch wider ihn geſchloſſen worden. Das Verfahren zu Vercelli gegen ihn hätte nun, noch weit tumultuariſcher, noch weit illegaler ſeyn können, als das zu Rom geweſen war: ſein Ausbleiben macht es rechtsgültig und billig.

Berengarius leugnet nicht, daß er vorgeladen worden. Aber er antwortet zweyerley, warum er dieſe Vorladung nicht befolgt. Wenn ihn das erſte nur entſchuldigen könnte: ſo iſt es gewiß, daß ihn das andere entſchuldigen muß.

„Ich bin, ſagt er, nach Vercelli gefodert worden: aber niemand hatte Recht, mich dahin zu fodern. Kein Geiſtlicher bey uns hat nöthig, auſſer ſeiner Provinz vor Gericht zu erſcheinen. Meine Freunde alſo nicht allein, ſondern ſelbſt anſehnliche Männer der Kirche widerriethen es mir, mich zu ſtellen.“ Es verſteht ſich, daß es die Vorrechte der Franzöſiſchen Kirche ſind, auf die ſich Berengarius hiebey bezieht, und über die man ſchon damals alle Urſache hatte, ſo eiferſüchtig als möglich, zu halten. Denn es war allerdings ſchon ein groſſer Eingriff in dieſe Vorrechte, daß Leo das Jahr vorher ſich erkühnt hatte, eigenmächtig ein Concilium in Frankreich auszuſchreiben, und in Perſon demſelben vorzuſitzen, ohne ſich zu bekümmern, ob der König der Feyerung beytreten wolle oder nicht. Fleury, und andere, haben ſehr Unrecht, es bloß einem böſen Gewiſſen beyzumeſſen, warum ſowohl verſchiedene vornehme Layen, als verſchiedene von den erſten Geiſtlichen, dem Könige riethen, dieſes Concilium zu hintertreiben. Ein böſes Gewiſſen kann bey einigen derſelben der Antrieb geweſen ſeyn, einen dergleichen Rath zu ertheilen: aber der König ſelbſt mußte doch wohl andere Befugniſſe haben, den Rath anzunehmen. Daß ſich der Pabſt an die Vorſtellungen des Königes, das Concilium wenigſtens aufzuſchieben, nicht kehrte, war um ſo viel ſchlimmer; und der darauf folgende zweyte Verſtoß, den er ſich mit dem Berengarius erlaubte, bewies genugſam, daß er überhaupt die Freyheiten der Galliſchen Kirche nicht kannte, oder nicht kennen wollte. Die insbeſondere, worauf es dem Berengarius ankam, werden Sie bey dem Pithou und ſeinem Commentator, dem Dupuy, ausführlich feſt geſetzet, und durch hiſtoriſche Beyſpiele, aus ſpätern und neuern Zeiten, beſtätiget finden: (*) ſo daß ich mich nicht genugſam verwundern kann, wie ſogar keinem einzigen Schriftſteller, meines Wiſſens, auch nur von weitem die Frage einfallen wollen, was für Recht der Pabſt gehabt, einen Franzöſiſchen Geiſtlichen aus ſeiner Provinz, aus ſeinem Lande, in ein fremdes Land vor ſich zu fodern? und ob denn dieſer ſo ungebührlich citirte Geiſtliche nothwendig erſcheinen

(*) de l'Edit. de Longlet du Fresnoy, p. 46.

expoſita eſt, atque damnata, ſides ſanctæ Eccleſiæ, quam ego teneo, et tenendam aſtruo, audita, et concordi omnium aſſenſu confirmata. Duo Clerici, qui legatos tuos ſe eſſe dixerunt, volentes te defendere in primo ſtatim aditu defecerunt, et capti ſunt. Ab hac ſententia nunquam discesſit ſanctus Leo in omnibus conciliis ſuis, ſeu quibus ipſe ſuam præſentiam exhibuit, ſeu quæ per legatos ſuos in diverſis provinciis congregari inſtituit.

Was Sie da geleſen, finden Sie in allen ſiebentauſend Büchern, in welchen des Berengarius und dieſer Kirchenverſammlung zu Vercelli Erwähnung geſchieht, getreulich nachgeſchrieben. Kein einziges ſagt Ihnen etwas mehr, oder etwas anders; und es iſt allerdings ein höchſt melancholiſcher Gedanke, zu erfahren, wie leicht durch die Ausſage eines einzigen falſchen Zeugen die Wahrheit auf immer kann unterdrückt werden. Getroſt, nicht auf immer! Ich freue mich die Beyſpiele vermehren zu können, welche die Furcht vor Verleumdungen einem empfindlichen Geiſte minder ſchrecklich machen, deſſen ſtärkſte Triebfeder die Ehre iſt. Zwar ſollte, beſonders der Freund der Wahrheit, ſich edlerer Triebfedern bewußt ſeyn: aber die edelſten können nicht immer die wirkſamſten ſeyn; und beſſer, daß das Rad auch durch unreines Waſſer umgetrieben wird, als daß die Maſchine ganz ſtille ſteht.

Wir wollen Stück vor Stück vornehmen. Das erſte und hauptſächlichſte iſt ohnſtreitig dieſes, daß Berengarius dem ausdrücklichen Befehle ohngeachtet, perſönlich in Vercelli zu erſcheinen, dennoch nicht erſchienen iſt. Alles, was man aus dergleichen Weigerungen, ſich ſeinem Richter darzuſtellen, nachtheiliges zu ſchlieſſen gewohnt iſt, iſt auch wider ihn geſchloſſen worden. Das Verfahren zu Vercelli gegen ihn hätte nun, noch weit tumultuariſcher, noch weit illegaler ſeyn können, als das zu Rom geweſen war: ſein Ausbleiben macht es rechtsgültig und billig.

Berengarius leugnet nicht, daß er vorgeladen worden. Aber er antwortet zweyerley, warum er dieſe Vorladung nicht befolgt. Wenn ihn das erſte nur entſchuldigen könnte: ſo iſt es gewiß, daß ihn das andere entſchuldigen muß.

„Ich bin, ſagt er, nach Vercelli gefodert worden: aber niemand hatte Recht, mich dahin zu fodern. Kein Geiſtlicher bey uns hat nöthig, auſſer ſeiner Provinz vor Gericht zu erſcheinen. Meine Freunde alſo nicht allein, ſondern ſelbſt anſehnliche Männer der Kirche widerriethen es mir, mich zu ſtellen.“ Es verſteht ſich, daß es die Vorrechte der Franzöſiſchen Kirche ſind, auf die ſich Berengarius hiebey bezieht, und über die man ſchon damals alle Urſache hatte, ſo eiferſüchtig als möglich, zu halten. Denn es war allerdings ſchon ein groſſer Eingriff in dieſe Vorrechte, daß Leo das Jahr vorher ſich erkühnt hatte, eigenmächtig ein Concilium in Frankreich auszuſchreiben, und in Perſon demſelben vorzuſitzen, ohne ſich zu bekümmern, ob der König der Feyerung beytreten wolle oder nicht. Fleury, und andere, haben ſehr Unrecht, es bloß einem böſen Gewiſſen beyzumeſſen, warum ſowohl verſchiedene vornehme Layen, als verſchiedene von den erſten Geiſtlichen, dem Könige riethen, dieſes Concilium zu hintertreiben. Ein böſes Gewiſſen kann bey einigen derſelben der Antrieb geweſen ſeyn, einen dergleichen Rath zu ertheilen: aber der König ſelbſt mußte doch wohl andere Befugniſſe haben, den Rath anzunehmen. Daß ſich der Pabſt an die Vorſtellungen des Königes, das Concilium wenigſtens aufzuſchieben, nicht kehrte, war um ſo viel ſchlimmer; und der darauf folgende zweyte Verſtoß, den er ſich mit dem Berengarius erlaubte, bewies genugſam, daß er überhaupt die Freyheiten der Galliſchen Kirche nicht kannte, oder nicht kennen wollte. Die insbeſondere, worauf es dem Berengarius ankam, werden Sie bey dem Pithou und ſeinem Commentator, dem Dupuy, ausführlich feſt geſetzet, und durch hiſtoriſche Beyſpiele, aus ſpätern und neuern Zeiten, beſtätiget finden: (*) ſo daß ich mich nicht genugſam verwundern kann, wie ſogar keinem einzigen Schriftſteller, meines Wiſſens, auch nur von weitem die Frage einfallen wollen, was für Recht der Pabſt gehabt, einen Franzöſiſchen Geiſtlichen aus ſeiner Provinz, aus ſeinem Lande, in ein fremdes Land vor ſich zu fodern? und ob denn dieſer ſo ungebührlich citirte Geiſtliche nothwendig erſcheinen

(*) de l'Edit. de Lenglet du Fresnoy, p. 46.

tate revocatos in meum odium concitare, ubi quam maxima et mihi in hoc negotio et rebus humanis commiſeratio debebatur, maxima nihilominus Papæ illi indignatio propter nimiam a me et a chriſtiana et apoſtolica paternitate averſionem ſuam. Pervenerat enim ad me, præcepiſſe Leonem illum, vt ego Vercellenſi illi conventui, in quo tamen nullam Papæ debebam obedientiam, non deeſſem. Diſſuaſerant ſecundum eccleſiaſtica jura, ſecundum quæ nullus extra provinciam ad judicium ire cogendus eſt, Perſonæ eccleſiaſticæ; diſſuaſerant amici. Ego ob reverentiam Pontificatus Romani multo Romam iter labore ſuſceperam, et vt irem ſecurius ad Regem Franciæ, Eccleſiæ, cujus eram Clericus, Abbatem, accesſeram; nihil a regia dignitate, nihil ab Abbatis paternitate ſiniſtrum expectabam; non ab Ieruſalem descendere in Iericho, ſed ab Iericho in Ieruſalem conſcendere cogitabam, cum me carcerandum ac rebus omnibus exſpoliandum cuidam dedit. Hoc Leo ille Vercellis audivit, non apoſtolica dignitate, non paterna miſeratione, non humana motus eſt compaſſione, qui ſi non mihi, apoſtolicæ ſaltim ſedi, ad quam iuſſus contendebam, dare debuit gloriam, vt ſi non pro me, ſaltim pro Apoſtolica dignitate, quantus poſſet, exſurgeret in eum, qui me ad ſe intendentem carcere clauſerat, rebus exſpoliabat, pro me in eum gladium chriſtianæ animadverſionis exſereret. Hæreticum me potius voce ſacrilega, (non enim, miſeratione divina, veridica; verba autem ſacerdotis ſcriptura dicit, aut vera aut ſacrilega) in conventu illo Vercellenſi pronunciavit. Non illum religio, non humanarum rerum ad compatiendum permovit conditio. Longum facio, quod omnino non vellem: ſed ſcriptum tuum in iſta cogit falſiſſimum. Scripſiſti enim, „ad quam tu vocatus non veniſti:“ ſed vocari ſecundum eccleſiaſtica jura non debui; venire ob reverentiam Romanæ Eccleſiæ non refugi, et revera, quantum in me fuit, veni; nec ſcribere, *ad quam tu vocatus non veniſti*, quia hiſtoria hæc etiam remotiores non latebat, niſi de falſitate calumniæ potuiſti, in quo non ſatis qui te noverit admirari ſufficiet. Quid de te tantum commerueras? Si mihi non parcebas ex abundantia malitiæ, parceres a tanta falſitate ſaltim tibi, nec ita me in *Ticinum*, quod

opinabaris, dares, vt te in *Padum* demergeres. Iohannis Scoti librum lectum ſcribis in audientia omnium, qui de diverſis mundi partibus convenerant, atque damnatum. Ad hoc ſatis jam reſcripſi, te ipſum narraſſe quibusdam, librum illum pro eo damnatum, quod diceret, ſacramenta altaris ſimilitudinem, figuram, pignusque eſſe corporis et ſanguinis Domini, in quo maxime ſecundum ſcripturas authenticas debuit approbari. Audieram etiam ab illis qui interfuerant concilio vanitatis, nulla librum illum alia diligentia damnatum, quam vt ſemel locus quidam illius audiretur et ita damnaretur; cum dicat Dominus, *ſcrutamini ſcripturas*, cumque poeticum illud, *hæc decies repetita placebit*, pro philoſophico revera ſit habendum. Atteſtante ineptiæ tuæ Petro, Romanæ Eccleſiæ Diacono, et præcipitante ſententiam, ut diceret, *ſi adhuc in figura ſumus, quando rem tenebimus?* non attendente quod dicit b. Auguſtinus, *hunc panem ſignificavit manna, hunc panem ſignificat altare Dei; in ſignis diverſa ſunt, in re quæ ſignificatur paria:* et illud in Pſalmo 111. *corporis et ſanguinis ſui figuram discipulis commendavit:* non attendente, non interesſe nihil inter figuram vel ſignum rei quæ nunquam fuit, rei nondum exhibitæ prænunciatoriam, et figuram vel ſignum rei exiſtentis, rei jam exhibitæ commoneſactoriam. De diverſis, inquis, mundi partibus convenerant: ad hoc ſatis reſpondi — — Quanquam falſiſſime ſcripſeris, *de diverſis mundi partibus*, cum de ejusdem regionis et linguæ ad Vercellicum tumultum illum convenerint. (*) — — — Immo ſi quis ſententiam, ſicut ſcribis, in confeſſu illo expoſuit meam, non tamen jus eccleſiaſticum habebat, abſentem inadmonitumque aliquem debere damnari, in quo ſolo, ſi omittantur alia, de concilii Vercellenſis diligentia poteſt quam plurimum æſtimari. Illud quod nulla ſit invalidum falſitate repeto: nullum qui meam de Euchariſtia pernoviſſet ſententiam, quam tu Vercellis expoſitam ſcribis atque damnatam, aſſuiſſe illi confeſſui Vercellenſi. Fides, inquis, Eccleſiæ: nec dubitas ineptorum turbas Eccleſiam nominare, contra quod ſumma

(*) Hierzwiſchen fehlen die Worte, die ich oben S. 361. angeführt

mihi non deeſt auctoritas ejus, qui dicit, *ſinite illos, coeci ſunt duces coecorum*; Apoſtoli etiam, qui dicit, *ſi nos aut angelus de coelo aliud evangelizaverit vobis, anathema ſit.* — — Duos clericos meos Vercellis affuiſſe ſcripſiſti: nec mirandum vsque eo, ſi alius minoris quam tu ſis eruditionis tantam ab invidia ſua et odio ſibi ſumeret libertatem mentiendi. Mihi in ſcripto tuo calumniaris, quod minus attendam quid dicam, dum Humbertum illum tuum in odium adducam: vnde ego non injuria tibi dico, *cura te ipſum, Medice.* Qui in me iſtud reprehendas, ſed calumnioſe, Domini miſericordia, tanta mentiri, ſcripto tuo, vt in odium auditorum me adduceres tuorum, non debuiſti permittere. Clerici enim illi mei revera non fuerunt; me defendere minime fusceperunt. Alter Concanonicus mihi erat in Eccleſia b. Martini, convictor et discipulus glorioſæ memoriæ Gazonis, Leodicenſis Epiſcopi; juvenis non parvæ eruditionis, plurimæ probitatis atque honeſtatis. Hunc clerus illo b. Martini, cum me gregis ſui Rex ille Franciæ, totius regiæ dignitatis oblitus, carcerandum dediſſet cuidam aduleſcentulo ſuo, (qua ex cauſa, etſi turpius dicere, turpe tamen erat ſcribere) ad exigendam a me quantam ego numquam pecuniam noveram, conſilio communi ad Leonem illum miſit Vercellas, *) ſi forte infortunio meo compatiens, chriſtiano rigore aliquid pro me adoriretur. Huic, cum eſſet in conventu illo Vercellenſi, et quidam interrogatus a Papa reſponderet ad interrogata quod reſpondendum putavit, viſum eſt illi, ſicut mihi ipſe narravit, dare illum ſententiam, quod eſſem hæreticus; quo viſo perturbatiſſimus, ad quem nesciebat, inclamavit quantum potuit, *per Deum omnipotentem, mentiris!* Alter Compatriota tuus, nomine Stephanus, ei, quem ab Eccleſia b. Martini miſſum dico, non ignotus, cum vidiſſet libellum Ioannis Scoti ex nutu et libito tuo conſcindi, nobili permotus zelo non tacuit, ſimiliter poſſe conſcindi librum aliquem præproperanter b. Auguſtini, non adhibita mora et lima, vtrum conſcindendus eſſet, ſufficientis conſiderationis. Ita factum eſt, vt juberet Leo ille vtrumque

(*) „miſit *Vercellis.*“ C. A. Schmid.

teneri, non tamen, vt ipſe poſtea exponebat, et rei exitus approbavit, vt illis aliquid injuriæ fieret aut moleſtiæ, ſed ne turba forte in illos illicitum adoriretur aliquid. Ita indignum eruditione tua ſcriptum continuit tantam falſitatem tuum: „*duo clerici tui te volentes defendere primo aditu defecerunt.* Nullus cum eis ſaltim forenſi modeſtia rationem poſuit; non illi cauſam meam exponere, vel defendere ſunt adorti. ——

Laſſen Sie ſich von Ihrem Erſtaunen durch eine und die andere Anmerkung zerſtreuen, die unter dem und jenem beſondern Orte dieſer Stelle einmal Platz finden kann, wenn das Ganze im Drucke erſcheinet.

1. Berengarius nennt den König, den Abt ſeiner Kirche: Eccleſiæ, cujus eram Clericus, Abbatem. Es könnte dieſes auch wohl einem Leſer auffallen, dem das Verhältniß, in welchem ein König von Frankreich mit der Kirche ſeines Reiches ſtehet, ſonſt nicht unbekannt wäre. Ich glaube aber nicht, daß Berengarius mehr damit ſagen wollen, als in ſpätern Zeiten der Erzbiſchof von Reims, Urſinus, wenn er Carl den ſiebenden, den erſten Geiſtlichen und Prälaten der Franzöſiſchen Kirche nannte. (*) Was der König in Betrachtung der Kirche überhaupt iſt, das iſt er ja wohl um ſo viel mehr in Anſehung einer jeden einzeln Kirche insbeſondere.

2. Es klingt ein wenig geheimnißvoll, wenn Berengarius von einem adulescentulo des Königs ſpricht, bey dem er in Verhaft geweſen, und hinzu ſetzt: qua ex cauſa, etſi turpius dicere, turpe tamen erat ſcribere. (Bey ihm ſteht öftrer erat, wo es vielmehr eſſet heiſſen ſollte.) Zwar wüßte ich nun eben nicht, daß Heinrich der erſte von dieſer Seite der Sitten bey den Geſchichtſchreibern in übelm Ruffe wäre; es ſey denn, daß man das Beywort mollis, welches ihm der Biſchof Odolricus in einem Schreiben an den Biſchof Fulbert, unter andern nachtheiligen Benennungen giebt, (**) dahin ziehen könnte. Indeß hat doch Petrus Damiani ſeinen erbaulichen Liber Gomorrhianus um dieſe Zeit geſchrieben: und wenn dieſes Laſter unter der Geiſtlichkeit damals ſo ſehr eingeriſſen war, warum ſollte

(*) *Dupuy* ſur le Traité de Pithou, p. 33.

(**) T. X. Script. rerum Gall. et Fr. p. 504.

man ſich wundern, es auch bey vornehmen Layen, und an den Höfen zu finden?

3. Der Petrus, Romanæ Eccleſiæ Diaconus, von welchem Berengarius ſagt, daß er dem Lanfrancus beygefallen, kann kein andrer, als der nur gedachte Petrus Damiani ſeyn, deſſen grobe Begriffe von der Gegenwart CHriſti in dem Abendmahle Sie ohnedem aus ſeinen Schriften kennen werden. Die Erzehlungen, die er von der ſichtbarlichen Verwandlung des geheiligten Brodes uns aufheften will, oder ſich aufheften laſſen, ſind ſo ärgerlich, als eckel. (*) Was wir aber ganz neues aus ſeiner Erwähnung bey dem Berengarius lernen, iſt dieſes, daß er bey dem Concilio zu Vercelli gegenwärtig geweſen, und ſchon in der Würde eines Diaconus der Römiſchen Kirche gegenwärtig geweſen. Dieſes wußte keiner ſeiner Lebensbeſchreiber, nach welchen es läßt, als ob Stephanus der neunte ihn vom bloſſen Abte eines geringen Kloſters zum Kardinal erhoben habe.

4. Ich finde bey dem Bulæus, (**) daß De Roye (denn das Werk des De Roye ſelbſt, habe ich zur Zeit noch nicht brauchen können) errathen oder muthmaſſen wollen, die beiden Geiſtlichen, welche Lanfrancus für Bevollmächtigte des Berengarius ausgiebt, hätten Frewald und Waldo geheiſſen. Daß er falſch gerathen oder gemuthmaſſet hat, das wiſſen wir nun gewiß. Den einen, welches der eigentliche Abgeſandte der Kirche des h. Martinus zu Tours war, nennet er zwar ſelbſt mit Namen nicht, beſchreibt ihn aber als ſeinen Mitcanonicus an gedachter Kirche, und als einen ehemaligen Schüler des Biſchofs Gazo von Lüttich, welcher 1047 geſtorben war, und bey den Sammarthanis Vazo geſchrieben wird. Der andre hieß Stephanus, und war ein Landsmann des Lanfrancus.

5. Von dieſen beiden Männern ſagt Lanfrancus, volentes te defendere in primo ſtatim aditu defecerunt, et capti ſunt: und ich habe im Vorbeygehen bemerkt, daß nicht alle den gan-

(*) De miraculoſis narrationibus, p. 688. Operum Edit. Lugd.

(**) *Hiſt. Univerſ. Pariſ. T. I. p.* 422. Miſit vero tantum (*Berengarius*) illuc duos clericos, quos Franciſcus De Roye in eius vita ſuſpicatur fuiſſe Frevaldum et Waldonem erroris adſtipulatores, qui Magiſtri abſentiam excuſarent, ipſiusque nomine agerent.

zen Sinn dieſer Worte gehörig gefaßt haben. Nicht allein Basnage (*) überſetzt ſie bloß durch: ils ſe trouverent pris d'abord, et abandonnerent leur maitre. Sondern ſelbſt Du Pin (**) giebt ſie ſchlecht weg durch: ils voulurent entreprendre ſa defenſe, mais ils n'eurent pas plûtôt commencé à parler qu'ils ſe trouverent embarraſſés, et réduits à garder le ſilence. Ohne Zweifel konnten ſich beide nicht einbilden, wie man Bevollmächtigte ins Gefängniß werffen könne, weil ſie alles für ihren Bevollmächtiger ſagen, was ſich für ihn ſagen läßt? Und wer konnte ſich leicht träumen laſſen, daß es auf den Kirchenverſammlungen damals, auch ſolche nicht ausgenommen, bey welchen der Pabſt ſelbſt zugegen war, ſo wild und unbändig zugegangen, daß man Beklagte, oder deren Fürſprecher, aus bloſſer Vorſicht ins Gefängniß ſetzen müſſen, damit ihnen nicht etwas weit ärgeres von dem gemeinen Hauffen zugefüget würde? ——

Noch iſt ein wichtiger und merkwürdiger Gebrauch, der ſich aus vorliegender Stelle machen läßt, zurück: und dieſer wird ſich bey dem zeigen, was ich

5. von der Kirchenverſammlung zu Paris

zu ſagen habe, welche, wenn GOtt will, in dem nehmlichen Jahre 1050, kurz nach dem Concilio zu Vercelli, ebenfalls wider den Berengarius, auf Befehl Heinrichs des erſten, ſoll ſeyn gehalten worden.

Mit einem Worte, mein Freund; dieſe Kirchenverſammlung iſt ein Unding: oder, es mit einem weniger abſtrakten Worte zu ſagen, eine Lüge; eine ſo unverſchämte Lüge, als je eine in der Normandie, wo ſie ſich herſchreibt, gemacht worden.

Denn hier habe ich es nicht mit dem Lanfrancus zu thun. Weder Lanfrancus, noch Berengarius ſelbſt, noch der Anonymus des Chiflet, gedenken dieſer Kirchenverſammlung mit einer Sylbe. Und ſchon das müßte ſie ſehr verdächtig machen. Auch wußte bis auf 1648 kein Menſch etwas von ihr; auſſer daß Baronius, aus einem Briefe eines Biſchofs von Lüttich an den König Heinrich, ſchlieſſen wollte, ſie müſſe im Werke gew

(*) Hiſt. de l'Egliſe, Liv. XXIV. chap. 2. §. 12.

(**) Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. VIII. p. 8.

ſeyn. Aber er urtheilte auch aus dem nehmlichen Briefe, daß ſie nicht zu Stande gekommen.

Ihr einziger Gewährsmann iſt der Verfaſſer eines Tractats de Corpore et Sanguine Chriſti, den Dacherius im beſagten Jahre 1648, als einen Anhang zu den Werken des Lanfrancus, zuerſt herausgab. In dem letzten Abſchnitte dieſes Tractats wird eine kurze Geſchichte der erſten Berengariſchen Unruhen beygefügt, und der Erzehler ſpricht als ein Mann, der zu den Zeiten ſelbſt will gelebt haben. Dacherius fand ihn in ſeiner Handſchrift Durandus, Abt von Troarn, genannt; und weil allerdings ein Abt dieſes Kloſters, und dieſes Namens, ein Zeitverwandter des Berengarius geweſen: ſo blieb, wie billig, auch in der gedruckten Ausgabe, dieſer Durandus der Verfaſſer des Tractats, und ward auf einmal eine ſehr zuverläßige Quelle in der Geſchichte der Ketzerey des Berengarius.

Eine ſehr zuverläßige Quelle! Dafür ſollte man ſie wenigſtens halten, wenn man ſieht, wie allgemein ſie, ſeit ihrer Entdeckung, genutzt worden. Doch wenn anders eine Ausſage dadurch, daß ſie unendlichmal wiederhohlt worden, um nichts wahrer wird, als ſie für ſich ſelbſt iſt: ſo ſcheue ich mich nicht, wenn der gutherzigen Nachſchreiber auch noch mehrere wären, die Ausſage dieſes Durandus für nichts weniger als glaubwürdig zu erklären.

Gerade heraus; alles, ohne Ausnahme, was dieſer Durandus Hiſtoriſches von dem Berengarius beybringt, iſt erlogen; und freylich muß ich es unſerm Manuſcripte vornehmlich danken, daß ich zu dieſer Einſicht gelangt bin; obſchon auch ohne dieſes, ſo viel Widerſprüche von ſelbſt in die Augen leuchten, in welche er ſowohl mit ſich, als mit andern gültigern Zeugen verfällt, daß man alle Mühe gehabt hat, ihn bey Anſehen zu erhalten. Leſen Sie nur, was unter andern Coſſartius (*) für Wendungen zu nehmen, nöthig findet: und doch kann er es nicht übeall in Abrede ſeyn, daß ſich Durandus wohl möge geirret haben.

Den Beweis meines Urtheils in allem ſeinem Umfange zu führen, muß ich mir indeß auf eine andere Gelegenheit vorbe-

(*) Hard. Concil. T. IV. P. I. p. 1022. 23.

halten. Die Weitläuftigkeit der Sache will, daß ich mich hier lediglich auf die Kirchenverſammlung zu Paris einſchränke. Leſen Sie, was Durandus davon ſagt, (*) und erwegen Sie folgende Punkte.

Sie ſoll, dieſe Kirchenverſammlung, bald nach der zu Vercelli, im Monat October des nehmlichen Jahres, ſeyn gehalten worden, welches das Jahr 1050 war. Ich will hier dem Durandus nicht von neuem aufmutzen, daß er dafür das Jahr 1053 angiebt: denn auch die, welche ihn ſonſt für einen ſehr glaubwürdigen Mann halten, erkennen einmüthig, daß ihm hier ſein

(*) Cum autem tanti mali fama crebreſceret, et omnium corda fidelium vehementius percelleret, perque multos hujusmodi virus latenter, et aperte jam ſerperet, contigit, vt ad aures etiam Regis Francorum Henrici perveniret, qui conſultu ſui regni pontificum procerumque, concilium Pariſiis cogi decimo ſeptimo Kalendas Novembris præcepit, *ac praefatum Berengarium*, vt aut ſua dicta Patrum autoritate firmaret, multis ſibi obtinentibus, aut ſi ea defendere nequiret, in catholicam, cui obviare non poſſet, fidem prudenter tranſiret, *intereſſe tantorum coetui Patrum imperavit.* Interea condicta venerat dies, frequensque conventus præſulum ac reliquorum ſancti ordinis Clericorum, nec non nobilium laicorum, Pariſiis factus eſt, ſed jam dictus *Berengarius* malæ conſcientiæ perculſus terrore, vt jusſus erat eo venire diſtulit, ſeque cum Brunone ſuo, videlicet Epiſcopo Andegavenſi, ſub quo Archidiaconi fungebatur honore, pro eo maxime continuit, quia eodem errore vtpote tanti viri credulus et ipſe noscebatur involvi. Interea Præſul Aurelianenſis quosdam apices in ſcheda haud parva digeſtos in conſpectu omnium et Regis, intererat enim, protulit. Et præcipiat, inquit, veſtra Sanctitas, has litteras a Berengario editas ſi libet recitari, quas ego quidem ab ipſo nequaquam accepi, ſed cum eas cuidam ſuo familiari, nomine Paulo, per veredarium dirigeret, *violenter rapui.* Quibus ſuſceptis et ad recitandum traditis, omnium aures eriguntur, ora in ſilentium componuntur, corda ad intelligendum, quæ continebantur in eis, præparantur, ſed inter legendum multum repente ſit murmur, et per ſingula abſurdi ſenſus verba gravis inſtrepit fremitus. Itaque omnibus talis lectio, quoniam nequiſſima fordebat hæreſi, vehementer diſplicuit, damnato proinde communi ſententia talium auctore, damnatis ejus complicibus, cum codice Ioannis Scoti, ex quo ea quæ damnabantur ſumpta videbantur, concilio ſoluto diſceſſum eſt, ea conditione, vt niſi reſipiscerent ejusmodi perverſitatis auctor, cum ſequacibus ſuis, ab omni exercitu Francorum præeuntibus Clericis [illegible] ratu inſtanter quæſiti, vbicumque convenirent nec aut conſentirent Catholicæ fidei, aut [illegible]

— *Editionis Dach. in operibus Lanfranci*

Gedächtniß müſſe einen Streich geſpielt haben, weil ein Schreibfehler, wegen der nicht mit Ziffern, ſondern mit Worten ausgedruckten Zahl, nicht leicht anzunehmen ſey. Ich will auch nicht fragen: wenn Berengarius nur eben zu Vercelli von dem Pabſte ſelbſt verdammt war, wozu ein neues Concilium zu Paris? Denn auch ſchon Coſſartius hat dieſe Frage berührt, und ſie ſo gut beantwortet, als er gekonnt hat. Sein ſchlechteſter Beſcheid darauf, cauſæ ſubeſſe potuerunt, quas ignoramus, ſoll mir begnügen. Nur hätte Durandus ſonſt keinen Umſtand müſſen einflieſſen laſſen, von deſſen Ungrund wir nunmehr überzeugt ſind. Er verſichert nehmlich, Berengarius ſelbſt ſey von dem Könige auf das Concilium nach Paris gefodert worden, aber aus Furcht ſeines böſen Gewiſſens nicht erſchienen. Wie? Wiſſen wir denn nicht, daß Berengarius während dem Concilio zu Vercelli des Königs Gefangner in Paris war? Wenn der König einen Monat darauf ein neues Concilium halten wollte, ſo mußte es damals ja wohl ſchon ausgeſchrieben ſeyn? War man wohl ſo thöricht, den Schuldigen auf die kurze Zeit noch lauffen zu laſſen, in Hoffnung, daß er gehorſam genug ſeyn werde, ſich wieder einzuſtellen? Man hatte es ihm doch wirklich nicht darnach gemacht. Nein; Durandus, da er einmal das Concilium uns aufheften wollte, hätte zugleich mit erdichten müſſen, daß Berengarius dabey zugegen geweſen wäre. So würde ſich dieſes doch nun mit der eigenen Erzehlung des Berengarius beſſer reimen, und die, bey denen er Unrecht haben und behalten muß, könnten immer noch ſagen, es ſey bloſſe Verleumdung, daß er ein förmliches Concilium in eine ſo unrechtliche Procedur verwandele.

Ein andrer Umſtand, deſſen völlige Widerlegung ebenfalls aus unſerm Manuſcripte herzuhohlen, iſt dieſer, daß es der Biſchof von Orleans geweſen ſeyn ſoll, welcher die Stelle des Anklägers vertreten. Ich will die ſtrafbare Nichtswürdigkeit nicht rügen, welche Durandus den Biſchof von ſich ſelbſt bekennen läßt, daß er nehmlich den vertrauten Brief des Berengarius an einen Freund, aus welchem ſich die Ketzerey deſſelben zeigen ſollte, mit Gewalt rauben laſſen. Der Biſchof iſt ganz gewiß unſchuldig; und der Erzehler mochte wohl eher, als der Biſchof, einer ſolchen frommen Straßenräuberey fähig ſeyn.

Dieſer Biſchof von Orleans müßte Iſambardus geheiſſen haben, welcher den Stuhl von 1033 bis wenigſtens 63 beſeſſen. Da nun auch ein Biſchof von Orleans, einige Jahre darauf, 1055. bey dem Concilio zu Tours gegenwärtig war: ſo könnte auch dieſer kein anderer, als der nehmliche Iſambardus geweſen ſeyn. Nun aber berichtet von dieſem uns Berengarius ſelbſt Dinge, die ſich mit dem, was uns Durandus von ſeinem Biſchofe zu Orleans erzehlt, ſchlechterdings nicht reimen. Hier, auf dem Concilio zu Paris, hätte Iſambardus aus einem eigenen Briefe des Berengarius die Ketzerey deſſelben umſtändlich erſehen; hätte ſie ſelbſt weiter bekannt gemacht; hätte ihre Verdammung dadurch bewirket; wäre dieſer Verdammung beygetreten: und wenig Jahre nachher ſollte eben dieſer Iſambardus, dort zu Tours, kaum mehr gewußt haben, weſſen man den Berengarius beſchuldige? ſollte nicht gewußt haben, durch welche Beweisſtücke man ihn des Beſchuldigten überführen könnte? ſollte ſich mit der erſten der beſten nähern Erklärung haben befriedigen wollen? Jenes ſagt Durandus, und dieſes ſagt Berengarius ſelbſt; und wenn ſich beides nicht widerſpricht, ſo widerſpricht ſich nichts in der Welt. Denn, wie geſagt, beide Biſchöfe von Orleans ſind nur ein und eben derſelbe Mann: und es iſt wohl keine Frage, welcher den rechten am beſten gekannt hat, ob Durandus oder Berengarius?

Die Stelle aus dem Manuſcripte, welche hieher gehöret, wird weiter hin, unter dem Concilio von Tours, vorkommen. Itzt will ich nur noch einen Punkt berühren, der durch die Nachricht von der Mißhandlung, die Berengarius zu Paris über ſich müſſen ergehen laſſen, und auf welche das ganze Pariſiſche Concilium hinausläuft, eine ganz beſondere Aufklärung erhält, und zugleich dieſe Nachricht ſelbſt bekräftiget.

Sie erinnern ſich eines kurzen Briefes, vom Berengarius an einen gewiſſen Richard geſchrieben, den Dacherius zuerſt ans Licht brachte,(*) und der hernach durchgängig als ein Anhang zu den Verhandlungen des Concilii zu Paris mit durchlauffen müſſen. Er fängt an; Quia facile vobis factum eſſe

(*) Spicilegii T. III. r

cum Rege loqui non nescio: vellem, ſi videretur et vobis, verbum illi aliquod pro me faceretis, ſi forte humanitatis, liberalitatis, dignitatisque regiæ, atque Chriſtianitatis reputatione, aliqua munificentia compenſaret damnum, quod is clerico Eccleſiæ ſuæ injuſtisſime, ac regia majeſtate indignisſime, tantum intulit. Quod ſi facit, ab immodica culpa, ſe modica expenſa, non modicum exſolvit. Si autem non facit, me tamen præſto nihilominus habet in eo uno ſervire regiæ majeſtati, vt ſatisfaciam ſecundum ſcripturas illi et quibus velit: injuſtisſime damnatum Scotum Ioannem, injuſtisſime nihilominus aſſertum Paſchaſium in concilio Vercellenſi, perverſe et regio auditu indignisſime expoſuisſe illi clericos Carnotenſes (ſi ita res acta eſt quomodo ad me pervenit) ſententiam de Euchariſtia, quam in ſcriptura habent glorioſæ memoriæ Fulberti Epiſcopi — u. ſ. w. Daß dieſer Brief, ſagen die Sammler der Concilien, und alle, welche deſſelben erwähnen, nach der Kirchenverſammlung zu Vercelli geſchrieben worden, bezeugen die ausdrücklichen Worte. Aber, fügen ſie hinzu, er muß auch nach der Kirchenverſammlung zu Paris geſchrieben ſeyn: denn über was für Unrecht von dem Könige hätte Berengarius ſonſt zu klagen gehabt, als über das, welches ihm in dieſer Kirchenverſammlung, nach ſeiner Meynung, zugefügt worden? (*) Und da ſolches Unrecht doch nicht in der bloſſen Verdammung ſeiner Lehrſätze könnte beſtanden haben, ſo wollen einige ſogar wiſſen, daß ihm der König die Einkünfte ſeines Canonicats bey St. Martini zu Tours entzogen. (**) — Es iſt unglaublich, was gewiſſe Leute für eine Gabe haben, aus Nichts die allerentfernteſten Dinge zu ſchlieſſen, indem ſie über das, was ihnen klar vor den Augen liegt, hinwegſehen! Ich frage: wie wäre es möglich, daß Berengarius die Strafe ſeines Königes, mit der er ihm, zu

(*) Data eſt *(Epiſtola Berengarii ad Ricardum)* poſt concilium Vercellenſe, cujus meminit: data item poſt Pariſienſe, cum factam ſibi a Rege dicat injuriam. Quam enim aliam? *Hard. Concil. T.* VI. P. I. *p.* 1024.

(**) Comme le Roi etoit Abbé de Saint Martin de Tours, il donna ordre d'oter à Berenger le revenu qu'il tiroit en qualité de Chanoine de cette Egliſe. *Fleury Hiſt. Eccleſ. T. XII. p.* 541.

Folge eines förmlichen Concilii, belegen wollen, ein damnum hätte nennen können, quod is clerico Eccleſiæ ſuæ injuſtiſſime, ac regia majeſtate indigniſſime intulerit? Abgeſprochne Einkünfte wären hiernächſt ja wohl, mehr nur lucrum ceſſans, als damnum illatum. Doch es ſey, daß wer ſich beeinträchtiget fühlet, ſeinen Verluſt ſo unverdient, ſo groß, ſo wenig der Wahrheit gemäß beſchreiben darf, als er nur immer will. So frage ich weiter: wenn dieſem Briefe das vermeinte Concilium zu Paris vorhergegangen, auf welchem, nach des Durandus eigner Verſicherung, die Lehre des Scotus ebenmäßig verdammt worden; warum hätte ſich denn Berengarius nicht auf dieſe letztere, ſondern auf die zu Vercelli geſchehene Verdammung beruffen? warum hätte er es denn gegen den Ausſpruch des Concilii zu Vercelli, bey welchem der König nicht gegenwärtig geweſen war, von deſſen Gründen der König nicht ſo völlig unterrichtet ſeyn konnte, erweiſen wollen, daß dem Scotus Unrecht geſchehen? warum hätte er ſich nicht lieber erbieten ſollen, eben das gegen den Ausſpruch des Concilii zu Paris zu beweiſen, wo der König ſelbſt den Vorſitz gehabt hatte, wo der König ſelbſt mit angehöret haben konnte, warum ſo viele vornehme Geiſtliche ſeiner Kirche die Lehre des Scotus für irrgläubig erkannten? Gewiß, mein Freund; wenn man ſich jemals bey dem Schluſſe von der unterlaſſenen Erwähnung einer Sache auf die Unwirklichkeit derſelben, zu irren nicht hat fürchten dürfen: ſo iſt es hier; hier, wo Berengarius der Begebenheit, die ich leugne, nicht bloß hätte erwähnen können, ſondern nothwendig hätte erwähnen müſſen, wenn das geringſte von ihr wahr geweſen wäre. Wir wiſſen es von ihm ſelbſt denn nun auch beſſer, wie die Sache zuſammengehangen, und bewundern die Vorſehung, die nach und nach von ſeinen eignen Feinden Dinge hervorziehen und erhalten laſſen, die mit ſeiner endlichen Rechtfertigung auf eine ſo unerwartete Art übereinſtimmen.

Warum ſollte uns auch überhaupt das unbillige und tyranniſche Verfahren des Königs gegen den Berengarius, ſehr befremden? Als ob es nicht ganz in dem Geiſte ſeines Jahrhunderts wäre? Als ob es ihm an ehrwürdigen, frommen, heili-

gen Männern könnte gefehlt haben, die ihm ſo etwas zu rathen, ihm ſo etwas als ſeine Pflicht vorzuſchreiben, fähig waren? Sie merken wohl, daß ich auf jenen Brief des Biſchofs von Lüttich hinaus will, aus welchem, wie geſagt, (*) Baronius abnahm, daß ein Concilium zu Paris im Werke geweſen. Ein ganz abſcheulicher Brief! Alle Haare müſſen ſich zu Berge richten über die Herzensmeynung eines chriſtlichen Biſchofs, die man in dieſem Briefe lieſet: quod hujusmodi homines, — Schwachgläubige, Zweifler, Ketzer, was es nun ſind — nequaquam oporteat audire; neque tam ſit pro illis concilium advocandum, quam de illorum ſupplicio exquirendum. Was that Heinrich nun mehr, als daß er dieſen Ausſpruch befolgte?

Dem ohngeachtet; ſoll ich Ihnen aufrichtig ſagen, was ich von dieſem abſcheulichen Briefe halte? Ich halte ihn für untergeſchoben; für nachher, und vielleicht für lange nachher, geſchmiedet, in der Abſicht, das grauſame Verfahren des Königes einigermaaſſen zu entſchuldigen. Ich denke nicht, daß meine Gründe, dieſes zu vermuthen, von den ſchlechteſten ſind: aber auch die kann ich Ihnen hier nicht auskramen. Ich muß eilen, weiter zu kommen.

Damit ich Ihnen indeß, bey meiner Eil, auch nichts zu überhüpfen ſcheine: nur noch dieß einzige Wort. —— Wenn an dem Concilio zu Paris ſo viel als nichts iſt, was kann wohl an einer gewiſſen Verſammlung zu Brione ſeyn, welcher Berengarius ſelbſt beygewohnet haben ſoll, und die gleichfalls nur auf dem einzigen Zeugniſſe des Durandus beruhet? Zuverläßig, noch weniger als nichts. Denn dieſe ſoll nun gar noch vor dem Concilio zu Vercelli ſeyn gehalten worden, als Berengarius wahrlich nicht Zeit hatte, noch eine ſo unnöthige Excurſion in die Normandie zu machen. — Doch ich habe mir ja ſchon die völlige Beleuchtung des ganzen Durandus auf ein andermal vorbehalten. Bey Seite alſo itzt mit ihm, und wieder zu dem Lanfrancus, welcher von dem allen nichts weiß, und von dem Concilio zu Vercelli unmittelbar auf das kömmt, auf welches ich nunmehr komme, nehmlich

(*) Oben Seite 389.

6. auf das Concilium zu Tours, von 1055.

Lanfrancus verſichert zwar, daß Leo der neunte auch auf mehrern Kirchenverſammlungen, als der zu Rom, und der zu Vercelli, die Verdammung des Berengarius erkläret und bekräftiget habe. Er führet aber namentlich deren keine an; und auch bey andern Scribenten iſt bis auf das Jahr 1055 von dem Berengarius alles ſtille. In dieſem müßte dafür die Flamme um ſo viel ſtärker wieder ausgebrochen ſeyn. Denn auſſer dem zu Tours, ſollen nicht weniger als noch drey Concilia, in eben dieſem Jahre, ſamt und ſonders wider den Berengarius, ſeyn gehalten worden. Ich verſpreche Ihnen, daß Sie genau wiſſen ſollen, woran Sie mit allen vieren ſind, ſobald Sie das zu Tours beſſer kennen werden.

Und was ſagt Lanfrancus von dieſem? Quæ Sententia, nehmlich die von Leo dem neunten wider den Berengarius geſprochene, non effugit ſucceſſorem quoque ſuum fœlicis Memoriæ, Papam Victorem. Sed quicquid de hac re ſeu cæteris ipſe ſtatuit, ſtatuive præcepit: hoc etiam iſte ſua atque omnium conciliorum ſuorum auctoritate firmavit. Denique in concilio Turonenſi, cui ipſius interfuero ac præfuere legati, data eſt tibi optio defendendi partem tuam. Quam cum defendendam ſuſcipere non auderes, confeſſus coram omnibus communem Eccleſiæ fidem juraſti, ab illa hora te ita crediturum ſicut in Romano conſilio te jurasſe eſt ſuperius comprehenſum.

Wie viel meynen Sie, daß hiervon wahr iſt? Zählen Sie nach, was nicht wahr iſt, und ſehen Sie zu, was übrig bleibt. Das kann wahr ſeyn. — Falſch, daß auf dieſem Concilio zu Tours dem Berengarius frey gegeben worden, ſeine Meynung zu vertheidigen. Falſch, daß er auf demſelben eben das beſchworen, was er vier Jahre darauf unter Nicolao dem zweyten, zu Rom beſchwur. Falſch, daß dieſes Concilium zu Tours unter dem Pabſt Victor gehalten worden. Falſch, daß überhaupt Victor das geringſte über die ſtreitige Lehre, während ſeiner ganzen Regierung, mit ihm ſelbſt verhandelt, oder durch ſei Legaten verhandeln laſſen.

Hören Sie ihn dieß alles ſelbſt erzehlen:

„Compellit me, velim nolim, longum facere continua ſcripti tui monachatu tuo indigniſima falſitas. Papam Victorem concilium Turoni convocaſſe per legatos ſcripſiſti: Papæ Victoris nec adfuerunt legati, nec præfuerunt Concilio Turonenſi; numquam mihi defendendi partes meas optionem dederunt legati Papæ Victoris. Non auſum me fuiſſe defendere partes meas, immenſa falſitate ſcripſiſti; juraſſe me ſicut Romæ, ſtupendo mendacio confirmaſti; communem fidem, quo tuum nomine ſæpe palliaſti errorem, inſanis, me profeſſum fuiſſe; eccleſiæ dicis, quod turbæ erraticæ verius dicere potuiſti. Longum facio, ſed enormitate falſitatis ſcripti tui compellor. Dicta repeto *): nunquam Papa Victor per ſe, vel per Legatos, mecum egit de menſa dominica; numquam in eo mihi defendendi quæ afferrem optionem fecit; nunquam Papæ Victoris legatis communem ineptorum errorem, quem communem Eccleſiæ appellare non dubitas fidem, confeſſus aliquid juravi. Sed quia adhuc ſupereſt Hildebrandus, qui de veritate conſultus tota dignitate eſt adhuc reſpondere idoneus, quamquam longiſſimum faciam, viſum eſt de Concilio Turonenſi quod rei veritas habuit, neque tamen eo niſi paucissimis tempore innotuit, palam facere omnibus, qui in hoc ſcriptum forte incidunt. Tempore non Victoris, ſed Papæ Leonis, ab Eccleſia Romana Hildebrandus, vices in negotiis eccleſiaſticis ſuppleturus apoſtolicas, Turoni adfuit. Huic contra calumniam in me inſanorum, in quo adhuc, omiſſo me, audire eum poteſt, qui voluerit, de Propheta, de Apoſtolo, de Evangeliſta, de authenticis etiam ſcripturis ſatisfeci Ambroſii, Auguſtini, Hieronymi, Gregorii, in quo etiam nunc ſatis facere indiſſimulabiliter, miſeratione divina, vt nihil vllo modo incertum **) remaneat ei, qui, me manſuetudine chriſtiana, corde vigili audito, in eo dubitaverit, omnino ſufficio; non venienti ad exprobrandum Deo viventi, ad dicendum Domino, *Scientiam viarum tuarum nolumus, recede a nobis*, ad perdendum me cum gladiis et ſuſtibus; ſed ve-

*) „dicta *repete*“. C. A. Schmid.

**) „nihil vllo modo *certum*“. C. A. Schmid.

nienti ad audiendum me manſuetudine chriſtiana, in nomine Domini. Hildebrandus veritatis perſpicuitate cognita, perſuaſit vt ad Leonem Papam intenderem, cujus autoritas ſuperborum invidiam, atque ineptorum tumultum compesceret; ceterum quod ad inſtantia pertineret, ſi vellent Epiſcopi, qui convenerant, ex mora agere de Euchariſtia, darentur eis in manus, locis denotatis ſignis adhibitis, diverſorum libri, quos undecunque Hildebrandus ipſe fecerat comportari; ſi vero ſola reſponſione ſine ipſius reſponſionis pertractatione contenti, convenit enim aliquando ſcripto adverſariis et non ſententia, ſicut Arrianis et Catholicis, Patrem Filio eſſe majorem, alia pergerent pertractare negotia; ſoluto eorum conventu recta ego cum Hildebrando ad Romanum Pontificem, ſicut ſupra dictum est, abiremus. Epiſcoporum ergo qui convenerant voluntas in eo fuit, vt quidam eorum me, Epiſcopus Aurelianenſis, atque Epiſcopus Autiſiodorenſis, cum Archiepiſcopo Turonenſi, de Euchariſtia ſeparatim cum Clericis ſuis audirent. Ita ergo factum; conqueſti ſunt me accito Epiſcopi illi duo, quod culpa mea a propriarum eos Eccleſiarum pertractandis negotiis revocaret; quam meam culpam dicerent, interrogati reſponderunt: dicere me, panem ſanctum altaris panem tantum eſſe, nec differre ab inconſecrato pane menſæ communis. Quem in eo accuſatorem meum haberent? producere neminem potuerunt, ita diffamatum me ſe audiſſe reſponderunt, et quid dicerem, cum negarem illud, audire voluerunt. Hic ego inquio: certiſſimum habete, dicere me, panem atque vinum altaris poſt conſecrationem Chriſti eſſe revera corpus et ſanguinem. Quo audito, nihil aliud expectare a me alios, qui in Eccleſia S. Mauricii conſederant, dixerunt Epiſcopos, quam vt in eorum quoque audientia eadem non tacerem, et ita eos liberum habituros, vt ſua quisque agere negotia non differrent. Veni ergo cum iis, qui me ſeparatim audierant, Aurelianenſi atque Autiſiodorenſi Epiſcopis, in confeſſum aliorum, et quæ ſeparatim quibusdam dixeram, in audientia omnium repetivi. Cumque jam pene mea illa finiretur calumnia, non defuerunt qui dicerent, quod dicebam non debere ſufficere, quia aliud corde clauderem, aliud forſitan lingua emitterem: juramentum eſſe a me exi-

exigerent, ſummaque injuria, quia produci non poterat accuſator, qui a me audisſet, quod me dicere prius putaverant, ceſſi tamen conſilio Epiſcopi Andegavenſis*), atque Abbatis majoris Monaſterii Alberti, qui me de ſcripturis habere certi erant quod dicerem, adhortantium ne tumultum compescere populorem ſuffugerem, cum ſcirent me revera idem habere in corde et in ore. Scripſi ergo ego ipſe, quod jurarem: *Panis atque vinum Altaris poſt conſecrationem ſunt corpus Chriſti et ſanguis; hæc me ſicut ore proferrem, juramento confirmavi corde tenere;* contra jura tamen tam ſecularia quam eccleſiaſtica, ſicut prædixi, conſilio eorum, qui mecum veritatis minime erant ignari, quos ſuperius nominavi. Ita Hildebrandus, Romanæ Eccleſiæ Legatus, qui libros vndecunque comparari fecerat, vt ex eorum auctoritate ſatis fieret de Euchariſtia, pro cujus diligentiori conſideratione et veritatis, Dei miſericordia, comprehenſione, hæreſis me inſimulaverant homines nihil ſcientes et ſuperiores ſe in ſcientia alios non æquo animo tolerantes, turbarum, quæ ad illud maxime valent vt clament, *crucifige! crucifige!* quæ ad comprehenſionem veritatis vix aliquando vel nunquam ſufficiunt, ad ſuſtium et lancearum ſemper pronæ ſunt apprehenſionem, tumultu compescito, alia pro quibus a Romana Eccleſia venerat eſt profecutus negotia. In quibus cum non nullas inſumeret moras, meque cum illo jamjam accesſurum Romam, ad ſatisfaciendum de menſa dominica de eminentia rationis, de immunitate auctoritatis, expectarem, ſecundum quod convenerat cum illo mihi, nunciatum illi eſt, Papam Leonem rebus decesſisſe humanis, quo audito a propoſito eundi Romam itinere ſuperſedi. Numquam mecum aliquid egerunt Legati Papæ Victoris; videris tu, quam indigna monachatu tuo, quam indigna tua eruditione vecordia perſuadere ſuscepit ſcriptum tuum, quod Romæ juraverim me Turoni juravisſe Legatis Papæ Victoris. ——

Die Hauptſache iſt hier ohne Zweifel die Zeit, wenn und unter welchem Pabſte dieſes Concilium zu Tours gehalten worden: und ich ſollte nicht meynen, daß man das geringſte Bedenken haben könne, das Zeugniß des Berengarius hierinn

*) „*Andecauenſis*“. C. A. Schmid.

allen andern vorzuziehen. Daß er am besten davon unterrichtet seyn konnte, ist unstreitig; und was für Vortheil, was für Absicht hätte er dabey haben können, uns von einem so unerheblichen Umstande etwas anders als die lautere Wahrheit zu sagen? Ich nenne den Umstand unerheblich, in Beziehung auf die eigne Angelegenheit des Berengarius, die dadurch weder verbessert noch verschlimmert werden konnte, ob das Concilium unter dem Legaten des einen, oder des andern Pabstes, wäre gehalten worden: nicht aber in Beziehung auf die Geschichte, die allerdings dadurch sehr berichtiget wird.

Wenden Sie nicht ein, daß es gleichwohl schwer zu begreiffen sey, wie sich Lanfrancus so sehr könne geirret haben, da er doch selbst auf diesem Concilio zu Tours mit gegenwärtig gewesen; wie Ordericus Vitalis versichere. Denn das ist er nicht gewesen, und Vitalis verdienet mit diesem seinem Zeugnisse nicht den geringsten Glauben, ob es schon Ant. Pagi(*) ohne Bedenken angenommen hat. Wäre Lanfrancus selbst gegenwärtig gewesen, so würde er gewiß nicht ermangelt haben, uns dessen auch selbst zu versichern. Und was hätte ihn damals nach Tours bringen sollen? Er konnte ja nicht wissen, daß die Sache des Berengarius auf dem Concilio daselbst vorkommen würde. Es geschahe auf eigenen Betrieb des Berengarius, daß man sie ausserordentlich vornahm; und das Concilium war ganz und gar nicht ihrentwegen ausgeschrieben worden, welches uns so viel neuere Scribenten, als z. E. Lupus(**) gern möchten glauben machen.

Selbst das Zeugniß des sonst mit dem Lanfrancus genau übereinstimmenden Guitmundus, welcher des Concilii zu Tours gleichfalls erwähnet, ist dießmal für ihn nicht. Denn Guitmundus schreibt nur alles, was darauf verhandelt worden, dem Hildebrand zu, ohne des Pabstes, dessen Legatus Hildebrand war, namentlich zu gedenken. Der Umstand endlich, daß gerade während dem Concilio die Nachricht von dem Tode des Pabstes eingetroffen, ist so besonders, zeichnet sich so merklich aus, daß Vergeßlichkeit oder Verwirrung sich kaum dabey denken läßt.

(*) In Annales Bar. ad annum 1055. §. 7.

(**) Operum T. V. p. 6. 7.

War nun aber Hildebrand, als er das Concilium zu Tours hielt, noch Leonis des neunten Legatus; war es der Tod dieſes Leo, der es unterbrach: ſo gehöret es auch nicht in das Jahr 1055, ſondern in das vorhergehende 54; als an deſſen neunzehntem April Leo ſtarb.

Was weiter hieraus für Verbeſſerungen in der Geſchichte, und Veränderungen in der Ordnung der Concilien ſich ergeben, iſt klar. Nicht allein müſſen die Concilia zu Florenz und zu Lyon nunmehr nachſtehen, indem das zu Tours ſogar noch dem zu Narbonne vorgehen, und unmittelbar auf das vierte Römiſche unter Leo dem neunten, folgen muß: ſondern auch alle die andern drey Concilia, welche in dem Jahre 55 wider den Berengarius ſollen ſeyn gehalten worden, ſind in ſo fern für Erdichtungen zu erklären, als Victor der zweyte daran Antheil gehabt haben müßte.

Auch widerlegt ſich noch ein Umſtand, durch den ſich das Concilium zu Tours merkwürdig gemacht hätte, aus deſſen unumgänglicher Verſetzung, nunmehr von ſelbſt. Nach dem Baronius nehmlich, — oder vielmehr nach dem Mariana, auf den ſich Baronius lediglich bezieht, — ſoll Kayſer Heinrich der zweyte, bey dieſem Concilio den König Ferdinandus von Caſtilien verklagt haben, daß er ſich den Titel eines Kayſers von Spanien anmaaſſe, und ſeine Abhängigkeit von dem Römiſchen Reiche weiter nicht erkennen wolle; und Victor der zweyte ſoll zum Beſten des Kayſers den Ausſpruch gethan haben. Die ganze Sache klingt ein wenig fabelhaft, und es wäre wenigſtens ſehr ſonderbar, wann ſich ein deutſcher Kayſer, mit ſeinen Beſchwerden gegen einen König von Spanien, an eine kleine Kirchenverſammlung irgendwo in Frankreich, ſollte gewandt haben; denn daß ein Päbſtlicher Legat dabey zugegen geweſen, das macht ſie eben um ſo viel wichtiger nicht. Es ſey aber die Sache ſelbſt, ſo wahr als ſie wolle: von beiden Umſtänden kann doch nur einer Statt gehabt haben. Iſt ſie auf dem Concilio zu Tours anhängig gemacht worden, ſo hat ſie Victor auf dieſem Concilio nicht entſchieden: hat ſie Victor entſchieden, ſo kann ſie auf dem Concilio zu Tours, auch nicht einmal vermittelſt ſeines Legaten, ſeyn vor ihn gebracht worden.

Einen einzigen Weg wüßte ich, die Erzehlung des Mariana noch zu retten: und dieſer wäre, wenn man annähme, daß kurz auf einander zwey Kirchenverſammlungen zu Tours gehalten worden; die erſte, von welcher Berengarius redet, und die zweyte das Jahr darauf, auf welcher die Geſandten des Kayſers möchten erſchienen ſeyn. In der That finden ſich auch Spuren von einer ſolchen zweyten, die bey den Sammlern der Concilien nicht vorkömmt. Doch was geht mich das hier an? Sie werden nicht wollen, daß ich mich von unſerm Manne noch weiter entfernen ſoll. ——

Die Stelle haben Sie nun ohne Zweifel erwogen, auf die ich mich oben, wegen des Biſchofs von Orleans bezog. Der Widerſpruch mit dem Durandus iſt, denke ich, ſo klar, daß ich nicht nöthig habe, noch etwas hinzu zu ſetzen. Dafür erlauben Sie mir, Sie einen Augenblick bey dem Biſchofe von Angers zu verweilen, der ebenfalls auf dem Concilio zu Tours gegenwärtig war.

Es war Euſebius, mit dem Zunamen Bruno, welcher dieſe Würde ſeit 1047 bekleidete; es war eben der, der nach einigen, den Berengarius zu ſeinem Archidiaconus in Angers gemacht hatte. Nach andern zwar, müßte Berengarius das bereits im Jahre 1040 geweſen ſeyn, und ich weiß nicht, was ich zu den Beweiſen davon ſagen ſoll.(*) Gewiß iſt es, daß er, während dem Concilio zu Vercelli, noch Canonicus an der Kirche des heil. Martinus zu Tours war; gewiß iſt es, daß er, auch während des Concilii zu Tours, noch eben da, und nicht zu Angers lebte. Wenn er nun dem ohngeachtet auch Archidiaconus zu Angers hätte ſeyn können, und wirklich geweſen wäre: ſo müßte man ſich wohl nicht ſehr an den alten Kanon, vt non niſi in vnius civitatis Eccleſiis quisquam aliquod Clericale officium accipiat, gekehrt haben, ob er ſchon auch damals, in einem Concilio über dem andern, aufs neue eingeſchärft wurde. Doch dem ſey, wie ihm immer ſey; Berengarius ſey auf dem Concilio zu Tours bereits des Euſebius Archidiaconus geweſen, oder nicht: genug, daß Euſebius der Meynung des Berengarii

(*) *Mabillon* Acta Sanct. Ord. S. Bened. Seculi VI

Dieſes Zeugniß giebt ihm, wie Sie geleſen haben, Berengarius ſelbſt: „ceſſi tamen conſilio Epiſcopi Andegavenſis, atque Abbatis majoris Monaſterii Alberti, qui me de ſcripturis habere certi erant, quod dicerem. Es iſt alſo keine Verleumdung, keine ungegründete Sage, was man ſchon aus dem Durandus und Theoduinus von ihm gewußt hat, und weswegen ihn zu retten, ſich ſo manche ganz vergebliche Mühe gemacht haben. Beſonders iſt es Natalis Alexander,(*) und nach ihm ſind es die mehrgedachten Franzöſiſchen Benediktiner,(**) welche den Verdacht durchaus nicht auf ihm laſſen wollen, daß er jemals der Lehre des Berengarius ernſtlich zugethan geweſen. Sie beziehen ſich desfalls vornehmlich auf einen eigenen Brief des Euſebius, welchen Claudius Menardus zuerſt herausgegeben.(***) Nun iſt es wahr, daß Euſebius in dieſem Briefe dem Berengarius ſein Mißfallen über die noch fortdaurende Streitigkeit zu erkennen giebt; aber dieſes Mißfallen an der Streitigkeit, als Streitigkeit, iſt nichts weniger als eine Mißbilligung der Meynung des Berengarius. Vielmehr ſpricht er von der ineptia atque inſania Lanfranci, oder wiederhohlt doch wenigſtens dieſe Ausdrücke des Berengarius, ohne das geringſte dagegen zu erinnern, welches er gewiß nicht würde unterlaſſen haben, wenn Lanfrancus mehr Recht bey ihm gehabt hätte, als Berengarius. Euſebius wollte nur überhaupt über dergleichen Dinge nicht geſtritten wiſſen; er wollte, daß man ſich einzig und allein an die Worte der Schrift in Einfalt halte, und allen ſpitzfündigen Grübeleyen über das Wie und Warum entſagen ſollte. Das war ſo übel nicht: werden Sie meynen. Allerdings nicht: und zuverläßig iſt in dem ganzen eilſten Jahrhunderte nichts vortreflicheres von einem Theologen geſchrieben worden, als dieſer Brief des Euſebius. Die Franzöſiſchen Benediktiner wundern ſich, daß er nicht in die neueſten Sammlungen der Concilien aufgenommen worden. Aber ohne Zweifel ſahen die Beſorger dieſer Sammlungen ihn nicht ſo ganz mit ihren Augen an. Ich zweifele, ob ſie ſelbſt ihn in eine Bibliothek der Kirchenvä-

(*) In Hiſt. Eccl. Sæculi XI. Differt. I. art. 4.

(**) Hiſt. lit. de la Fr. T. VIII. p. 101.

(***) In Notis ad Auguſtini libros poſteriores adverſus Iulianum, p. 499.

ter aufnehmen würden, deren Anſehen und Gebrauch er ſo ſehr auf ihren wahren Werth herabſetzt. Porro, nos non Patrum ſcripta contemnentes, ſed nec illa, ea ſecuritate, qua Evangelium, legentes, (neque enim ipſi viventes et ſcribentes hoc voluerunt, et in ſuis opuſculis ne id fieret vetuerunt) eorum ſententiis, ſalva quæ eis debetur reverentia, in tantæ rei disceptatione abſtinemus, ne ſi Patrum ſenſa aut aliquo eventu depravata, aut a nobis non bene intellecta, aut non plane inquiſita, inconvenienter protulerimus, ſcandalum incurramus. Auch ſchon dieſe Stelle iſt ungleich ſtärker gegen den Lanfrancus, als gegen den Berengarius; da Lanfrancus gleich vom Anfange die Streitigkeit mehr aus den Zeugniſſen der Väter, als aus Vernunftgründen, zu welchen alle exegetiſche Hülfsmittel gehören, entſcheiden wollte. ——

In der ausgezogenen Stelle von dem Concilio zu Tours, haben Sie denn nun auch die vierte Glaubensformel des Berengarius, über die drey ſchon bekannten. Dieſe vierte aber iſt, der Zeit nach, die erſte, und daher auch die ſimpelſte, weil ſeine Feinde ſich noch nicht einfallen lieſſen, was für verſchiedene Begriffe man mit den nehmlichen Worten verbinden könne. Zugleich zeigt ſie, wie wenig überhaupt noch damals der ganze Streit in Erörterung gezogen worden, und iſt ſo gut als ein förmlicher Beweis, daß Berengarius ſelbſt zur Zeit noch nichts Schriftliches darüber aufgeſetzt hatte. Doch hiervon vielleicht ein mehreres, wenn wir auf die Meynung des Berengarius beſonders kommen. Ich ſcheine Ihnen wohl ohnedem vergeſſen zu haben, daß ich einen Brief ſchreibe und kein Buch.

Noch iſt

7. das Concilium zu Rom, unter Nicolao dem zweyten

übrig; und ich ſchlieſſe.

Wenn Victor vielleicht zu kurze Zeit regierte, als daß er ſich um den Berengarius und ſeine Lehre hätte bekümmern können und wollen: ſo dürfen wir uns noch weniger wundern, wenn auch ſein Nachfolger Stephanus der neunte, der den Stuhl noch kein Jahr beſaß, ihn in Ruhe gelaſſen. Oder wer weiß, ob beide nicht wichtigere Urſachen hatten, eine Sache

nicht weiter zu rühren, die ſie weder gern verdammen, noch billigen wollten?

Wer weiß ſogar, ob ſelbſt Nicolaus der zweyte ſie aus eigner Bewegung wieder vorgenommen hätte? Denn ſoviel kann ich Ihnen aus unſerm Manuſcripte verſichern, daß Berengarius nicht auf ſein Erfodern, ſondern ſchlechterdings freywillig, auf eigenen Antrieb (ultroneus) nach Rom kam, um ſeine Lehre von ihm prüfen zu laſſen. Die nehmliche Bereitwilligkeit, nicht erſt zu warten, bis man ihm ſeine Vertheidigung abfodere, ſondern ſich ſelbſt damit anzubieten, haben Sie ſchon zu Tours an ihm bemerket. Und wenn es ſchon nichts weniger als einerley für ihn ſeyn konnte, ob er ſich zu Tours oder zu Rom wollte richten laſſen: ſo konnten doch eben die Urſachen, welche ihm Muth gemacht hatten, mit dem Kardinal Hildebrand zu Leo dem neunten nach Rom zu gehen, ihn auch itzt vermögen, ſich vor Nicolaus den zweyten zu wagen.

Die wichtigſte dieſer Urſachen war unſtreitig der eigene Beyfall des Kardinal Hildebrand, mit dem er ſich ſchmeichelte: und was für gute Hoffnung mußte er nicht haben, als Leo auch wirklich die ganze Sache dem Hildebrand auftrug? Wegen der mehrmals erwähnten Verſtümmlung unſers Manuſcripts, kann es zwar leicht ſeyn, daß ich die eigentlichen Triebfedern nicht kenne, durch die ſeine Hoffnung vereitelt ward. Aber daß der ſtürmiſche Kardinal Humbert mit dabey im Spiele geweſen, iſt dem ohngeachtet wohl gewiß. Dieſer verhinderte es, daß Berengarius ordentlich vernommen, die Streitfrage nach Gründen ruhig erwogen, und nicht anders als nach dem Ausſchlage beiderſeitiger Gründe entſchieden ward. Voll geiſtlicher Vermeſſenheit wollte er nicht zugeben, daß hier etwas noch lange zu unterſuchen ſey, ſondern brauchte das Anſehen des Pabſts, einen Mann zu einem blinden Bekenntniſſe zu zwingen, den er weder überzeugen konnte noch wollte. Er ſetzte die bekannte Formel auf, die ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen in der Folge ſo anſtößig geworden, daß ſie die plumpen Ausdrücke derſelben (corpus et ſanguinem Domini ſenſualiter, non ſolum ſacramento, ſed in veritate, manibus ſacerdotum tractari, frangi, et fidelium dentibus atteri) nur mit der Abſicht entſchuldigen

können, es einem Ketzer damit ſo nahe als möglich zu legen; oder, wie Innocentius der dritte ſich darüber erklärt, ne remaneret anguis ſub herba. Dieſe Formel ſollte Berengarius beſchwören und unterſchreiben: er ſollte, und mußte, und beſchwor, und unterſchrieb. Denn auf Gründe hatte er ſich gefaßt gemacht, aber nicht auf den Tod.

Sehen Sie nun, wie Lanfrancus das alles einkleidet: (*) Nicolaus Papa comperiens te dicere, panem vinumque altaris poſt conſecrationem ſine materiali mutatione in priſtinis eſſentiis remanere: conceſſa tibi, ſicut ſuperius dictum eſt, reſpondendi licentia, cum non auderes pro tuæ partis defenſione aliquid reſpondere, pietate motus ad preces tuas præcepit tradi ſcripturam tibi, quam ſuperius poſui.

Was Berengarius aber hierauf antwortet, lautet ſo:

„Quod dicis comperiſſe Papam Nicolaum, de corde tuo loqueris, non de veritate. Ego longe verius te, quid cum Nicolao egerim, novi. Ego Nicolaum Papam quanta potui objurgatione adortus, cur me quaſi feris objeciſſet inmanſuetis animis, qui nec audire poterant ſpiritualem de Chriſti corpore refectionem, et ad vocem ſpiritualitatis aures potius obturabant, minime ad hoc adducere potui, vt me ipſe manſuetudine chriſtiana, paternaque diligentia audiret, vel ſi id minus liceret, minusve liberet, idoneos ad negotium, qui ſcripturas ex mora et lima intenderent, eligeret. Qui Romam tanto contendiſſem labore vltroneus, ſi non probandus, multo eſſem minus cum præcipitatione damnandus, ſed potius ex otio christiana manſuetudine audiendus, paterna diligentia approbandus, miſericordia, ſi ita res exigeret, admonendus vrgendusque. Solum mihi vt in Hildebrandum (*) iſta conjicerem, Papa reſpondit. Ita nec de mutatione Sacramentorum, quam, novitate verbi contra artem, vbi de generatione et corruptione ſubjecti agitur, et contra conſuetudinem ſcripturarum, vbi habes, *hæc ſunt generationes cœli et terræ*, materialem dicere voluiſti, aliquid in me comperit; nec mihi reſpondendi licentiam fecit: nec quia non auderem defendere partes meas, de quibus mihi in nullo minus

(*) Cap. 5. p. 235. Edit. *Dach.*

*) „*Hildebrannum*“. C. A. Sch

conſtabat, quam binario geminato quaternarium conſtitui, ſed quia comminatione mortis, et forenſibus etiam litibus indignisſima mecum agebatur tumultuaria perturbatione, vsque-quaque obmutui, nec vllas, quod mentitur ſcriptum tuum, ad Papam ego preces feci. Tantum cum obmutuisſem, ne mecum Chriſtianismo ſuo indigne agerent, corde convolvens, humi procubui; et ſecundum hoc, quod dicis, illum rectisſime præcepisſe, injuſtisſime diceres, ſi verum dicere voluisſes."

Hier wird des Humbertus nicht gedacht; ſondern alles ſcheinet durch die Hände des Kardinal Hildebrand gehen zu ſollen. Wie ſchon geſagt, ich kann nicht angeben, auf welche Weiſe dieſer gleichwohl endlich allen Einfluß auf das Geſchäfte verlohr. Aber haben wir nicht geſehen, wie ſtürmiſch es auf den Kirchenverſammlungen damals zugieng? wie ſehr ſelbſt der Pabſt das wilde Geſchrey der kleinern Cleriſey fürchten, und ihm nachgeben mußte? Lanfrancus war hier ſelbſt zugegen, und er mochte ſeinen Mann an dem Humbertus bald kennen lernen. Wer das meiſte Lermen machen konnte, überkam die meiſte Gewalt: und auf das Lermen, das Toben, das Verdammen, das Nothzwingen, wer verſtand ſich beſſer, als Humbert? Er hatte davon eine vortrefliche Probe kürzlich in Conſtantinopel abgelegt: was ihm da mit dem Nicetas Pectoratus gelungen war, das glaubte er, könne ihm mit dem Berengarius nicht fehlen. Der ſtolze häßliche Mann war dazu verſehen, alle Trennungen der Kirche auf das Aeuſſerſte zu treiben! Schon in der erſten Schrift mochte ihm Berengarius ziemliche Gerechtigkeit haben wiederfahren laſſen; aber Lanfrancus fand nicht für gut, mehr davon auszuziehen, als gerade nöthig war, die Vertheidigung und Heiligpreiſung deſſelben anzubringen. Sie werden alſo hier nicht ungern ein Paar Stellen leſen, die Berengarius dieſer Heiligpreiſung ſeines Verfolgers in unſerm Manuſcripte, als ſeiner zweyten Schrift, entgegenſetzt.

„Servum Dei Humbertum dixiſti, quod, quantum ad id quod ſcribebas, vere dicere nequiſti. Expertus in illo ego ſum non Dei ſervum, ſed Antichriſti membrum, quod inferius apparebit. Tibi autem ſanctum faciet tua erga me calumnia omnem, qui vecordiæ tuæ ineptus aſſenſum non negaverit."

Und weiter hin:

„Quod de humilitate vitæ et doctrinæ Humberti confirmas, vtinam non ex calumnia erga me tua, ſed ex veritate firmaveris. Quantum ad experientiam hominis dico meam, in negotio iſto de menſa dominica, quoquo modo vixerit, non humiliter ſed ſuperbisſime docuit, quia, ad præferendum ſe mihi, contra ipſam veritatem, *corruptibile adhuc eſſe Chriſti corpus*, dicere non exhorruit. Romæ ego affui: ſi humilitas in illo chriſtiana fuisſet, non me inauditum quaſi hæreticum condemnasſet, potius me primo juſtus in miſericordia corripuisſet atque increpasſet; ſi membrum eccleſiæ fuisſet, revera me audiens, ſi veritatis invenisſet inimicum, ad reuincendum errorem meum, mecum ſub congruis judicibus, non cum gladiis et fuſtibus, ſed chriſtiana manſuetudine conſtitisſet.“

Es kann gar wohl ſeyn, daß die heilloſe Aſſertion, corruptibile adhuc eſſe Chriſti corpus, dem Humbertus nicht bloß in der Hitze des Zankes entfahren war. Denn ob er es ſchon den Griechen ſehr hoch aufgemutzt hatte, daß ſie glaubten, der Genuß des Abendmahls breche das Faſten; als ob das geheiligte Brod gleich andern Speiſen zerſtöret, und in Nahrungstheile aufgelöſet werden könne: ſo hatte er es doch zu gleicher Zeit eben den Griechen als ein groſſes Verbrechen angerechnet, daß ſie mit den Brocken und Ueberbleibſeln des geheiligten Brodes ſo nachläßig und unehrerbietig umgiengen, ſie auf die Erde fallen lieſſen, mit Schweineborſten zuſammenfegten, wie gemeines Brod verzehrten, vergrüben, in Brunnen würffen; (*) als ob dadurch etwas mehr zerſtöret werden könnte, als bloſſes Brod. Bey den Griechen konnte beydes ſehr wohl mit einander beſtehen. Denn hierdurch ſelbſt gaben ſie deutlich genug zu erkennen, daß ſie im geringſten nicht das Brod für weſentlich in den Leib verwandelt hielten, daß nach ihrer Meynung Brod Brod bleibe, und daß nur mit einem gewiſſen Genuſſe deſſelben, ſich etwas höheres verbinde. Nicht dieſes Höhere, glaubten ſie, breche die Faſten; ſondern das damit verbundene Brod: nicht dieſes Höhere glaubten ſie zu vergraben und in Brunnen zu werffen; ſondern

(*) *Humberti* Diſput. de Azymo et Fermentato apud *Baronium*, T. XI. p. 715.

das Brod, welches auſſer jenem gewiſſen Genuſſe nichts weiter ſey, als Brod, unbrauchbares Brod. Uebertretene Folgen alſo aus einer Lehre, die ſie nicht annahmen, die ſie nicht kannten, legte ihnen Humbertus als Ketzereyen zur Laſt: und er ſelbſt ſcheint faſt geglaubt zu haben, daß das verwandelte Brod ſonſt überall, im Waſſer und in der Erde, zertrennet und zerſtöret werden könne, nur nicht in dem menſchlichen Körper.

Einem ſolchem Manne trug man es denn auf, für die geſammte Kirche zu ſprechen und zu ſchreiben! Welcher Widerſpruch hätte unſinnig genug ſeyn können, zu welchem er den Berengarius nicht mit Schwerd und Knüttel (gladiis et fustibus, wie dieſer mehr als einmal ſagt) eben ſo wohl gezwungen haben würde, wenn er ihn einmal für einen Lehrſatz ſeiner Kirche gehalten hätte? Auch pflegte er mit niemanden, über die abzufaſſende Formel, die geringſte Rückſprache; am wenigſten mit dem Berengarius ſelbſt. Nach dem Lanfrancus ſollte es zwar ſcheinen, als ob dieſes allerdings geſchehen, indem er ihn mit ſo vieler Dreiſtigkeit fragt; cur ergo ſcriptum hoc magis adſcribitur Humberto Epiſcopo quam tibi, quam Nicolao Pontifici, quam ejus concilio, quam denique omnibus Eccleſiis, quæ id cum debita reverentia ſusceperunt? (*) Aber Berengarius antwortet:

„Iuſtiſſime id quidem; quia Humbertus auctor ſcripti erronei fuit, ego in corde errori non adſenſi. Manu quidem — — — — — — (**) ſubſcripſi, verum vt de conſenſu pronunciarem meo, nemo exegit. Tantum timore præſentis jam mortis ſcriptum illud, absque vlla conſcientia mea jam factum, mani-

(*) Cap. II. Edit. *Dach.* p. 233.

(**) Hier fehlen einige Worte, die ich nicht heraus bringen können. Denn die Stelle iſt von der erſten Seite des Manuſcripts, die mehr als andere gelitten. [„Dieſe Lücke habe ich zu ergänzen, und dadurch die ganze Stelle zu berichtigen, das Glück gehabt. Die herausgebrachten Worte der beynahe völlig verwiſchten erſten Seite der Handſchrift, geben einen Sinn, der dem gerade entgegen iſt, worauf Leßing, durch das falſch geleſene: Manu *quidem* — ſubſcripſi *verum vt* — verfallen war. Die Stelle lautet nach der richtigen Ergänzung ſo: Manu, *quod mendaciter ad te peruenit, non* ſubſcripſi; *nam* vt te conſenſu pronunciarem meo, nemo exegit. Berengarius hatte alſo ſeine Unterſchrift nicht widerrufen, oder abgeleugnet; er hatte die Schrift des Humbertus gar nicht unterſchrieben.“ C. A. Schmid.]

bus accepi. Magis etiam Humberto quam Nicolao adſcribendum fuit, quia, etſi ambo cum cœcus coecum ducere debet*), cadunt in foveam, minor tamen in ſequente cœco, quam in eo qui de ducatu cœcus præſumſit, fuerat culpa.“

Und an einem andern Orte:

„Quod dicis, infamare me ſolitum Nicolaum Papam, romanique Patres concilii, dum me ſolent de perjurio arguere amici, quaſi ipſi mei fuerint cauſa perjurii, quam verum dixeris, viderit tua profeſſio, viderit eruditio. Nullus enim amicorum de eo mecum quod ſcribis egit, nullus a me quod juraverim, vnde ſatis ſuperius ſum locutus, audivit: nullus me docuit. Solus Humbertus ille, inconvento et inaudito me, ſine mora et lima diligentioris ſecundum ſcripturas conſiderationis, quod voluit ſcripſit, nimiaque levitate Nicolaus ille, de cujus ineruditione et morum indignitate facile mihi erat non inſufficienter ſcribere — — quod dixerat Humbertus approbavit.“

Ueber ſeine Schwachheit, daß er aus Furcht des Todes die Wahrheit verleugnet, drückt ſich Berengarius ſehr wohl aus; und was er darüber ſagt, iſt eben ſo rührend, als die Einrede des Lanfrancus, „Nonne præſtabat, ſi veram fidem te habere putabas, vitam honeſtam morte finire, quam perjurium facere, perfidiam jurare, fidem abjurare? grauſam und höhniſch iſt. O infelix homo, o miſerrima anima, fährt Lanfrancus fort, cur te credere jurabas, quæ tantopere inter ſe diffidere intelligebas? Warum? antwortet Berengarius, aus Furcht; aus einer Schwachheit, deren ich nicht Meiſter war: aber wenn ich darum ein unſeliger Menſch, eine verlorene Seele bin, ſo waren Aaron und Petrus eben ſo unſelige Menſchen, eben ſo verlorene Seelen; Aaron, der aus Furcht vor dem Murren des Volks, ihm einen Götzen machte; Petrus, der, aus Scheu vor einer Magd, ſeinen Meiſter verleugnete, von dem er kurz vorher ein ſo übermenſchliches Zeugniß abgelegt hatte. —— Ich erſpare Ihnen die Stelle ſelbſt, die Sie Zeit genug in dem Originale leſen werden.

*) „cum coecus *coeco ducatum praebet*“ [illegible] Berengarius hier anbringt, iſt aus Matth. 15. v. 14. [illegible] ſo aus: Coecus autem ſi coeco ducatum

Nur einen Augenblick ſtehen Sie noch mit mir ſtille, um den ganzen Weg, den wir zurückgelegt, auf einmal zu überſehen. Und ich denke, wir ſind eben auf eine Anhöhe gelangt, die uns die ungehindertſte Ausſicht nicht allein rückwerts, ſondern auch vorwerts gewähret. Hier liegen alle Krümmungen des genommenen und noch zu nehmenden Weges deutlich vor unſern Augen, und wir erkennen überall die Urſachen, warum er ſo, und nicht anders laufſen müſſen.

Ich meyne, das Räthſel, wie ſich Berengarius gegen ſo viele Kirchenverſammlungen verhärten können, wie er es wagen dürfen, immer wieder zu ſeiner entſagten Meynung zurück zu kehren, und wie es gekommen, daß die Kirche ſich gleichwohl gegen einen ſo hartnäckigen Relapſen ſo ſanft und nachſichtsvoll erwieſen, dieſes befremdende Räthſel iſt gelöſet.

Denn einmal haben wir geſehen, daß die Anzahl der gegen ihn gehaltenen Kirchenverſammlungen, und die Anzahl ſeiner Wiederrufe und Abſchwörungen, bey weitem ſo groß nicht iſt, als ſie ausgegeben wird. Das Concilium zu Paris iſt ganz erlogen. Der Synodus zu Brione wird nicht viel beſſer ſeyn; wenigſtens iſt ſicherlich mit Zuziehung des Berengarius da nichts verhandelt worden. Die Concilia unter Victor dem zweyten fallen alle weg. Auf den Kirchenverſammlungen zu Rom und Vercelli, unter Leo dem neunten, ward er ungehöret und abweſend verdammet. Auf der zu Tours, die ſeinetwegen gar nicht angeſtellt war, ward nichts unterſucht, ward nichts von ihm abgeſchworen; ſondern er übergab da lediglich ſein Glaubensbekenntniß, und ließ ſich nur gefallen, mit einem Eide zu bekräftigen, daß ſolches Bekenntniß ſeine wahre, eigentliche Meynung enthalte: ſo daß, nach aller Strenge, dieſes Concilium nicht wider, ſondern für ihn iſt, indem man mit ſeinem Glauben zufrieden war, und nur die Bekräftigung verlangte, daß es ſein wahrer Glaube ſey. Folglich bleibt nichts übrig als das Concilium zu Rom unter Nicolao dem zweyten, von dem man ſagen könnte, daß es ihn ſeiner Ketzereyen überführt habe; von dem man ſagen könnte, daß es ihn hätte verbinden müſſen, weil er ſich ſeinen Ausſprüchen unterwarf. Aber wie unterwarf er ſich dieſen? Wie ſehr Recht hatte er, ſich noch immer für

nichts weniger als ſachfällig zu halten, und nach Niederlegung ſeiner Proteſtation, einen beſſer unterrichteten Pabſt, ein freyeres und würdigeres Concilium abzuwarten? Wie natürlich endlich war es, daß ein folgender Pabſt, der ſich durch das Zutrauen des Berengarius geſchmeichelt fühlte, der es erkannte, wie unrechtlich man mit ihm verfahren, ſeine Angelegenheit für unabgethan, ihn für unverdammt erklärte, indem er ſie aufs neue vornahm, und mit ihm den einzigen Weg einſchlug, gegen deſſen Rechtskräftigkeit er nichts einzuwenden haben könne, nehmlich den Weg der vorläufigen Prüfung, deren man den Beklagten noch nie gewürdiget hatte?

Und wer war, zweytens, dieſer billigere, beſſere Pabſt? Kein anderer als Gregorius der ſiebende; als eben der Hildebrand, welcher von der Rechtgläubigkeit des Berengarius überzeugt war,(*) welcher (veritatis perſpicuitate cognita) den Berengarius überredet hatte, ſich getroſt mit ihm zu Leo dem neunten zu verfügen, der, ob er ihn ſchon ungehört, auf die einſeitige Klage ſeines Feindes, verdammt habe, dennoch nach mündlicher Vernehmung des andern Theiles, gewiß nicht ermangeln würde, dem Neide ſeiner ſtolzen, und dem Tumulte ſeiner abgeſchmackten Gegner ein Ende zu machen. (**) Ohne Zweifel hatte dieſer Hildebrand zwar, als Berengarius nachher, in ähnlicher Hoffnung, ſich Nicolaus dem zweyten darſtellte, ihn, wie man es in der gemeinen Sprache auszudrücken pflegt, durchfallen laſſen: das iſt, er hatte ihn, und ſeine gute Sache, dem Widerſtande, den ſie fanden, aufgeopfert; er hatte, um nicht zugleich mit ihm unterzuliegen, ſich ſelbſt aus der Schlinge gezogen, unerachtet die Schlinge den Zurückgelaſſenen dadurch um ſo viel ſtärker zuſchnüren mußte. Aber es war doch auch, allem Anſehn nach, eben dieſer Hildebrand geweſen, welcher unter dem nachfolgenden Pabſte, Alexander dem zweyten, wiederum dem Berengarius ſo viel Nachſicht auswirkte, daß er ungeahndet ſeinen Wiederruf zurücknehmen, und ſich ſo frey und kühn gegen den vorigen Pabſt erklären durfte, welches alles

(*) S. oben S. 399.

(**) Cujus autoritas ſuperborum invidiam, atque [illegible] compesceret. Ebendaſ.

Alexander weiter nicht rügte, als daß er ihn ganz freundſchaftlich ermahnte, von ſeiner Sekte abzulaſſen, und die heilige Kirche nicht weiter zu ärgern. (*) Denn Hildebrand war dieſes Alexanders Kanzler, penes quod officium univerſæ Romanæ Eccleſiæ adminiſtratio vertebatur, wie Fr. Pagi gegen den Cohellius erwieſen hat. (**) Und als er nun ſelbſt Pabſt ward, dieſer Hildebrand, was hätte ihn hindern ſollen, einen Verſuch zu wagen, um der erkannten Wahrheit und ſeinem ungern verlaſſenen alten Freunde wieder aufzuhelfen? Dieſer Verſuch waren die Kirchenverſammlungen von 78 und 79 zu Rom, wo Berengarius ſelbſt zugegen war, und Gregorius der ſiebende alles für ihn that, was ſich nur immer ſicher thun ließ. Wenn er denn nun aber auch hier nicht durchdrang: ſo kennen Sie ſeine Geſchichte und ſeinen Charakter zu wohl, um leicht einzuſehen, warum er weder recht konnte, noch recht wollte. An Einſicht fehlte es ihm gewiß nicht: aber ein Mann von ſeinem Ehrgeize ſetzet die Wahrheit nur alsdenn mit aller Macht durch, wenn er ſein Anſehen und ſeine Gewalt mit ihr zugleich befeſtigen kann. Lauffen dieſe hingegen die geringſte Gefahr, ſo giebt er ſie auf: er herrſchte gern über erleuchtete Menſchen; aber ehe er denn lieber nicht herrſchte, mögen ſie ſo unerleuchtet bleiben, als ſie wollen. —— Gedenken Sie nur an die gefährliche Parthey des Benno, welche Gregorius wider ſich hatte, und wie hämiſch ihn dieſe auch dann noch, als er den Berengarius zu ſeinem letzten Bekenntniſſe vermocht hatte, als einen Anhänger deſſelben verſchrie. Lächerlich aber iſt es, wenn Baronius (***) daraus, daß er den Berengarius bey ſeiner Lehre nicht geſchützet, beweiſen will, daß ihn die Parthey des Benno auch in dieſem Stücke verleumdet habe. In dieſem Stücke, wie wir nun wiſſen, that ſie ihm gewiß nicht zu viel: und GOtt wolle nur, daß verſchiedene von ihren übrigen Beſchuldigungen weniger gegründet waren!

(*) Alexander, ſucceſſor Nicolai Papæ, literis Berengarium ſatis amice præmonuit, ut a ſecta ſua ceſſaret, nec amplius ſanctam eccleſiam ſcandalizaret. *Anonymus Chifletianus, apud Hard. Concil. T. VI. Par. I. pag.* 1015.

(**) Brev. T. II. p. 388. Edit. Antwerp.

(***) Ad annum 1079. §. 3. T. XI.

V.

Allerdings mußte die Beſchaffenheit der Lehre des Berengarius ſelbſt darzu kommen, daß er den Anfällen ſeiner Feinde ſo lange widerſtehen konnte. Sie mußte, dieſe Lehre, ſo irrgläubig und der Kirche ſo fremd nicht ſeyn; er und Hildebrand, und etwa noch Euſebius Bruno, mußten die einzigen nicht ſeyn, die ſich von ihr überzeugt hielten.

In wie weit dieſes, zum Theil, ſelbſt Gelehrte der Römiſchen Kirche neuerlich zugeſtanden, habe ich in dem erſten Briefe bereits berührt. (*) Wenn Sie aber wollen, mein Freund, daß auch ich, nach Maaßgebung unſers Manuſcripts, mich etwas weiter darüber auslaſſen ſoll: ſo müſſen Sie mir erlauben, nur unter allgemeinen Benennungen davon zu ſprechen, und die Namen von Lutheranern und Reformirten ganz aus dem Spiele zu laſſen. Ich wünſchte, daß ich dieſes ſchon dort gethan hätte. Denn ich möchte den Argwohn nicht gern auf mich laden, daß ich die Lippen einer Wunde, die man ſo gern ſich ſchlieſſen ſähe, aufs neue klaffen zu machen geſucht, nachdem ſo viel würdige Männer beider Kirchen alles gethan haben, die Harſchung durch Heftpflaſter zu erzwingen; das iſt, ſich wenigſtens in Worten einander zu nähern, welches dem und jenem ſo trefflich gelingt, daß man das ganze Heftpflaſter nur für ein Schminkpflaſterchen halten ſollte.

Ich ſage alſo ſo; wenn es eine Kirche, oder Gemeinden einer Kirche giebt, welche die ſichtbaren Stücke des Abendmahls für bloſſe Zeichen erkennen, welche keinen andern Genuß darinn zugeben, als einen geiſtlichen, welchen dieſer geiſtliche Genuß weiter nichts, als eine Zurechnung im Glauben iſt: ſo können dieſe Kirche, dieſe Gemeinden, keinen Anſpruch auf die Beyſtimmung des Berengarius machen. Denn Berengarius lehrte und bekannte eine wahre, weſentliche Gegenwart des Leibes und Blutes: und es würde ſehr unbillig und grauſam ſeyn, wenn man bey ihm einzelne Theile der Ausführung, zufällige Erläuterungen, nicht nach dem ausdrücklichen Bekennt-

(*) Seite 323.

dieſes nach jenen verſtehen und beurtheilen, und aus etwaniger Zweydeutigkeit jener ſchlieſſen wollte, daß er etwas anders mit dem Munde bekannt, und etwas anders im Herzen geglaubt habe.

Ich ſetze hierbey als bekannt voraus, was ein zeitverwandter Gegner des Berengarius, der die Anhänger deſſelben tief und genau ausgehohlt zu haben verſichert, ihm aus dem Munde dieſer Anhänger für ein Zeugniß ertheilet hat. So ſchreibt nehmlich Guitmundus: (*) Berengariani omnes quidem in hoc conveniunt, quia panis et vinum eſſentialiter non mutantur: ſed vt extorquere a quibusdam potui, multum in hoc differunt, quod alii nihil omnino de corpore et ſanguine Domini ſacramentis iſtis ineſſe, ſed tantummodo vmbras hæc et figuras eſſe dicunt. Alii vero rectis Eccleſiæ rationibus cedentes, nec tamen a ſtultitia recedentes, vt quaſi nobiscum aliquo modo eſſe videantur, dicunt ibi corpus et ſanguinem Domini revera ſed latenter contineri, et ut ſumi poſſint quodam modo (vt ita dixerim) impanari. Et hanc ipſius Berengarii ſubtiliorem eſſe ſententiam ajunt. Dieſe letzten Worte ſind ſo entſcheidend, daß der Katholik Vlimmer, welcher den Guitmundus 1561 wieder herausgab, nicht umhin konnte in einer Randgloſſe hinzuzuſetzen: Hanc ſententiam videtur ſequi Lutherus. Nun iſt es zwar eben ſo falſch, daß Luthern der eigentliche Begriff der Impanation zur Laſt zu legen, als gewiß es mir iſt, daß ſich Berengarius deſſelben nicht ſchuldig gemacht. Aber aus Vlimmers Wahne erhellet doch immer ſo viel, daß er beide einerley zu lehren, beide von Leugnung der wirklichen Gegenwart gleich weit entfernt zu ſeyn, geglaubt hat; ſo wie es, nach den Worten des Guitmundus, ein jeder glauben muß.

Desgleichen ſetze ich alles voraus, was bereits Mabillon und nach ihm Martene und Durand, aus den Schriften des Berengarius ſelbſt, ſo viel ſie deren brauchen können, über die wahre Meynung deſſelben geſagt haben, welches ich für eben ſo unwiderleglich, als noch bis itzt unwiderlegt halte; wie es denn auch durch unſer Manuſcript, Stück vor Stück, auf das voll-

(*) De Sacramento lib. I. p. 32. Edit. *Vlimmerianae.*

kommenſte beſtätiget wird. Bloß diejenige Folgerung des Martene und Durand, gegen welche Clericus eine ziemlich blendende Einwendung gemacht hat, will ich mitnehmen, um von da aus weiter in die Materie zu gehen.

Es waren folgende Worte des Berengarius, aus ſeiner Nachricht von dem letzten wider ihn gehaltenen Concilio unter Gregorius dem neunten, „Quod ſcripſerunt de improprietate naturæ et veritate ſubſtantiæ, contra me non ſcripſerunt: ego ita habebam, panem et vinum ſacrata in altari eſſe non alius cujusdam, ſed proprium Chriſti corpus: non fantaſticum, ſicut Manichæi, ſed verum et humanum:“ (*) —— Dieſe Worte, ſage ich, waren es, welche die Herausgeber gedachter Nachricht, Martene und Durand, vorzüglich vor allen andern, mit der Anmerkung begleiten zu müſſen glaubten, daß aus ihnen erhelle, Berengarius habe bloß die Transſubſtantiation, keinesweges aber die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle, geleugnet. Nun will ich itzt nicht unterſuchen, ob ſie nicht paſſendere Worte zu einer ſolchen Anmerkung hätten finden können: ſondern ich will bloß, was Clericus dagegen erinnert hat, erwägen. (**) „Berengarius, ſagt dieſer reformirte „Gelehrte, hat ſeine Leſer mit der Zweydeutigkeit des Wortes „wahr zum Beſten: er will aber weiter nichts ſagen, als daß „das Brod und der Wein in dem Abendmahle nicht Zeichen „eines eingebildeten Körpers, ſondern Zeichen eines wahren „menſchlichen Körpers wären. Hier iſt nichts, was nicht die„jenigen, welche die wirkliche Gegenwart leugnen, nicht eben „ſowohl ſagen könnten, ja was ſie nicht ſogar ſagen müſſen. „Das geheiligte Brod, und der geheiligte Wein ſind die Zei„chen eines wahren Körpers, der aber nicht anders gegenwärtig „iſt, als durch den Glauben derer, die ſie genieſſen.“

Wahrlich, das nenne ich, einem auf den Kopf etwas zu ſagen! Wie? weil gewiſſe Leute gewiſſe Worte, zu Folge eines gewiſſen ſtillen Vorbehalts, ſo und ſo verſtehen können: ſo muß jeder, der dieſe Worte braucht, ſie eben ſo verſtanden haben? Ich ſollte meynen, von dem man n will,

(*) Theſauri novi Anecdot. T. IV.

(**) Bibl. anc. & moderne T.

von dem müßte man vorher erwieſen haben, daß ihm ein ſolcher ſtiller Vorbehalt bekannt und geläufig geweſen. Und wie hätte Clericus es anfangen wollen, das von dem Berengarius zu erweiſen? Wo hat Berengarius jemals ſich merken laſſen, daß ihm das Wort ſeyn ſo viel heiſſe als bedeuten? Es iſt wahr, auch er nennet das Brod und den Wein Zeichen: nehmlich, in ſo fern ſie das Sichtbare ſind, unter welchem und mit welchem wir das Unſichtbare wirklich zu erhalten glauben. Aber iſt das der Sinn, den Clericus mit dem Worte Zeichen verband? Gewiß nicht; ihm hieß ein Zeichen nichts als ein Ding, woran man ſich eines andern Dinges erinnern kann, ohne daß man darum, indem man jenes beſitzt oder überkömmt, auch nothwendig dieſes beſitzen oder überkommen muß.

Wenn die Gegner des Berengarius ihn auf den Zahn fühlen wollten, ob er nicht bloß aus dem Vorurtheile des Manichäiſchen Irrthums, daß der Leib Chriſti ein leeres Blendwerk geweſen, die weſentliche Verwandlung des Brodes leugne: wie konnte er anders, als in den angeführten Worten dagegen proteſtiren? Aber konnte er in dem Antimanichäiſchen Verſtande den Leib Chriſti nicht einen wahren Leib nennen, und doch auch glauben, daß dieſer wahre Leib auf eine eben ſo wahre Art in dem Abendmahle empfangen werde? Allerdings konnte er das zugleich glauben, und glaubte es wirklich zugleich. Zum Beweiſe berufe ich mich auf die Stelle, die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe von dem Concilio zu Tours angeführt habe. Was er hier durch, panem et vinum ſacrata in altari eſſe *verum* et humanum Chriſti corpus ausdrücket, das hat er dort (*) durch, panem atque vinum altaris poſt conſecrationem Chriſti eſſe *revera* corpus et ſanguinem ausgedrückt. Daß aber revera, als ein Adverbium, zu eſſe gehöret, und nicht zu corpus, wer kann das leugnen? Und wer muß nicht zugeben, daß folglich ſein vollſtändiges Glaubensbekenntniß, wenn er Chicanen hätte vorherſehen können, die man ihm nach ſieben hundert Jahren machen dürfte, beide Ausdrücke verbinden und ſonach „panem et

(*) Seite 399.

vinum altaris poſt conſecrationem eſſe *revera verum* corpus et ſanguinem Chriſti“ lauten würde? Oder könnte auch das ſodann weiter nichts heiſſen, als daß Brod und Wein wirkliche Zeichen eines wirklichen menſchlichen Leibes wären? Denn es gibt ja wohl auch verblühmte Zeichen!

Ich bin verſichert, mein Freund, daß unſer Manuſcript dergleichen bis in das Unendliche lauffenden Vermuthungen ziemlich Schranken ſetzen wird. Denn da ſeine vornehmſte, einzige Abſicht dahin gehet, die von dem Humbertus aufgeſetzte Formel, zu welcher ſich Berengarius unter Nicolao dem zweyten, bekennen müſſen, gegen die Rechtfertigungen des Lanfrancus, in allen Stücken aufs neue zu beſtreiten und zu widerlegen; dieſe Formel aber beides, ſo wohl die Lehre, welche Berengarius abſchwören, als auch die Lehre, welche er beſchwören müſſen, enthält: ſo werden Sie, in Anſehung erſtrer, welche Humbertus in die Worte gefaßt hatte, panem et vinum, quæ in altari ponuntur, poſt conſecrationem ſolummodo ſacramentum, et non verum corpus et ſanguinem Chriſti eſſe, ſo deutliche, ſo feyerliche, ſo oft wiederhohlte Erklärungen finden, wie dieſes die Meynung des Verfaſſers ſchlechterdings nicht ſey, und nie geweſen ſey, daß er der größte, ſchimpflichſte Heuchler von der Welt ſeyn müſſen, wenn er dem ohngeachtet bey dem, was er für ſeine wahre Meynung ausgiebt, nichts mehr gedacht hätte, als was ſich bey der Lehre von den bloſſen Zeichen denken läßt.

Hingegen werden Sie in Anſehung derjenigen Lehre, zu welcher er ſich gezwungen bekennen mußte, nichts anders als ſolche Gründe und Einwürfe von ihm gebraucht finden, die ſchlechterdings nur wider die Transſubſtantiation, und keinesweges gegen die wirkliche Gegenwart überhaupt, zu brauchen ſtehen. Er iſt weit entfernt, ſeinen Gegnern im geringſten ſtreitig zu machen, daß in Kraft der Conſecration eine wunderbare Veränderung mit dem Brode und dem Weine vorgehe; wovon die, ſo viel ich verſtehe, doch wohl nichts zu ſagen haben können, welche Brod und Wein für bloſſe Zeichen erkennen. Er ſtreitet einzig und allein über die Art und Weiſe dieſer Veränderung; und behauptet, daß die, welche Paſchaſius zuerſt ge-

lehret, ſo unmöglich, ſo abgeſchmackt ſey, daß ſich ohne offenbar wider einander lauffende Worte auch nicht einmal davon ſprechen laſſe. Von dieſer nur, welcher im Grunde der Name Veränderung gar nicht zukomme, indem ſie auf der einen Seite eine wahre Vernichtung, und auf der andern eine neue Entſtehung ſey, ſagt er, daß ſie weder in der Schrift, noch in den Vätern, den geringſten Grund habe.

„Da de Propheta, de Apoſtolo, de Evangeliſta locum aliquem, unde manifeſtiſſimum ſit, ita debere ſentiri de ſacrificio populi chriſtiani, vt non in eo ſibi conſtet ſubjectum panis. Fac manifeſtum, verba iſta tua, *non remanere panem et vinum in priſtinis eſſentiis;* et ſi panem videat, qui communicat menſæ dominicæ, non tamen, quod panem ſenſualem videat, ſibi fidem debere habere, miraculo id attribuendum eſſe, et ratum habeatur quicquid tibi videbitur contra veritatem afferre. Nec putet qui iſta legerit, afferre me, non fieri panem corpus Chriſti de pane per conſecrationem in altari: ſit plane de pane corpus Chriſti, ſed ipſe panis, non ſecundum corruptionem ſubjecti, panis, inquam, qui poteſt incipere eſſe quod non erat, ſit corpus Chriſti; ſed non generatione ipſius corporis, quia corpus Chriſti ſemel ante tot tempora generatum generari ultra non poterit; ſit inquam panis quod numquam ante conſecrationem fuerat de pane, ſcilicet de eo, quod ante fuerat commune quiddam, beatificum corpus Chriſti, ſed non vt ipſe panis per corruptionem eſſe deſinat panis; ſed non vt corpus Chriſti eſſe nunc incipiat per generationem ſui, quia ante tot tempora beata conſtans immortalitate, non poteſt corpus illud etiam nunc eſſe incipere.“

Daher denn die häuffigen Klagen des Berengarius, daß es nur, um ihn verhaßt zu machen, geſchehe, wenn Lanfrancus von ihm ſage, daß er überhaupt von keiner Verwandelung des Brodes und Weines, überhaupt von keiner weſentlichen Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle wiſſen wolle, weil er dieſe einzige Art derſelben ihm nicht zugeſtehe.

„Quod de converſione, inquio ego, panis et vini in verum Chriſti corpus et ſanguinem opportuniori te ſcribis reſervare

loco, ego interim dico: panem et vinum per conſecrationem converti in altari in verum Chriſti corpus et ſanguinem, non mea, non tua, ſed evangelica apoſtolicaque ſimul authenticarum ſcripturarum, quibus contra ire fas non ſit, eſt ſententia, niſi contra ſanitatem verborum iſtorum ſiniſtra aliquid interpretatione inſiſtas. Quod ſi facis, non ſolum te, ſed et angelum de cœlo vulgo deputare non dubitem. Dum dicis converti in veram Chriſti carnem et ſanguinem, quam diceres converſionem, eſt enim multiplex et vera converſio, minime aſſignaſti. Dicens autem tuam eſſe tuorumque ſententiam hanc, quaſi non ſit mea, ſed potius putem vecordium eſſe ſententiam eam, panem et vinum altaris converti in veram Chriſti carnem et ſanguinem, quantam poteſt ſcriptum tuum mihi invidiam comparat."

Aber wann würde ich aufhören können, falls ich ſo fortfahren wollte, Ihnen die Stellen ſelbſt abzuſchreiben? Und wie viele würde ich Gefahr laufen, Ihnen ganz vergeblich abzuſchreiben? In einigen würden Sie die Stärke vermiſſen, die ſie für mich in dem Zuſammenhange gehabt; andere würden Ihnen nichts, als Wiederhohlungen zu ſeyn ſcheinen: und endlich hätte doch wohl keine den Punkt getroffen, auf den es nach Ihrer Meynung eigentlich ankäme. Wir müſſen uns ſelbſt erſt hierüber mündlich erklären: und mündlich, das Manuſcript in der Hand, denke ich allen Schwierigkeiten begegnen zu können, die ſich der denkende Kopf gerade gegen das am liebſten macht, was er wahr zu ſeyn, am meiſten wünſchet.

Auf einige Fragen indeß, die mir einmal über das andere beygefallen, ſo oft ich mir von den Sakramentariſchen Streitigkeiten überhaupt einen Begrif machen wollen, möchte ich Sie wohl erſuchen, ſich im voraus gefaßt zu halten. Nur fürchten Sie nicht, daß dieſe Fragen dogmatiſchen Inhalts ſeyn werden. Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen; und am wenigſten wird mir es einfallen, die Hand nach der ſchwankenden Lade des Bundes auszuſtrecken. Meine Fragen betreffen einzig die Geſchichte des Dogma; höchſtens ein Vorurtheil, welches aus dieſer Geſchichte ſich für die eine oder die andere Meynung ergeben dürfte.

Alexander weiter nicht rügte, als daß er ihn ganz freundſchaftlich ermahnte, von ſeiner Sekte abzulaſſen, und die heilige Kirche nicht weiter zu ärgern. (*) Denn Hildebrand war dieſes Alexanders Kanzler, penes quod officium univerſæ Romanæ Eccleſiæ adminiſtratio vertebatur, wie Fr. Pagi gegen den Cohellius erwieſen hat. (**) Und als er nun ſelbſt Pabſt ward, dieſer Hildebrand, was hätte ihn hindern ſollen, einen Verſuch zu wagen, um der erkannten Wahrheit und ſeinem ungern verlaſſenen alten Freunde wieder aufzuhelfen? Dieſer Verſuch waren die Kirchenverſammlungen von 78 und 79 zu Rom, wo Berengarius ſelbſt zugegen war, und Gregorius der ſiehende alles für ihn that, was ſich nur immer ſicher thun ließ. Wenn er denn nun aber auch hier nicht durchdrang: ſo kennen Sie ſeine Geſchichte und ſeinen Charakter zu wohl, um leicht einzuſehen, warum er weder recht konnte, noch recht wollte. An Einſicht fehlte es ihm gewiß nicht: aber ein Mann von ſeinem Ehrgeize ſetzet die Wahrheit nur alsdenn mit aller Macht durch, wenn er ſein Anſehen und ſeine Gewalt mit ihr zugleich befeſtigen kann. Lauffen dieſe hingegen die geringſte Gefahr, ſo giebt er ſie auf: er herrſchte gern über erleuchtete Menſchen; aber ehe er denn lieber nicht herrſchte, mögen ſie ſo unerleuchtet bleiben, als ſie wollen. —— Gedenken Sie nur an die gefährliche Parthey des Benno, welche Gregorius wider ſich hatte, und wie hämiſch ihn dieſe auch dann noch, als er den Berengarius zu ſeinem letzten Bekenntniſſe vermocht hatte, als einen Anhänger deſſelben verſchrie. Lächerlich aber iſt es, wenn Baronius (***) daraus, daß er den Berengarius bey ſeiner Lehre nicht geſchützet, beweiſen will, daß ihn die Parthey des Benno auch in dieſem Stücke verleumdet habe. In dieſem Stücke, wie wir nun wiſſen, that ſie ihm gewiß nicht zu viel: und GOtt wolle nur, daß verſchiedene von ihren übrigen Beſchuldigungen weniger gegründet waren!

(*) Alexander, ſucceſſor Nicolai Papæ, literis Berengarium ſatis amice præmonuit, ut a ſecta ſua ceſſaret, nec amplius ſanctam eccleſiam ſcandalizaret. *Anonymus Chifletianus, apud Hard. Concil. T. VI. Par. I. pag.* 1015.

(**) Brev. T. II. p. 388. Edit. Antwerp.

(***) Ad annum 1079. §. 3. T. XI.

V.

Allerdings mußte die Beſchaffenheit der Lehre des Berengarius ſelbſt darzu kommen, daß er den Anfällen ſeiner Feinde ſo lange widerſtehen konnte. Sie mußte, dieſe Lehre, ſo irrgläubig und der Kirche ſo fremd nicht ſeyn; er und Hildebrand, und etwa noch Euſebius Bruno, mußten die einzigen nicht ſeyn, die ſich von ihr überzeugt hielten.

In wie weit dieſes, zum Theil, ſelbſt Gelehrte der Römiſchen Kirche neuerlich zugeſtanden, habe ich in dem erſten Briefe bereits berührt. (*) Wenn Sie aber wollen, mein Freund, daß auch ich, nach Maaßgebung unſers Manuſcripts, mich etwas weiter darüber auslaſſen ſoll: ſo müſſen Sie mir erlauben, nur unter allgemeinen Benennungen davon zu ſprechen, und die Namen von Lutheranern und Reformirten ganz aus dem Spiele zu laſſen. Ich wünſchte, daß ich dieſes ſchon dort gethan hätte. Denn ich möchte den Argwohn nicht gern auf mich laden, daß ich die Lippen einer Wunde, die man ſo gern ſich ſchlieſſen ſähe, aufs neue klaffen zu machen geſucht, nachdem ſo viel würdige Männer beider Kirchen alles gethan haben, die Harſchung durch Heftpflaſter zu erzwingen; das iſt, ſich wenigſtens in Worten einander zu nähern, welches dem und jenem ſo trefflich gelingt, daß man das ganze Heftpflaſter nur für ein Schminkpflaſterchen halten ſollte.

Ich ſage alſo ſo; wenn es eine Kirche, oder Gemeinden einer Kirche giebt, welche die ſichtbaren Stücke des Abendmahls für bloſſe Zeichen erkennen, welche keinen andern Genuß darinn zugeben, als einen geiſtlichen, welchen dieſer geiſtliche Genuß weiter nichts, als eine Zurechnung im Glauben iſt: ſo können dieſe Kirche, dieſe Gemeinden, keinen Anſpruch auf die Beyſtimmung des Berengarius machen. Denn Berengarius lehrte und bekannte eine wahre, weſentliche Gegenwart des Leibes und Blutes: und es würde ſehr unbillig und grauſam ſeyn, wenn man bey ihm einzelne Theile der Ausführung, zufällige Erläuterungen, nicht nach dem ausdrücklichen Bekenntniſſe, ſondern

(*) Seite 323.

Vermiſchte Schriften. Erſter Theil.

1771.

Vorbericht.

Von den Leſſingſchen Schriften, welche in den Jahren 1753–56 zu Berlin in ſechs Duodezbänden an das Licht gekommen, war der größte Theil ſeit langer Zeit verdammt, der Vergeſſenheit gänzlich überlaſſen zu werden. Verfaſſer und Verleger waren darüber einig geworden; und beſonders glaubte jener dieſen Entſchluß ſowohl ſich ſelbſt als dem Publikum ſchuldig zu ſeyn. Das Publikum wächſet täglich an Einſicht und Geſchmack: aber viele Verfaſſer bleiben zurück, und wehe dem, der es auch nicht einmal fühlet, daß er zurück geblieben, und eitel genug iſt, noch immer auf den Beyfall zu rechnen, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeynet.

Nur der Nachdruck, welchen man beſagten Schriften öffentlich drohet, hat dem Verfaſſer den Wunſch abgelockt, das hämiſche Vorhaben, ihn in ſeiner ganzen armſeligen Kindheit wieder auf den Platz zu bringen, vereiteln zu können.

Und lediglich in Abſicht auf dieſen Wunſch hat er ſich zu einer neuen Sammlung entſchloſſen, in die er aus jener ältern alles aufzunehmen geſonnen, worauf die Liebhaberey des allernachſichtvolleſten Leſers nur immer einigen Werth legen könnte.

Gegenwärtiger erſter Theil kann davon zur Probe dienen; wobey der Verfaſſer weiter nichts zu erinnern findet, als daß die neu hinzugekommenen Stücke deſſelben auf eben die Entſchuldigung Anſpruch machen, welche die billige Kritik den alten nicht verweigern kann. Es wäre Thorheit, zu Ausbeſſerung einer baufälligen Hütte, Materialien zu verſchwenden, von welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführet werden könnte.

Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmsten Epigrammatisten.

I.
Ueber das Epigramm.

(1.)

Man hat das Wort Epigramm verschiedentlich übersetzt: durch Ueberschrift, Aufschrift, Innschrift, Sinnschrift, Sinngedicht, u. s. m. Ueberschrift und Sinngedicht sind, dieses durch den Gebrauch des Logau, und jenes durch den Gebrauch des Wernicke, das gewöhnlichste geworden: aber vermuthlich wird Sinngedicht auch endlich das Ueberschrift verdrengen.

Aufschrift und Innschrift müssen sich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in seinem Ursprunge war; das, woraus die so genannte Dichtungsart nach und nach entstanden ist.

Wenn Theseus, in der Landenge von Korinth, eine Säule errichten, und auf die eine Seite derselben schreiben ließ: Hier ist nicht Peloponnesus, sondern Attika; so wie auf die entgegenstehende: Hier ist Peloponnesus, und nicht Attika: so waren diese Worte das Epigramm, die Aufschrift der Säule. Aber wie weit scheinet ein solches Epigramm von dem entfernt zu seyn, was wir bey dem Martial also nennen! Wie wenig scheinet eine solche Aufschrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Ursache, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigsten Spielwerke, der sinnreichsten Kleinigkeit anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, sich um diese Ursache zu bekümmern?

Für das eine, wie für das andere, erklärte sich Vavassor(*). Es deuchte ihm sehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort seiner Ableitung nach be-

(*) *De epigrammate cap.* 3. Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, mansisse vocem, mutata significatione et potestate vocis.

deute, und ehedem nur bedeutet habe. Genug, daß ein jeder von ſelbſt ſehe, daß es iezt dieſes nicht mehr bedeute. Das Wort ſey geblieben: aber die Bedeutung des Wortes habe ſich verändert.

Gleichwohl iſt gewiß, daß der Sprachgebrauch nur ſelten ganz ohne Grund iſt. Das Ding, dem er einen gewiſſen Namen zu geben fortfährt, fähret ohnſtreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieſer Name eigentlich erfunden war.

Und was iſt dieſes hier? Was hat das witzigſte Sinngedicht eines Martial mit der trockneſten Aufſchrift eines alten Denkmahls gemein, ſo daß beide bey einem Volke, deſſen Sprache wohl am wenigſten unter allen Sprachen dem Zufalle überlaſſen war, einerley Namen führen konnten?

Dieſe Frage iſt nicht die nehmliche, welche Skaliger, zu Anfange ſeines Hauptſtücks über das Epigramm, aufwirft.(*) Skaliger fragt: „warum werden nur die kleinen Gedichte Epigrammen „genennt? — „Das heißt annehmen, daß alle kleine Gedichte ohne Unterſchied dieſen Namen führen können, und daß er nicht bloß einer beſondern Gattung kleiner Gedichte zukömmt. —

Daher können mich auch nicht die Antworten des Skaligers befriedigen, die er, aber auch nur fragweiſe, darauf ertheilet. Etwa, ſagt er, eben darum, weil ſie klein, weil ſie kaum mehr, als die bloße Aufſchrift ſind? Oder etwa darum, weil wirklich die erſten kleinen Gedichte auf Denkmähler geſetzet wurden, und alſo im eigentlichen Verſtande Aufſchriften waren?

Jenes, wie geſagt, ſetzt etwas falſches voraus, und macht allen Unterricht über das Epigramm überflüßig. Denn wenn es wahr iſt, daß bloß die Kürze das Epigramm macht, daß jedes Paar einzelne Verſe ein Epigramm ſind: ſo gilt der kauſtiſche Einfall jenes Spaniers, von dem Epigramme vornehmlich; „wer iſt ſo dumm, daß er nicht ein Epigramm machen

(*) *Poetices lib. III. cap.* 126. — Quam ob cauſam Epigrammatis vox brevibus tantum poematiis propria facta eſt? An propter ipſam brevitatem, quaſi nihil eſſet præter ipſam inſcriptionem? An quæ ſtatuis, trophæis, imaginibus, pro elogiis inſcribebantur, ea primo veroque ſignificatu Epigrammata ſunt appellata?

„könnte; aber wer ist so ein Narr, daß er sich die Mühe neh„men sollte, deren zwey zu machen? —

Dieses aber sagt im Grunde nichts mehr, als was ich bey meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an, daß die ersten kleinen Gedichte, welche auf Denkmähler gesetzt wurden, Epigrammen hießen: aber darinn liegt noch kein Grund, warum ietzt auch solche kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmähler gesetzt zu werden, weder bestimmt noch geschickt sind. Oder höchstens würde wiederum aller Grund auf die, beiden gemeinschaftliche, Kürze hinaus laufen.

Ich finde nicht, daß die neuern Lehrer der Dichtkunst, bey ihren Erklärungen des Epigramms, auf meine Frage mehr Rücksicht genommen hätten. Wenigstens nicht Boileau, von dem freylich ohnedem keine schulgerechte Definition an dem Orte (*) zu verlangen war, wo er sagt, daß das Epigramm oft weiter nichts sey, als ein guter Einfall mit ein Paar Reimen verzieret. Aber auch Batteux nicht, der das Epigramm als einen interessanten Gedanken beschreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort sehe ich die geringste Ursache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glücklich vorgetragener interessanter Gedanke, eben eine Aufschrift, ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bey ihnen beiden damit begnügen müssen, daß wenige Reime, Ein kurzer Gedanke, wenig und kurz genug sind, um auf einem Denkmahle Platz zu finden, wenn sie sonst anders Platz darauf finden können.

Gewiß ist es, daß es nicht die Materie seyn kann, welche das Sinngedicht noch ietzt berechtiget, den Namen Epigramm zu führen. Es hat längst aufgehöret, in die engen Grenzen einer Nachricht von dem Ursprunge und der Bestimmung irgend eines Denkmahls eingeschränkt zu seyn; und es fehlet nicht viel, so erstreckt es sich nun über alles, was ein Gegenstand der menschlichen Wißbegierde werden kann.

Folglich aber muß es die Form seyn, in welcher die Beant-

(*) *L'Art poetiq. Chant II. v.* 103.

L'Epigramme — — — — — —

N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

wortung meiner Frage zu suchen. Es muß in den Theilen, in der Zahl, in der Anordnung dieser Theile, in dem unveränderlichen Eindrucke, welchen solche und so geordnete Theile unfehlbar ein jedesmal machen; — in diesen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Ueberschrift, oder Aufschrift heißen kann, ob sie schon eigentlich nur selten dafür zu brauchen stehet. —

Die eigentliche Aufschrift ist ohne das, worauf sie steht, oder stehen könnte, nicht zu denken. Beides also zusammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entstehet, den wir, der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufschrift allein zuschreiben. Erst irgend ein sinnlicher Gegenstand, welcher unsere Neugierde reizet: und dann die Nachricht auf diesem Gegenstande selbst, welche unsere Neugierde befriediget.

Wem nun aber, der auch einen noch so kleinen, oder noch so großen Vorrath von Sinngedichten in seinen Gedanken überlaufen kann, fällt es nicht sogleich ein, daß ähnliche zwey Theile sich fast in jedem derselben, und gerade in denjenigen am deutlichsten unterscheiden lassen, die ihm einem vollkommenen Sinngedichte am nächsten zu kommen scheinen werden? Diese zerlegen sich alle von selbst in zwey Stücke; in deren einem unsere Aufmerksamkeit auf irgend einen besondern Vorwurf rege gemacht, unsere Neugierde nach irgend einem einzeln Gegenstande gereizet wird; und in deren anderm unsere Aufmerksamkeit ihr Ziel, unsere Neugierde einen Aufschluß findet.

Auf diesen einzigen Umstand will ich es denn auch wagen, die ganze Erklärung des Sinngedichts zu gründen; und die Folge mag es zeigen, ob sich nach meiner Erklärung sowohl das Sinngedicht von allen möglichen andern kleinen Gedichten unterscheiden, als auch aus ihr jede der Eigenschaften herleiten läßt, welche Geschmack und Kritik an ihm fodern.

Ich sage nehmlich: das Sinngedicht ist ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzeln Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen.

Wenn ich ſage „nach Art der eigentlichen Aufſchrift“: ſo will ich, wie ſchon berührt, das Denkmahl zugleich mit verſtanden wiſſen, welches die Aufſchrift führet, und welches dem erſten Theile des Sinngedichts entſpricht. Ich halte es aber für nöthig, dieſe Erinnerung ausdrücklich zu wiederhohlen, ehe ich zu der weitern Anwendung und Entwickelung meiner Erklärung fortgehe.

(2.)

Unbemerkt ſind die zwey Stücke, die ich zu dem Weſen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunſt geblieben. Aber alle haben, ſie von ihrem Urſprunge gehörig abzuleiten, vernachläßiget, und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Skaliger ließ ſich bloß durch ſie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen. (*) Da er ſie nehmlich in der eigentlichen Aufſchrift nicht erkannte, in welcher er nichts, als die bloße einfache Anzeige einer Perſon oder Handlung ſahe: ſo hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewiſſen Vorausſchickungen etwas hergeleitet wird, und in welchem alſo die Vorausſchickungen, und das was daraus hergeleitet wird, als zwey merklich verſchiedene Theile ſich nicht leicht verkennen laſſen, für völlig von jenem unterſchieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bey, daß bey jenem, bey der eigentlichen Aufſchrift, zu der Wirkung deſſelben das beſchriebene Werk ſelbſt das Seine mit beytrage, und folglich bey dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Vorausſchickungen nennet, dem beſchriebnen Werke, ſo wie das, was aus dieſen Vorausſchickungen hergeleitet wird, der Aufſchrift ſelbſt entſpreche.

Der wortreiche Vavaſſor hat ein langes Kapitel von den Theilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwey, unter dem Namen der Verſtändigung und des Schluſſes, annimmt, und über deren Bearbeitung er wirklich mancherley gute An-

(*) Epigramma igitur eſt poema breve cum ſimplici cujuspiam rei, vel perſonæ, vel facti indicatione: aut ex propoſitis aliquid deducens. Quæ definitio ſimul complectitur etiam diviſionem: ne quis damnet prolixitatem. *L. c.*

merkungen macht. (*) Aber auch er iſt weit entfernt, dieſe Theile für nothwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennet, welche ſie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenſchaften, noch für die individuelle Verſchiedenheit des Epigramms das geringſte zu folgern verſtanden hat.

Batteux ſagt ausdrücklich: „Das Epigramm hat nothwendiger Weiſe zwey Theile: der erſte iſt der Vortrag des Subjekts, der Sache, die den Gedanken hervorgebracht oder veranlaſſet hat; und der andere der Gedanke ſelbſt, welchen man die Spitze nennt, oder dasjenige was den Leſer reizt, was ihn intereſſiret.“ Gleichwohl läßt er unter ſeinen Exempeln auch ſolche mit unterlaufen, die dieſe zwey Theile ſchlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedem in ſeinem ganzen übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibet. Folgende vier Zeilen des Peliſſon z. E.

Grandeur, ſavoir, renommée,
Amitié, plaiſir & bien,
Tout n'eſt que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'eſt rien.

mögen ihm immerhin einen noch ſo intereſſanten Gedanken enthalten. Aber wo iſt die Veranlaſſung dieſes Gedankens? Wo iſt der einzelne beſondere Fall, — denn ein ſolcher muß die Veranlaſſung ſeyn — bey welchem der Dichter darauf gekommen iſt, und ſeine Leſer darauf führet? Hier iſt nichts als der bloße intereſſante Gedanke, bloß der Eine Theil: und wenn, nach ihm ſelbſt, das Epigramm nothwendiger Weiſe zwey Theile haben muß, ſo können dieſe, ſo wie alle ihnen ähnliche Zeilen, unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück iſt es nicht bloß ein übelgewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache. Sondern das Schlimmſte iſt, daß aus dieſem Exempel zugleich das Fehlerhafte ſeiner Erklärung des Epigramms erhellet, „nach welcher es ein intereſſanter „Gedanke ſeyn ſoll, der glücklich und in wenig Worten vorge-

(*) *Cap.* 13, *de partibus epigrammatis.* Sunt igitur partes epigrammatis, duæ numero duntaxat, inſignes ac primariæ, expoſitio rei, & concluſio epigrammatis — In illo genere primo quod ſtatuimus ſimplicis & uniusmodi epigrammatis. —

„tragen worden.“ Denn, wenn sich ein interessanter Gedanke auch ohne seine individuelle Veranlassung vortragen läßt, wie sich aus dem Beyspiele, wenn es schon kein Epigramm ist, dennoch ergiebt: so wird wenigstens die Anzahl der Theile des Epigramms, welche Batteux selbst für nothwendig erkläret, weder in seiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weise daraus herzuleiten seyn. —

Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmahl aufstößt, so vermenget sich mit der angenehmen Ueberraschung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmahls gerathen, sogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Bestimmung desselben, welche so lange anhält, bis wir uns dem Denkmahle genugsam genähert haben, und durch seine Aufschrift aus unserer Ungewißheit gesetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde sich mit dem schmeichelhaften Eindrucke des schönen sinnlichen Gegenstandes verbindet, und beide zusammen in ein drittes angenehmes Gefühl zusammenschmelzen. — Diese Reihe von Empfindungen, sage ich, ist das Sinngedichte bestimmt nachzuahmen; und nur dieser Nachahmung wegen hat es, in der Sprache seiner Erfinder, den Namen seines Urbildes, des eigentlichen Epigramms behalten. Wie aber kann es sie anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieselben Empfindungen, sondern auch eben dieselben Empfindungen nach eben derselben Ordnung in seinen Theilen erwecket? Es muß über irgend einen einzeln ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer so viel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen, und durch einen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung mit eins befriedigen.

Am schicklichsten werden sich also auch die Theile des Epigramms, Erwartung und Aufschluß nennen lassen; und unter diesen Benennungen will ich sie nun in verschiedenen Arten kleiner Gedichte aufsuchen, die fast immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu sehen, mit welchem Rechte man dieses geschehen läßt, und welche Klassification unter ihnen eigentlich einzuführen seyn dürfte.

Natürlicher Weise aber kann es nur zweyerley Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt,

ohne uns einen Aufſchluß darüber zu gewähren; die andere, welche uns Aufſchlüſſe giebt, ohne unſere Erwartung darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moraliſche Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine ſolche Lehre oder Bemerkung, wenn ſie aus einem einzelen Falle, der unſere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweyten Theil eines Sinngedichts ſehr wohl abgeben: aber an und für ſich ſelbſt, ſie ſey auch noch ſo witzig vorgetragen, ſie ſey in ihrem Schluſſe auch noch ſo ſpitzig zugearbeitet, iſt ſie kein Sinngedicht, ſondern nichts als eine Maxime, die, wenn ſie auch ſchon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen iſt.

Wenn Martial folgendes an den Decianus richtet (*),

Quod magni Thraſeæ, conſummatique Catonis
Dogmata ſic ſequeris, ſalvus ut eſſe velis;
Pectore nec nudo ſtrictos incurris in enſes,
Quod feciſſe velim te, Deciane facis.
Nolo virum, facili redimit qui ſanguine famam:
Hunc volo, laudari qui ſine morte poteſt.

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein ſehr intereſſanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde er aber allein eben den Werth haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? würde er, als eine bloße für ſich beſtehende allgemeine Maxime, eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindruckes fähig ſeyn, deſſen er hier iſt, wo wir ihn auf einen einzeln Fall angewendet finden, welcher ihm eben ſo viel Ueberzeugung mittheilet, als er von ihm Glanz entlehnet?

Oder wenn unſer Wernike, zur Empfehlung einer milden Sparſamkeit, geſchrieben hätte:

Lieb' immer Geld und Gut; nur ſo, daß dein Erbarmen
Der Arme fühl': und flieh die Armuth, nicht die Armen:

(*) *Lib. I. ep.* 9.

wäre es nicht ebenfalls ein sehr interessanter, so kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? Aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den sparsamen Celidor schrieb? (*)

Du liebst zwar Geld und Gut; doch so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühlt. Du fliehst die Armuth, nicht die Armen.

Der Unterschied ist klein: und doch ist jenes, bey vollkommen eben derselben Wendung, doch nichts als eine kalte allgemeine Lehre, und dieses ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenspruch, und dieses ein wahres Sinngedicht.

Gleichwohl ist eben dieser **Wernike**, so wie auch der ältere **Logau**, nur allzu reich an so genannten Ueberschriften, die nichts als allgemeine Lehrsätze enthalten; und ob sie schon beide, besonders aber **Wernike**, an Vortheilen unerschöpflich sind, eine bloße kahle Moral aufzustutzen, die einzeln Begriffe derselben so vortheilhaft gegen einander abzusetzen, daß oftmals ein ziemlich verführerisches Blendwerk von den wesentlichen Theilen des Sinngedichts daraus entstehet: so werden sie doch nur selten ein feines Gefühl betriegen, daß es nicht den großen Abstand von einem wahren Sinngedichte bis zu einer solchen zum Sinngedichte ausgefeilten Maxime bemerken sollte. Vielmehr ist einem Menschen von solchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere Bücher von ihnen hinter einander lieset, oft nicht anders zu Muthe, als einem, der sich mit einem feinen Weltmanne und einem steifen Pedanten zugleich in Gesellschaft findet: wenn jener Erfahrungen spricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten; so spricht dieser Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieser Welt wohl gar noch erst sollen gemacht werden.

Bey keinem Epigrammatisten aber ist, mir wenigstens, die ähnliche Abwechselung von Empfindungen lästiger geworden, als bey dem **Owen**. Nur daß bey diesem der Pedant sich unzählig öfterer hören läßt, als der feine Mann von Erfahrung; und daß der Pedant mit aller Gewalt noch oben drein witzig seyn will. Ich halte den, in allem Ernste, für einen starken Kopf, der ein ganzes Buch des **Owens** in einem Zuge lesen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden. Ich werde es unfehl-

(*) Erstes Buch S. 14. der Schweitzerisch. Ausgabe von 1763.

bar, und habe immer dieses für die einzige Ursache gehalten, weil eine so große Menge bloß allgemeiner Begriffe, die unter sich keine Verbindung haben, in so kurzer Zeit auf einander folgen: die Einbildung möchte jeden gern, in eben der Geschwindigkeit, in ein individuelles Bild verwandeln, und erliegt endlich unter der vergebnen Bemühung.

Hingegen ist das Moralisiren gerade zu, des Martials Sache gar nicht. Ob schon die meisten seiner Gegenstände sittliche Gegenstände sind: so wüßte ich doch von allen lateinischen Dichtern keinen, aus dem sich wenigere Sittensprüche wörtlich ausziehen ließen, als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der Art, wie das angeführte an den Decianus, welche sich mit einer allgemeinen Moral schlössen: seine Moral ist ganz in Handlung verwebt, und er moralisiret mehr durch Beyspiele, als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreyzehnte seines zwölften Buchs ist,

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odisse quam donasse vilius constat.

welches nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verschweigung des Vorfalls, von dem er sie abgezogen, oder der sich daraus erklären lassen: von dieser Art, sage ich, wüßte ich außer dem gegenwärtigen, nicht noch drey bey ihm aufzufinden. Und auch bey den wenigen scheinet es, daß er den veranlassenden Vorfall mehr aus gewissen Bedenklichkeiten mit Fleiß verschweigen wollen, als daß er gar keinen dabey im Sinne gehabt. Auctus mochte den Reichen wohl kennen, der so listig eine Ursache vom Zaune gebrochen, sich über ihn, oder über den Dichter zu erzürnen, um sich irgend ein kleines Geschenk zu ersparen, das er ihnen sonst machen müssen. Wenigstens hat Martial dergleichen bloße sittliche Bemerkungen doch immer an eine gewisse Person gerichtet, welche anscheinende Kleinigkeit Logau und Wernike nicht hätten übersehen oder vernachläßigen sollen. Denn es ist gewiß, daß sie die Rede um ein großes mehr belebet; und wenn wir schon die angeredete Person, und die Ursache, warum nur diese, und keine andere angeredet worden, weder kennen noch wissen: so setzt uns doch die bloße Anrede

geſchwinder in Bewegung, unter unſerm eignen Zirkel umzuſchauen, ob da ſich nicht jemand findet, ob da ſich nicht etwas zugetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden ſey.

Wenn nun aber bloße allgemeine Sittenſprüche, ſie mögen nun mit der Einfalt eines vermeinten Kato, oder mit der Spitzfindigkeit eines Baudius, oder mit dem Scharfſinne eines Wernike vorgetragen ſeyn, die Wirkung nicht haben, die ſie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte; wenn alſo ein Verinus und Pibrak, oder wie ſonſt die ehrlichen Männer heißen, die ſchöne erbauliche Diſticha geſchrieben haben, aus dem Regiſter der Epigrammatiſten wegfallen: ſo werden diejenigen noch weniger darinn aufzunehmen ſeyn, welche andere ſcientifiſche Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen verſucht haben. Ihre Verſe mögen gute Hülfsmittel des Gedächtniſſes abgeben; aber Sinngedichte ſind ſie gewiß nicht, wenn ihnen ſchon, nach der Erklärung des Batteux dieſe Benennung nur ſchwer abzuſtreiten ſeyn dürfte. Denn ſind z. E. die mediciniſchen Vorſchriften der Schule von Salerno nicht eines ſehr intereſſanten Inhalts? und könnten ſie nicht gar wohl mit eben ſo vieler Präciſion und Zierlichkeit vorgetragen ſeyn, als ſie es mit weniger ſind? Und dennoch, wenn ſie auch Lukrez ſelbſt abgefaßt hätte, würden ſie nichts als ein Beyſpiel mehr ſeyn, daß die Erklärung des Batteux viel zu weitläuftig iſt, und gerade das vornehmſte Kennzeichen darinn fehlet, welches das Sinngedicht von allen andern kleinen Gedichten unterſcheidet.

2. Die zweyte Aftergattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufſchluß darüber zu gewähren. Dergleichen ſind vornehmlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes ſeltſames Faktum enthalten, ohne im geringſten anzuzeigen, aus welchem Geſichtspunkte wir daſſelbe betrachten ſollen; die uns alſo weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geſchehen iſt, was eben nicht alle Tage zu geſchehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kayſer des Auſonius, die ganze Geſchichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zuſammenfaſſen, und deren unter den Titeln, Icones, Heroes u. ſ. m. ſo unzäh-

liche geſchrieben worden. Denn dieſe möchte man ſchon deswegen nicht für Sinngedichte wollen gelten laſſen, weil ihnen die Einheit fehlet, die nicht in der Einheit der nehmlichen Perſon, ſondern in der Einheit der nehmlichen Handlung beſtehen muß, wenn ſie der Einheit des Gegenſtandes in der eigentlichen Aufſchrift entſprechen ſoll. Aber auch alsdenn, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, iſt es noch kein Sinngedicht, Falls man uns nicht etwas daraus ſchließen, oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derſelben tiefer eindringen läßt.

Wenn z. E. Martial ſich begnügt hätte, die bekannte Geſchichte des Mucius Skävola in folgende vier Verſe zu faſſen (*):

Dum peteret regem decepta ſatellite dextra,
Injecit ſacris ſe peritura focis.
Sed tam ſæva pius miracula non tulit hoſtis,
Et raptum flammis juſſit abire virum.

würden wir wohl ſagen können, daß er ein Sinngedicht auf dieſe Geſchichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eines, wenn er bloß hinzugeſetzt hätte:

Urere quam potuit contemto Mucius igne,
Hanc ſpectare manum Porſena non potuit.

Denn auch das iſt noch nicht vielmehr als Geſchichte; und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, ſind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

Major deceptæ fama eſt, et gloria dextræ:
Si non erraſſet, fecerat illa minus.

Denn nun erſt wiſſen wir, warum der Dichter unſere Aufmerkſamkeit mit jener Begebenheit beſchäftigen wollen; und das Vergnügen über eine ſo feine Betrachtung, „daß oft der Irr„thum uns geſchwinder und ſichrer unſere Abſicht erreichen hilft, „als der wohlüberlegte, kühnſte Anſchlag,“ verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewähret, macht das geſammte Vergnügen des Sinngedichts.

Ohnſtreitig hingegen müſſen wir uns nur mit der Helfte dieſes Vergnügens bey einigen Stücken der griechiſchen Antho-

(*) *Lib. I. ep.* 22.

logie, und bey noch mehrern verschiedner neurern Dichter behelfen, die sich eingebildet, daß sie nur das erste das beste abgeschmackte Histörchen zusammen reimen dürfen, um ein Epigramm gemacht zu haben. Ein Beyspiel aus der Anthologie sey dieses (*):

Κοινῃ παρ κλισιῃ ληθαργικος ἠδε φρενοπληξ
Κειμενοι, ἀλληλων νουσον ἀπεσκεδασαν.
Εξεθορε κλινης γαρ ὁ τολμηεις ὑπο λυσσης,
Και τον ἀναισθητον παντος ἐτυπτε μενους.
Πληγαι δ' ἀμφοτεροις ἐγενοντ' ἀκος· αἷς ὁ μεν αὐτων
Εγρετο, τον δ' ὑπνου πουλυς ἐριψε κοπος.

„Ein Wahnwitziger und ein Schlafsüchtiger lagen beysammen „auf Einem Bette, und einer wurde des andern Arzt. Denn „in der Wuth sprang jener auf, und prügelte diesen, der im „tiefsten Schlummer vergraben lag, durch und durch. Die „Schläge halfen beiden: dieser erwachte, und jener schlief vor „Müdigkeit ein." Das Ding ist schnurrig genug. Aber was denn nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr, daß beide kuriret wurden. Denn der Schlafsüchtige schläft nicht immer, sondern will nur immer schlafen, und so schlief er wohl auch hier bald wiederum ein: der Wahnwitzige aber, der vor Müdigkeit einschlief, konnte gar wohl als ein Wahnwitziger wieder aufwachen. Doch gesetzt auch, sie wären wirklich beide durch einander kuriret worden: auch alsdann sind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Histörchen, welches ich nirgends in meinen Nutzen verwenden zu können sehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, ist herzlich schwach.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geschmacke der griechischen Simplicität fehle. Es gehöret wohl zu der griechischen Simplicität, daß ein Ding keine Theile zu viel habe: aber daß es ihm an einem nothwendigen Theile fehle, das gehöret doch gewiß nicht dazu. Es ist nicht der witzige Schluß, den ich vermisse: sondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Faktums nicht hinlänglich ist. Ich gestehe, daß ich, aus eben diesem Grunde,

(*) Lib. I. cap. 45

ein anderes ſehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte. Nehmlich das, über das Schickſal eines Hermaphroditen.

Quum mea me genitrix gravida geſtaret in alvo,
Quid pareret, fertur conſuluiſſe Deos.
Mas eſt, Phoebus ait: Mars, femina: Iunoque neutrum.
Quumque forem natus, Hermaphroditus eram.
Quærenti letum? Dea ſic ait; occidet armis:
Mars cruce: Phœbus aquis. Sors rata quæque fuit.
Arbor obumbrat aquas: adſcendo, decidit enſis,
Quem tuleram, caſu labor et ipſe ſuper;
Pes hæſit ramis, caput incidit amne: tuliqne
Femina, vir, neutrum, flumina, tela, crucem.

Die Erfindung dieſes kleinen Gedichts iſt ſo künſtlich; der Ausdruck ſo pünktlich und doch ſo elegant, daß noch iezt ſehr gelehrte Kritiker ſich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters ſey. Denn ob de la Monnoye ſchon erwieſen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handſchriften zugeſchrieben wird, kein Alter iſt, wofür ihn Politian und Skaliger und ſo viele andere gehalten haben; ſondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten Jahrhunderte damit gemeinet ſey: ſo möchte Herr Burmann, der jüngere, doch lieber vermuthen, daß dieſer Pulci, wie er eigentlich geheißen, ein ſo bewundertes Werk wohl aus einer alten Handſchrift abgeſchrieben und ſich zugeeignet haben könne; da man ihn ohnedem als einen beſondern Dichter weiter nicht kenne. (*) Ich habe hierwider nichts: nur für ein Muſter eines vollkommnen Epigramms möchte ich mir das Ding nicht einreden laſſen; es mag nun alt oder neu ſeyn. Einem ſo unfruchtbaren ſchielenden Märchen fehlet zum Sinngedichte nichts geringers, als der Sinn. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorſehung der Götter damit mehr verſpottet, oder mehr angeprieſen werden ſoll. Sollen wir uns wundern, daß von ſo verſchiednen Göttern ein jeder doch noch immer ſo viel von der Zukunft wußte? oder ſollen wir uns wundern, daß ſie nicht

(*) *Anth. lat. lib. III. ep.* 77.

mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß ſie vollſtändiger und beſtimmter nicht antworten wollen? oder nicht antworten können? und daß eine vierte höhere Macht im Spiele geweſen, welche den Erfolg ſo zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Errather hier aufgeführt werden: wie viel ſinnreicher und lehrreicher iſt ſodann jenes Hiſtörchen, — im Don Quixote, wo ich mich recht erinnere — von den zwey Brüdern und Weinkoſtern? welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerley Räthſeln, auch in den ſchönſten Verſen, gemacht haben möchte.

Das Gegentheil von ſolchen, zu aller moraliſchen Anwendung ungeſchickten, kleinen Erzehlungen ſind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für ſich ſelbſt eine allgemeine Wahrheit ſo anſchauend enthalten, daß es nur Ueberfluß geweſen wäre, ſie noch mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Von dieſer Art iſt folgende, bey dem Auſonius (*);

Theſauro invento, qui limina mortis inibat,
Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
At qui, quod terræ abdiderat, non repperit aurum,
Quem laqueum invenit, nexuit et periit:

wovon das griechiſche Original in der Anthologie zu finden: oder aus eben dieſer Anthologie, die von mehrern Dichtern daſelbſt vorgetragene Geſchichte vom Lahmen und Blinden (**):

Ἄνερα τις λιπογυιον ὑπερ νωτοιο λιπαυγης
Ἤγε ποδας χρησας, ὀμματα χρησαμενος.

Wer iſt ſo blödſinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen dieſe Erzehlungen Beyſpiele ſind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine ſo vorzügliche Art einen Sinn in ſich ſchließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum ſollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit beſſeres heißen kann? Mit einem Worte: es iſt ein Apolog, eine wahre äſopiſche Fabel: denn die gedrungene Kürze, mit welcher ſie vorgetragen iſt, kann ihr

(*) *Epig.* 21. (**) *Lib. I. cap.* 4.

nicht verändern; sondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen solcherley Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren, außer den zwey angeführten, in der Anthologie noch verschiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen äsopischen Sammlungen nichts ähnliches zu finden, die aber auch um so viel mehr von einem Nevelet oder Hauptmann ihnen beygefügt zu werden verdienet hätten. Alle sind mit der äußersten Präcision erzehlt, und die weitläuftigste, welche aus zwölf Zeilen bestehet (*), hat nichts von der Geschwätzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter sich ein so eigenes Verdienst gemacht haben. Unser Gellert that also zwar ganz wohl, daß er jene, vom Lahmen und Blinden, unter seine Fabeln aufnahm (**): nur daß er sie so sehr wässerte, daß er so wenig belesen war und nicht wußte, wo sie sich eigentlich herschreibe; daran hätte er ohne Zweifel ein wenig besser thun können. —

Der wesentliche Unterschied, der sich zwischen dem Sinngedichte und der Fabel findet, beruhet aber darinn, daß die Theile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zusammenfallen, und daher nur in der Abstraktion Theile sind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehöret haben kann, ohne daß der Aufschluß zugleich mit da ist: sie macht einen einzigen Eindruk, und ist keiner Folge verschiedner Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält sich eben darum entweder überhaupt solcher einzeln Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anschauend zu erkennen; oder läßt doch diese Wahrheit bey Seite liegen, und ziehet unsere Aufmerksamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Und nur dadurch entstehet Erwartung, die dieses Namens wenig werth ist, wo wir das, was wir zu erwarten haben, schon völlig vorausseben.

Wenn denn aber so nach, weder Begebenheiten ohne allen Nachsatz und Aufschluß, noch auch solche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenschaften des Sinngedichts haben: so folget darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in wel-

(*) *Lib. I. cap.* 22. *ep.* 9.

(**) Die 16te des ersten Theils.

chen der Dichter nichts, als ein bloßer Wiedererzehler zu seyn scheinet. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder schon von sich selbst den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieser Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommner zu geben stehet. So fand unser Kleist das heroische Beyspiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorgieng, in seiner genauesten historischen Wahrheit, mit Recht für hinlänglich, ein schönes Sinngedicht abzugeben.

Als Pätus auf Befehl des Kayſers ſterben ſollte,
Und ungern einen Tod ſich ſelber wählen wollte:
Durchſtach ſich Arria. Mit heiterem Geſicht
Gab ſie den Dolch dem Mann, und ſprach: Es ſchmerzet nicht.

Martial hingegen glaubte, daß das erhabene „Es schmerzet nicht" noch einer Verschönerung fähig sey, und ohne lange diese Verschönerung auf seine eigne Rechnung zu setzen, legte er sie der Arria selbst in den Mund: (*)

Caſta ſuo gladium cum traderet Arria Pæto,
Quem de viſceribus traxerat ipſa ſuis:
Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit:
Sed quod tu facies, hoc mihi, Pæte, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße „non dolet" zu mannhaft, zu rauh vorkommen; und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterinn des Todes mehr durchschimmern lassen. Ich wage es nicht, zwischen beiden Dichtern zu entscheiden: da ich ohnedem damit nur ein Beyspiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten aussehen müssen, denen zum Sinngedichte nichts, als eine glückliche Versifikation fehlet, und wie sehr auch in diesen der erfindsame Geist des Dichters noch geschäftig seyn kann, ohne die historische Wahrheit zu verfälschen. —

(3.)

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung das Sinngedicht sich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverläßiger unterscheiden läßt, als nach den sonst gewöhnlichen Erklärungen geschehen kann: es lassen sich auch aus eben dieser Erkl

(*) Lib. I. ep. 14.

die Eigenſchaften beſſer herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommnen Sinngedichte machen.

1. Wenn der erſte Theil des Sinngedichts, den ich die Erwartung genannt habe, dem Denkmahle entſprechen ſoll, welches die Aufſchrift führet: ſo iſt unſtreitig, daß er um ſo viel vollkommner ſeyn wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit beſonders vorzüglichen Denkmahle entſpricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich ſeyn; wir müſſen ihn mit einem Blicke überſehen können: unverwehrt indeß, daß der Dichter durch Auseinanderſetzung ſeiner einzeln Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, ſo wie er es ſeiner Abſicht am gemäßeſten erkennet. Er kann ihn eben ſo wohl aus fünf ſechs Worten, als aus eben ſo vielen und noch mehrern Zeilen beſtehen laſſen.

In folgendem Sinngedichte des Naugerius (*):

De Pythagorae ſimulacro.

Quem toties vixiſſe anima redeunte renatum
Mutato ſama eſt corpore Pythagoram:
Cerne, iterum ut docti cælo generatus Aſylæ
Vivat; ut antiquum ſervet in ore decus.
Dignum aliquid certe volvit: ſic fronte ſevera eſt:
Sic in ſe magno pectore totus abit.
Poſſet et ille altos animi depromere ſenſus:
Sed, veteri obſtrictus relligione, ſilet.

ſind die erſten ſechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umſchreibung des Subjekts. Aber was hier ſechs Zeilen füllet, wird in dem griechiſchen Originale, welches ſich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten geſagt (**):

Αὐτον Πυθαγορην ὁ ζωγραφος· ὀν μετα φωνης
Εἰδες ἀν, εἰγε λαλειν ἠθελε Πυθαγορης.

„Da ſteht er, der wahre Pythagoras! Auch die Stimme würde „ihm nicht fehlen, wenn Pythagoras hätte ſprechen wollen.“ Dieſes überſetzte Fauſtus Sabäus ſo:

Pythagoram pictor poterat finxiſſe loquentem.
Verum Pythagoram conticuiſſe juvat.

(*) Oper. p. 199. Patav. 1718. 4to.

(**) Anthol. lib. IV. cap. 33.

und wir könnten es durch die einzige Zeile überſetzen:

„Warum dieß Bild nicht ſpricht? Es iſt Pythagoras."

wenn die einzeiligten Sinngedichte in unſrer Sprache eben ſo gewöhnlich und angenehm wären, als ſie es in der griechiſchen und lateiniſchen ſind.

Das wahre Maaß der Erwartung ſcheinet indeß, in dem gegenwärtigen Beyſpiele, weder Naugerius noch dieſer Grieche getroffen zu haben: ſondern ein andrer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte, und dieſen beſcheidenen Raum, nicht wie Naugerius zu leeren Ausruffungen mißbrauchte, ſondern zur Berichtigung des Einfalls ſelbſt anwendete. Denn ſollte man aus dem Naugerius, und dem angeführten griechiſchen Originale, nicht ſchließen, daß Pythagoras immer geſchwiegen hätte? da das Schweigen doch nur gleichſam eine Vorübung in ſeiner Schule war. Wie viel ſchöner und genauer alſo Julianus ſo! (*)

Οὐ τον ἀναπτυσσοντα φυσιν πολυμητιν ἀριθμων
Ἡθελεν ὁ πλαςης Πυθαγορην τελεσαι,
Αλλα τον ἐν σιγῃ πινυτοφρονι· και ταχα φωνην
Ευθεν ἀποκρυπτει, και τοδ' ἐχων ὀπασαι.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur der Zahlen „erkläret, hat der Künſtler darſtellen wollen: ſondern den Py„thagoras in ſeinem weiſen Stillſchweigen. Daher verbarg er „die Stimme, die er vernehmlich zu machen, ſonſt gar wohl „verſtand."

Die Hauptregel alſo, die man, in Anſehung des Umfanges der Erwartung, zu beobachten hat, iſt dieſe, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere; daß man nicht bloß erweitere, um ein Paar Verſe mehr gemacht zu haben: ſondern daß man ſich nach dem zweyten Theile, nach dem Aufſchluſſe, richte, und urtheile, ob und wie viel dieſer, durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung, an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es giebt Fälle, wo auf dieſe Ausführlichkeit alles ankömmt. Dahin gehören vor andern diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufſchluß ſich auf einen relativen Begriff beziehet. Z. E.

(*) Anth. l. c.

ſolche, in welchen ein Ding als ganz beſonders groß, oder ganz beſonders klein angegeben wird, und die daher nothwendig den Maaßſtab dieſer Größe oder Kleinheit vorausſchicken müſſen; ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern, oder größern und größern. Es wäre freylich ſchon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freygebiger Freund ſo viel als nichts ſchenkte, auch nur dieſe Zeilen gemacht hätte:

Donaſti, Lupe, rus ſub urbe nobis:
Sed rus eſt mihi majus in feneſtra.
Hoc quo tempore prædium dediſti,
Mallem tu mihi prandium dediſſes.

Aber wie viel launigter und beißender wird dieſes Epigramm durch die eingeſchalteten noch kleinern Maaße, als ein Gärtchen vor einem Fenſter iſt. Und wie ſehr wächſt unſer Vergnügen, indem der Dichter den Abſtand von dieſem bis zu einem Mund voll Eſſen, durch noch ſo viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß.(*)

Donaſti, Lupe, rus ſub urbe nobis:
Sed rus eſt mihi majus in feneſtra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianæ,
Argutæ tegit ala quod cicadæ,
Quod formica die comedit uno,
Clauſæ cui folium roſæ corona eſt:
In quo non magis invenitur herba,
Quam coſti folium, piperve crudum:
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec ſerpens habitare tuta poſſit.
Erucam male paſcit hortus unam,
Conſumto moritur culex ſalicto,
Et talpa eſt mihi foſſor atque arator.
Non boletus hiare, non mariſcæ
Ridere, aut violæ patere poſſunt.
Fines mus populatur, et colono

(*) Lib. XI. ep. 19.

Tanquam ſus Calydonius timetur;
Et ſublata volantis ungue Procnes
In nido ſeges eſt hirundinino,
Et cum ſtet ſine falce, mentulaque,
Non eſt dimidio locus Priapo.
Vix implet cochleam peracta meſſis,
Et muſtum nuce condimus picata.
Erraſti, Lupe, litera ſed una.
Nam quo tempore praedium dediſti,
Mallem tu mihi prandium dediſſes.

Es haben dergleichen hyperboliſche Sinngedichte, wie man ſie nach der darinn herrſchenden Figur nennen könnte, ihre eigene Anmuth. Nur müſſen ſie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen: ſo wie dieſes griechiſche(*):

Ἀγρον Μηνοφανης ὠνησατο, και δια λιμον
Ἐκ δρυος ἀλλοτριας ἀυτον ἀπηγχονισεν.
Γην δ' ἀυτῳ τεθνεωτι βαλειν οὐκ ἐσχον ἀνωθεν,
Ἀλλ' ἐταφη μισθου προς τινα των ὁμιορων.
Εἰ δ' ἐγνω τον ἀγρον του Μηνοφανους Ἐπικουρος,
Παντα γεμειν ἀγρων ἐιπεν ἀν, οὐκ ἀτομων.

„Menophanes hatte Feld gekauft; aber vor Hunger mußte er „ſich an einer fremden Eiche hängen. So viel Erde hatte er „nicht, daß ſein Leichnam damit bedeckt werden konnte; man „mußte ihm ſeine Grabſtelle auf benachbartem Grunde kaufen. „Hätte Epikurus das Feld des Menophanes geſehen, ſo würde „er geſagt haben, daß alles voller Felder wäre; nicht, voller „Atomen." Denn ein ſolches Sinngedicht beſtehet offenbar aus nichts als Erwartung: anſtatt des Aufſchluſſes wird uns das äußerſte Glied der Hyperbel untergeſchoben, und alle unſere Erwartung ſoll ſich mit der Unmöglichkeit, etwas größeres oder kleineres abzuſehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes können Lachen erregen: aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechiſche Anthologie iſt davon voll; da ſie hingegen bey dem Martial ſehr ſparſam vorkommen, als der faſt immer von der Hyperbel noch zu einer Betracht[illegible] mehr hin-

(*) Anth. lib. II. c. 7. ep.

ter ſich hat. Man leſe das drey und dreyßigſte Sinngedicht ſeines achten Buches, um ein ſehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De prætoricia ſolium mihi, Paulle, corona
Mittis, et hoc phialæ nomen habere jubes.
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
Pallida quam rubri diluit unda croci.
An magis aſtuti deraſa eſt ungue miniſtri
Bractea, de fulcro, quod reor eſſe, tuo?
Illa poteſt culicem longe ſentire volantem,
Et minimi penna papilionis agi.
Exiguæ volitat ſuſpenſa vapore lucernæ,
Et leviter fuſo rumpitur iſta mero.
Hoc linitur ſputo Jani caryota Calendis,
Quam fert cum parvo ſordidus aſſe cliens.
Lenta minus gracili creſcunt colocaſia filo:
Plena magis nimio lilia ſole cadunt:
Nec vaga tam tenui diſcurſat aranea tela:
Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.
Craſſior in facie vetulæ ſtat creta Fabullæ:
Craſſior offenſæ bulla tumeſcit aquæ.
Fortior et tortos ſervat veſica capillos,
Et mutat Latias ſpuma Batava comas.
Hac cute Ledæo veſtitur pullus in ovo:
Talia lunata ſplenia fronte ſedent.
Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere poſſes:
Mittere cum poſſes vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur, cochleam cum mittere poſſes:
Denique cum poſſes mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperboliſchen Vergleichungen, die der Dichter hier anſtellet, ſtehen nicht bloß um ihrer ſelbſt willen da; ſondern mehr, um endlich gewiſſen Leuten, welche ſich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Koſten erwerben möchten, zu verſtehen zu geben, wie viel beſſer ſie thun würden, wenn ſie lieber gar nichts, als ſo unbeträchtliche Kleinigkeiten ſchenkten. Denn es iſt nicht

Freygebigkeit, es iſt Geiz, ſich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth iſt.

Wie aber der fertige Verſifikator, in Erweiterung des erſten Theiles, oft zu viel thut, ſo thut ein minder fertiger, aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit, nicht ſelten zu wenig: wenn er nehmlich den ganzen erſten Theil in den Titel des Sinngedichts bringt, und ſich den bloßen Aufſchluß zu verſifiziren oder zu reimen begnügen läßt. Es iſt ſonderbar, daß es ſogar Kenner gegeben hat, die dieſes zu thun dem Dichter ausdrücklich gerathen haben. (*) Aber ſie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, ſo viel es an Kürze dadurch gewinnet, von einer andern Seite hinwiederum verlieret, indem es zu einem Ganzen von ſo heterogenen Theilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleiſt,

An zwey ſehr ſchöne aber einäugige Geſchwiſter.

„Du mußt, o kleiner Lykon, dein Aug Agathen leihn,
„Blind wirſt du dann Kupido, die Schweſter Venus ſeyn."

und das lateiniſche des Hieronymus Amaltheus, aus welchem jenes genommen iſt,

Lumine Acon dextro, capta eſt Lecuilla ſiniſtro,
Et potis eſt forma vincere uterque deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellæ:
Sic tu cæcus Amor, ſic erit illa Venus.

für gleich ſchön halten. Dieſes kann den ganzen Titel entbehren, und jenes iſt ohne Titel auch nicht einmahl verſtändlich. Das ſchöne Sinngedicht iſt in der Ueberſetzung zur bloßen Aufſchrift geworden; und verhält ſich in ſeinem Eindrucke zu jenem ſo, wie eine kahle Aufſchrift, die in einem Buche angeführt wird,

(*) *Morhofius de diſcipl. Arg. Sect. III. cap.* 5. Vocari in ſubſidium brevitatis Lemma ſive Inſcriptio Epigrammatis poteſt. Quum enim narratione et expoſitione rei, quae eſt una Epigrammatis pars, plures verſus impleantur, Lemma, ſi bene conceptum eſt, illorum vicem ſupplebit. E. g. legitur inter noſtra Epigrammata illud:

„Quid juvat ah! ducta prolem ſperare puella?
„Ut repares puerum, perdis, inepte, virum.

Lemma eſt: *In ſenem, qui quod maſculus illi mortuus heres, puellam ſpe recuperandi ducebat.* Illa ſi Epigrammate exprimenda ſimul fuiſſent, vel quatuor verſus fuiſſent inſumendi: nunc uno Lemmate tota res exhibetur.

zu eben der Aufschrift, die wir auf dem schönen Monumente selbst lesen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle seine Titel bestehen daher in den bloßen An, Von und Auf, mit Beyfügungen des Namens derjenigen, die das Epigramm betrift, oder an die es gerichtet ist. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben sollen, sind nicht von ihm, sondern ein Werk der spätern Abschreiber, daher sie auch in der einen Ausgabe so, und in der andern anders lauten. Jeder Umstand, auch der allerkleinste, der zu dem Verstande des Epigramms nothwendig gehöret, ist bey ihm in dem Epigramme selbst enthalten: und wenn wir iezt einen solchen ja darinn zu vermissen glauben, so können wir nur gewiß versichert seyn, daß er sich zu der Zeit des Dichters von selbst verstanden hat. —

2. Wenn ferner der zweyte Theil des Sinngedichts, den ich den Aufschluß genannt habe, der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll, die wir zu unserer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmahle erblicken: so dürfen wir nur die Ursachen erwägen, warum eine solche Aufschrift von der möglichsten Kürze seyn muß, um daraus zu schließen, daß die Kürze ebenfalls die erste und vornehmste Eigenschaft des Aufschlusses in dem Sinngedichte werde seyn müssen. Diese Ursachen aber sind die: einmal, weil es nur Personen oder Handlungen von einer ohnedem schon genugsamen Bekanntheit und Berühmtheit sind, oder seyn sollten, denen Denkmähler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht sehr viel von ihnen sagen kann; zweytens, weil die Denkmähler selbst, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht sowohl für die wenigen müßigen Spatziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeygehen muß mit sich nehmen können. Eben so sollte man bey einer Sammlung von Sinnschriften vornehmlich auf solche Leser sehen, welchen es andere Geschäfte nur selten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leser wollen geschwind, und doch nicht leer abgefertiget seyn: für das letzte

aber halten ſie ſich allezeit, wenn man ſie entweder mit ganz gemeinen, oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufſchluſſes ſind indeß, bey allen Arten der Epigrammatiſten, wohl die ſelteſten. Der ſchlechteſte nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuſchreiben, ohne den Aufſchluß vorher ſo gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich iſt. Oft hat er nichts voraus bedacht, als dieſen einzigen Aufſchluß, der daher auch nicht ſelten eben das iſt, was der Dietrich unter den Schlüſſeln iſt; ein Werkzeug, welches eben ſo gut hundert verſchiedene Schlöſſer eröffnen kann, als eines.

Hingegen iſt es gerade der beſſere Dichter, welcher noch am erſten hier fehlerhaft werden kann; und zwar aus Ueberfluß von Witz und Scharfſinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufſchluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er ſich vorgeſetzt hatte; oder daß er, jenſeits dieſem, noch einen andern erblickt, den er ſich ebenfalls nicht gern möchte entwiſchen laſſen. Mich deucht, ſo etwas iſt ſelbſt dem Martial mit folgendem Sinngedichte wiederfahren (*):

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod quacunque venis, fuga eſt, et ingens
Circa te, Ligurine, ſolitudo:
Quid ſit ſcire cupis? nimis poeta es.

Wer kann leugnen, daß dieſe vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm ſind? Nur mochte dem Dichter, ohne Zweifel, das Nimis poeta es ein wenig zu räthſelhaft vorkommen; und weil er jenſeit der Umſchreibung deſſelben, die ſchon an und für ſich ſelbſt ſehr gefallen konnte, einen neuen Aufſchluß voraus ſahe: ſo wagte er es, das ſchon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunkte zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszuſetzen; oder, wenn man will, nach dem nehmlichen er ſich ſelbſt nur weiter geſteckt hatte. Alſo fährt er

(*) Lib. III. ep. 44.

Hoc valde vitium periculoſum eſt.
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipſas medio peruſta ſole,
Nec ſic ſcorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
Et ſtanti legis, et legis ſedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio: ſonas ad aurem.
Piſcinam peto: non licet natare.
Ad cœnam propero: tenes euntem.
Ad cœnam venio: fugas ſedentem.
Laſſus dormio: ſuſcitas jacentem.
Vis, quantum facias mali, videre?
Vir juſtus, probus, innocens timeris.

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu ſeyn, der uns, ſtatt Eines Epigramms, in Einem zwey geben will? Beſonders, wenn ſie ſich ſo gut, wie hier, in einander fügen; auch das eine durch das andere im geringſten nicht geſchändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchſen *eine* Regel der Schönheit machen zu wollen: das iſt zu arg. *Gleichwohl* that es Skaliger; und nach ſeinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenſte ſeyn, das aus eben ſo viel andern kleinen Epigrammen beſteht, als es Diſtiſcha enthält. Doch ſein eigenes Exempel von einem ſolchen Epigrammate differto, wie er es nennet, giebt die Sache näher: und wenn dieſes wirklich vier Epigrammen in ſich ſchließt, ſo ſind ſie auch alle viere darnach. Es iſt auf einen Podagriſten, dem man die Hungerkur vorgeſchrieben hat; und lautet ſo (*):

Heus utrum eligimus? Si non niſi dente podagra,
Dente famis diræ diſcruciata perit.
Ah nequeam, niſi ſic, finire dolore dolorem?
Atque ferum finem tollere ſine truci?
Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
Et funus plus quam funere præveniens.

(*) *Poetices Lib. III. cap.* 126. Exemplum illius differti hoc unum eſto, in quo continentur quatuor Epigrammata.

O vitam invitam: o incommoda commoda: lux nox!
Si, ne aliquid fias, cogeris esse nihil.

Es ist zu verwundern, wie sehr sich auch die gelehrtesten Leute verblenden können, so bald sie aus ihren eigenen Beyspielen etwas abstrahiren wollen. Dieses Epigramm soll vier Epigramme enthalten; und es ist zur höchsten Noth kaum eines: nur daß der schale Aufschluß desselben in jeder Zeile, wie eine Wasserblase, mehr und mehr aufschwället, bis er endlich in ein wahres Nichts zerstiebet.

Eher war unser Wernike der Mann, der zu dieser vollgepfropften Art von Sinngedichten ein Muster hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Skaliger; indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der Leser fast in je„der Zeile etwas nachzudenken findet, wo er unvermerkt, und „zuweilen ehe er es verlangt, zu dem Schlusse geführet wird," den andern weit vorziehet, „in welchen der Leser nur durch „weitläuftige und nichts bedeutende Umstände von dem allein „klingenden Ende aufgehalten wird." Wernike hatte allerdings Recht, wenn es wirklich, in allem Verstande, nichts bedeutende Umstände sind, durch die der Leser endlich zu dem Aufschlusse gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umstand, ob er schon für sich selbst nicht viel sagen will, dennoch seine besondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat: so ist es schon genug; und das Ganze, welches daraus entstehet, bekömmt eine so gefällige Einheit, daß es unendlich schwer ist, wegen des Mangels derselben einen Leser von richtigem Geschmacke durch noch so häufig eingestreute Nebenzüge schadlos zu halten.

Das eigene Beyspiel des Wernike ebenfalls, welches er von jener vorzüglichern Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht seine Theorie nicht gut, sondern bestätiget vielmehr, was ich von dem Mangel der Einheit gesagt habe (*).

Auf Mutius Skävola.

„Als Skävola, zum Mord verführt durch seine Jugend,
„So wie das Laster für die Tugend

(*) Seite 38.

„Den Schreiber für den König nahm,
„Und nach vollbrachter That erſt zur Erkenntniß kam,
„Da wußt er der Gefahr den Vortheil abzuzwingen,
„Und, durch die Schande nicht verzagt,
„Das was das Laſter ihm verſagt,
„Der Tugend ſelber abzudringen:
„Er machte, daß der Haß ſich in Verwundrung wandt,
„Verbrennt, entwafnete ſein und des Feindes Hand;
„Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
„Erreicht' er ſeinen Zweck, indem er ihn verfehlte."

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend ſelber abzudringen" aufhören ſollen; wenigſtens mit dem Gedanken, den ſie enthält. Denn alles was folgt, iſt nur ſchleppende Umſchreibung dieſes Gedankens; mit einer Antitheſe beſchloſſen, die weder wahr iſt, noch, wenn ſie auch wahr wäre, hierher gehöret. Sie iſt nicht wahr: denn Skävola erreichte ſeinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, ſondern *nachdem* er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, ſondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehöret nicht hierher, wenn ſie von Seiten der Wahrheit auch ſchon noch zu rechtfertigen wäre: denn ſie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verſchiedenen Geſichtspunkte, als wir ſie vier Zeilen vorher ſehen; dort wird ſie uns als eine außerordentliche Anſtrengung von Tugend angeprieſen; hier bewundern wir ſie als das Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Geſichtspunkt aber iſt in der Poeſie kein geringerer Fehler, als in der Perſpektiv.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich, dem Denkmahle und der Aufſchrift zugleich, entſprechen ſollen: ſo wird auch das Verhältniß, welches ſich zwiſchen jenen befindet, dem Verhältniſſe entſprechen müſſen, welches dieſe unter ſich haben. Ich will ſagen; ſo wie ich bey Erblickung eines Denkmahls zwar nicht den Inhalt der Aufſchrift, wohl aber den Ton derſelben aus dem Denkmahle errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmahl, welches traurige Ideen erregt, nicht eine luſtige oder lächerliche Aufſchrift führen werde, oder umgekehrt; eben ſo muß auch die

Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufſchluſſes, aber doch die Farbe deſſelben vorausſehen laſſen; ſo daß mir am Ende kein widriger Kontraſt zwiſchen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt gegen dieſe Regel verſtößt folgendes Sinngedicht des Martials auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines ſeiner Leibeigenen, deren Verluſt ihm ſo nahe gieng (*).

In Paetum.

Puella ſenibus dulcior mihi cycnis,
Agna Galeſi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior ſtagni:
Cui nec lapillos præferas Erythræos,
Nec modo politum pecudis Indicæ dentem,
Nivesque primas, liliumque non tactum;
Quae crine vicit Bætici gregis vellus,
Rhenique nodos, aureamque nitellam;
Fragravit ore quod roſarium Pæſti,
Quod Atticarum prima mella cerarum,
Quod ſuccinorum rapta de manu gleba:
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis ſcyurus, et frequens phoenix:
Adhuc recenti tepet Erotion buſto,
Quam peſſimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hyeme, nec tamen tota;
Noſtros amores, gaudiumque, luſusque.
Et eſſe triſtem me meus vetat Pætus:
Pectusque pulſans, pariter et comam vellens,
Deflere non te vernulæ pudet mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, ſuperbam, nobilem, locupletem.
Quid eſſe noſtro fortius poteſt Pæto?
Ducenties accepit, et tamen vivit.

Dieſes Sinngedicht fängt mit ſo ſanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der ſich um ein

(*) Lib. V

kleines unſchuldiges Ding ſo ſehr betrübt, ſo herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie ſo ſehr geſtimmet, daß ich mich nach ganz etwas anderm, als einem hämiſchen Zuge gegen einen guten Bekannten, ſehne. Betrübniß macht ſonſt ſo gutdenkend; und boshafter Witz verſtummet ſonſt ſo leicht bey einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Kontraſte nicht jeden plözlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein, oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein ſolcher Sprung kann allerdings angenehm ſeyn, und wenigſtens den Mund in Falten ziehen; wenn nur unſere Empfindung nicht beſondern Theil daran nimmt. So wie etwa dieſer beym Skarron:

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux, dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adreſſe des mains,
Et l'aſſidu travail, peut vaincre la Nature!
Vieux Palais ruinés, Chef d'œuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Coliſée, où ſouvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'aſſaſſiner ſe donnoient tablature!
Par l'injure des ans vous êtes abolis,
Ou du moins la plûpart vous êtes demolis!
Il n'eſt point de ciment que le tems ne diſſoude.
Si vos Marbres ſi durs ont ſenti ſon pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un mechant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, ſoit percé par le coude?

Der Poſſe thut ſeine Wirkung. Gleichwohl iſt auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompöſen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf ihn anſetzen: und mag er doch gerathen, wie er will; wir ſollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieſes ſkarronſchen Sinngedichts, oder Sonnets, das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu ſeyn ſcheine, welches Barth zuerſt bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr iſt, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Ob-

ſcöne das Lächerliche vermehre. Denn anſtatt der durchgeſtoßnen Weſte — Doch wer Luſt hat, kann es bey dem Barth ſelbſt nachſehen (*). Es iſt vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leſer ſeine Erwartung, nicht ohne Vergnügen, vielmehr getäuſcht, als erfüllet ſieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

(4.)

Einige Leſer dürften bey allem, was ich bisher von dem Sinngedichte geſagt habe, noch immer das Beſte vermiſſen. Sie kennen es als das ſinnreichſte von allen kleinen Gedichten; als eine witzige Schnurre wohl nur: und doch iſt des Witzes von mir noch kaum gedacht worden; geſchweige, daß ich die verſchiednen Quellen des Sinnreichen anzugeben geſucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung, und in die Befriedigung dieſer Erwartung geſetzt; ohne mich weiter einzulaſſen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen ſolche Befriedigung am beſten geſchehe. Was die lateiniſchen Kunſtrichter acumina, und die franzöſiſchen pointes nennen, habe ich weder erfodert, noch bisher verworfen.

Wenn indeß unter dieſen Worten nichts anders verſtanden werden ſoll, als derjenige Gedanke, um deſſen willen die Erwartung erregt wird, der alſo natürlicher Weiſe nach der Erwartung, am Ende des Ganzen, ſtehen muß, und ſich von allen übrigen Gedanken, als die nur ſeinetwegen da ſind, nicht anders als auszeichnen kann: ſo iſt es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe ſchlechterdings nicht ſeyn kann. Es bleibt vielmehr, dieſes acumen, das wahre allgemeine Kennzeichen deſſelben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu verſagen; wenn ſie auch ſonſt noch ſo viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weiſe darum zugleich ſtreitig macht.

Wenn hingegen unter acumen, oder pointe, man etwas meynet, was bloß das Werk des Witzes iſt; mehr ein Gedankenſpiel, als einen Gedanken; einen Einfall, deſſen Anzügliches

(*) Adv. XXVI. c. II

größtentheils von der Wahl oder Stellung der Worte entstehet, in welchen er ausgedrückt ist; oder von dem wohl gar nichts Gesundes übrig bleibt, sobald man diese Worte ändert, oder versetzt: so ist die Frage, ob das Sinngedicht nothwendig eine dergleichen pointe haben müsse? der Frage vollkommen gleich, ob man besser thue, seine Schulden in guter, oder in falscher Münze zu bezahlen?

Denn so wie es nur der Mangel an guter Münze ist, welcher falsche Münze zu prägen verleitet: eben so ist es nur die Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem *neuen* und doch wahren, mit einem scharfsinnigen und doch ungekünstelten Aufschlusse zu befriedigen, — nur diese Schwierigkeit, sag ich, ist es, welche nach Mitteln umzuschauen verführet, durch die wir jene Befriedigung geleistet zu haben, wenigstens scheinen können.

Glücklich, wenn man unter diesen Mitteln nur noch die erträglichsten zu wählen verstehet! Denn es giebt in der That auch hier paduanische Münzen, die zwar falsche aber doch von so schönem, und dem wahren so nahe kommenden Stempel sind, daß sie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja es giebt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer ist, *als* der echten; so daß der Münzer wenig mehr als den Schlagschatz dabey gewinnen konnte.

Besonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falschen, noch ganz echten Münzen, die, wenn sie schon nicht im Handel und Wandel gelten können, doch immer schöne Spielmarken abgeben, zwey Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommnen zu gehören, doch von je her, auch unter Leuten von Geschmack, ihre Liebhaber gefunden haben, und so noch ferner finden werden. Unter der ersten Gattung verstehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen: und unter der andern die, deren Aufschluß in einer Zweydeutigkeit bestehet. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue ist, eben weil es neu ist, dasjenige, was am meisten überrascht. Ob nun gleich dieses Ueberraschende nicht das einzige seyn muß, wodurch das Neue gefällt, so ist es doch unstreitig, daß schon die bloße Ueberraschung angenehm ist.

Wenn es denn aber nur selten in des Dichters Vermögen steht, seinen Leser mit einem wirklich neuen Aufschlusse zu überraschen: wer kann es ihm verdenken, wenn er seinem gemeinen Einfalle eine solche Wendung zu geben sucht, daß er wenigstens diese Eigenschaft des Neuen, das Ueberraschende, dadurch erhält? Und dieses kann nicht anders geschehen, als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leser nichts geben kann, was dieser auf keine Weise vorausſehen könnte, so verführt er ihn, etwas ganz anders voraus zu sehen, als er ihm endlich giebt. Er hebt z. E. von hohen Dingen an, und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er scheinet loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er scheinet tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt sich in ein feines Lob. Doch so ganz einander entgegengesetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu seyn: genug wenn der Blick des Lesers auch nur gerade vorbey schießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial sey statt aller (*).

In Sanctram.

Nihil est miserius, nec gulosius Sanctra.
Rectam vocatus cum cucurrit ad cœnam,
Quam tot diebus noctibusque captavit;
Ter poscit apri glandulas, quater lumbum,
Et utramque coxam leporis, et duos armos:
Nec erubescit pejerare de turdo,
Et ostreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentæ sordidam linit mappam.
Illic et uvæ collocantur ollares,
Et Punicorum pauca grana malorum,
Et excavatæ pellis indecens vulvæ,
Et lippa ficus, debilisque boletus.
Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
Rosos tepenti spondylos sinu condit,
Et devorato capite turturem truncum.
Colligere longa turpe nec putat dextra
Analecta, quicquid et canes reliquerunt.
Nec esculenta sufficit gulæ præda,

(*) L

Miſto lagenam replet ad pedes vino.
Hæc per ducentas cum domum tulit ſcalas,
Seque obſerata cluſit anxius cella,
Guloſus ille poſtero die — vendit.

Bis auf das allerletzte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas anders, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Sankra als einen leckern Freſſer, der nie genug hat: auf einmal wendet ſich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Freſſer ein armer Teufel iſt, der nicht darum die ſchmutzigſten Brocken ſo gierig zuſammen raffte, um noch eine *Mahlzeit* davon zu halten, ſondern um ſie zu verkaufen, und ſich andere Bedürfniſſe des Lebens dafür anzuſchaffen. Denn daß dieſes ſchon gewiſſermaaßen in dem Worte miſerius des erſten Verſes ſtecke, das hatten wir längſt wieder vergeſſen, wenn wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatiſten, aller Zeiten und Völker, aus dieſer Quelle geſchöpft haben, darf ich nicht erſt ſagen. Ich will ſie aber darum doch nicht mit meinen, ſondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen (*): Scitis eſſe notiſſimum ridiculi genus, cum aliud expectamus, aliud dicitur. Hic nobismetipſis noſter error riſum movet.

2. Cicero ſetzt hinzu: Quod ſi admixtum eſt etiam ambiguum, fit ſalſius. Und das wäre die zweyte Gattung. Denn es iſt allerdings eine wichtige Erforderniß des Zweydeutigen, daß es ſo wenig als möglich vorher geſehen werde. Was aber die Zweydeutigkeit überhaupt ſey, brauche ich nicht zu erklären: eben ſo wenig, als ich nöthig habe, Beyſpiele davon anzuführen. Aber gut iſt es, gewiſſe allzu eckle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß ſie uns doch lieber das Lachen nicht ſo ſchwer und ſelten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen ſchon zu viel zugegeben; die Zweydeutigkeit iſt nicht bloß gut zum Lachen, zum bloßen riſu diducere rictum: ſie kann ſehr oft die Seele des feinſten Scherzes ſeyn, und dem Ernſte ſelbſt Anmuth ertheilen. Ex ambiguo dicta, ſagt ebenfalls Cicero, vel argutiſſima putantur, ſed non ſemper in joco, ſæpe etiam in gravitate verſantur.

(*) de Oratore lib. II. c. 63.

Denn wenn die Zweydeutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortspiel iſt, ſo iſt von dem doppelten Sinne, den ſie hat, der eine wenigſtens wahr, und der andere, wenn er falſch iſt, diente bloß zum Uebergange auf jenen. Und was dienet uns in der Folge unſerer Ideen nicht alles, um von einer auf die andere überzugehen! Wir laſſen uns von der Aehnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten, und wollten bey einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt ſich hiervon ſagen, was nicht ſchon hundertmal geſagt wäre? —

Ich ſchließe alſo dieſe allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm; und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, ſo ſchließe ich ſie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen ſtatt eines Paſſes bei denjenigen Leſern dienen kann, welche dergleichen Unterſuchungen über Werke des Witzes insgeſammt nicht lieben, und ihnen kühnlich allen Nutzen abſprechen, weil ſie einen insbeſondere nicht haben können(*). Ego in his præceptis hanc vim, et hanc utilitatem eſſe arbitror, non ut ad reperiendum, quid dicamus, arte ducamur, ſed ut ea, quæ natura, quæ ſtudio, quæ exercitatione conſequimur, aut recta eſſe confidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda ſint, didicerimus.

II.

Catull.

(1.)

Es kommen unter den kleinern Gedichten des Catulls allerdings verſchiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle ſeine kleinern Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er ſelbſt dieſen Namen ihnen nicht gegeben; von ihnen, ohne Unterſchied, eine beſondere Gattung des Epigramms zu abſtrahiren, und es als ein Problem aufzuwerfen, ob dieſe catulliſche, wie man ſie nennet, feinere Gattung, der martialiſchen ſpitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen ſey: das iſt mir immer ſehr ſonderbar vorgekommen.

Die allermeiſten von den kürzern Gedichten des Catulls haben ſchlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein, als die Kürze.

(*) L. c. cap. 57.

Es ſind kleine giftige oder obſcöne Tiraden, die weder Erwartung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr, um gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hingeworfen, als mit Abſicht auf eine beſondere Dichtungsart ausgearbeitet ſind. Wer z. E. ein Salve, nec minimo puella naſo(*), ein Diſertiſſime Romuli nepotum(**), ein Cæli, Lesbia noſtra, Lesbia illa,(***) für Sinngedichte halten kann: der muß Luſt haben, ſelbſt auf die wohlfeilſte Art ein epigrammatiſcher Dichter werden zu wollen. So gar ſind die nie genug geprieſenen kleinen Stücke, dergleichen ad Phaſellum, de paſſere mortuo Lesbiæ, und andere, die ſo unzähligmal nachgeahmet und überſetzt worden, dennoch nichts weniger als Sinngedichte. Aber ich gebe es zu, daß ſie etwas beſſeres ſind: und ich wüßte gar nicht, warum z. E. letzteres, auf den todten Sperling ſeiner Lesbia, welches iezt unter uns durch eine vortreffliche Ueberſetzung und durch eine eben ſo glückliche Nachahmung, in aller Munde iſt, ein Epigramm heißen müßte; da es die ſchönſte Nænia ihrer Art iſt, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben.

Wenn aber dem ohngeachtet ſich Martial nach dem Catull ſoll gebildet haben; wenn er ſelbſt, ihn für ſeinen einzigen Meiſter erkennet(†): ſo iſt dieſes entweder nur von dem naiven Ausdrucke, und andern allgemeinen Eigenſchaften des Dichters, oder doch nur von der geringſten Anzahl der kleinern catulliſchen Gedichte zu verſtehen, von welchen es allein möglich war, daß Martial ſein Ideal des Sinngedichts abſtrahiret haben konnte. Von ſolchen, z. E.(††)

De Lesbia.

Lesbia mi dicit ſemper male, nec tacet unquam
De me: Lesbia me, diſpeream, niſi amat.
Quo ſigno? quaſi non totidem mox deprecor illi
Aſſidue: verum diſpeream, niſi amo.

(*) Carmen 44. (**) Carmen 50. (***) Carmen 59.

(†) *Lib. X. ep.* 78.

Sic inter veteres legar Poetas,
Nec multos mihi præferas priores,
Uno ſed tibi ſim minor Catullo.

(††) Carmen 92. 95. & 105.

Ad Calvum de Quintilia.

Si quicquam mutis gratum acceptumve ſepulchris
Accidere a noſtro, Calve, dolore poteſt,
Quo deſiderio veteres renovamus amores,
Atque olim miſſas flemus amicitias:
Certe non tanto mors immatura dolori eſt
Quintiliæ, quantum gaudet amore tuo.

De puero et praecone.

Cum puero bello præconem qui videt eſſe,
Quid credat, niſi ſe vendere diſcupere?

Denn wer erkennet in dieſen nicht die völlige Einrichtung des Martials? Und nur auf dieſe, wie es der Rhetor nennen würde, enthymematiſche Einrichtung kömmt es an, ob etwas ein Sinngedicht heißen kann: nicht aber auf die bloße Spitze des Schluſſes, die bald mehr bald weniger zugeſchliffen ſeyn kann, ſo wie ſie es auch wirklich bey dem Martial ſelbſt iſt.

(2.)

Ich getraute mir, wegen dieſes Urtheils über die kleinern Gedichte des Catulls, mit einem Naugerius ſelbſt fertig zu werden.

Denn ſo ein großer Verehrer des Catulls Naugerius auch immer mag geweſen ſeyn: ſo iſt doch gewiß, daß er den Martial eben ſo wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigenthümlichen Einrichtung des Sinngedichts, jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toskanus lieber bereden: aber wen hätte Naugerius ſodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigern Catull. Dieſes hingegen kann darum nicht ſeyn, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen, als den kleinen Gedichten des Catulls; welches bereits Vavaſſor, und noch ein Gelehrter(*), ob ſchon nur an dem einzigen auf die Bildſäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum dieſe Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie geſagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewiſſe Einfalt, die ſich mit dem zugeſpitzten Witz wohl verträgt, zu thun; wel-

(*) Remarques ſur les l[illegible]apin, p. 699. Op. Vavaſſo-
ris. — Obſervationes micellan. Vol. II. T. II. p. 208.

ches auch daher ſchon erhellet, weil er, nach em Ric
die Priapeia allen andern Epigrammen dieſer Art weit
zogen. Sondern er ſahe lediglich auf die Spr che, die
dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit nd dem
männlichen Gange des ciceroniſchen Zeitalters entferne.
wiſſen, was für ein Eiferer für die Sprache ieſes Ze
er war; er, dem Politian und Erasmus v l zu ba
ſchrieben. Wenn er alſo ja die zugeſpitzten Schlußfä
Martials zugleich mit verwarf, ſo geſchahe es och gew
in ſo weit, als eben ſie es ſind, die von jene Lauterk
zu entfernen, und jenem reichen Fluſſe von Wo en zu en
am erſten verleiten. Denn die nehmlichen Schl ßfälle, ſ
ſie nur einer altrömiſchern Diktion fähig waren mißfiele
gar nicht. Man ſehe das zwölfte, das ſiebze te, das
und vierzigſte ſeiner Gedichte, in der Ausgabe d Vulpii.
letztere iſt auf ſein eigenes Bildniß, in welchem hm der
einen Harniſch angelegt hatte, und ſchließt:

— Non quod ſim pugna verſatus in ulla,
Hæc humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc Patriæ quod tem ore iniqu
Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geſchmacke des Mar al ſeyn,
dieſer Schluß? Nur freylich, daß ihn Martial ielleicht
zuſammen gepreſſet, und anſtatt in vier Z en, nu
zweyen würde geſagt haben. Denn die letzte ob e eine
das Latein mag ſo gut ſeyn, als es will, iſt doch wah
ſehr proſaiſch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht w r ſeyn,
Naugerius ein ſo beſonderer Verehrer des Ca lls gewe
Denn Paul Jovius erzehlt zwar, daß er alle Ja e, an ei
gewiſſen den Muſen geheiligten Tage, eine Anz l Exemp
vom Martial dem Vulkan geopfert, das iſt, ve rannt h
Aber es iſt, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zuſa des Jan
nus Strada, daß dieſe Verbrennung dem Catull u Ehren
ſchehen ſey. Naugerius zeigt ſich, in ſeinen Ge ichten ſel

(*) Barthol. Riccius de Imitatatione lib. I.

auch nur als einen sehr entfernten Nachahmer des Catulls: er ist bey weitem kein Cotta, der, um eben diese Zeit, seinen Landsmann mit allen den offenbarsten Fehlern nachahmte, und besonders in der Rauhigkeit des catullischen Pentameters eine Schönheit suchte, die nur für ganz eigene Ohren seyn kann. Zwar wenn Cotta dieses in dem Geiste that, in welchem es schon zu der Zeit des jüngern Plinius geschah: so habe ich nichts dagegen. Denn schon damals bediente man sich zu Rom der Schreibart des Catulls, so wie iezt französische Dichter sich der Schreibart ihres Marots dann und wann bedienen. Nicht als ob diese Schreibart noch iezt die reinste, und richtigste, und beste wäre: sondern bloß, weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Theil kürzer und kräftiger sind, überhaupt aber Nachläßigkeiten erlauben, die der Dichter in der iezt üblichen Sprache auf keine Weise wagen dürfte. Facit versus, schreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus (*), quales Catullus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis, amoris inserit! sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam: et hoc, quasi Catullus aut Calvus. Mich dünkt, es ist kein Wunder, daß uns von diesen Versen des Saturninus nichts übrig geblieben: wer sich nicht in der Sprache seines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getrauet, nimmt vergebens zu einer ältern seine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn sie auch nur die Muster in jeder Gattung aufheben soll; und es ist nichts mehr als Verdienst, daß der originale Martial, vor dem vollkommensten Nachahmer des Catulls, auf uns gekommen ist; wenn es auch schon wahr wäre, daß Catull selbst dem Martial unendlich vorzuziehen sey.

(3.)

Ich ergreife diese Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einst über den ersten Wiederauffinder des Catulls, gemacht zu haben glaubte; und von deren Ungrunde ich auch iezt nicht so völlig überzeugt bin, daß ich sie nicht wenigstens für geschickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können.

(*) Ep. 16. Lib. I.

Es iſt nicht eigentlich bekannt, wer es geweſen, der, bey allmäliger Herſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften in dem funfzehnten Jahrhunderte, unſern Dichter wieder zuerſt an das Licht gebracht hat. Aber es giebt ein Epigramm in ziemlich barbariſchem Lateine, und eben ſo räthſelhaften Ausdrücken, das beſtimmt geweſen, uns das Andenken dieſes Mannes, und die nähern Umſtände ſeines glücklichen Fundes, aufzubehalten. Daſſelbe ſtehet vor mehr als einer der neuern Handſchriften des Catulls, die von dem erſten wieder aufgefundenen Manuſkripte genommen zu ſeyn ſcheinen. Der jüngere Skaliger machte es, zu Anfange ſeines Kommentars über den Dichter, bekannt; wo es ſo lautet:

Ad patriam redeo longis a finibus exul.
Cauſa mei reditus compatriota fuit.
Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen:
Quique notat curſum prætereuntis iter.
Quo licet ingenio veſtrum revocate Catullum,
Quoius ſub modio clauſa papyrus erat.

So viel verſteht man gleich, daß das Buch ſelbſt, oder vielmehr der Dichter ſelbſt, redend eingeführet wird, um uns zu ſagen, durch wen, und von wannen, er aus dem Elende wieder in ſein Vaterland zurückgekommen ſey. Auch dieſes ergiebt ſich ſogleich, daß ſolches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneſer alſo, und aus einer ſehr entfernten Gegend geſchehen ſey. Wenn nun Skaliger bloß hätte vermuthen wollen, daß dieſe entfernte Gegend vielleicht Frankreich geweſen ſey: ſo möchte es hingehen. Allein er behauptet gerade zu, daß ſie es wirklich geweſen, und will damit nichts mehr behaupten, als ausdrücklich in dem Epigramme ſelbſt ſtehe. In Gallias ſe eum reperiſſe ille ipſe, qui publicavit, epigrammate teſtatus eſt. Gleichwohl iſt es offenbar, daß die erſten zwey Zeilen dieſes nicht beſagen, und daß unter dem longis a finibus eben ſo wohl Deutſchland, und jedes andere Land, verſtanden werden kann, als Frankreich. Zwar wird Frankreichs in der dritten Zeile gedacht: aber im geringſten nicht, um damit das Land anzugeben, wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen; ſondern bloß, um aus der Sprache dieſes Landes ein

Merkmahl anzugeben, aus welchem wir den Namen des Finders errathen sollen. Denn die Worte, Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen, können unmöglich etwas anders heißen, als daß der Name dieses Finders, dieses Kompatrioten des Catulls, dieses Veronesers also, auf welchen nur allein das cui sich beziehen kann, in der französischen Sprache a calamis hergenommen sey. Folgt aber hieraus, daß er sich darum nothwendig auch auf französischem Grunde und Boden müsse befunden haben, als er seinen Fund that? Möglich kann es seyn: nur aus diesen Worten fließt es nicht schlechterdings.

Es war sonach dem Laurentius Pignorius, als er einmal seine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien sey diesem Lande bey Wiederherstellung der schönen Litteratur sehr vieles schuldig, nicht zu verdenken, daß er, unter andern, auch dem Skaliger die in Frankreich geschehene Wiederentdeckung des Catulls durchaus nicht einräumen wollte (*). Er merkte an, daß das nehmliche Epigramm sich bereits in einer alten gedruckten Ausgabe des Catulls befinde, wo es dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er sagt nicht, welchem Guarinus; und giebt auch diese alte Ausgabe selbst nicht näher an. Woher es also Herr Hamberger hat, daß Baptista Guarinus zu verstehen sey, kann ich nicht wissen. Nur so viel weiß ich, daß sich Herr Hamberger irret, wenn er diesen Baptista Guarinus selbst zu dem Wiederauffinder des Catulls macht (**). Dieses hat Pignorius auch gar nicht sagen wollen, als der bloß meldet, daß das Epigramm vom Guarinus sey; nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handele. Vielmehr unterscheidet er den Verfasser des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von dem Kompatrioten und Erretter des Catulls; und der Fehler, den er dabey begeht, ist nur dieser, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Skaliger zu viel sahe, er seines Theils zu wenig erkannte. Er behauptet nehmlich, daß die Worte, a Calamis tribuit cui Francia nomen, weiter nichts sagen

(*) Symbolarum epistolicarum XVI. p. 54. Patavii 1628. 8vo.

(**) Zuverlässige Nachr. Th. I. S. 470. „Was noch vorhanden ist „(vom Catull nehmlich) hat Baptista Gu[illegible] Verona, in Frankreich „zuerst gefund[illegible]“

Les

ſollten, als daß der Wiederaufſinder Franciskus geheißen habe. Und das iſt augenſcheinlich falſch: denn er ſoll ja nicht ſeinen Namen von Francia haben, ſondern Francia ſoll ihm ſeinen Namen a Calamis beygelegt haben. Indeß muß ich auch nicht unterlaſſen, zur Entſchuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpunktirt geleſen, als Skaliger. Nehmlich ſo:

Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen (*).

Und ſo hat er ohne Zweifel das a Calamis für die nähere namentliche Beſtimmung des longis a finibus, in der erſten Zeile gehalten; wonach die Worte, tribuit cui Francia nomen, für ſich allein genommen, freylich nichts mehr ſagen können, als er ſie ſagen läßt. Allein was wäre denn unter dieſem a Calamis für ein Land, oder für ein Ort, oder für ein Volk zu verſtehen? Ich wüßte nicht; und ſicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja ſonſt der ganze Streit zwiſchen ihm und dem Skaliger auf einmal entſchieden wäre.

Ueberhaupt ſieht man wohl, daß weder Skaliger noch Pignorius es der Mühe werth gehalten, einer ſolchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen: denn ſonſt hätte es ihnen ja wohl nicht ſchwer ſeyn können, die wahre Meynung zu erkennen, und einen Geſchlechtsnamen ausfündig zu machen, der im Franzöſiſchen ſich wirklich a calamis ableiten laſſe. Angenommen nehmlich, daß a calamis ſo viel heißen ſoll, als von Schreibfedern, welches es ohnſtreitig heißen kann; und nun ſich erinnert, daß Schreibfedern auf Franzöſiſch Plumes heißen: was iſt leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, giebt es denn einen ſolchen Geſchlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß ſie die Entdecker des Catulls geweſen wären? Allerdings; und wenigſtens lebte um eben dieſe Zeit, das iſt, in der letzten Helfte des funfzehnten Jahrhunderts

(*) Zwar ſteht bey ihm ſelbſt das Semikolon nach tribuit; aber wohl nur durch einen Druckfehler. Neque vero ille verſus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui Francia nomen,

aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam repertum alicubi (et forte in horreo) Codicem Catulli.

ein berühmter Medikus, Namens Bernardinus Plumatius: und was das sonderbarste ist, dieser Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborner Veroneser.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher und Papadopoli(*), und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher diese ihre Nachricht von ihm geschöpft, selbst nachzusehen: eben so wenig, als es mir gelingen wollen, eines von seinen Büchern, deren er verschiedene geschrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann also auch nicht sagen, ob in diesen oder in jener etwas vorkömmt, welches die Vermuthung, daß er es wohl selbst seyn könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder bestärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer schlechter Medikus; sondern er galt zugleich für einen scharfsinnigen Philosophen, und damals hatten die Philosophen in Italien schon ziemlich angefangen, sich mit den schönen Wissenschaften wieder auszusöhnen. Wenn er es aber auch nicht selbst war, der sich um den ersten Dichter seiner Vaterstadt so verdient zu machen Gelegenheit hatte: so könnte es doch wenigstens einer von seinen Vorfahren oder Anverwandten gewesen seyn. Denn das, muß man gestehen, ist doch immer sehr merkwürdig, daß an einem von diesem Geschlechte beide Merkmahle zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catulls Compatriota; von einem Plumatius kann man sagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beygelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich demohngeachtet eine so wahrscheinliche Vermuthung, gleich Eingangs, vor dem völligen Beyfall verwahret habe. Ich will es kurz machen. Die Ursache ist die: weil ich seit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das a calamis auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuskripte des Catulls, in der fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgesetzt worden, lese ich, anstatt a calamis, deutlich und ungezweifelt a talamis, das ist, thalamis.

(*) Historia Gymnasii Pat 94.

ſollten, als daß der Wiederauffinder Franciskus geheißen habe. Und das iſt augenſcheinlich falſch: denn er ſoll ja nicht ſeinen Namen von Francia haben, ſondern Francia ſoll ihm ſeinen Namen a Calamis beygelegt haben. Indeß muß ich auch nicht unterlaſſen, zur Entſchuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpunktirt geleſen, als Skaliger. Nehmlich ſo:

Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen (*).

Und ſo hat er ohne Zweifel das a Calamis für die nähere namentliche Beſtimmung des longis a finibus, in der erſten Zeile gehalten; wonach die Worte, tribuit cui Francia nomen, für ſich allein genommen, freylich nichts mehr ſagen können, als er ſie ſagen läßt. Allein was wäre denn unter dieſem a Calamis für ein Land, oder für ein Ort, oder für ein Volk zu verſtehen? Ich wüßte nicht; und ſicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja ſonſt der ganze Streit zwiſchen ihm und dem Skaliger auf einmal entſchieden wäre.

Ueberhaupt ſieht man wohl, daß weder Skaliger noch Pignorius es der Mühe werth gehalten, einer ſolchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen: denn ſonſt hätte es ihnen ja wohl nicht ſchwer ſeyn können, die wahre Meynung zu erkennen, und einen Geſchlechtsnamen ausfündig zu machen, der im Franzöſiſchen ſich wirklich a calamis ableiten laſſe. Angenommen nehmlich, daß a calamis ſo viel heißen ſoll, als von Schreibfedern, welches es ohnſtreitig heißen kann; und nun ſich erinnert, daß Schreibfedern auf Franzöſiſch Plumes heißen: was iſt leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, giebt es denn einen ſolchen Geſchlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß ſie die Entdecker des Catulls geweſen wären? Allerdings; und wenigſtens lebte um eben dieſe Zeit, das iſt, in der letzten Helfte des funfzehnten Jahrhunderts

(*) Zwar ſteht bey ihm ſelbſt das Semikolon nach tribuit; aber wohl nur durch einen Druckfehler. Neque vero ille verſus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui Francia nomen,

aliam interpretationem recipit, quam a Franciſco quodam repertum alicubi (et forte in horreo) Codicem Catulli.

ein berühmter Medikus, Namens Bernardinus Plumatius: und was das sonderbarste ist, dieser Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborner Veroneser.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher und Papadopoli(*), und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher diese ihre Nachricht von ihm geschöpft, selbst nachzusehen: eben so wenig, als es mir gelingen wollen, eines von seinen Büchern, deren er verschiedene geschrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann also auch nicht sagen, ob in diesen oder in jener etwas vorkömmt, welches die Vermuthung, daß er es wohl selbst seyn könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder bestärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer schlechter Medikus; sondern er galt zugleich für einen scharfsinnigen Philosophen, und damals hatten die Philosophen in Italien schon ziemlich angefangen, sich mit den schönen Wissenschaften wieder auszusöhnen. Wenn er es aber auch nicht selbst war, der sich um den ersten Dichter seiner Vaterstadt so verdient zu machen Gelegenheit hatte: so könnte es doch wenigstens einer von seinen Vorfahren oder Anverwandten gewesen seyn. Denn das, muß man gestehen, ist doch immer sehr merkwürdig, daß an einem von diesem Geschlechte beide Merkmahle zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catulls Compatriota; von einem Plumatius kann man sagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beygelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich demohngeachtet eine so wahrscheinliche Vermuthung, gleich Eingangs, vor dem völligen Beyfall verwahret habe. Ich will es kurz machen. Die Ursache ist die: weil ich seit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das a calamis auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuskripte des Catulls, in der fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgesetzt worden, lese ich, anstatt a calamis, deutlich und ungezweifelt a talamis, das ist, thalamis

(*) Historia Gymnasii Patavini, T. II. p. 184.

III.

Martial.

(1.)

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial, bey den Griechen ſowohl als bey den Römern, gegeben, welche Epigrammen gemacht: aber einen Epigrammatiſten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will ſagen; daß er der erſte iſt, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet, und dieſer eigenen Gattung ſich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgeſondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verſchiedenheit ſind, als daß man ſie noch alle hätte klaſſificiren können, oder wollen. Der Name ſelbſt ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterſcheid beygelegt; Epigrammata, Idyllia, Eclogæ, waren völlig gleichgültige Benennungen; und noch der jüngere Plinius ſtellte es frey, welche von dieſen Benennungen man ſeinen poetiſchen Kleinigkeiten beylegen wolle, die er bloß nach dem allen gemeinſchaftlichen Sylbenmaaße überſchrieben hatte. (*)

Martial, wie geſagt, war der erſte, der ſich eine deutliche, feſte Idee von dem Epigramme machte, und dieſer Idee beſtändig treu blieb. So verſchieden ſeine Sinngedichte auch immer in Anſehung der Einfälle ſeyn mögen: ſo vollkommen ähnlich ſind ſie einander doch alle in Anſehung ihrer innern Einrichtung. Das ſchlechteſte und das beſte, das größte und das kleinſte, haben ohne Ausnahme das Merkmahl, woran ihre Verwandtſchaft und Belangung zu der nehmlichen Klaſſe auch ein Leſer empfindet, der nichts weniger als Kunſtrichter iſt.

Und ſo wie dem Martial der Ruhm des erſten Epigrammatiſten, der Zeit nach, gehöret: ſo iſt er auch, noch bis ietzt, der erſte, dem Werthe nach, geblieben. Nur wenige haben ſo viele Sinngedichte gemacht, als er: und niemand unter ſo vielen ſo viel gute; und ſo viel ganz vortreffliche. Wer ihm, aus allen Zeiten und Völkern, noch am nächſten kömmt, iſt unſer Wernike. Beyder Reichthum iſt faſt gleich groß: nur daß

(*) *Lib. IV. ep.* 14. Proinde ſive epigrammata, ſive idyllia, ſive eclogas, ſive (ut multi) poematia, ſeu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum Hendecaſyllabos præſto.

Nondum ſcitis, ait, mortem non poſſe negari?
Credideram ſatis hoc vos docuiſſe patrem.
Dixit, et ardentes avido bibit ore favillas:
I nunc, et ferrum, turba moleſta, nega.

Vortrefflich! ob ſchon nichts, als das hiſtoriſche Faktum. Nur daß der Dichter das, was Porcia bloß durch ihre Handlung ſagte, ſie mit Worten ausdrücken läßt. Man ſage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unſchicklichkeit, wenn die That anders ſo geſchehen iſt, als Plutarch berichtet, daß nehmlich Porcia, nachdem ſie die brennenden Kohlen verſchluckt hatte, den Mund feſt verſchloß, und durch Zurückhaltung des Athems ihren Tod beföderte.“ Freylich hat ſie nichts weiter geſprochen, und konnte wohl auch nichts weiter ſprechen. Doch wer heißt uns denn, die letzte Zeile als Worte der Porcia anſehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martials giebt, die dieſes zu thun ausdrücklich anweiſen; wie z. E. Raderus (*): dagegen ich keinen weiß, der vor dieſer Mißdeutung gewarnet hätte. Gleichwohl iſt es ſicherlich eine; und die Worte, I nunc, et ferrum, turba moleſta, nega! ſind Worte des Dichters, der auf einmal ſich dünken läßt, bey der Handlung ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn, und ganz in dem Geiſte der Porcia, der vereitelten Aufſicht mit dieſem Epiphonema ſpottet. Mit der Arria, die man bey dem ähnlichen Entſchluſſe, mit ihrem Gemahle zu ſterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte, und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß ſie für todt niederfiel, wäre es ein anderes geweſen. Denn dieſe ward wieder zu ſich gebracht, und hätte alſo ſelbſt ein ſolches I nunc zu der läſtigen Schaar ihrer gutherzigen Aufſeher ſagen können; wie ſie denn auch wirklich ſo etwas ſagte. (**) Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: ſo eine Ungereimtheit konnte dem Martiale unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von dieſem angeſchmitzten Flecke gereiniget, höre man ſeine Nacheiferer.

(*) Bey dem dieſe letzte Zeile Insultantis et irridentis Porciæ victricis vox heißt.

(**) *Plinius ep.* 16. *lib. III.* Focilla
turam me quamlibet duram ad me

Der erſte ſey Markus Antonius Caſanova; denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateiniſchen Epigrammatiſten den allererſten, und zugleich den nächſten Platz nach dem Martiale zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieſes erwecken! (*)

Porcia magnanimi poteram poſt fata Catonis
Vivere? debueram non ſupereſſe patri.
Sed me fata tuo ſervabant, Brute, dolori:
An dux ad mortem non ſatis unus erat?
Dumque ſibi ferrum queritur moritura negari:
Hanc, ait, explorant Numina et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tadeln, daß die Sermocination, welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile ſo nachläßig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leſer ſchon die ganze That der Porcia bekannt ſeyn muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaaßen verſtehen ſoll: ſondern ich will bloß fragen, was wir bey dieſer letzten Zeile, außer der dunkeln Andeutung der That, überhaupt denken ſollen? Oder was hätte Porcia wohl ſelbſt gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritiſchen Augenblicke ſolche Worte entfahren wären? Wie kam ſie darauf, ſich einem Hauſe zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figürlichen Verſtande heißen, in welchem es hier gebraucht ſeyn muß? — Doch dieſe Armſeligkeit iſt ſo vieles Ernſtes nicht werth.

Ungefehr um gleiche Zeit mit dem Caſanova, verſuchte auch Fauſtus Sabäus ſein Heil; und ſo:(**)

Bruto digna viro, generoſi nata Catonis,
Ebibis ardentes cur moritura faces?
Non aliter potui tantum compeſcere luctum:
Igne exſiccantur, igne domantur aquae.

Sollte man nicht glauben, Porcia habe ſich, unter allen möglichen Todesarten, gerade dieſe mit vielem Bedachte ausgeſonnen? Sie habe mit allem Fleiße die Waſſer ihrer Betrübniß, nicht etwa mit dem Dolche abzapfen, ſondern lieber mit Feuer

(*) Delitiæ Poet. Ital. Par. I. p. 707.
(**) Delitiæ Poet. Ital. P. II. p. 565.

auftrocknen wollen? Sie habe — Doch was iſt leichter, als über ſo was zu ſpotten?

Ich eile zu einem dritten, dem Nikolaus Grudius: dem Bruder des zärtlichen Johannes Sekundus; leider nur einem leiblichen Bruder, und keinem Bruder in Apollo. — Aber ſein Epigramm iſt ſo lang — ich glaube ich werde mit dem bloßen Schluſſe davon kommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren todten Gemahl in zwölf Verſen betheuren, wie gern und wie unfehlbar ſie ihm unverzüglich folgen wolle; und ſetzt endlich hinzu:(*)

Hæc ſimul; ardenti ſimul obſtruit ora favilla.
Quæ potius flagrans tela miniſtret amor?

Quæ potius? Ich dächte lieber einen von ſeinen eigenen Pfeilen; beſonders, wenn ihm von jenen vertauſchten noch einer übrig iſt. Oder, wenn es ja Feuer ſeyn mußte, warum nicht lieber ſeine eigene Fackel?

Es folget endlich Wernike; und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen laſſen. Er hat zwey Sinngedichte auf die Porcia; beide ungleich beſſer als die Sinngedichte des Caſanova, des Sabäus, des Grudius; aber beide doch noch unendlich unter dem Muſter des Martials.(**)

1.

„Man hört nicht Porcia vergebens ſich beklagen,
„Noch daß dieß edle Weib in Ohnmacht weibiſch ſinkt;
„Sie kann, gleich ihrem Mann, den Tod beherzt ertragen,
„Und iſſet Feur, weil er aus Lethe Waſſer trinkt.

2.

„Schau an die Porcia, die kein Geſchicke beugt,
„Die mit dem Tode weiß, wie Cato ſelbſt, zu ſcherzen:
„Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
„Was für ein Feur in ihrem Herzen.

Ich hätte große Luſt, nach dem Beyſpiele des Plutarchs, elenden Witz mit elendem Witze zu verlachen, und hinzuzuſetzen: Wunder, wenn unter allen dieſen froſtigen Einfällen die glü-

(*) Poemata trium fratrum [illegible], p. 69.
(**) Zweytes Buch, S. 45

henden Kohlen nicht verloschen wären, und Porcia anstatt Feuer nichts als Staub hinunter geschluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Fest mit dem Muretus machen, dem Martial nichts als ein Scurra de trivio war. Denn bey alle dem hat Muretus in seinen Epigrammen den Martial doch sehr oft nachgeahmt, und immer sehr unglücklich. Das einzige worinn er den alten Possenreisser übertrifft, sind die Wortspiele. Doch des Muretus Gedichte heißen Iuvenilia: und das kritische Urtheil fällte er, wenn Gott will, in seinem reifen Alter.

Ich lasse also den Mann ruhen; und sage über den poetischen Werth des Martials überhaupt nur noch das. Wenn Aelius Verus, welcher den Martial seinen Virgil nennte, weiter nichts damit sagen wollen, als daß Martial in seiner kleinen Dichtungsart eben das sey, wofür Virgil in seiner größern gelte; wie sich verschiedene Gelehrte dieses eingebildet: so hat sich niemand zu schämen, ebenfalls von so vornehmen Geschmacke zu seyn. Aber ohnstreitig wollte dieser Cäsar damit mehr sagen; und es hat nie an Leuten seines Ranges gefehlt, die eine lustige schmutzige Kleinigkeit in allem Ernste dem größten Werke des Genies vorgezogen, das nur irgend einige Anstrengung, ihm nach zu empfinden, fodert. Sie überschätzen, was ihnen gefällt, ohne sich zu bekümmern, was ihnen gefallen sollte.

Höchstens ist eine dergleichen Ueberschätzung nur dem Verfasser selbst zu vergeben. Martial selbst mochte immer glauben, daß seine Epigrammen eben so viel werth wären, als anderer ihre Heldenlieder und Trauerspiele(*): denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man sich diese Sache selbst nicht geringfügig denkt. Man muß sie vielmehr unabläßig, als eine der ersten in der Welt betrachten: oder es ist kein Enthusiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Besonders auszurichten stehet. Nur wehe dem Leser, der sich von diesem den Verfassern so nützlichen Selbstbetruge immer mit fortreißen läßt! Am Ende wird er selbst nicht wissen, was groß oder klein, was wichtig oder unwichtig ist; und damit aufhören, daß er alles verachtet.

(*) Lib. IV. ep. 49.

(2.)

Nichts hat dem Ruhme des Martials in den neurern Zeiten mehr geſchadet, als der unzüchtige Inhalt, den ſeine Sinngedichte nicht ſelten haben. Nicht zwar, als ob man leugnen wollen, daß etwas äſthetiſch ſchön ſeyn könne, wenn es nicht auch moraliſch gut iſt. Aber es iſt doch auch ſo gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieſes Gute nicht zugleich erkennet.

Diejenigen meynten es daher noch immer ſehr treu mit ihm, die lieber alle ſeine juckenden, kranken, anſteckenden Theile ausſchneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unſchuldiger und mit einer zartern Stirne begabter Leſer verbannet wiſſen wollten. Ramires de Prado mußte nicht klug im Kopfe ſeyn, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer ſo guten Abſicht ſo übel mitſpielen konnte. Ein anderes wäre es geweſen, wenn das Ausgeſchnittene zugleich vernichtet worden; oder wenn noch iezt leicht zu beſorgen ſtünde, daß was in Einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verlohren gehen könnte.

Die eigene Entſchuldigung des Martials über den Punkt der Unzüchtigkeit,

Laſciva eſt nobis pagina? vita proba eſt —

will nicht weit reichen. Und doch haben die, welche meynen, daß nichts darwider einzuwenden ſey, ſie noch nicht einmal ſo weit ausgedehnet, als ſie ohngefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich iſt, daß ein reines Leben bey ſo unreinen Gedichten beſtehen könne; noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen ſoll. — Nicht ſo wohl um ihrer Meynung überhaupt beyzutreten, als vielmehr bloß um einiges zum nähern Verſtändniſſe des Dichters beyzutragen, will ich hierüber ein Paar Anmerkungen niederſchreiben.

1. Wenn man von je her, ſo wie denen, welche
lichen Schäden umgehen, alſo auch denen, welche
rung des ſittlichen Verderbens unterzie
freye Sprache zu führen, und ſich nic
über alles auszudrücken, was der W
ſicht, entweder gar nicht zu berühren,

gebieten würde: was hindert, den Martial in dem Geſichtspunkte Eines der letztern zu betrachten? Augenſcheinlich wenigſtens iſt es, daß er die Abſicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüſten anzupreiſen, deren bloße Benennungen bey ihm uns ſchon ſo viel Abſcheu erregen: vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geſchieht es nie anders, als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Vavaſſor im geringſten nicht gedacht haben, der ein gewiſſes Epigramm, worinn ich zur Rechtfertigung des Martials gerade am meiſten zu finden glaube, ſo anſieht, als ob ſich der Dichter ſelbſt dadurch das Urtheil geſprochen. Es iſt das drey und vierzigſte des zwölften Buchs, an einen nicht ganz ſchlechten Poeten, deſſen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinoſis
Legiſti nimium, Sabelle, verſus:
Quales nec Didymi ſciunt puellæ,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novæ figuræ;
Quales perditus audeat fututor;
Præſtent et taceant quid exoleti;
Quo ſymplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat eſſe te diſertum!

Vavaſſor erkennet in dieſen Verſen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen ſie am muthwilligſten unter die Füſſe getreten werde. Wenn ſich unter dem Sabellus, ſagt er, Martial nicht ſelbſt meynet: ſo prallet doch der Pfeil, den er gegen dieſes ſein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück (*). — Ich kann mich

(*) *Cap. XI.* — Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum ſuam verborum intemperantiam ultus eſt ipſe per ſe, et Muſis, quas conſpurcavit, de corio ſuo, ita ſi loqui licet, ſatisfecit. Mirum illud ſed tamen verum. Scripſit contra ſe Martialis, et factum damnavit ſuum, non modo, ut antea poſui, excuſavit. Lege ac judica. *Facundos mihi de libidinoſis &c.* Eſt hoc Epigramma Martialis ſcriptum in Sabellum neſcio quem ſimulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adverſus alios intenta reſiliant, atque in caput jacientis recidant.

dessen schwerlich bereden. Denn auch der unbesonnenste Schriftsteller nimmt sich vor dergleichen Selbstverdammungen wohl in Acht. Vielmehr muß Martial von seinem freyesten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu seyn geglaubt haben; und ich meyne, er hätte diesen abführen können, wenn er sich der Retorsion gegen ihn bedienen wollen. „Wie? hätte Martial sagen können, „ich mit dir, Sabellus, in gleicher Schuld? Ich, der ich nichts sage, als was täglich um „und neben mir geschieht; der ich es höchstens nur eben so „ohne Scham sage, als es geschieht; der ich es aber auch so „ohne Scham sagen muß, wenn es ein Brandmahl für den „werden soll, von dem ich es sage: was habe ich mit dir gemein, der du zu den Lüsten, die ich durch das Lächerliche so „gut zu bestreiten suche, als sich etwas Strafbares durch das „Lächerliche bestreiten läßt, der du zu diesen Lüsten mit aller „möglichen verführerischen Beredsamkeit anreitzest? Dieses Anreitzen, diese Erweckung der Begierden ist es, was ich eigentlich an dir verdamme, und mich auf keine Weise trift: nicht „die nackten schamlosen Worte, die ich freylich eben so gut „brauche, als du; aber zu einer andern Absicht, als du. So „gar räume ich es ein, daß du im Gebrauche dieser Worte „weit mäßiger, weit bescheidener bist, als ich. Aber, guter „Freund, im Grunde ist das desto schlimmer. Es zeigt, daß „du dein Handwerk recht wohl verstehest, welches eines von „denen ist, die einen Menschen um so viel schlechter machen, „je vollkommner er darinnen wird. Du magst es bald weggehabt haben, daß sich die Begierden bey dem Verfeinten, Versteckten, welches mehr errathen läßt, als ausdrückt, weit besser „befinden, als bey dem plumpen Geradezu. Darum allein „vermeidest du dieses, und verschwendest an jenes so viel Witz „und Blumen. Bey Leibe nicht, daß du jemanden Röthe in „das Gesicht jagen solltest! Röthe ist Schamhaftigkeit, und „Schamhaftigkeit ist nie ohne Unwillen mkeit.
„Wie taugten diese in deinen Krau sie
„Vorposten der Zucht so weit,
„schonest der Schamhaftigkeit
„gänzlich darum zu bringen.

lege, über die es ihm nicht möglich ſey, einen geſcheiten Einfall zu haben (*).

Vivida cum poſcas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: qui fieri, Cæciliane, poteſt?
Mella jubes Hyblæa tibi, vel Hymettia naſci,
Et thyma Cecropiæ Corſica ponis api.

Nun frage ich, wenn ſo ein Cäcilian über den und jenen, über dieß und das, ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiſte deſſelben gemacht haben? Wird er es ihm alſo auch nicht ſelbſt in den Mund gelegt haben?

Allerdings iſt durch dieſe Wendung gewiſſermaaßen von dem moraliſchen Charakter des Martials nun alles abzulehnen, was ihm nachtheilig ſeyn könnte. Aber wenn der Dichter ſo ſchlimm nicht war, als ſein Buch: wird denn darum auch das Buch im geringſten beſſer? Gewiß nicht: — doch dieſes, gegen Tugend und Wohlſtand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

(3.)

Einen Augenblick will ich mich noch bey der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu ſeyn ſcheinen, bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von ſich ſelbſt verſichert, deſto wahrſcheinlicher zu machen. Es verlohnet ſich alſo der Mühe, ſie, ohne Rückſicht auf dieſen Punkt, durch einige Beyſpiele mehr zu erhärten; und wo möglich durch einige einleuchtendere, als das einzige angeführte, in welchem zwar freylich nicht der Dichter, ſondern Domitianus ſpricht, aber doch mit dem Dichter ſpricht. Aus dieſem Umſtande, dürfte man meynen, verſtünde es ſich von ſelbſt, daß die erſte Perſon darinn nicht der Dichter ſeyn könne; aber eben dieſer Umſtand müſſe ſich dann auch bey den andern Beyſpielen zeigen, von welchen ſich das nehmlich verſtehen ſolle. Das iſt: man dürfte die Anmerkung, nach Maaßgebung dieſes Muſters, nur von ſolchen Epigrammen wollen gelten laſſen, die der Dichter an ſich ſelbſt überſchrieben.

Was ich nun hierüber zu ſagen habe, wird zuſammen auf nichts ſchlechteres hinauslaufen, als auf eine Unterſuchung über —

(*) Libr. XI. ep. 43.

die Frau des Martials. Hat Martial, während seines vier und dreyßigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war sie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der ersten Person hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt: sagen die Ausleger. Denn als er von dem Kayser das Ius trium liberorum erhielt, welches in gewissen bürgerlichen Vorzügen bestand, deren sich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drey Kindern waren: so machte er an seine Frau folgendes Epigramm (*).

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein sehr verbindliches Kompliment! Doch eine gute Frau verstehet Spaß, und weiß wohl, daß man so was derjenigen gerade am ersten sagt, die man am ungernsten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die diesen Spaß für vollen Ernst aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernst aufgenommen. Sie sind nur unter sich ungewiß, wie der Dichter das valebis uxor eigentlich verstanden habe. Ob er bloß damit sagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?" Oder ob er ihr die völlige Ehescheidung damit ankündiget? Oder ob er ihr gar damit den Tod gewünscht (**), wenn sie nicht selbst schon so klug gewesen, sich dazu zu entschließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn Valebis uxor überhaupt nur heißen sollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu soll mir nun eine Frau?" Mich dünkt, die Worte leiden diesen Sinn: und beweisen zu können glaube ich, daß das Ius trium liberorum auch wirklich Unverehlichten ertheilet worden.

Aber freylich, Martial gedenkt seiner Frau noch weiter. Er

(*) Lib. II. ep. 92.

(**) *Funccius de imminenti latinae linguae senectute, p.* 212. Ad Uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

ſagt von ihr, was man nun freylich von ſeiner Frau eben nicht einem jeden auf die Naſe bindet (*):

Ut patiar mœchum, rogat uxor, Galle, ſed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau, und der häßliche Mann! Was konnte ſie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch ſonſt eine ſo geſetzte, ſo ehrbare, und in dem Ehebette ſelbſt ſo keuſche Matrone! Sie war ihm nur zu keuſch: worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt (**).

Uxor vade foras, aut moribus utere noſtris!
Non ego ſum Curius, non Numa, non Tatius. - -
Si te delectat gravitas, Lucretia tota
Sis licet usque die: Laida nocte volo.

Anderswo ſcheinet ſie es zwar näher gegeben zu haben; ja näher, als es Martial ſelbſt von ihr verlangte (†). Aber doch nur alles aus aufrichtiger, inbrünſtiger Liebe gegen ihren Mann; ne vagus a thalamis conjugis erret amor: ſo daß es kaum zuſammen zu reimen ſtehet, wie eine, ihrer Gemüthsart nach ſo ſittſame, und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann ſo nachgebende Frau, gleichwohl noch einen Gehülfen hat verlangen können, und von ihrem Manne ſelbſt hat verlangen können?

Ich bin unbeſorgt, daß die, welchen Martial ſchlechterdings zu Rom ſoll verheyrathet geweſen ſeyn, und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der erſten Perſon bey ihm die Rede iſt, ſeine eigene darunter verſtehen, nicht auch noch weit widerſprechendere Nachrichten von ihr ſollten zu vergleichen wiſſen. Aber begierig wäre ich zu hören, was ſie zu denjenigen Epigrammen ſagen, in welchen ſich Martial mit eben ſo klaren Worten für unverheyrathet ausgiebt? Denn dieſes thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heyrathsregel ertheilet? (††)

Uxorem quare locupletem ducere nolim
Quæritis? Uxori nubere nolo meæ.
Inferior matrona ſuo ſit, Priſce, marito:
Non aliter fuerint foemina virque pares.

(*) Lib. III. ep. 92.
(**) Lib. XI. ep. 105.
(†) Lib. XI. ep. 44.
(††) Lib. VIII. epigr. 12.

Oder wenn er die Urſache angiebt, warum er die Theleſina nicht heyrathe, und warum er ſie dennoch wohl heyrathen möchte? (*)

Uxorem nolo Theleſinam ducere: quare?
Moecha eſt — — — — — —

Wollen ſie wohl ſagen, daß man die Zeiten unterſcheiden müſſe, und daß Martial damals wohl könne Wittwer geweſen ſeyn? Oder wollen ſie lieber ſagen, daß hier Martial in eines andern Namen ſpreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigſtens eines von beiden, hier oder dort: warum nicht überhaupt an mehrern Orten? — Und das war es nur, worauf ich ſie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich ſonach weder für, noch wider die Frau des Martials aus den angeführten Epigrammen etwas zu ſchließen: ſo iſt es doch wahrſcheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, ſondern, daß er ſich erſt in Spanien verheyrathet, als ihn Verdruß und Mangel in ſeinem Alter wieder dahin zurück brachten. Hier erſt fand er eine liebenswürdige Perſon, die es ſich gefallen ließ, noch ſo ſpät ſein Glück zu machen. Dieſer erwähnt er daher auch erſt in dem zwölften Buche, welches er in Spanien ſchrieb; und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit ſo individuellen Umſtänden, daß man wohl ſieht, da allein ſey es ihm Ernſt geweſen, von ſeiner wirklichen Frau zu ſprechen. (**) Er ſagt von ihr unter andern auch, daß ſie nie in Rom geweſen: und alſo hatte er ſie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß er demohngeachtet mit ihr ſchon verheyrathet geweſen, und die ganzen vier und dreyßig Jahre, die er dort zubrachte, ſie in Spanien allein ſitzen laſſen, das hieße ja wohl etwas ſehr unwahrſcheinliches annehmen, um etwas ſehr wahrſcheinliches zu leugnen.

(4.)

In eine ähnliche Unterſuchung anderer Lebensumſtände des Dichters, will ich mich nicht einlaſſen. Ich möchte nach dem Maſſon, deſſen Schrift mir eben nicht bey der Hand iſt, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu ſind das wahre Leben eines

(*) Lib. II. epig. 49. (**) Lib. XII. ep. 21. 31.

Dichters, ſeine Gedichte. Nur was von dieſen zu ſagen iſt, das allein kann noch iezt einen wahren Nutzen haben: und die wichtigſten Nachrichten von einem alten Verfaſſer ſind nur in ſo weit wichtig, als ſie ſeinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig iſt, brauche ich nicht zu ſagen. Wenn einiges, was ſeinen Namen iezt führet, nicht von ihm ſeyn ſollte: ſo vermiſſen wir dagegen vielleicht manches andere, das wirklich von ihm war. Ich verſtehe unter dieſem vornehmlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren ehemaliger Exiſtenz ich nicht ſehe, warum Nik. Antonio (*) zweifeln wollen. Er gedenkt ihrer doch ſo ausdrücklich in dem hundert und vierzehnten Epigramme des erſten Buchs.

Quæcunque luſi juvenis et puer quondam,
Apinasque noſtras, quas nec ipſe jam novi,
Male collocare ſi bonas voles horas,
Et invidebis otio tuo, lector:
A Valeriano Pollio petes Quincto,
Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weiſe die noch vorhandenen Epigramme, oder irgend ein einzelnes Buch derſelben, gemeynt ſeyn. Denn ob der Dichter auch ſchon von dieſen, an mehr als einem Orte, eine ſehr beſcheidene Meynung äußert: ſo konnte er ſie doch ſo weit nicht herunter ſetzen, noch weniger das für unreife Früchte ſeiner poetiſchen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren ſo ernſtlich beſchäftiget finden.

Der Quinktus Pollius Valerianus, von dem Martial ſagt, daß er den gänzlichen Untergang dieſer verworfnen Kleinigkeiten noch verhindere, war alſo derjenige, welcher ſie zum Verkauf abſchrieb, oder für ſeine Rechnung abſchreiben ließ: ihr Verleger, mit einem Worte. Und auch hieraus iſt es ſchon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede ſeyn kann; denn der Buchhändler, welcher dieſe verkaufte, hieß Atrektus.

Warum ich aber der verlornen Jugendgedichte unſers Martials ſo gefliſſendlich hier gedenke, iſt eigentlich dieſes die Urſache: weil ich einen Einfall über ſie habe, von dem mich wundert,

(*) Bibl. Hiſp. vetus, p. 65.

daß ihn nicht ſchon mehrere gehabt haben. Ich glaube nehmlich, daß ſie nicht ſo ganz untergegangen, ſondern verſchiedene derſelben noch übrig ſind, und nur verkannt werden.

Der alte Scholiaſt des Juvenals führt eine Stelle aus dem Martial an, die ſich iezt bey ihm nirgends findet. Allerdings haben wir ſonach den Martial nicht ganz: aber darum auch ſeine Epigrammen nicht ganz, wie Skriver argwohnet? (*) Warum könnte dieſe Stelle nicht eben in den Jugendgedichten geſtanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu ſeyn glauben? Doch wenn gerade nur dieſe davon übrig wäre: ſo wäre es freylich ſo viel als gar nichts.

Das Mehrere, worauf ich ziele, ſind diejenigen acht Epigrammen, mit welchen Junius ſeine Ausgabe des Martials vermehrte. Er fand ſie in einer Handſchrift der bodlejaniſchen Bibliothek; und ohne Zweifel, daß ſie in dieſer Handſchrift an eben den Orten eingeſchaltet waren, an welchen ſie in ſeiner Ausgabe vorkommen (**). Es giebt nur wenig ſpätere Herausgeber des Martials, die ſich dieſe Einſchiebſel ſo völlig gefallen laſſen. Am ungeſtümſten aber ſtieß ſie Skriver wieder aus; und kaum, daß er ihnen noch ganz am Schluſſe ſeiner Ausgabe den Platz vergönnte, ne aliquis ex fungino genere ea deſideret. Es iſt eine Luſt, ihn ſchimpfen zu hören: Tam fatua, tam ſtulta in elegantiſſimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato prorſus Deo Muſisque averſis nata. Procul dubio ab inſulſis monachis et ſcribis deliramenta hæc profecta ſunt. Nunquam medius fidius naſum habeat oportet, qui iſta talia non primo ſtatim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter ſues.

Wer giebt auf ſolche kritiſche Trümpfe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als daß er ſich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geſchmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geſchehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Naſe des Skrivers eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß ſie Schweine und Hunde recht gut zu unterſcheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Feh-

(*) Animad. in Spectac. p. 28.

(**) Nehmlich IV. 78. VII. 99. 100. 101. XII. 79. 101. 102. 103.

ler, von welchen ſie in den ſtreitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darinn liegen; kurz, ich habe für die Naſe, als Naſe, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Naſe mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Naſe empfinden kann? Wer hieß Skrivern, mit der ſinnlichen Empfindung ſogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martials durchaus nicht laſſen will, gar nicht ſehr witzig ſind, daß ſie auch nicht immer in einer ſo guten Sprache geſchrieben ſind, als man von Schriftſtellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bey dem Martial wirklich findet: aber folgt daraus, daß ſie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfaſſer in ſeiner Jugend, in ſeiner Kindheit, nichts gemacht haben, was den Werken ſeines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich ſieht? So lange man noch unter ſich ſelbſt iſt, iſt man um ſo viel mehr auch unter ſeiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpoſſen des Martials, weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: ſonſt wüßte ich gar nicht, warum er ſich ihrer ſollte geſchämt haben? Verhält ſich dieſes aber ſo: warum ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Liebhaber einige derſelben, die ihm noch am beſten gefallen, in ſein Exemplar der Epigrammen eingetragen hätte? Warum ſollte es nicht glaublich ſeyn, daß eben daher Ein Manuſkript Zuſätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß iſt es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuſkripts immer glaubwürdiger in ſolchen Dingen iſt, als der kahle Machtſpruch eines Kritikus, der ſich auf nichts als auf ſeine Naſe beruft.

Damit ich jedoch nicht ſcheinen möge, alles auf meine eigene Hörner zu nehmen: ſo will ich anführen, daß es vor und nach Skrivern, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilet haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
Ornatus dives, parvula coena fuit.

Auro, non dapibus oneratur menſa, miniſtri
Apponunt oculis plurima, pauca gulæ.
Tunc ego, non oculos, ſed ventrem paſcere veni:
Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

elegans et poeta dignum. Und Barth (*) ſagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non eſt: peregre Milone profecto
Arva vacant: uxor non minus inde parit.
Cur ſit ager ſterilis, cur uxor lectitet, edam:
Quo fodiatur ager non habet, uxor habet.

ob er es ſchon ſelbſt für kein Werk des Martials erkennet, erudita tamen hujus Epigrammatis ſententia eſt. Nam lego puto cautum fuiſſe &c. Wenigſtens, wo iſt das Mönchmäßige in dieſen zwey Proben? Und was haben ſie, das ſchlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte gefloſſen ſeyn, welcher noch keine Verſe machen kann, ſondern ſich erſt im Verſemachen übet? Eben das gilt von den übrigen ſechſen; ſo gar das aller ſchlechteſte In Ponticum nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindiſche Verſuch eines angehenden Epigrammatiſten, auch aus einer Zeit ſeyn kann, in der der mittelmäßigſte Dichter eine weit beſſere Sprache hatte. Denn, wie ich ſchon erwähnt, der übende Schüler iſt weder ſeinem Zeitalter überhaupt, noch dem insbeſondere ähnlich, wozu er ſelbſt mit den Jahren gelangte.

Keinesweges aber will ich in dieſes gelindere Urtheil auch diejenigen Stücke mit eingeſchloſſen wiſſen, mit welchen Skriver ſelbſt die Zuſätze des Junius vermehrte. Denn in dieſen herrſcht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römiſcher Knabe, von noch ſo weniger Erziehung, haben konnte. Dazu ſehe ich auch nicht, daß Skriver ſie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die er unter dem Namen des Martials angeführt gefunden. Er ſagt blos, daß es Epigrammen ſind, die er aus alten Pergamenen, beſonders aus alten Gloſſariis zuſammengeſchrieben habe: und dieſes hätten die neuern Herausgeber des Martials nicht aus der Acht laſſen ſollen, welche ſowohl jene

(*) Adverſ. lib. XXIII. cap. 6.

authentiſcheren Zuſätze des Junius, als dieſe weit verfänglicheren des Skrivers, ohne Unterſchied Martiali afficta genannt, und ihrem Autor beygefüget haben.

Weit eher könnte ich iezt ſelbſt jene beſſern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer ſehr alten Handſchrift genommen iſt, die eine große Anzahl meiſtens noch ungedruckter Epigrammen verſchiedner lateiniſcher Dichter enthält. Ich meyne das bekannte Manuſkript, welches Salmaſius vom Joh. Lakurnäus bekam, und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahret wird. Von einem Theile deſſelben hat Gudius eine Abſchrift genommen, die ſich unter ſeinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet; und in dieſer ſehe ich dem Martial folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es ſonſt ſchon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me ſummis fortuna nec adplicet imis,
Sed medium vitæ temperet illa gradum.
Invidia excelſos, inopes injuria vexat:
Quam felix vivit quisquis utroque caret!

Auch dieſes, meyne ich, könnte ſich gar wohl aus ſeinen Jugendgedichten herſchreiben, da es nichts als eine feine moraliſche Geſinnung ausdrückt, von der er in reifern Jahren nicht glaubte, daß ſie zu einem Epigramme hinlänglich ſey.

Vielleicht ließe ſich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedem ſchon aus den Jugendgedichten des Verfaſſers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden; und dieſes in ſo frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn ſie nach und nach in alle Handſchriften gekommen. Wenigſtens, wenn Martial zu Ende ſeines erſten Buchs ſagt:

Cui legiſſe ſatis non eſt epigrammata centum,
Nil illi ſatis eſt, Cæciliane, mali;

dieſes erſte Buch aber iezt nicht hundert, ſondern hundert und neunzehn Epigramme enthält: ſo iſt es ſo gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er bloß eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob ſich wirklich neunzehn fremde mit eingeſchlichen. Dem leztern Falle zu Folge dürfte ein Archetypon (*), oder

(*) Lib. VII. ep. 10.

eine von dem Dichter ſelbſt durchgeſehene und verbeſſerte Abſchrift, der ſtrengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein iezt gedrucktes Exemplar giebet, welches wider ſeinen Willen mit verſchiedenen ſehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr längſt zuvorgekommen war.

(5.)

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martials zu verkaufen hatte, Quinktus Pollius Valerianus hieß; daß aber die Epigrammen nicht bey eben demſelben, ſondern bey einem andern, Namens Atrektus, zu finden waren, wie der Dichter ſelbſt zum Schluſſe des erſten Buches anzeigt(*). Wenn ich nun hinzuſetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon, (der nehmliche, durch den Quinktilian ſein Werk ausgehen ließ) beſonders die Xenia und Apophoreta deſſelben gehabt zu haben ſcheinet(**): ſo ſollte man faſt vermuthen, daß auch ſchon damals jeder Buchhändler ſeine eigenen Verlagsbücher, wie wir es iezt nennen, beſeſſen, und nicht die erſten die beſten abſchreiben laſſen, die ihm vor die Fauſt gekommen, und auf die ſich ein anderer bereits eine Art von Recht erworben hatte. Sie können auch leicht gewiſſenhafter unter ſich geweſen ſeyn, als manche ihrer theuern Nachfolger iezziger Zeit zu ſeyn pflegen. So gar hat es das Anſehen, daß ſie bey einem Buche, welches ſtarken Abgang hatte, ſich über die verſchiedenen Formate von Abſchrift verglichen; ſo daß der eine die großen Abſchriften für die Bibliotheken, und ein anderer die kleinen portativen Abſchriften beſorgte. Ich glaube dieſes deutlich in einem Epigramme zu ſehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verſtanden hat. Es iſt das dritte des erſten Buchs.

Qui tecum cupis eſſe meos ubicumque libellos,
Et comites longæ quæris habere viæ;
Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi ſim venalis, et erres
Urbe vagus tota: me duce certus eris.

(*) Ep. 118. (**) Lib. XIII. ep. 3.

Libertum docti Lucenſis quære Secundi,
Limina poſt Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieſes Epigramma ſetzen, Ubi libri venales, erſchöpft den Sinn deſſelben bey weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo ſeine Sinngedichte überhaupt zu kaufen; ſondern wo eine beſondere Art von Abſchrift derſelben zu bekommen; nehmlich eine ſolche, die ſich bequem auf der Reiſe mitführen läßt; eine Ausgabe in Taſchenformate: dieſes erhellet aus den erſten zwey Zeilen unwiderſprechlich. Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis iſt der Gegenſatz von magnis; welches letztere nicht von jedem großen Werke, ſondern allein von der größern Ausgabe der Werke des Dichters zu verſtehen, die aufgerollt wurde: dahingegen das erſtere eine Handausgabe bezeichnet, die aus kleinen entweder zerſchnittenen, oder bloß über einander gefalzten Blättern beſtand; nach Art der Schreibtafeln. Und nur mit dieſer gab ſich der Freygelaſſene des Sekundus Lucenſis ab: denn wie geſagt, die größere Ausgabe beſorgte Atrektus, und vielleicht auch außer ihm Tryphon,(*) weil einer allein ohne Zweifel ſie nicht beſtreiten konnte.

Daß alle dieſe Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martials ſehr gut fuhren, iſt begreiflich, da er in Rom und außer Rom ſo allgemein geleſen ward. Sie ließen ſich die Exemplare auch theuer genug bezahlen; und ich finde, daß der Dichter ſelbſt dem Tryphon darüber einen Stich giebt.(**)

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
Conſtabit nummis quatuor emta tibi.
Quatuor eſt nimium, poterit conſtare duobus,
Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für ſein Theil von dem Gewinnſte etwas abbekommen, will ich dem zu unterſuchen überlaſſen, welcher Luſt hat, die Alterthümer der Autorſchaft umſtändlicher zu erörtern.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der ſich durch dieſe Arbeit unſterblich machen will, daß er ſich vom Skriver nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martials weiß

(*) Lib. IV. ep. 72. (**) Lib. XIII. ep. 3.

machen läßt;(*) nehmlich den Pompejus Auktus, von welchem das funfzigſte Epigramm des ſiebenden Buches redet. Es iſt klar daß dieſer Auktus ein Rechtsgelehrter war, und ganz andere Geſchäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigrammen des Martials auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun; und war wohl gar Schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichſten auswendig, ſo daß ihm keine Sylbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, ſie den Leuten vorzuſagen.

Sic tenet abſentes noſtros, cantatque libellos:
Ut pereat chartis littera nulla meis.

Ich weiß gar nicht, wie es Skrivern einkommen können, einen ſolchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

(6.)

Der Stellen ſind ziemlich viele, wo nach meiner wenigern Einſicht die Ausleger den Martial insgeſammt mißdeuten. Am gewöhnlichſten geſchieht es da, wo von Werken der Kunſt die Rede iſt, oder gewiſſe kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die ſie mit ein wenig Scharfſinn aus dem Dichter ſelbſt hätten errathen können, deren Erläuterung ſie aber lieber in andern Schriftſtellern, eben ſo mühſam als vergeblich, aufſuchen wollten. Damit ich dieſes nicht ganz ohne Beweis geſagt habe: ſo will ich nur ein Paar Beyſpiele anführen.

1. Eines von der letztern Art ſey das zwölfte Epigramm des erſten Buches, welches Heraldus unter die allerdunkelſten im ganzen Martial rechnet.

Cum data ſint equiti bis quina numiſmata, quare
Bis decies ſolus, Sextiliane, bibis?
Iam defeciſſet portantes calda miniſtros,
Si non potares, Sextiliane, merum.

Die älteſten Ausleger, als Domitius und Perottus, haben es von der lege ſumptuaria verſtehen wollen, die einmer nach ſeinem Stande vorſchrieb, wie eine Mahlzeit verwenden dürfe: doch

(*) Animadverſ. in Epigr. lib. I. p. 8

Denn daß ſich Sextilian keiner Unmäßigkeit in ſeinem Hauſe, an ſeinem eigenen Tiſche, ſondern im Theater ſchuldig machte, erhellet aus dem zweyten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog(*):

Sextiliane bibis, quantum subſellia quinque,
Solus: aqua toties ebrius eſſe potes.
Nec conſeſſorum vicina numiſmata tantum,
Aera ſed a cuneis ulteriora petis.
Non hæc Peligais agitur vindemia prælis,
Uva nec in Tuſcis naſcitur iſta jugis.
Teſta ſed antiqui felix ſiccatur Opimi,
Egerit et nigros Maſſica cella cados.
A caupone tibi fæx Laletana petatur,
Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subſellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie geſagt, war es alſo, wo Sextilian fünfmal mehr des koſtbarſten Weines in ſich goß, als für ihn allein, und einen ſeines gleichen, beſtimmt war. Wie nun das? Es iſt bekannt, ſagen die Ausleger, daß die Kayſer auch wohl im Theater Sportulas unter das Volk vertheilen ließen; welche Sportulæ entweder in wirklichen Erfriſchungen beſtanden, oder in Gelde gegeben wurden, wofür ſich jeder bey denen, welche Erfriſchungen im Theater feil trugen, kaufen konnte was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geſchehen, meynen ſie einmüthig, ſey klar: denn die Summe werde ausdrücklich benennt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen; nehmlich quinque numiſmata. Nur darüber ſind ſie nicht völlig einig, was dieſe quinque numiſmata nach andern Münzſorten eigentlich betragen. Der arme Ramires de Prado, welcher ſie, nach dem Turnebus, zu hundert Quadranten evaluirte, iſt bey dem Skriver ſchlecht weggekommen, welcher ihm über dieſe manifeſtam abſurditatem et deſœdam hallucinationem trefflich den Text lieſet, und augenſcheinlich darthut, daß ſie, ein Numiſma für einen Seſtertius genommen, nicht hundert, ſondern hundert und ſechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht

(*) Lib. I. ep. 27.

fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das Numiſma eben für einen Seſtertius zu halten, und warum, wenn Numiſma eine wirkliche Silbermünze bedeuten ſoll, nicht eben ſo wohl ein Denarius oder Viktoriatus darunter verſtanden werden könne: ſondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die quinque numiſmata wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eines oder mehrere, aus der Nähe und aus der Ferne, von andern verlangen? und wer wäre ſo ein Thor geweſen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen beſſer anwenden können, wenn er es ſchon nicht ſelbſt vertrinken wollen, oder können?

Nec conſeſſorum vicina numiſmata tantum,
Aera ſed a cuneis ulteriora petis.

Dieſes iſt gerade die größte Schwierigkeit; aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigſten bekümmert: nur daß einige die Miſſilia in der Angſt herbey ziehen, damit ſie wenigſtens nicht ganz verſtummen dürfen. Doch ich will mich bey einzeln Widerlegungen nicht aufhalten, ſondern kurz ſagen, worinn ihrer aller Irrthum liegt. Es iſt falſch, daß die fünf Numiſmata, welche jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldſtücken waren: es waren nichts als fünf Zeichen, Marken, Zahlpfennige, die ſie bey dem Eingange, oder vorher, erhielten, und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolget ward. Mit einem Worte, es waren Teſſeræ: und ſo wie es Teſſeræ frumentariæ, olearіæ, cœnariæ, nummariæ gab (*), warum ſollte es nicht auch Teſſeræ vinariæ gegeben haben? Ganz gewiß; die quinque numiſmata waren quinque teſſeræ vinariæ, und dieſes iſt der einzige wahre Schlüſſel zu beiden Epigrammen. Solche Teſſeræ galten außer ihrer Beſtimmung nichts; und wer keinen Gebr
von ihnen machte, wo er ihn machen ſollte, beſaß
auch weiter nichts. Dieſes allein macht e
man im Theater ſo freygebig damit ſeyn kon

(*) Torrentius ad Suet. Aug. c. 41.

man einen andern nicht darauf genießen laſſen, was man ſelbſt nicht genießen mochte? Hätte ſich Sextilian nur ſeiner Unmäßigkeit nicht zu ſchämen gehabt: die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von ſeinen Bekannten ohne Scham fodern können. Zu mehrerer Beſtärkung dieſer meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numiſma auch bloß für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldſtücke gebraucht wird, und daß das Wort teſſera nach keiner Abänderung in das elegieiſche Sylbenmaaß geht, wodurch allein ſchon Martial gezwungen werden konnte, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweyten Beyſpiele wähle ich das ein und funfzigſte Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunſtwerke die Rede iſt; nehmlich von einem koſtbaren Trinkgeſchirre, welches der Dichter von dem Rufus geſchenkt bekam, und das er daſelbſt folgendermaaßen beſchreibt:

Quis labor in phiala? docti Myos, anne Myronis?
Mentoris hæc manus eſt, an, Polyclete, tua?
Liveſcit nulla caligine fuſca, nec odit
Exploratores nubila maſſa focos.
Vera minus flavo radiant electra metallo,
Et niveum felix puſtula vincit ebur.
Materiæ non cedit opus; ſic alligat orbem,
Plurima cum tota lampade Luna nitet.
Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
Cultus, ab hoc mallet vecta fuiſſe ſoror.
Hunc nec Cinyphius tonſor violaverit, et tu
Ipſe tua paſci vite, Lyæe, velis.
Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,
Palladius tenero lotos ab ore ſonat.
Sic Methymnæo gaviſus Arione delphin,
Languida non tacitum per freta vexit onus.
Imbuat egregium digno mihi nectare munus
Non grege de domini, ſed tua, Ceſte, manus --

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeſchirr benennet habe, war eigentlich eine Schaale mit einem ganz runden Boden, ſo daß ſie auf dieſem Boden nicht ſtehen konnte, ſondern auf den Rand umgeſtürzet werden mußte, wenn ſie ruhig liegen

ſollte. Das iſt die Beſchreibung wenigſtens, die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionyſius Thrax von einer Phiala macht(*): κατα τον πυθμενα μη δυναμενη ιδρυσθαι και ἐρειδεσθαι, ἀλλα κατα το σομια. Es war alſo ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen; ein Becher, der gleichſam ſelbſt berauſcht iſt, und auf ſeinem Fuſſe nicht ſtehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeſchirres iſt mir es ietzt zu thun, ſondern lediglich um die Materie deſſelben. Ich frage: woraus beſtand es? Die Ausleger, ſo viel ich deren nachgeſehen, — das iſt, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf, wie aus Einem Munde, daß ſie von Gold geweſen ſey, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche Electrum geheißen. Doch dieſer Uebereinſtimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meynung, ob ich gleich gern geſtehen will, daß die gemeine Auslegung, auf den erſten Anblick, die wahrſcheinlichere zu ſeyn ſcheinet, und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn ſie niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieſer Worte und Ausdrücke iſt es daher auch, die es der Mühe werth macht, ein längſt nicht mehr vorhandenes Geſchirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es ſonſt ſehr gleichgültig wäre, ob es von Gold, oder von wer weiß was? geweſen.

Ich ſage alſo, die Trinkſchaale unſers Dichters war nicht von Gold, ſondern aus einem koſtbaren Steine geſchnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nöthig haben werde, vor erſt zu erweiſen, daß es wirklich Trinkſchaalen aus koſtbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmaſius zwar, ſollte ich es faſt nöthig haben. Denn dieſer hielt ſich, ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die Phiala der Alten gewöhnlichermaaßen von Silber geweſen, für berechtiget, in dem Lampridius eine Stelle zu ändern,(**) in der außer ihm wohl ſonſt kein Menſch etwas zu ändern hätte finden ſollen, und Phialas ſenas in eben ſo viel Mauleſelinnen zu verwandeln. Doch bey dem allen leugnet er es ſelbſt nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile vor Zeile erwogen!

(*) Lib. XI. p. 501 Edit. Dalech.

(**) Cap. 4. vitæ Alex. Sev.

Die erſten zwey, in welchen der Dichter den Meiſter ſeiner ſchönen Schaale errathen will oder zu wiſſen verlangt, ſollen mich dadurch nicht irre machen, daß ſich von dem Mys, dem Myron, und dem Mentor, nur Werke in Erzt oder Silber angeführet finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bildner, und wer in Erzt gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigſtens finden ſich, eben ſowohl Werke in Stein als in Erzt, bey alten Schriftſtellern genannt. Wenn alſo ſchon dieſe Zeilen nichts für mich beweiſen, ſo bin ich doch auch ganz ruhig, daß ſie im Grunde nichts gegen mich beweiſen können. Vielmehr iſt es billig, daß ſie ſich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

Gleich die zweyte und dritte nun;

Liveſcit nulla caligine fuſca, nec odit
Exploratores nubila maſſa focos:

wie iſt es doch immer möglich, daß man die vom Golde verſtehen kann? Wie kann Gold nubila maſſa heißen? Wie kann man vom Golde ſagen, daß es nulla caligine fuſcum ſey? Wie kann man ſagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu ſcheuen habe? Nubila maſſa kann ſchlechterdings nur von einer Maſſe geſagt werden, die weder ganz undurchſichtig noch ganz durchſichtig iſt; nur von einer Maſſe, durch die wir die Gegenſtände gleichſam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen alle Hornſteine in ihren klaren Stellen ſind. Auch kann das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch ſo unſcheinbar aus der Kapelle kömmt, ſo iſt es doch gar bald poliret, und Farb und Glanz werden an einer Stelle, wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probiren, wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er ſein Gefäß nicht am längſten will gehabt haben? Hat man denn ſonſt kein Mittel zu erforſchen, ob das Gold lauter und rein, oder mit Zuſatz verfälſcht ſey? So wenig alle dieſe Ausdrücke aber auf das Gold paſſen, ſo vollkommen paſſen ſie hingegen auf eine ſchöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es faſt ganz undurchſichtig iſt. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß ſie die Probe des Feuers nicht zu ſcheuen

hat. Denn es ist gewiß, daß eine wahre edele Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann, als irgend eine Komposition. Und dessen, daß die Masse der Schaale keine Komposition, sondern echter natürlicher Stein sey, konnte der Besitzer auch höchstens nur versichert zu seyn verlangen; wie auch sich wirklich versichern, wenn er sie mit der gehörigen Behutsamkeit einem Feuer ausstellte, dem keine Komposition, ohne Nachtheil an Klarheit und Farbe, Widerstand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführerischste:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt sich: was sind hier die vera Electra? Ist das eigentlich so genannte Erdpech, der Bernstein, das Succinum, und wie es sonst heißt, damit gemeynet? oder sollen wir die Art Goldes verstehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechischen Namen des eben so blaßgelben Bernsteins bekam? Die Ausleger behaupten: das letztere. Denn, sagen sie, auch von diesem Elektrum gab es zweyerley Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie beruffen sich deshalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden ist.(*) Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito. Von dieser zweyten nachgemachten Sorte, meynen sie, sey die Schaale gewesen; und Martial habe in den Worten, Vera minus flavo radiant electra metallo, von ihr rühmen wollen, daß sie demohngeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Elektrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen gewesen. Das alles klingt recht gründlich und gut; und gleichwohl ist es so viel wie nichts. Denn man sage mir doch nur, wie es möglich ist, dem Golde, welches ein Fünftheil Zusatz von Silber hat, es anzusehen, daß es diesen Zusatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunst ertheilet worden? Man sage mir doch nur, woher zwischen dem Golde in dem einen Falle, und dem Golde in dem andern Falle, der geringste Unterschied kommen könne? Feines Gold ist feines Gold; und ein Fünftheil Silber ist in der Hand der Natur nicht mehr und

(*) Nat. Hist. lib. XXXIII.

nicht weniger, als in den Händen der Kunſt. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die Eine inniger vermiſchen könne, als die Andere; da ſich die Natur ſelbſt keiner andern Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunſt von ihr entlehnet. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur ſelbſt mit einem Fünftheil Silber vermiſcht hat, eine Eigenſchaft zuſchreibt, die er dem künſtlichen Elektrum ſonach abſpricht, weil er ſie namentlich nur jenem beyleget. Quod eſt nativum, ſagt er, et venena deprehendit. Aber die Sache würde nicht ſehr wahrſcheinlich ſeyn, wenn ſie auch ſchon nicht, durch die ungereimte Unterſcheidung zweyer Dinge, an denen nichts zu unterſcheiden iſt, noch unwahrſcheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth ſind: denn kurz, vera electra ſind dem Martial allerdings hier eigentlicher wahrer Bernſtein, wahres Elektrum; und nicht jene bloß ſo genannte Miſchung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernſteine ſagt, flavo radiat metallo, das hat freylich alle diejenigen verwirren müſſen, welche nicht wußten, oder ſich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort Metallum nicht bloß von denjenigen mineraliſchen Körpern brauchen, von denen wir es itzt brauchen, ſondern mehrere koſtbare Maſſen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennet Martial ſelbſt, den laconiſchen Marmor, welcher auf dem Taygetus gebrochen ward, grünes Metall:(*)

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieſes und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unſerer Stelle das flavo metallo nicht auch bloß von der Farbe des gelben Metalls verſtanden werden? Und wenn Martial in dieſem Verſtande ſogar von der gelblichten Wolle der ſpaniſchen Schafe ſagen durfte:(**)

Vellera nativo pallent ubi flava metallo;

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des koſtbarſten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernſteine ſagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo;

(*) Lib. VI. ep. 42. (**) Lib. IX. ep. 62.

ohne daß darum Wolle Wolle, und Bernstein Bernstein zu seyn aufhören müßte?

Ich komme auf die sechste Zeile, in welcher ebenfalls ein zweydeutiges Wort vorkömmt, dessen falsche Auslegung den Irrthum bestärken müssen.

Et niveum felix pustula vincit ebur.

Pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die sich auf der Haut äußert; ein Blatter, eine Maser, und dergleichen. Weil nun aber so eine Blatter, oder Maser, über die Haut hinaustritt, so sind einige Ausleger der Meynung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schaale verstanden würden. Andere aber ziehen das argentum pustulatum hierher; ohne uns jedoch zu sagen, was es hier soll. Soll die Schaale selbst von diesem feinsten Silber gewesen seyn: wie war sie denn auch zugleich von Elektrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus gewesen seyn: wer sieht denn nicht, daß diesem der Dichter selbst ausdrücklich widerspricht, wenn er weiterhin den schönen goldgelben Bock beschreibet? Eben dadurch werden denn auch die erstern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, gesagt wird, daß sie das Helfenbein an Weiße übertroffen: wie können sie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung: der wahre Verstand ist dieser. Pustula schließt nicht nothwendig den Begrif der Erhöhung in sich, sondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck; weiter nichts als das allgemeinere macula; eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides ist eben das, was bey dem Plinius auch verrucæ heißen: und so wie Plinius maculæ und verrucæ verbindet, wenn er von den Edelsteinen sagt, daß sie nach Verschiedenheit derselben verschiedene Namen bekämen; so nennt er auch ähnliche Flecken oder Mackeln, besonders in den künstlichen Steinen, ausdrücklich pustulas (*), als die in solchen von einem verfangenen Luftbläßchen entstanden zu seyn scheinen. Und

(*) *Nat. Hist. lib. XXXVII. c.* 12. Illud vero meminisse conveniet, increscentibus varie maculis ac verrucis - - mutari sæpius nomina in eadem plerumque materia. *Et cap.* 13. Factitiis pustulæ fundo apparent.

was kann nun deutlicher ſeyn, als daß der Dichter ſagen wollen, der koſtbare gelbliche Stein, aus welchem die Schaale geſchnitten, habe einen ſehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Faſt erweckt es Mitleiden, wenn man höret, was die Ausleger darauf antworten. Felix puſtula dicitur, vel quod feliciter et ingenioſe eſſet elaborata, vel quod noſtrum poetam bearet. Nicht doch! dieſe puſtula hieß glücklich, weil die Ausleger ſo glückliche Muthmaßungen einmal darüber haben ſollten.

Ernſtlich von der Sache zu ſprechen, glaube ich, das Glückliche dieſes Flecks in den folgenden Zeilen zu finden:

Materiæ non cedit opus: ſic alligat orbem
Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kömmt der volle Mond auf einmal hierher? O das wiſſen uns die Ausleger auf ſo vielerley Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinſte iſt, daß die Schaale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem giebt Rader zu bedenken, ob nicht vielmehr — Ich muß ſeine eigenen lateiniſchen Worte herſchreiben; denn ich weiß ſie wahrlich nicht zu überſetzen — An potius claudit *(luna)* orbem phialæ circulo elegantique emblemate? an implet et circinat? — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche Lateiniſch ſchreiben; denn ſie allein dürfen ſo etwas hinſetzen, wobey kein Menſch etwas denken kann. Man urtheile, ob ſich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meyne nehmlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schaale geſchnitten geweſen; und daß der Künſtler eben jenen weißen Fleck, eben jene felix puſtula zu dieſem vollen Monde genutzt hatte; ſo daß eben durch dieſe Nutzung, eben durch dieſen glücklichen Einfall des Künſtlers, den blaſſen vollen Mond daraus zu ſchneiden, der Fleck ſelbſt ein glücklicher Fleck genennt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche, oder glücklich genutzte Flecke, es auf alten beſonders erhaben geſchnittenen Gemmen giebt, iſt bekannt.

Und hiermit breche ich ab, da ſich die übrigen Zeilen von ſelbſt erklären.

(7.)

An andern Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigſtens etwas von einer Eigenſchaft erfodert wird, die ihnen leider noch öftrer abgeht, als Scharfſinn: ich meyne, feines Gefühl.

Wer ſollte z. E. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit ſelbſt zu ſeyn ſcheinet, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erkläret worden. (*)

Qui ducis vultus, et non legis iſta libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Aber wie iſt das möglich? wird man fragen. Was iſt da viel zu erklären? was kann noch mehr darinn ſtecken, als die trockenen Worte beſagen, welche die ganze Welt verſteht? Martial wünſcht, daß der, welcher dieſes nicht gern lieſet, und ein höhniſches Geſicht darüber ziehet, alles beneiden möge, ohne von jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie ſteht es denn mit dem dieſes? worauf geht denn das iſta? Was iſt denn das, was der Dichter, bey einer ſo hohen Verwünſchung, durchaus ohne Mißgunſt und Hohn will geleſen wiſſen? Neun Zehntheile der Ausleger thun, als ob ſich das ja wohl von ſelbſt verſtünde; und das Eine Zehntheil, welches ſich ausdrücklich darüber erklärt, verſichert im Namen aller, daß unter dem iſta Martial ſeine eigenen Epigrammen überhaupt verſtehe. Denn was wohl ſonſt? — Wahrlich, ſchlimm für den Martial, wenn ſich ſonſt nichts darunter verſtehen läßt! Denn ſage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter ſeyn muß, der durchaus verlangt, daß man ſeine Verſe mit Vergnügen leſen ſoll; der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Mine darüber verzieht? Und was für ein bösartiger, unmenſchlicher Geck er ſeyn muß, wenn er gar allen, die keinen Geſchmack an ſeinen Verſen finden, das Schrecklichſte dafür anwünſchen kann, was ſich [illegible] Gewiß, ſo ein Geck, ſo ein bösartiger [illegible] wenn er es auch im Grunde ge[illegible]

(*) Lib. I. ep. 41.

daß er ſich dafür bloß gegeben habe? Es iſt ſonderbar, wie er gerade da eine ſo kleine eitele Rolle ſpielen muß, wo er ganz von Freundſchaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß? Denn mit einem Worte: das iſta beziehet ſich einzig und allein auf den Inhalt des nächſt vorhergehenden Epigramms, in welchem er ſeinem Freunde dem Decianus ein ſo ſeltenes Lob ertheilet, daß er, nicht ſeine eigenen Verſe, ſondern dieſes Lob gleich darauf gegen den Neid ſichern zu müſſen, ſelbſt für nöthig erachtete. Man leſe nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
Quales priſca fides, famaque novit anus:
Si quis Cecropiæ madidus Latiæque Minervæ
Artibus, et vera ſimplicitate bonus:
Si quis erit recti cuſtos, imitator honeſti,
Et nihil arcano qui roget ore deos:
Si quis erit magnæ ſubnixus robore mentis,
Diſperream, ſi non hic Decianus erit.

Und nun verbinde man hiermit ſo fort das folgende; und urtheile ſelbſt.

Qui ducis vultus, et non legis iſta libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Sollten Leſer, die ſich nicht ſehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenſcheinliche Verbindung dieſer zwey Epigrammen unter ſich, ſchlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrſamkeit in den alten Dichtern zu erklären ſtehet, das iſt uns, die wir ietzt leben, ziemlich vorweg genommen. Aber auf mein Wort: von dem, was ſich in ihnen bloß durch Geſchmack und Empfindung erklären läßt, iſt uns noch manches übrig gelaſſen, was wir zuerſt bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hieher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das ſo oft nachgeahmt, ſo oft überſetzet worden. (*)

Nuper erat medicus, nunc eſt veſpillo Diaulus:
Quod veſpillo facit, fecerat et medicus.

(*) Lib. I. ep. 48.

Denn wenn man es hier auch ſchon empfunden hätte, daß, nach der gewöhnlichen und einzigen Auslegung, dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch ſehr vieles abgehe: ſo wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, erſetzen ſollen; da der Umſtand, durch den es einzig und allein geſchehen kann, ſo gänzlich unbekannt geblieben. Zur Noth müſſen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwiſchen einem Veſpillo und einem ungeſchickten Arzte ſich findet, freylich auch ſchon damit begnügen, daß beide die Leute unter die Erde bringen, ob ſchon der eine in einem ganz andern Verſtande, als der andere. Aber wie, wenn ſich zeigen ließe, daß die Veſpillones nicht bloße Todtengräber geweſen; daß ſie dabey noch ein anderes Handwerk gehabt, welches ſie einem mörderiſchen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn ſich zeigen ließe, daß ſie die Gehülfen des Scharfrichters geweſen, die zugleich Verbrecher mit abthun müſſen: ſollte das nicht den Einfall des Dichters um eben ſo vieles richtiger, als beißender machen? Dieſes aber kann ich wirklich zeigen; und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateiniſchen Dichters in dem Lakarnäiſchen Manuſkripte, welches ich aus der obgedachten Abſchrift des Gudius hier mittheilen will. Es iſt auf einen Elenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte; und lautet ſo:

Moles tanta tibi pendet ſub ventre, Siringi,
Ut te non dubitem dicere bicipitem.
Nam te ſi addictum mittat ſententia campo,
Veſpillo ignorat, quod ſecet enſe caput.

Das Zeugniß iſt klar und deutlich; und was wir daraus lernen, hat auch ſonſt ſeinen Nutzen, indem wir ſonach zugleich die Urſache erfahren, warum die Veſpillones in dem römiſchen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern ſchwerlich hätte begegnen können, und daher immer ſehr fremd geſchienen.

(8.)

Ueberhaupt fehlt es uns noch gar ſehr an einer recht guten Ausgabe des Martials. Die vom [illegible] und beſonders ſo, wie ſie Schrevel vermehrt hat, [illegible]

beste Handausgabe, und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Kollesso, zum Gebrauche des Dauphin, 1680 besorgt hat.

Wenn man alles so ziemlich beysammen haben will, was über den Martial geschrieben worden, so muß man, außer der Ausgabe des Raderus, noch die Pariser von 1617 bey Mich. Sonnius in Folio, und die Skriverische von 1619 in Duodez, zu bekommen suchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verschiednen Gelehrten enthalten. Es ist nur Schade, daß wir das Beste, was in ihnen zerstreuet ist, nicht in einem vollständigern und beurtheilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, besitzen sollen; und daß kein Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuskripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer sehr nöthig ist.

Sollte sich noch ein fleißiger Mann finden, der sich dieser Mühe zu unterziehen Lust hätte: so zeige ich ihm hiermit an, daß die fürstliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handschriften vom Martial besitzet, wovon drey auf Pergamen sind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen sehr verloschen, ist von etwas beträchtlicherm Alter: denn die andern beide sind aus der ersten Helfte des funfzehnten Jahrhunderts, und scheinen entweder eine von der andern, oder beide von einer und der nehmlichen dritten abgeschrieben zu seyn; so sehr stimmen sie in allen Stücken überein. Das eine dieser gleichlautenden Exemplare ist deswegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita gehört hat, der es von seinem Freunde dem Aurispa geschenkt bekommen, wie am Ende desselben durch die Worte Antoni Panhormitæ liber: Aurispæ donum angezeigt wird. Zum Schlusse des andern steht: Scriptum Ferrariæ per manus Theoderici Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini nostri Jesu Christi 1446.

Ich kann aber, die Wahrheit zu sagen, von allen diesen drey Handschriften auf Pergamen, so wie auch von der vierten auf Papier nicht viel Rühmens machen. Sie haben fast durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerksamkeit verdienten, sind sehr dünne gesäet. Eine und die andere ist mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne

Bedenken in den Text aufnehmen würde. Z. E. in dem neun und dreyßigſten Epigramme des neunten Buchs; auf einen geſchickten Balanſirer, (Ventilator) welcher ein kleines rundes Schild in die Luft warf, und es jedesmal mit verſchiednen Theilen ſeines Körpers in der Balanſe wieder auffing. Von dieſem ſagt Martial, in allen gedruckten Ausgaben:

Summa licet velox, Agathine, pericula ludas,
Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
Nolentem ſequitur — — — — — — — —

Mir iſt von jeher das pericula ludas verdächtig vorgekommen. Denn pericula ludere mag nun heißen ſollen, ſo viel als cum periculo ludere, oder ſo viel als contemnere pericula, et perinde ludere parma, ac ſi nullum eſſet caſus periculum; wie es uns die allzugütigen Ausleger freyſtellen: ſo ſtreitet doch, das eine ſowohl als das andere, ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen eben ſo witzigen als dem Künſtler ſchmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunſt bey dem Spiele ſey, indem das Schild ihm wider Willen nachfolge, nolentem ſequitur, und ſonach mehr Kunſt dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu laſſen, als es zu fangen. Nun leſen drey von unſern Manuſkripten anſtatt pericula ludas, deutlich und klar pericula laudes: und ich bin völlig verſichert, daß dieſe Lesart die richtigere und wahre iſt. Ich verſtehe das pericula laudes nehmlich ſo, daß dergleichen Künſtler, wie ſie es noch thun, mündlich die äußerſte Schwierigkeit ihrer Kunſtſtücke anzupreiſen pflegten; und würde daher die ganze Stelle überſetzen: „Rühme nur, gewandter Agathin, wie viel Gefahr„niß bei deiner Kunſt ſey! Es ſteht ja doch nicht in deiner „Macht, das Schild fallen zu laſſen; es verfolgt dich wider „Willen, u. ſ. w.

Auch beſitzt die Bibliothek ein Exemplar der gruterſchen Ausgabe des Martials, zu welcher Salmaſius einiges an den Rand geſchrieben. Und ob Salmaſius ſchon ſelbſt das Beſte davon hin und wieder in ſeinen Werken, beſonders in den Exercit. Plin. angewendt hat, woraus es hernach Schrevel in ſeine Ausgabe übergetragen: ſo dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachleſe zu halten ſeyn.

(9.)

Ich schließe diese Rhapsodie über den Martial mit einer litterarischen Anmerkung über ein Paar Uebersetzer desselben; in Meynung, daß ich wohl jemanden ein vergebenes Nachschlagen damit ersparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, sogar in das Griechische übersetzt zu werden. Nicht zwar ganz; auch nicht von wirklichen Griechen, wenn es schon nur von den spätern wäre, dergleichen den Jul. Cäsar, den Eutropius, den Sittenlehrer Kato, in ein Griechisches übertrugen, das nun freylich nicht das Griechische des Thucydides, des Xenophon, des Theognis ist. Sondern die dem Martial diese Ehre erwiesen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere erlernte Sprache übersetzten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung, als für die anständige Beschäftigung eines wahren Dichters halten: so habe ich nichts dagegen. Aber es giebt Männer von sehr berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen sehr viel Aufsehens machten.

Der vornehmste derselben ist ohnstreitig Joseph Skaliger. Im Bette, bey schlaflosen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er selbst sagt, übersetzte er vor langer Weile diejenigen Epigrammen, welche er auswendig wußte: und so entstand das griechische Florilegium Martialis, welches Is. Kasaubonus, zu Paris 1607, zu erst heraus gab. Es enthält das dem Martial beygelegte eine Buch von Schauspielen ganz, das dreyzehnte und vierzehnte Buch fast ganz, und von den übrigen zwölf Büchern eine ziemliche Anzahl. Kasaubonus rühmte die Zierlichkeit dieser Uebersetzung außer alle Maaßen, und sie war ihm ein Werk, quo ne Athenæ ipsæ magis Atticæ. Gleichwohl hat, hundert Jahre nachher, ein Mann, der sich lange nicht weder ein Skaliger noch ein Kasaubonus dünkte, ausführlich gezeigt(*), daß sie voller Schnitzer wider die Quantität, voller Barbarismen und Solöcismen, voller andern Fehler sey, die zu entschuldigen dem Verfasser und dem Herausgeber hätte schwer fallen sollen.

(*) Nehmlich Monnoye, in seiner Ausgabe der Menagiana, T. I. pag. 325-336. Edit. de Paris.

Und hierauf, denke ich, konnte jeder auch ſchon voraus ſchwören, der noch ſo wenig von der Sache verſtand.

Da man dieſe Nachtgeburthen des Skaligers der großen Pariſer Ausgabe des Martials einverleibet hat, ſo habe ich lange in dem Wahne geſtanden, daß ſie allda weit vermehrter zu finden wären, als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß dieſe vermeynte Vermehrung eine bloße Nachläßigkeit desjenigen iſt, der benannte Ausgabe des Martials beſorget hat. Denn was ſich darinn an griechiſchen Ueberſetzungen mehr findet, als in dem Florilegio ſtehet, das gehöret nicht dem Skaliger, ſondern dem Fr. Morellus, deſſen Namen man zum Unterſchiede ein jedesmal beyzufügen, nicht hätte unterlaſſen ſollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgeſetzten allgemeinen Verzeichniſſe der genutzten und eingeſchalteten Ausleger, genannt wird: in dem Werke ſelbſt iſt ſeiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio(*) ſchon manchen mag befremdet haben. Es hatte aber Morellus ſeine griechiſchen Ueberſetzungen, noch vor dem Skaliger gemacht, und ſie auf zwey einzeln Bogen in Quart, wie ich vermuthe um 1600, aus ſeiner eigenen Druckerey ausgehen laſſen. Weil ich dieſe Bogen ſelbſt, die eine große Seltenheit ſind, vor mir habe, ſo will ich, weitern Irrthum zu verhindern, in der Note(**) alle die Epigrammen angeben, die ſie enthalten, und die aus ihnen unter dem Namen des Skaligers in gedachte Ausgabe des Martials gekommen ſind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Douſa, Emanuel Martinus, Menage und andere, martialiſche Epigrammen in das Griechiſche überſetzt.

(*) Bibl. Hiſp. vet. l. c.

(**) Es ſind folgende: Lib. Spect. (1.) (5.) (8.) Ep. Lib. I. (6.) 10. 17. 48. 111. (112.) 113. Lib. II. 3. 13. 15. 18. 19. 78. Lib. III. 10. 12. 21. 78. 88. Lib. IV. 9. 47. Lib. V. 41. 44. 54. Lib. VI. 48. 58. 87. Lib. VII. 42. 48. 56. 75. Lib. VIII. 1. 5. 19. 27. 29. 35. 74. Lib. IX. 11. 47. 63. Lib. X. 4. 43. 47. 54. Lib. XI 90. 104. Lib. XII. 10. 47. Lib. XIII. (59) (70) (78) Die in Haken eingeſchloſſenen fehlen aber in der Ausgabe des es ſolche ſind, die Skaliger gleichfalls überſetzt hatte, und man ſen Einer Ueberſetzung begnügen wollte. Nur I. 112. und XI dennoch auch, ob ſie ſchon Skaliger nicht überſetzt hat.

Was die Ueberſetzungen in neuere Sprachen anbelangt: ſo glaube ich, daß die franzöſiſche die einzige iſt, die eine ganz vollſtändige aufweiſen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Proſa und eine in Verſen; und dieſe doppelte noch dazu von einem und eben demſelben Manne. Doch da dieſer Mann der Abt Marolles iſt, ſo fällt alle Urſache weg, die Franzoſen darum zu beneiden. Einzelne Stücke ſind die Menge auch in alle andere Sprachen überſetzt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlet. Daß ſich eine ziemliche Anzahl ſpaniſcher Ueberſetzungen, von einem Emanuel de Salines, in des Lorenzo Gracian Arte de Ingenio finden, merke ich deswegen an, weil ſie ſich der Kenntniß ſowohl des Antonio und Velazquez, als, welches eben ſo ſehr zu verwundern, unſers mit der ſpaniſchen Litteratur ſo genau bekannten Ueberſetzers des letztern, entzogen zu haben ſcheinen.

IV.

Priapeia.

Iſt es wohl noch vergönnt, ſo wie es ehedem mehr als einem ernſthaften Manne vergönnt geweſen, zur kritiſchen Berichtigung dieſer unſaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da ſind ſie doch einmal: und beſſer iſt überall beſſer. Kann ſich hiernächſt kein Arzt mit Schäden beſchäftigen, ohne ſeine Einbildungskraft mit dem Orte, oder den Urſachen derſelben zu beflecken?

Ich habe ein Paar Handſchriften von ihnen überlaufen, in welchen ich verſchiedene beſſere Lesarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben ſämmtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel iſt, in welchen ich ſo etwas, auf Nothfall des Gebrauchs, hinwerfen, oder in Entſtehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieſer Handſchriften iſt hier in der fürſtlichen Bibliothek, und führet den Titel: Publii Virgilii Maronis de vita et moribus Lampſacenorum liber. Sie iſt auf Papier, und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerey geſchrieben ſeyn. So offenbar fehlerhaft ſie an vielen Stellen iſt, ſo hat ſie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht auf-

gehet, nach dem ſich die Scioppii vergebens umgeſehen. Eine Probe ſey das fünf und ſiebzigſte Gedicht.

Priapus.

Obliquis, pathicæ, quid me ſpectatis ocellis?
Non ſtat in inguinibus mentula tenta meis.
Quæ tamen exanimis nunc eſt, et inutile lignum:
Utilis hæc, aram ſi dederitis, erit.

Es iſt ſonderbar, das Priapus einen Altar verlangen ſollte; und zu ſo einem Behufe: Aram ſi dederitis. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Scioppius glaubte daher, daß man arae ſi dederitis dafür leſen müſſe. Ita lego, ſagt er, quia ex altera lectione bonum ſenſum eruere nequivi. Utilis erit, ſi eam in aram uſtulandam dabitis. Sed nec hoc mihi ſatisfacit. Ja wohl taugt auch das nicht; oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchſtabe giebt dem Dinge eine andere Wendung. Man leſe nehmlich, anſtatt aram, arram oder arrham, ſo wie das Manuſkript will: und auf einmal iſt Sinn und Witz wiederum da. Priapus nehmlich will eben das ſagen, was Martial der alten Phyllis ſagte, deſſen Epigramm an ſie hier der beſte Kommentar iſt. (*)

Blanditias neſcis: dabo, dic, tibi millia centum,
Et dabo Sentini jugera culta ſoli.
Accipe vina, domum, pueros, chryſendeta, menſas:
Nil opus eſt — — —

Aus eben dieſem Manuſkripte könnte ich auch ein ganzes noch ungedrucktes, zwar nur einzeiliges, Epigramm ad quendam, quomodo debeat ſervire Priapo mittheilen, welches ſich zwiſchen dem zwey und dreyßigſten und drey und dreyßigſten befindet: doch was von dieſer Art nicht ſchon bekannt iſt, ſoll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu iſt es ſo plump!

2. Die zweyte Handſchrift, mit der ich, vor länger als zehn Jahren, eine leere Stunde verdorben, iſt unter den rhe-digerſchen Manuſkripten der Bibliothek des Gymnaſii zu St. Eliſabeth in Breslau. Auch dieſe lieſet manche Zeile viel ſchmeidiger, und dem Verſtande gemäßer: wovon ich nur ein Paar Beyſpiele geben will.

(*) Lib. XI. ep. 30.

Carmen XV. ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis:
Qualibus Heſperidum nobilis hortus erat:
Qualia credibile eſt ſpatiantem rure paterno
Nauſicaam pleno ſæpe tuliſſe ſinu:
Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti,
Qua lecta, cupido pacta puella viro eſt:
Taliacumque puer dominus florentis agelli
Impoſuit menſæ, nude Priape, tuæ.

Hier iſt von ſehr ſchönen Aepfeln die Rede, die mit den ſchönſten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie ſchickt ſich nun zu dieſem das taliacunque, da cunque gemeiniglich etwas Verkleinerndes bey ſich hat, wie Bentley über den Horaz anmerkt (*). Scioppius ſahe ſich daher auch gedrungen in ſeinen Anmerkungen zu ſagen: το cunque παρελκει. Aber was iſt ſo ein παρελκει anders, als die gelehrtere Benennung eines Flickworts? welches wir uns hier erſparen können, wenn wir mit dem rhedigerſchen Manuſkripte leſen wollen:

Talia quinque puer dominus florentis agelli &c.

Es waren ſolcher ſchönen Aepfel fünfe, die dem Priapus vorgeſetzt wurden.

Carmen XX. ad Priapum.

Copia me perdit: tu ſuffragare rogatus,
Indicio nec me prode, Priape, tuo.
Hæc quæcunque tibi poſui vernacula poma,
De ſacra nulli dixeris eſſe via.

Gruter, welcher auf Veranlaſſung ſeines Freundes, Meliſſus, die Priapeia dem Martial als das funfzehnte Buch beyfügte, ſagt in ſeinen Anmerkungen (die in der Ausgabe des Hadrianides nicht hätten fehlen ſollen) über die dritte Zeile dieſes Gedichts: Magis arridet lectio marginalis, quamvis ei minime ancillentur mſſ. codd. *Quæque tibi poſui tanquam vernacula poma.* Wenn es aber ſonach nur noch der Beyſtimmung von Handſchriften bedarf, dieſe beſſere Randgloſſe in den Text aufzunehmen, ſo kann ich verſichern, daß der Text ſowohl des

(*) Ad Lib. I. Od. VI.

rhedigerſchen als wolfenbüttelſchen Manuſkripts vollkommen ſo lieſet. Es iſt auch nothwendig, daß man ſo leſen muß: denn vernacula poma waren es ja wirklich nicht, ſondern ſollten es nur bedeuten.

3. Daß Fr. Lindenbruch den ſogenannten Anhang des Virgils, mit Joſ. Skaligers und ſeinen Anmerkungen herausgegeben, iſt bekannt. Aber das iſt nicht bekannt, daß er eine zweyte, verbeſſerte und vermehrte Ausgabe davon zum Drucke faſt fertig gehabt, wovon das Exemplar, in welches er ſeine Verbeſſerungen und Vermehrungen eingetragen, in hieſiger Bibliothek befindlich. Auch er hat darinn die Priapeia mit einem Manuſkripte verglichen, und mancherley Lesarten beygeſchrieben, deren aber die meiſten offenbare Schreibfehler ſind; wenigſtens iſt keine einzige darunter, die ich mit meinen vertauſchen möchte.

Warum ſonſt ſpätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um uns den Text dieſer Kleinigkeiten, die vollends des Leſens nicht werth ſind, wenn man ſich erſt den Kopf darüber zerbrechen ſoll, ſo korrekt zu geben, als ihnen möglich war: daran kann nichts als Nachläßigkeit ſchuld ſeyn. Wenn Skaliger z. E. bereits angemerkt hatte, daß das vier und zwanzigſte Epigramm aus dem Griechiſchen des Leonidas, in der Anthologie genommen ſey: warum hat man demohngeachtet bisher unterlaſſen, die Interpunktion der zwey letzten Zeilen,

Fur habeas poenam, licet indignere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus.

nach den griechiſchen Zeilen,

Αλλ' ὡς ἐντεταμιαι, φωρ ἐμβλεπε. τουτο δ' ἐρωτας,
Των ὀλιγων λαχανων ἑινεκα; των ὀλιγων.

zu berichtigen? nach welchen ſie nothwendig ſo ausſehen muß:

— — — — — — — — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und ſo hat ſie auch Salmaſius in ſeinem Exemplare des Gruterſchen Martials wirklich beygeſchrieben.

V.

Griechische Anthologie.

(1.)

Ich will hierunter sowohl das Werk des Planudes als des Kephalas verstanden wissen. Wenn das letztere eben dieselbe Anthologie ist, welche seit den Zeiten des Salmasius so oft unter dem Namen der ungedruckten angeführet und genutzet worden: so haben wir es dem Hrn. D. Reiske zu verdanken, daß sie dieses Beyworts zum größten Theil nicht weiter bedarf. Wenn ich aber hinzusetze, daß beide Anthologieen diesem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch seines scharfsinnigen Fleißes über die planudische nicht zu berauben: so mag er bedenken, daß es Männer giebt, von denen man um so viel mehr fodert, je mehr sie gutwillig leisten. Ich wüßte wenigstens nicht, wodurch er seine so großen Verdienste um die gesammte griechische Litteratur stolzer krönen könnte, als durch die Erfüllung dieses Wunsches. Und doch muß ich mich gegen ihn schämen, diesen Wunsch gethan zu haben, so lange sein patriotischer Eifer, der leider mehr als uneigennützig heissen muß, wahrlich nicht zur Ehre unserer Zeit und unsers Vaterlandes, fortfährt, so wenig Unterstützung zu finden.

(2.)

Es ist aber, selbst nach der Bemerkung des Hrn. D. Reiske, so gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der leipziger Abschrift herausgegeben, die von dem heidelbergischen, nun vatikanischen Manuskripte genommen worden, die einzige noch ietzt vorhandene ungedruckte Anthologie ist. Seine Vermuthung von dem barberinischen Kodex, welchen Holstein und Allatius gebraucht, scheinet sehr gegründet zu seyn (*): und welch ein Glück wäre es, wenn sich in diesem, wenigstens nur die unverfälschte Anthologie des Agathias fände, und mit der Zeit an das Licht käme. Schon aus ihr, wenn denn nun auch die ursprünglichen Sammlungen des Meleager

(*) Præfat. ad Anth. Const. Ceph. p. XIX.

und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatiſchen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns iezt davon zu machen, vielleicht nur verleitet worden.

(3.)

Denn was ſtellet ſich der größere Theil von Leſern, welcher die Anthologie nur vom Hörenſagen, und höchſtens aus wenig Beyſpielen daraus kennet, überhaupt darunter vor? Was ſonſt als eine Sammlung eigentlicher Sinngedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen, zu ihren beſten Zeiten, eigen war? Und dieſe Manier wofür hält er ſie anders, als für das klare platte Gegentheil der Manier des Martials, welche ſich vornehmlich durch Witz und boshafte Ueberraſchung empfiehlt? Gleichwohl geht von dieſer Vorſtellung, wenn man ſie auch nur bey dem Planudes und Kephalas auf die Probe bringt, ſehr vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir ſie gar gegen jene erſten urſprünglichen Sammlungen, oder auch nur, wie geſagt, gegen die erſte noch erträgliche Verfälſchung und Verſtümmelung derſelben halten könnten! In dieſer, des Agathias nehmlich, war ein eigener Abſchnitt ſatyriſcher Sinngedichte; noch eines andern, welcher lediglich dem Lobe des Weines und der Schmauſerey gewidmet war, nicht zu gedenken. Wenn dieſe aber nun in dem Kephalas gänzlich fehlen; wenn ſich Kephalas, außer den verliebten Abſchnitten, in welchen freylich mehr Empfindung als Witz ſeyn mußte, nur auf die dedikatoriſchen und ſepulkraliſchen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufſchriften eingeſchränkt, deren größtes Verdienſt allerdings die Simplicität iſt, deren Wirkung aber nicht aus dieſer bloßen Simplicität, ſondern zugleich aus dem ſinnlichen Eindrucke entſprang, welchen das Denkmahl machte: wie kann man ihn demohngeachtet zum allgemeinen Maaßſtabe annehmen, nach welchem es auszumeſſen, wie viel Witz die Griechen in allen verſchiednen Gattungen des Epigramm liebet und zu brauchen vergönnet haben?

(4.)

Es mag ſich nun freylich wohl aus dem ſatyriſchen Ab| welcher in dem Kephalas mangelt, verſchiedenes in d-

lung des Planudes finden. Allein was ſich denn auch in dieſer dahin gehöriges findet, das iſt von der Manier des Martials ſo weit lange nicht entfernt, als man ſich einbildet. Ja, es ſind nicht wenige Stücke darunter, die Martial ſelbſt nicht geſchraubter und ſpitzer hätte machen können; und die, wenn man ſie überſetzte, manchen vermeynten Kenner der griechiſchen Simplicität gewaltig irre führen würden. Ein Dutzend von dieſer Art habe ich unter meine Sinngedichte geſtreuet: aber ich will den ſehen, welcher ſie, ohne ſie ſonſt zu kennen, von denen unterſcheiden ſoll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder überſetzt habe. Es iſt nur Thorheit ſich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen ſollte Witz geweſen ſeyn: ihnen, die ſo gern lachten, als irgend ein Volk in der Welt, und bey denen ſich mehr als Ein Schriftſteller bemüht hatte, der Kunſt, das Lachen zu erwecken, eine ſcientifiſche Form zu geben, wobey doch alles vornehmlich auf die Quellen der bey dem Martial ſo ſehr verſchrieenen Pointen hinauslaufen mußte(*). Man iſt nicht zu fein, ſondern zu ſtumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil ſie nicht gerade die vornehmſte und intereſſanteſte iſt. Alles iſt gut, wenn es an ſeiner Stelle iſt; aber von allen Arten des Geſchmacks iſt der einſeitige der ſchlechteſte. Man iſt ſicherlich weder geſund noch klug, wenn man ſeine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unſchuldigen Schäferinn lieben kann.

(5.)

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich Martial ſogar nach ſolchen griechiſchen Stücken gebildet hat, welche ſeinen ſo ähnlich ſehen. Er kannte den Meleager; und warum ſollte er nicht auch die Anthologie deſſelben gekannt haben, da er ſich eines von des Meleagers eigenen Epigrammen, welches ſich noch iezt darinn findet, ganz zu eigen gemacht? Nehmlich die Grabſchrift, welche Meleager einem Aeſigenes ſetzte(**),

Παμμιητορ γη χαιρε· συ τον παρος οὐ βαρυν ἐις σε
Αισιγενην, κἀυτη νυν ἐπεχοις ἀβαρης.

(*) Cicero de Orat. lib. II. cap. 63 & 71.

(**) Anth. lib. III. cap. 1.

hat er faſt wörtlich in den Schluß der Grabſchrift auf ſeine kleine liebe Erotion übergetragen. (*)

Mollia nec rigidus ceſpes tegat oſſa, nec illi,
Terra, gravis fueris; non fuit illa tibi.

Indeß muß ich, den eigenthümlichen Reichthum des Martials nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieſes Exempel das einzige in der geſammten Anthologie iſt, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er ſich dann und wann auch mit griechiſchen Einfällen beholfen. Denn ſo viel Aehnlichkeit auch mehrere von ſeinen Epigrammen, mit dem oder jenem griechiſchen zu haben ſcheinen: ſo verſteht es ſich darum nicht gleich von ſelbſt, daß eben Er der Nachahmer geweſen. Ich muß von dem Alter des griechiſchen Verfaſſers ſicher überzeugt ſeyn, ehe ich das ſoll auf ihn kommen laſſen. Denn offenbar iſt es bey den meiſten, daß nicht die Griechen von ihm, ſondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß ſie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert ſich zwiſchen dem Epigramm eines gewiſſen Myrinas (**),

Υ τετρακοσι' ἐξιν· ἐχεις δε συ τους ἐνιαυτους
Δις τοσσους τρυφερη πενταχοσιων' Εκαβη,
Σισυφου ὡ μαμμη και Δευκαλιωνος ἀδελφη.
Βαπτε δε τας λευκας, και λεγε πασι τατα.

und dieſem vom Martial (***),

Mammas atque tatas habet Afra: ſed ipſa tatarum
Dici et mammarum maxima mamma poteſt.

zwar allerdings eine große Verwandtſchaft, und ſchwerlich dürfte das eine ohne Hülfe des andern ſeyn gemacht worden. Denn beide verſpotten ſie eine eitle Närrinn, die gern jünger ſcheinen möchte, als ſie iſt: nur daß das eine von ihr wirklich erzehlt, was das andere ihr in dieſer Abſicht zu thun nur rathet. Aber welches iſt hier das Original, und welches die Kopie? Alter des Myrinas iſt ungewiß; und Herr D. Reiſke

(*) Lib. V. ep. 35.
(**) Anth. lib. II. cap. 9.
(***) Lib. I. ep. 101.

ſelbſt für nichts als eine Vermuthung aus, daß dieſer Myrinas der Rhetor L. Licinius Varro Murena ſeyn könne. (*)

Hingegen iſt zwiſchen folgendem des Martials (**),

Lotus nobiſcum eſt, hilaris cœnavit; et idem
Inventus mane eſt mortuus Andragoras.
Tam ſubitæ mortis cauſſam, Fauſtine, requiris?
In ſomnis medicum viderat Hermocratem.

und dieſem des Lucilius (†)

Ερμιογενη τον ἰατρον ἰδων Διοφαντος ἐν ὑπνοις,
Οὐκ ἐτ' ἀνηγερθη, και περιαμμια φερων.

die Sache außer Streit: und Rader hätte nicht ſo unbedachtſam mit einem e Græco hoc eſt expreſſum das Original des Martials geradeweg zur Nachahmung erniedrigen ſollen. Denn von dem Lucilius oder Lucillius, dem das Griechiſche gehört, iſt es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am ungernſten möchte ich dem Martial ſein ſo Bekanntes, und noch immer ſo oft Anzuwendendes (††)

Non de vi, neque cæde, nec veneno,
Sed lis eſt mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abeſſe furto.
Hoc judex ſibi poſtulat probari:
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,
Et perjuria Punici furoris,
Et Syllas, Mariosque, Mutiosque
Magna voce ſonas, manuque tota.
Iam dic, Poſtume, de tribus capellis.

ſtreitig gemacht wiſſen. Gleichwohl ſchreibt Farnabius in ſeinen Anmerkungen, vide Lucilli epigr. lib. 2. cap. 46. Anthol. unde hoc expreſſum. Das wäre mir ein ſchöner Kommentator, der mich ſo ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer ſetzte! Oder verlohnte es ſich nicht der Mühe, ſo etwas genauer nachzuſehen: was verlohnte ſich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Farnabius hier zum Erfinder macht, iſt der nehmliche vorgedachte, von dem, wie geſagt, ſo viel gewiß iſt, daß er ſpäter als Martial gelebt. Denn er hat unter

(*) Notit. Poet. Anthol. p. 248.
(**) Lib. VI. ep. 53.
(†) Anth. lib. II. cap. 22.
(††) Lib VI. ep. 19.

andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht(*). Nun möchte ich zwar unter dieſem nicht, wie Fabricius gethan(**), den ſogenannten Jatroſophiſten verſtehen, als wonach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunter kommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweyten Jahrhunderte gemeynet iſt, welcher Leibarzt bey den Antoninen war: ſo bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epigramm auf den Tod deſſelben machen können, wenigſtens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius ſelbſt, iſt nicht ſchlecht: ſie hat ſogar eigenes genug, daß ſie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martials, ſondern eines dritten Muſters ſeyn könnte; beſonders wenn es wahr wäre, was dem Eraſmus bedünkte, daß der Schluß derſelben aus einem Sprichworte entlehnet ſey(***), und nicht vielmehr das Sprichwort ſelbſt ſeinen Urſprung daher hätte.

Hierüber aber, daß ſich in einer alten griechiſchen Anthologie mehr Stücke finden ſollen, welche aus dem Martial nachgeahmet worden, als ſolche, welche Martial daraus nachgeahmet, können ſich nur diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfaſſer derſelben nicht recht kennen. Es finden ſich darunter nicht nur ſehr viel ſpätere Griechen, denen es üblich war, die lateiniſche Sprache zu lernen, ſondern auch nicht wenig geborene Römer, die Griechiſch genug gelernet zu haben glaubten, um ein Epigramm darinn wagen zu dürfen.

(6.)

Auch iſt, um ſich von der geprieſenen Simplicität, ſelbſt der älteſten und beſten griechiſchen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux ſehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht „alles wiſſen, was man wiſſen müßte, um richtig davon zu „urtheilen, und nichts von ſo geringen Umſtänden abhange, als „ein witziger Einfall.“

Es iſt, z. E. ſehr möglich, und ſehr glaublich, daß in manchem griechiſchen Epigramme, in welchem wir nichts als die

(*) Anth. lib. I. cap. 39.

(**) Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28. p. 719.

(***) Adagior. Chil. III. cent. I.

daß er ſich dafür bloß gegeben habe? Es iſt ſonderbar, wie er gerade da eine ſo kleine eitele Rolle ſpielen muß, wo er ganz von Freundſchaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß? Denn mit einem Worte: das iſta beziehet ſich einzig und allein auf den Inhalt des nächſt vorhergehenden Epigramms, in welchem er ſeinem Freunde dem Decianus ein ſo ſeltenes Lob ertheilet, daß er, nicht ſeine eigenen Verſe, ſondern dieſes Lob gleich darauf gegen den Neid ſichern zu müſſen, ſelbſt für nöthig erachtete. Man leſe nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
Quales priſca fides, famaque novit anus:
Si quis Cecropiæ madidus Latiæque Minervæ
Artibus, et vera ſimplicitate bonus:
Si quis erit reeti cuſtos, imitator honeſti,
Et nihil arcano qui roget ore deos:
Si quis erit magnæ ſubnixus robore mentis,
Diſpeream, ſi non hic Decianus erit.

Und nun verbinde man hiermit ſo fort das folgende; und urtheile ſelbſt.

Qui ducis vultus, et non legis iſta libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Sollten Leſer, die ſich nicht ſehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenſcheinliche Verbindung dieſer zwey Epigrammen unter ſich, ſchlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrſamkeit in den alten Dichtern zu erklären ſtehet, das iſt uns, die wir ietzt leben, ziemlich vorweg genommen. Aber auf mein Wort: von dem, was ſich in ihnen bloß durch Geſchmack und Empfindung erklären läßt, iſt uns noch manches übrig gelaſſen, was wir zuerſt bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hieher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das ſo oft nachgeahmt, ſo oft überſetzet worden. (*)

Nuper erat medicus, nunc eſt veſpillo Diaulus:
Quod veſpillo facit, fecerat et medicus.

(*) Lib. I. ep. 48.

Denn wenn man es hier auch schon empfunden hätte, daß, nach der gewöhnlichen und einzigen Auslegung, dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch sehr vieles abgehe: so wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, ersetzen sollen; da der Umstand, durch den es einzig und allein geschehen kann, so gänzlich unbekannt geblieben. Zur Noth müssen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwischen einem Vespillo und einem ungeschickten Arzte sich findet, freylich auch schon damit begnügen, daß beide die Leute unter die Erde bringen, ob schon der eine in einem ganz andern Verstande, als der andere. Aber wie, wenn sich zeigen ließe, daß die Vespillones nicht bloße Todtengräber gewesen; daß sie dabey noch ein anderes Handwerk gehabt, welches sie einem mörderischen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn sich zeigen ließe, daß sie die Gehülfen des Scharfrichters gewesen, die zugleich Verbrecher mit abthun müssen: sollte das nicht den Einfall des Dichters um eben so vieles richtiger, als beißender machen? Dieses aber kann ich wirklich zeigen; und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateinischen Dichters in dem Lakurnäischen Manuskripte, welches ich aus der obgedachten Abschrift des Sudius hier mittheilen will. Es ist auf einen Elenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte; und lautet so:

Moles tanta tibi pendet sub ventre, Siringi,
Ut te non dubitem dicere bicipitem.
Nam te si addictum mittat sententia campo,
Vespillo ignorat, quod secet ense caput.

Das Zeugniß ist klar und deutlich; und was wir daraus lernen, hat auch sonst seinen Nutzen, indem wir sonach zugleich die Ursache erfahren, warum die Vespillones in dem römischen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern schwerlich hätte begegnen können, und daher immer sehr fremd geschienen.

(8.)

Ueberhaupt fehlt es uns noch gar sehr an einer recht guten Ausgabe des Martials. Die vom Farnabius, und besonders so, wie sie Schrevel vermehrt hat, von 1656, ist noch immer die

beste Handausgabe, und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Kollesso, zum Gebrauche des Dauphin, 1680 besorgt hat.

Wenn man alles so ziemlich beysammen haben will, was über den Martial geschrieben worden, so muß man, außer der Ausgabe des Raderus, noch die Pariser von 1617 bey Mich. Sonnius in Folio, und die Skriverische von 1619 in Duodez, zu bekommen suchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verschiednen Gelehrten enthalten. Es ist nur Schade, daß wir das Beste, was in ihnen zerstreuet ist, nicht in einem vollständigern und beurtheilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, besitzen sollen; und daß kein Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuskripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer sehr nöthig ist.

Sollte sich noch ein fleißiger Mann finden, der sich dieser Mühe zu unterziehen Lust hätte: so zeige ich ihm hiermit an, daß die fürstliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handschriften vom Martial besitzet, wovon drey auf Pergamen sind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen sehr verloschen, ist von etwas beträchtlicherm Alter: denn die andern beide sind aus der ersten Helfte des funfzehnten Jahrhunderts, und scheinen entweder eine von der andern, oder beide von einer und der nehmlichen dritten abgeschrieben zu seyn; so sehr stimmen sie in allen Stücken überein. Das eine dieser gleichlautenden Exemplare ist deswegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita gehört hat, der es von seinem Freunde dem Aurispa geschenkt bekommen, wie am Ende desselben durch die Worte Antoni Panhormitæ liber: Aurispæ donum angezeigt wird. Zum Schlusse des andern steht: Scriptum Ferrariæ per manus Theoderici Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini nostri Jesu Christi 1446.

Ich kann aber, die Wahrheit zu sagen, von allen diesen drey Handschriften auf Pergamen, so wie auch von der vierten auf Papier nicht viel Rühmens machen. Sie haben fast durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerksamkeit verdienten, sind sehr dünne gesäet. Eine und die andere ist mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne

Bedenken in den Text aufnehmen würde. Z. E. in dem neun und dreyßigſten Epigramme des neunten Buchs; auf einen geſchickten Balanſirer, (Ventilator) welcher ein kleines rundes Schild in die Luft warf, und es jedesmal mit verſchiednen Theilen ſeines Körpers in der Balanſe wieder auffing. Von dieſem ſagt Martial, in allen gedruckten Ausgaben:

Summa licet velox, Agathine, pericula ludas,
Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
Nolentem ſequitur — — — — — — — —

Mir iſt von jeher das pericula ludas verdächtig vorgekommen. Denn pericula ludere mag nun heißen ſollen, ſo viel als cum periculo ludere, oder ſo viel als contemnere pericula, et perinde ludere parma, ac ſi nullum eſſet caſus periculum; wie es uns die allzugütigen Ausleger freyſtellen: ſo ſtreitet doch, das eine ſowohl als das andere, ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen eben ſo witzigen als dem Künſtler ſchmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunſt bey dem Spiele ſey, indem das Schild ihm wider Willen nachfolge, nolentem ſequitur, und ſonach mehr Kunſt dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu laſſen, als es zu fangen. Nun leſen drey von unſern Manuſkripten anſtatt pericula ludas, deutlich und klar pericula laudes: und ich bin völlig verſichert, daß dieſe Lesart die richtigere und wahre iſt. Ich verſtehe das pericula laudes nehmlich ſo, daß dergleichen Künſtler, wie ſie es noch thun, mündlich die äußerſte Schwierigkeit ihrer Kunſtſtücke anzupreiſen pflegten; und würde daher die ganze Stelle überſetzen: „Rühme nur, gewandter Agathin, wie viel Gefahr„niß bei deiner Kunſt ſey! Es ſteht ja doch nicht in deiner „Macht, das Schild fallen zu laſſen; es verfolgt dich wider „Willen, u. ſ. w.

Auch beſitzt die Bibliothek ein Exemplar der gruterſchen Ausgabe des Martials, zu welcher Salmaſius einiges an den Rand geſchrieben. Und ob Salmaſius ſchon ſelbſt das Beſte davon hin und wieder in ſeinen Werken, beſonders in den Exercit. Plin. angewendt hat, woraus es hernach Schrevel in ſeine Ausgabe übergetragen: ſo dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachleſe zu halten ſeyn.

liges Licht gesetzet worden. (*) Da nehmlich die Bildhauerey nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche sichtbar ist, ausdrücken soll: so kann sie von dem menschlichen Auge weit weniger nachahmen, als die Malerey. Der ganze Augapfel, auf welchem diese so vieles zu unterscheiden findet, ist für sie weiter nichts als eine ründliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Theil des Lebens für sie verloren gehen würde: so haben es schon sehr alte Meister gewagt, durch einen Schritt über die Grenzen ihrer Kunst, die Malerey hier wiederum einzuhohlen. Sie machten nehmlich den Augapfel entweder aus einem weißern, glänzendern Marmor, als die Bildsäule selbst war; oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche, welches die weiße Hornhaut vorstellte, in der Mitte aber ausgeschnitten war, um einen Stein zu fassen, der die Farbe der Iris nachahmte, und in dessen Mittelpunkte wiederum ein Edelstein befestiget war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildsäule, von welcher in unserm Epigramme die Rede ist, von solcher Beschaffenheit gewesen, und erinnere sich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Aerzten sehr oft gemacht wurde: und ich meyne, wir verstehen den Dichter nunmehr so, wie wir ihn verstehen sollen. Es war aber, was man den alten Aerzten, außer ihrer Unwissenheit und Vermessenheit sonst vorwarf, nichts geringeres als dieses, daß sie nicht immer reine Hände behielten, und aus den Häusern ihrer Kranken gern etwas mitgehen hießen. Dieses Schlages war jener Arzt in der äsopischen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an schlimmen Augen kuriret hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn, unter dem zweydeutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil sie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergestellet wären, mit welchen sie verschiedene Dinge in ihrem Hause nicht mehr sähe, die sie vor den Besuchen des Arztes doch zuverläßig darinn gesehen habe. (**) Dieses Schlages war jener Herodes, von welchem Martial erzehlet: (***)

(*) Winkelmanns Anmerkungen über s. Geschichte der Kunst. S. 81.
(**) Fab. 21. (***) Lib. IX. ep. 98.

Und hierauf, denke ich, konnte jeder auch schon voraus schwören, der noch so wenig von der Sache verstand.

Da man diese Nachtgeburthen des Skaligers der großen Pariser Ausgabe des Martials einverleibet hat, so habe ich lange in dem Wahne gestanden, daß sie allda weit vermehrter zu finden wären, als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß diese vermeynte Vermehrung eine bloße Nachläßigkeit desjenigen ist, der benannte Ausgabe des Martials besorget hat. Denn was sich darinn an griechischen Uebersetzungen mehr findet, als in dem Florilegio stehet, das gehöret nicht dem Skaliger, sondern dem Fr. Morellus, dessen Namen man zum Unterschiede ein jedesmal beyzufügen, nicht hätte unterlassen sollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgesetzten allgemeinen Verzeichnisse der genutzten und eingeschalteten Ausleger, genannt wird: in dem Werke selbst ist seiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio(*) schon manchen mag befremdet haben. Es hatte aber Morellus seine griechischen Uebersetzungen, noch vor dem Skaliger gemacht, und sie auf zwey einzeln Bogen in Quart, wie ich vermuthe um 1600, aus seiner eigenen Druckerey ausgehen lassen. Weil ich diese Bogen selbst, die eine große Seltenheit sind, vor mir habe, so will ich, weitern Irrthum zu verhindern, in der Note(**) alle die Epigrammen angeben, die sie enthalten, und die aus ihnen unter dem Namen des Skaligers in gedachte Ausgabe des Martials gekommen sind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Dousa, Emanuel Martinus, Menage und andere, martialische Epigrammen in das Griechische übersetzt.

(*) Bibl. Hisp. vet. l. c.

(**) Es sind folgende: Lib. Spect. (1.) (5.) (8.) Ep. Lib. I. (6.) 10. 17. 48. 111. (112.) 113. Lib. II. 3. 13. 15. 18. 19. 78. Lib. III. 10. 12. 21. 78. 88. Lib. IV. 9. 47. Lib. V. 41. 44. 54. Lib. VI. 48. 53. 87. Lib. VII. 42. 48. 56. 75. Lib. VIII. 1. 5. 19. 27. 29. 35. 49. 69. 74. Lib. IX. 11. 47. 63. Lib. X. 4. 43. 47. 54. Lib. XI. 18. 68. 69. 90. 104. Lib. XII. 10. 47. Lib. XIII. (59) (70) (78) Lib. XIV. 38. Die in Haken eingeschlossenen fehlen aber in der Ausgabe des Martials; weil es solche sind, die Skaliger gleichfalls übersetzt hatte, und man sich mit dessen Einer Uebersetzung begnügen wollte. Nur I. 112. und XIII. 76 fehlen dennoch auch, ob sie schon Skaliger nicht übersetzt hatte.

Πυργον ἀπο προγονων παρα γειτονι ναιε θαλασσῃ.

Wie kömmt es, daß man uns ſo gar nichts von dieſem Thurme ſagt? Ich kann nicht glauben, daß ſchlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit dieſem Thurme für eine Bewandtniß gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigſtens ſehr Unrecht gethan, ſeine Leſer für eben ſo gelehrt, als ſich ſelbſt zu halten. Denn wahrlich verſteht ſich die Sache nicht von ſelbſt. Hero war Prieſterinn der Venus zu Seſtos; der Tempel dieſer Göttinn, an welchem ſie ſtand, lag in der Stadt; in dieſem Tempel in der Stadt ward das Feſt gefeyert, bey dem ſie Leander zu erſt erblickte: wie nun, daß ſie gleichwohl nicht in dieſem Tempel in der Stadt, ſondern außer der Stadt, am Meere, in einem Thurme wohnte? Was war das für ein Thurm? und was waren ihre Verrichtungen in dieſem Thurme?

Ich bekenne, daß ich mir ſelbſt auf dieſe Fragen, über die, wie geſagt, in allem, was Noten über den Muſäus heißt, ein tiefes Stillſchweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe: bis ich endlich auf zwey Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erſcheinet Venus als die Beherrſcherinn des Meeres; in beiden wird eines Hauſes, und einer Stätte gedacht, welche der Göttinn an dem Ufer geheiliget waren. Allem Anſehen nach war alſo auch die Venus, die zu Seſtos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euplöa, oder was ſie ſonſt für einen Namen in jener Würde führte: und der Thurm, welchen ihre Prieſterinn bewohnte, war gleichſam eine zu jenem Tempel gehörige Kapelle, die außer der Stadt an dem Ufer, zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reiſenden, erbauet war.

Das erſte dieſer Epigrammen gehört einem Antipater, und lautet ſo:

Λιτος λιοι δομος ουτος, (ἐπει παρα κυμιατι πηγῳ
Ἰδρυμιαι, νοτερης δεσποτις ἡϊονος)
Αλλα φιλος· ποντῳ γαρ ἐπι πλατυ δειμιαινοντι
Χαιρω, και ναυταις εἰς ἐμε σωζομενοις.

Ἱλαοκευ την Κυπριν. ἐγω δε σοι ἡ ἐν ἐρωτι
Ουριος, ἡ χαροπῳ πνευσομιαι ἐν πελαγει.

„Gering iſt dieß mein Haus, mir, der ſchäumenden Wogen „Gebietherinn, hier am feuchten Ufer errichtet: und doch iſt es „mir lieb. Denn ich freue mich, wenn weit und breit das „Meer vor mir erſchrickt, und der Schiffer mir ſeine Rettung „danket. Verſöhnet Kypris! Ich bin es, die in der Liebe, ich „bin es, die auf der ſtürmenden See mit günſtigem Winde be„glücket.“ — Was Antipater δομος nennet, heißt bey dem Muſäus πυργος: und es iſt natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See ſehen, und vor Ueberſchwemmung geſichert ſeyn ſollen, die Höhe und Form eines Thurmes werde gehabt haben. So iſt es auf den Münzen und geſchnittenen Steinen, auf welchen die Geſchichte des Leanders abgebildet zu ſehen, auch wirklich ein Thurm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegen leuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeſchrieben wird, iſt noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Verrichtung erhellet, welche einer Prieſterinn der Venus in einem dergleichen Thurme obgelegen.

Κυπριδος ουτος ὁ χωρος, ἐπει φιλον ἐπλετο τηνᾳ
Ἀιεν ἀπ᾽ ἠπειρου λαμπρον ὁραν πελαγος,
Οφρα φιλου ναυτῃσι τελῃ πλοον, ἀμφι δε ποντος
Δειμαινῃ, λαμπρον δερκομενος ξοανον.

„Der Kypris iſt dieſe Stätte! Ihr gefällt, vom feſten Geſtade „immer auf ruhige glänzende Fluthen zu blicken; dem Schiffer „zur glücklichen Fahrt. Ihr ſtrahlendes Bild erſcheinet: die „Wogen erſchrecken und fallen.“ Aus den letzten Worten iſt ſicher zu ſchließen, daß, bey entſtehenden Stürmen, das Bildniß der Venus zu oberſt auf dem Thurme ausgeſtellet worden, um das tobende Meer durch Erblickung ſeiner Beherrſcherinn zu beſänftigen. Dieſe Ausſtellung war denn alſo das Geſchäfte der Prieſterinn: und ich irre mich ſehr, wenn nicht hieraus auch der ſtreitige Verſtand einer beſondern Stelle des Muſäus außer allem Zweifel geſetzt wird. Muſäus nehmlich nennet die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele ſteckte, ἐρωτος

ἀγαλμια:(*) und die Ausleger ſind äußerſt uneinig, wie dieſes ἀγαλμια hier zu überſetzen; ob durch ſimulacrum, oder ſignum, oder forma, oder indicium, oder ſolatium. Ich glaube aber, ἀγαλμια ſoll das ξοανον der Anyte ausdrücken; denn beides bedeutet eine Bildſäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgeſteckte Fackel, mit Anſpielung auf die Ausſtellung der wirklichen Bildſäule der Göttinn der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erſte Ueberſetzung, durch ſimulacrum, die richtigere; oder wenn man ja ſignum dafür brauchen wollte, ſo müßte es doch nur in dem Verſtande geſchehen, in welchem dieſes Wort, nicht für ein Zeichen überhaupt, ſondern für eine Art von ſimulacris genommen wird, und das Beywort lætabile, welches Kromayer dabey für nöthig erachtet, wäre eben ſo überflüſſig als falſch.

Auf welchen von ſolchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieſer Epigrammen eigentlich gehe, iſt nicht zu beſtimmen. Es gab deren an den Küſten von Griechenland und den Inſeln des ägeiſchen Meeres mehr als einen, wie aus verſchiedenen Stellen des Pauſanias zu erſehen.

(9.)

Nicht minder reich an dergleichen, ſonſt nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen iſt die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieſer Art, was für grundgelehrten und wunderſinnreichen Muthmaßungen kann ſie nicht auf einmal den Garaus ſpielen. z. E.

Wer war wohl der Glykon, deſſen in den bekannten Zeilen des Horaz,(**)

Non poſſis oculo quantum contendere Lynceus,
Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:
Nec, quia deſperes invicti membra Glyconis,
Nodoſa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Anſehen nach, ein berühmter Athlete zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt ſich von ihm, aus der Stelle ſelbſt, nicht: aber wie wenig iſt das für einen Ausleger, der Gelehrſamkeit zeigen ſoll! Heinſius erinnerte ſich, bey dem

(*) Ver. 8.

(**) Lib. I. Epiſt. I. v. 28.

Laertius geleſen zu haben, daß der peripatetiſche Philoſoph Lykon, das dritte Haupt dieſer Schule nach dem Ariſtoteles, ein vorzüglich guter Ringer geweſen ſey. Weil nun dieſer Lykon, wegen ſeiner ſüßen Beredſamkeit auch wohl Glykon genennet worden: ſo entſchied Heinſius, daß Horaz keinen andern, als ihn gemeynet habe. Es iſt ſonderbar, auf dieſe Weiſe einen Philoſophen, der zum Vergnügen und der Geſundheit wegen die Gymnaſtik übet, in einen Ringer von Profeſſion zu verwandeln. Und doch iſt dieſe Meynung des Heinſius noch lange ſo abentheuerlich nicht, als eine andere, welche Spence uns gern eingeredet hätte. Weil nehmlich der farneſiſche Herkules, eine der berühmteſten Bildſäulen, die aus dem Alterthume übrig geblieben, nach Ausſage der Aufſchrift, von einem Künſtler, Namens Glykon, gearbeitet worden: ſo urtheilte Spence, der ſo gern Anſpielungen auf Kunſtwerke in den alten Dichtern fand, daß eben dieſe Bildſäule ſchon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt geweſen, und daß ſie es ſey, welche der Dichter, unter dem Namen ihres Meiſters, wolle verſtanden wiſſen (*). Er machte alſo aus einem Ringer, einen Gott; aus einem Menſchen, einen Stein.

(*) The inſcription on the baſis of the Farneſe Hercules tells us, it was made by an artiſt called Glycon. As we now call it, the Farneſe Hercules, for diſtinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the ſame reaſon. Such diſtinctions were more neceſſary then, than now; becauſe they had a much greater number of ſtatues in Rome of old. If they did uſually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horace's time; he might very well call it, the Glycon, in verſe.

If this may be allowed to have been the caſe, the intent and true meaning of the paſſage from him, will be as follows. „You can never come to ſee ſharply as Lynceus; would you therefore ſuffer your eyes to get out? You can never acquire the ſtrength and firmneſs of Hercules; would you therefore ſuffer your body to run to ruin, and to be crippled with diſeaſes?“

I ſhould the rather take this to be the caſe, becauſe it ſeems more worthy of ſo good a writer, in two inſtances ſo cloſely united, to have taken them both from the antient mythology; than to take one from that, and the other from a (ſuppoſed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farneſe Hercules. For that figure repreſents him as having